

# Der Krösus von Philadelphia.

von

**Armand.**

1870.

Hannover.

Carl Rümpler.

ERSTES KAPITEL.

*Die Verschwörung. – Vertheidigungs-Maßregeln. – Das gräfliche Paar. – Der Ritt. – Die Verschwörungshäupter. – Das Decret. – Der Sturm.*

Schwer und drückend lag die Luft auf Sant Domingo, und an dem fast immer heitern, durchsichtig blauen Himmel über den Antillen zog drohendes Gewölk empor.

Auch in der Hafenstadt Port au Prince an der Westküste der Insel war trotz der Nähe des Meeres die Atmosphäre aller Bewegung beraubt, und in den heißen, sandigen Straßen mehrte sich die Gewitterschwüle von Stunde zu Stunde.

Die Sonne war in Dunst gehüllt, sie sah wie durch einen röthlich gelben Schleier zwischen den über einander aufgethürmten Wolken hervor, ihr Licht zitterte wie der glühende Widerschein eines Hochofens über die Erde, und die Ruhe, die Unbeweglichkeit in der Natur hatte etwas Unheimliches, etwas Aengstigendes.

Die Stimmung aber, die auf Land und Meer lag, schien mit der der Bevölkerung von Port au Prince in Einklang zu stehen; denn verödet waren die Straßen, die Plätze und das Werft, und die wenigen Menschen, die sich in ihnen zeigten, gingen stumm, finster und tief in Gedanken versunken dahin.

Namentlich waren es die Weißen, die nur einzeln und dann in scheuer Eile durch die Stadt schritten und deren ganzes Erscheinen es deutlich aussprach, daß sie ein drohendes Gewitter über ihrem Haupte fühlten.

Die Mulatten und die Neger schienen nicht so große Eile zu haben, unter Dach und Fach zu kommen, doch auch sie gingen schweigend und finstern Ausdrucks durch die Straßen, und man sah es ihnen an, daß ihre Ruhe einen nahenden Sturm verkünde. Auffallend aber war es, daß weder die Weißen noch die Farbigen nach dem drohenden Himmel schauten, daß weder die Einen noch die Andern dem zornig heraufziehenden Elemente ihre Aufmerksamkeit schenkten, sondern daß sie ihre unheilswangern Blicke auf einander selbst richteten, oder sie scheu von einander abwandten.

Augenscheinlich waren es die Weißen, welche den Farbigen aus dem Wege gingen, während in der Haltung der letztern mehr der Wunsch ausgesprochen lag, jenen zu begegnen. Kein Laut, kein Wort jedoch verrieth ihre Gedanken, ihre Gefühle, Alle schienen auf die nächste Zukunft zu warten, die Einen in sorgenvoller Bangigkeit, die Andern in verbissenem Verlangen.

Mit dem unheimlichen Schweigen, mit der drohenden Ruhe außerhalb der Häuser aber stand innerhalb derselben der Eifer, die Lebendigkeit der Unterhaltung ihrer Bewohner in grellem Contrast, und deren Beschäftigungen verriethen, was man befürchtete, worauf man wartete: allenthalben, in allen Häusern, in allen Hütten setzte man Waffen eiligst zum Gebrauch in Bereitschaft.

In der zweistöckigen Wohnung des Grafen Horace Louvencourt herrschte große Aufregung, große Thätigkeit; Schränke, Tische, Bänke, Kisten und Kasten waren in die Hausflur gebracht, um die Eingänge damit zu verammeln, bedeutende Wasservorräthe waren in den obern Räumen des Gebäudes aufgestellt, um etwaiger Feuergefahr damit zu begegnen, und eine große Zahl von Waffen vielerlei Art war in den Zimmern vertheilt.

Der Graf Horace Louvencourt war allenthalben zugegen, er leitete alle die Vorbereitungen zu einer Vertheidigung seiner Wohnung, und mit eigener Hand unterstützte er dabei die Arbeit seiner zahlreichen farbigen Dienerschaft.

Er war ein hoher, kräftig gebauter Mann von vierundzwanzig Jahren, schlank, von eleganten Körperformen und von vornehmer, gebieterischer Haltung. Sein Gesicht war bleich, seine feingeschnittene Adlernase gab seinen edlen männlichen Zügen einen kühnen entschlossenen Ausdruck und aus seinen großen schwarzen Augen leuchtete unbeugsamer Wille. Die über seiner freien Stirn sich aufthürmende Fülle seines glänzend schwarzen Lockenhaares würde ihm bei seiner bleichen Hautfarbe etwas Hartes, etwas Finsteres gegeben haben, wäre nicht der freundliche Zug um seinen Mund mildernd in seine Erscheinung getreten und hätte nicht zugleich das zuvorkommend Artige in seinem Benehmen auf Jedermann einen gefälligen, angenehmen Eindruck gemacht. Dennoch näherte er sich Niemanden mit Vertraulichkeit,

ebenso wenig, wie mit Herablassung, seine feine Höflichkeit hielt Jedermann in gewisser, augenscheinlich von ihm bemessener Entfernung, ohne daß man ihn deshalb hätte stolz oder hochmüthig nennen können; man blickte gern zu ihm auf, denn Achtung *mußten* ihm alle seine Mitbürger zollen. Er war gut, wohlthätig und streng rechtlich, war mild und nachsichtig gegen das Unrecht Anderer, er behandelte seine vielen Slaven mit Menschlichkeit, Fürsorge und Liebe, und ließ dem allgemeinen Wohl bei jeder Gelegenheit gern seine Kräfte zukommen. Dabei aber schützte er seine eigenen Rechte mit so unabänderlichem Willen, mit so unbeugsamer Festigkeit, daß es Niemand wagte, ihnen zu nahe zu treten, und Jedermann fürchtete sich davor, mit ihm in einen Streit zu gerathen; denn obgleich er niemals seinem Zorn die Zügel ließ, so zeigte sich dieser doch so drohend und gewaltig auf seiner adergeschwollenen Stirn, in seinem aufflammenden Auge, daß er allen Widerstand im Entstehen überwältigte, erstickte. Solch ein Aufwallen zog aber immer wie eine einzelne Gewitterwolke mit geräuschlosem Wetterleuchten schnell an ihm vorüber, seine Stirn glättete sich, sein Blick wurde ruhig und mild, und er ergriff nun jede Gelegenheit, um sich theilnehmend und hilfreich zu zeigen.

Louvencourts Gattin, die Gräfin Madelaine, hatte in ihrer Erscheinung viel Aehnliches mit ihrem Gemahl, sie

war, wie er, eine hohe elastische Gestalt von ungewöhnlich vornehmem Aeußeren und überraschender Schönheit. Ihr Haar war tief schwarz, von gleicher Farbe waren ihre großen, langbewimperten Augen, und ein milder liebevoller Zug umspielte ihren schönen, mit perlenweißen Zähnen geschmückten Mund. Die Farbe ihrer Haut aber war nicht die des durchsichtigen Alabasters; wie von dem duftigen Hauch tropischer Abenddämmerung überflogen, spielte Madelainens Teint in einen weichen Schattenton, in welchem die zarten Außenlinien ihrer reizenden Formen zu verschwimmen schienen. Leicht und mit ungezwungener Grazie trug sie ihren schlanken, biegsamen Körper, und doch lag in jeder ihrer Bewegungen etwas Bestimmtes, etwas ruhig Ernstes. Mit ihrem Aeußern stand aber ihre Seele in vollkommenstem Einklang: jede ihrer Regungen war schön und edel, mochte sie sich auch bei ihrer hohen leidenschaftlichen Empfänglichkeit für die Eindrücke, welche sie von der Außenwelt empfing, einem Gefühle übergroßen Glückes oder tiefen Schmerzes hingeben.

Madelaine war in Havanna geboren, wo ihr Vater, ein vornehmer Spanier, Don Juarez Iriarte, eine hohe Stelle im Staatsdienste bekleidete. Ihre Mutter, eine freie Mulattin von seltener Schönheit, war nur wenige Tage nach ihrer Geburt gestorben und hatte die Sorge für sie dem Vater noch mit den letzten Abschiedsworten dringend an das Herz gelegt. Don Iriarte erkannte alsbald das schöne, ungewöhnlich hellfarbige Quadronenkind öffentlich als das seinige an, überwachte mit großer Sorgfalt und

Liebe dessen Verpflegung in seinem eigenen Hause, ließ ihm die bestmögliche erste Erziehung angedeihen, und sandte dann die heranreifende Jungfrau zu seiner in Paris wohnenden Schwester, damit sie bei dieser ihre Ausbildung vollende.

Louvencourt hatte die schöne Madelaine vor nicht ganz zwei Jahren während eines Besuchs in Paris kennen gelernt, der Zauber ihrer geistigen und körperlichen Reize hatte ihn alle Vorurtheile gegen ihre Abkunft von einer farbigen Mutter vergessen lassen, sie war unter dem Segen der Kirche seine Gemahlin geworden, und als der glücklichste Gatte hatte er sie nach seiner Heimath, nach Sant Domingo, geführt.

Um die Schale seines Glücks aber noch mehr zu füllen, war er vor einem halben Jahre von Madelainen mit einer Tochter, einem reizend schönen weißen Kinde beschenkt worden, mit welcher Himmelsgabe ihm sein letzter Wunsch auf Erden erfüllt zu sein schien. In der That besaßen die glücklichen Eltern auch Alles, was sie sich wünschen konnten, denn angemessener Reichthum, hoher Rang, allgemeine Achtung und Ehre nannten sie ihr eigen, ihre gegenseitige Liebe gab ihnen den Himmel auf Erden, und die kleine Adelaide, wie sie ihre Tochter nannten, wurde ihnen ein Quell endloser Freude und Seligkeit.

Während an diesem gewitterschweren Nachmittage Louvencourt die Anstalten leitete, die augenscheinlich für eine Vertheidigung seines Hauses getroffen wurden, stand Madelaine in dem Salon des ersten Stockes an

dem vergoldeten Pfeilertisch zwischen den Fenstern und schaute, ihre schlanke Gestalt über denselben hingeneigt, bald seitwärts nach dem drohenden Gewölk hinaus, bald richtete sie ihre dunkeln Augen mit sorgenvollem Blick auf ihr Kind, welches auf rothsamtmnem, goldgesticktem Polster schlummernd vor ihr auf einem Sitz von Rohrgeflecht lag. Es ist Alles vorbereitet, meine engelsüße Madelaine, und wir können jeder Gewalt Trotz bieten, sagte Louvencourt mit beruhigendem Tone, indem er in das Zimmer trat und sich liebevoll seiner Gattin näherte.

Mag Gott verhüten, daß es nöthig wird, entgegnete diese, sich aufrichtend, und hielt ihre Hand dem geliebten Manne entgegen, der sie zärtlich ergriff und seinen Arm liebkosend um die theure Frau schlang.

Ich will nun schnell auf die Plantage reiten, fuhr er fort, und meinen Bruder und alle Slaven von dort hierherholen; sie werden sämmtlich Blut und Leben für uns einsetzen.

Ach, bleibe hier, Horace, gehe nicht von mir! Sieh unsern kleinen Engel, unsre Adelaide, an – ich möchte nicht stark genug sein, sie zu vertheidigen, bat Madelaine mit einem ängstlichen Blick auf das Kind, und hob dann ihre Augen flehend zu ihrem Gatten auf.

O, Sorge nicht, liebes Weib, noch ist Alles ruhig in der Stadt und vor einbrechender Nacht wird man Nichts unternehmen; die böse That scheut das Licht! sagte Louvencourt tröstend.

Aber wenn es nun doch geschähe und Du wärest nicht bei uns!



Sei ruhig, Geliebte, ich bin bald wieder hier; ich glaube überhaupt noch nicht an einen Aufstand.

So sende einen Boten an Deinen Bruder, dieser mag unsere Leute hierher führen, fuhr Madelaine dringend fort.

Ich muß selbst zu ihnen reden, sie sollen nicht auf Befehl zu meinem Schutze kommen, ihr freier Wille, ihr Herz soll sie hierherführen, oder sie mögen gehen, wohin sie wollen; ich werde Jedem seine Freiheit anbieten. Unser treuer Lazare bleibt ja hier, unter seinem Schutze bist Du sicher. Laß mich eilen, Herzensweib, damit ich bald wieder bei Dir sein kann, entgegnete Louvencourt, schloß die Gattin noch einmal in seine Arme und eilte dann schnell aus dem Zimmer. Im Hof stand ein Pferd für ihn gesattelt, er schwang sich auf dessen Rücken und wollte davon reiten, als er Madelainen in einem Fenster erblickte, wie sie ihm den Liebling, sein Kind, aus ihren Armen entgegenhielt.

Bald, bald bin ich wieder bei Dir, rief er zu ihr hinauf, und sprengte nun im Galopp davon.

Louvencourt – wohin mag er reiten wollen? sagte ein kolossaler Neger, Namens Buckmann, zu einem Mulatten, mit welchem er an einer Straßenecke stand, als der Graf vorüberjagte.

Auf seine Plantage wahrscheinlich, antwortete der Mulatte, dessen Name Vincent Ogé war, er wird wohl seinen

Slaven nicht trauen; es befinden sich viele Mulatten unter ihnen, die es wohl wissen werden, daß die Nationalversammlung in Paris uns mit den Weißen auf gleiche Stufe gestellt hat.

Und daß dieselbe uns Schwarze dabei vergaß, werden die schwarzen Slaven des Herrn Louvencourt wohl auch wissen, eben so gut, wie sie es fühlen werden, daß auch sie keine Affen sind, fiel der Neger hämisch ein und setzte nach einer kurzen Pause mit einem grimmigen Blick noch hinzu:

Wir schreiben jetzt 1791 nach Christi Geburt, und ich sollte denken, man hätte in Paris die Naturgeschichte des Menschen hinreichend studirt, um den Unterschied zwischen ihm und dem Affen auszufinden.

Vergessen hat Euch wohl die Nationalversammlung in Paris nicht, nahm der Mulatte wieder das Wort, unter uns Deputirten aber, die wir von hier nach Paris gesandt wurden, um den Menschenrechten der Farbigen auf St. Domingo Geltung zu verschaffen, befand sich kein Schwarzer; wir waren sämmtlich Mulatten, und da hat die Nationalversammlung an keinen Unterschied zwischen uns gedacht; unter dem Namen »Farbige« verstand sie Alle, in deren Adern schwarzes Blut fließt.

Und Ihr Herren Mulatten nahmet Euch auch weislich in Acht, unserer nicht ins Besondere zu erwähnen, weil Ihr selbst hier unsre Herren bleiben wolltet, versetzte Buckmann giftig. Jetzt, da Ihr allein zu schwach gegen die Weißen seid, um Euch neben ihnen in den hiesigen Kolonialversammlungen Sitz und Stimme zu verschaffen,

jetzt ruft Ihr uns zu Hülfe und nennt uns Brüder, damit wir unsre Haut für Euch zu Markte tragen. Aber, verdammt, wenn wir nicht auch Eure Brüder bleiben und den Sieg mit Euch theilen wollen; unser Stammbaum dattirt ebenso gut von dem schwarzen Adam her, wie der Eurige!

Bei diesen, zwischen den Zähnen verbissenen Worten richtete sich der Neger-Herkules zu seiner vollen Größe in die Höhe und sah mit boshaft aufflammendem Blick auf den Mulatten nieder.

Wir haben Euch keine Rechte vorenthalten wollen, erwiderte Ogé verächtlich, ob aber die Mulatten oder die Neger begründetere Ansprüche auf Gleichstellung mit den Weißen hatten, ist doch wohl nicht zweifelhaft. Waren wir es nicht, die der Nationalversammlung in Paris sechs Millionen Franken auf den Tisch legten, und den fünften Theil unsrer hiesigen Besitzungen als Hypothek für die Nationalschuld anboten, um uns dafür unsre Rechte als Menschen zu geben, was konntet Ihr wohl anbieten?

Anbieten? rief der Neger mit wüthender Stimme, muß man Menschenrechte erkaufen, oder werden sie uns bei der Geburt gegeben? Wenn Ihr bessere Ansprüche darauf habt, als wir, ei, so macht sie doch geltend, ohne uns zu Hilfe zu rufen!

Seid ruhig, Buckmann, nicht für uns, für unsre gemeinschaftlichen Rechte wollen wir gemeinschaftlich fechten, nur dürft Ihr nicht, wie Ihr schon oft gethan habt, von Gütergemeinschaft reden; wollt Ihr reich werden, wie wir es

sind, so müßt Ihr dafür arbeiten, wie wir es gethan haben, die Erlaubniß dazu sollt Ihr Euch jetzt erkämpfen.

Und die Schätze der Weißen wollt Ihr wohl erben? sagte der Neger höhnisch, irrt Euch nicht, Herr Mulatte, der Stärkste bekommt das größte Stück.

Dabei schlug der Neger auf seinen Riesenarm und lachte laut auf.

Ich werde sie Euch wahrlich nicht streitig machen, versetzte Oge mit Geringschätzung und spielte mit dem Löwenorden, den er auf seiner Deputationsreise nach Paris von dem Prinzen von Limburg erkaufte hatte.

Der Neger sah ihn spöttisch lachend an, und sagte:

Ihr seid ein ganzer Mann, Ogé, Ihr seht ordentlich vornehm aus, wenn Ihr nur die fatale platte Nase und das ungeheure Maul nicht hättet, auch die langen Arme und die krummen Schienbeine sind unangenehm, sie erinnern an den Orangutang, und wenn Ihr zehn solcher Orden an Euch hängen hättet!

Dann nahm Buckmann aber plötzlich einen finstern, gehässigen Ausdruck an, und sagte:

Um keine Pfeife Taback seid Ihr besser, als ich – Ihr seid noch nicht einmal ein Neger – Ihr seid ein Bastard!

Buckmann, Buckmann, ist das die Einigkeit, mit welcher wir gegen unsre Unterdrücker zu Felde ziehen wollen? Ich bin nichts mehr und will nichts mehr sein, als Ihr, nun laßt Eure Bosheit ruhen und macht einen Rundgang bei Euren Freunden, um zu sehen, ob sie schlagfertig sind.

Schlagfertig? Bei Gott, wenn Buckmann ruft, so zerfleischt das schwarze Kind die Brust seiner eignen Mutter. An uns wird es nicht fehlen, wenn Ihr Mulatten nur nicht den feigen Schurken spielt, und uns für Euch die Kastanien aus dem Feuer holen lassen wollt!

Nein, Buckmann, verlaßt Euch auf uns; wir werden als Eure Brüder mit Euch siegen! Seht nur, der Himmel selbst scheint sich zu rüsten, um seine Blitze auf die Weißen zu schleudern; auf Wiedersehen, wenn die Sturmglocke ruft! sagte der Mulatte, und verließ den Neger mit eiligen Schritten.

Vincent Ogé war der Sohn eines sehr wohlhabenden weißen Fleischers und einer Negerin in Port au Prince. Er hatte eine gute Erziehung erhalten, und von Jugend auf war das Streben in ihm rege gewesen, sich mit den weißen Menschen auf gleiche Stufe zu stellen. Seine Verhältnisse hatten ihn dabei unterstützt, namentlich, als er nach seines Vaters Tod in den Besitz von dessen Vermögen kam, konnte er jenem Streben ungebundener folgen. Er kaufte bei Dondon eine schöne Zuckerplantage mit einigen zwanzig Slaven, richtete dort seinen Haushalt ganz nach der Art der Weißen ein, hielt Equipage und Reitpferde, versah seine Bedienten mit reicher Livree und kleidete sich selbst nach der neusten, vornehmsten Mode.

Dennoch war und blieb er der verachtete Farbige, der nirgends in der Gesellschaft der Weißen erscheinen konnte, der bei keiner öffentlichen Berathung im Interesse des

Landes Zutritt hatte, und dessen Stimme dem Weißen gegenüber vor de, Gesetze nichts galt. Das Ziel, seiner Person Ansehen und Bedeutung zu verschaffen, ließ er aber dennoch nicht aus den Augen, und in Verfolgung desselben schiffte er sich nach Frankreich ein.

Außerordentlich viele farbige Plantagenbesitzer aus dem Theile von St. Domingo, welches Frankreich gehörte, lebten dort, weil daselbst ihre vollen Menschenrechte anerkannt wurden und weil sie mit ihren ungeheuren Einkünften eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnahmen.

An diese Leute wandte sich Ogé, und erhielt von einer großen Zahl derselben die Agentur für ihre Angelegenheiten auf St. Domingo, wodurch er bei seiner Rückkehr seine eigenen Einkünfte sehr vermehrte und einflußreich in viele Beziehungen mit den Weißen trat.

Als aber bald darauf die Stimmen der Revolution aus Frankreich nach St. Domingo herüberhallten, und hier der Ruf Freiheit und Gleichheit ertönte, da wurde auch die farbige Bevölkerung der Kolonie von Begeisterung ergriffen, und laut und dringend verlangte sie gleiche Rechte mit den Weißen.

Es waren namentlich die Mulatten, welche unter Ogé's Leitung heftig auftraten und welche unter dessen Führung eine Deputation von sechszehn Männern aus ihrer Mitte wählten und nach Paris sandten, um die dortige Nationalversammlung um Sicherung ihrer Rechte anzufragen.

Diese versprach ihnen auch Hülfe und sandte unterm 8. März 1790 ein Decret an die Regierung in St. Domingo, worin sie derselben befahl Kolonialversammlungen zu berufen und durch sie die Wünsche der Kolonie auszusprechen, welche dann von der Nationalversammlung in Paris geprüft und dem Könige zur Annahme und Bestätigung vorgelegt werden sollten.

Die Kolonialversammlung in St. Domingo wurde berufen, sie ward aus zweihundert und dreizehn weißen Kolonisten zusammengesetzt, und ihr erster Beschluß bestand in der Erklärung, daß alle weißen Einwohner der Kolonie lieber sterben würden, als daß sie ihre politischen Rechte mit einem entarteten Bastardgeschlechte, mit den farbigen Bewohnern derselben, theilen sollten.

Die Entrüstung, die Wuth der Mulatten über die ihnen angethane Schmach kannte keine Grenzen, sie schnaubten Vergeltung und Rache, und schwuren allen Weißen Tod und Verderben. So gern sie aber ihren Worten auch durch die That Ausdruck gegeben hätten, so fühlten sie sich doch zu schwach, zu ohnmächtig gegen die weißen Kolonisten, die ihnen schon an Zahl überlegen waren, namentlich aber auch durch die anwesenden französischen Truppen und durch die französische Marine geschützt wurden.

Ende Juli 1792 aber langte ein von der Nationalversammlung in Paris gegebenes Decret in St. Domingo an,

in welchem verfügt wurde, daß die Farbigen aller Gattung, wenn sie von freien Eltern geboren wären, in Zukunft Sitz und Stimme in den Kolonialversammlungen erhalten könnten.

Hiernach waren nun ausdrücklich auch alle frei geborenen Schwarzen auf St. Domingo den Weißen gleichgestellt, und die Mulatten säumten nun nicht länger, ihre schwarzen Brüder, auf die sie selbst mit Verachtung und Geringschätzung niederblickten, mit in ihren Bund zu ziehen, um sich mit Gewalt die ihnen von den Weißen vorenthaltenen Rechte zu verschaffen.

Sie hielten heimliche Zusammenkünfte mit ihnen, sie versorgten sie im Stillen mit Waffen, und bestimmten, an dem 21. August sich gegen die weiße Bevölkerung zu erheben, und blutige Rache an ihr zu nehmen, denn dieselbe war so weit davon entfernt, dem Decret der Nationalversammlung Folge zu leisten und den Farbigen irgend welche politische Rechte einzuräumen, daß sie in einer Versammlung, welche sie in Gros Morne dieserhalb abhielt, folgendes Edikt erließ und nach Paris an die Nationalversammlung absandte:

»In Betracht, daß, da der Beschluß vom 15. Mai als Eingriff in das Decret vom 8. März des vorigen Jahres anzusehen ist, eine solche Maßregel sich als ein Nationalmeineid und als ein neues, den früheren Vergehungen sich anreihendes Verbrechen darstellt;

»In Betracht, daß die so schändlich gemißbrauchte Kolonie den Verhandlungen einer Versammlung, die sich so



weit herabwürdigt, die Uebertreterin ihrer eignen decretirten Gesetze zu werden, kein Zutrauen mehr schenken kann;

»In Betracht, daß ein solches unerhörtes Verfahren voraussetzen läßt, daß fortan keine politischen Zügel, keine Scheu sie in ihren ferneren verbrecherischen Schritten aufhalten werden, und daß die Kolonien von den ferneren Beschlüssen einer Versammlung, deren Fortdauer selbst nur auf den Umsturz jeder möglichen Ordnung berechnet zu sein scheint alles zu befürchten haben;

»In Betracht, daß die Kolonie sich dem ehemaligen Frankreich, aber nicht Frankreich wie es gegenwärtig ist, untergeben hat, und daß, da die Bedingungen des Vertrags sich geändert haben, auch der Vertrag selbst aufgehoben ist;

»In Betracht, daß alle constitutionellen Grundsätze der französischen Regierung für die, der Constitution der Kolonie angemessenen, zerstörend sind, welche Letztere durch die Erklärung, welche die Nationalversammlung von den Menschenrechten giebt, in ihren Grundsätzen erschüttert wird;

»In Betracht endlich; daß die Constitution der Kolonie nur durch die Vereinigung aller Kolonisten und durch ihren thätigen Widerstand gegen den Feind ihrer Ruhe aufrecht erhalten werden kann;

»Erklären die hier versammelten Einwohner von Neuem, ihrem früheren Beschluß vom 30. Januar getreu zu

bleiben, verwahren sich gegen Alles was von der Nationalversammlung für oder wider die Kolonien und namentlich wider St. Domingo beschlossen worden ist, und in der Folge noch beschlossen werden könnte;

»Verwahren sich gegen den Beschluß vom 15. Mai und gegen die Zulassung von Kommissären, welche die Nationalversammlung nach den Kolonien zu senden beschlossen hat;

»Sie schwören bei ihrer Ehre, in Gegenwart des Herrn der Heerschaaren, welchen sie auf ihren Knien in seinem Heiligthume anrufen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und eher unter den Trümmern ihres Eigenthums umzukommen, als dergleichen Eingriffe in ihre Rechte, auf denen die politische Aufrechthaltung der Kolonie beruht, zuzulassen;

»Befehlen denjenigen, welche sich für ihre Desputirten bei der Nationalversammlung ausgeben, sich aus derselben zu entfernen, laden alle in Frankreich befindlichen Kolonisten ein, in die Kolonie zurückzukehren, um ihre Rechte zu unterstützen und zu vertheidigen, und an dem wichtigen Entwurfe von Gesetzen mit zu arbeiten, nach denen die von Frankreich unabhängige Niederlassung in Zukunft regiert werden soll.«

Während Ogé von seinem schwarzen Verbündeten Buckmann Abschied nahm, verfolgte Louvencourt in fliegender Eile den Weg nach seiner, eine Stunde von Port au Prince entfernt gelegenen Plantage.

Die Luft war zum Ersticken heiß, das Gewölk hatte die Sonne verhüllt, es senkte sich immer schwärzer, immer

tiefer zu der Erde herab, und ein dumpfes fernes Donnerrollen begann die unheimliche Stille zu unterbrechen. Die starre Regungslosigkeit in der Natur hatte aufgehört, die Wolken bewegten sich, sie wälzten sich schwerfällig übereinander hin und ein glühender Luftzug wehte von Westen her über das Land.

Louvencourt trieb sein Pferd zu größerer Eile an, um die Plantage noch vor Ausbruch des Sturmes der mit dem finstern Gewölk so drohend ihm entgegen zog zu erreichen. Da flammte es plötzlich um den ganzen Himmel wie in tausend Blitzen aus den schwarzen Wolken hervor, rundum krachte und dröhnte der Donner und schien die Erde in ihrem Grunde zu erschüttern, und ein sauser Wirbelwind trieb den Staub über die Felder daher und thürmte ihn wie eine fliegend wandelnde Riesensäule zum Himmel auf.

Louvencourts Pferd schreckte zurück und bäumte sich hoch, er aber stach ihm die scharfen Sporen in die Seiten, hielt es mit eiserner Faust im Zügel dem Unwetter entgegen, und trieb es mit Gewalt auf der Straße dahin, so daß der von Minute zu Minute sich mehr entfesselnde Sturm ihn aus dem Sattel zu reißen drohte.

Blitz auf Blitz zuckte es um ihn her, Schlag auf Schlag fiel der Donner um ihn nieder und rollte dröhnend an den Gebirgen hin, und wie einbrechende Nacht legte es sich über die Erde, doch fort stürmte Louvencourt in unaufhaltsamem Lauf; denn ehe der Tag sich neigte, mußte er wieder bei Frau und Kind sein. Kaum reichten die Kräfte seines schaumbedeckten, athemlosen Rosses hin,

ihn die letzte Höhe hinan bis zu den Wohngebäuden seiner Plantage zu tragen, wo ihm sein Bruder mit einem lauten »Gottlob« entgegen eilte und seine Slaven mit ängstlicher Hast wie Schutz bei ihm suchend, sich um ihn scharten. Aller Blicke waren freudig auf ihn gerichtet und Jeder wollte der Erste sein, ihn zu begrüßen, zu bewillkommen.

Louvencourt erwiderte die Grüße mit Herzlichkeit, und eilte dann mit seinem Bruder in das Herrengebäude, während die Slaven sich an dessen Eingang, wo sie Schutz vor dem immer noch zunehmenden Sturme hatten, zusammendrängten.

ZWEITES KAPITEL.

*Die Brüder. – Die treuen Slaven. – Der Eilmarsch. – Das Erdbeben. – Die Sturmglocken. – Die Aufrührer. – Mord. – Der Kampf. – Die Standarte. – Das Militär. – Der Sieg. – Todesfälle. – Die Gefangenen.*

Aber, Horace, was führt Dich in diesem furchtbaren Wetter hierher? Gottlob, daß Du unter Dach und Fach bist! sagte Remi Louvencourt, der Bruder des Grafen, zu diesem, indem er seinen Arm zärtlich um ihn schlang und mit ihm in den Salon eintrat.

Ein schwererer Sturm, als der der Elemente, bedroht uns in der Stadt, die Mulatten haben die Neger aufgewiegelt und sich mit ihnen gegen uns Weiße verschworen; in dieser Nacht schon wollen sie losbrechen und ein Blutbad unter der weißen Bevölkerung anrichten. Es ist ein öffentliches Geheimniß, wir aber sind zu wenig darauf vorbereitet, um ihnen zuvorzukommen und den Aufstand zu unterdrücken. Ein Jeder von uns beeilt sich nur, seinen eignen Herd zu schützen, sein Haus zu befestigen und seine Waffen in Bereitschaft zu halten, um sein und der Seinigen Leben zu vertheidigen. Ich fürchte, ich fürchte!

O Gott, Horace, Du erschreckst mich! sagte Remi erbleichend, warum hast Du nicht Deine Frau und Dein Kind mit Dir hierher gebracht? Hier würden sie doch sicherer sein, als in der Stadt, denn Deine Leute hier setzen jederzeit ihr Leben für Euch ein.

Darum komme ich her, entgegnete Louvencourt rasch, nimmermehr werde ich vor jenem Gesindel aus der Stadt fliehen, mag es jeder Andere thun. Ich bedarf aber der Hülfe, um mich in meinem großen Hause zu vertheidigen, und diese Hülfe können mir meine Slaven geben.

Sie sollen sofort aufbrechen, ich will sie bewaffnen und will sie selbst nach der Stadt führen, rief Remi begeistert, und wollte sich entfernen, der Graf aber hielt ihn zurück und sagte:

Nicht so, Remi, ein Befehl soll nicht an sie ergehen, wer von ihnen mir nicht aus eignem freiem Willen zu Hülfe eilt, der mag zurückbleiben. Ich will mit ihnen reden, eile Du, Waffen für sie in Bereitschaft zu bringen; wir haben keine Minute zu verlieren, antwortete Louvencourt und schritt nach der Thür des Hauses, während sein Bruder in demselben davonsprang.

Mit Freudenrufen wurde der Graf bei seinem Heraustreten aus dem Hause von seinen Slaven empfangen, die, Männer, Weiber und Kinder, mehrere Hundert an der Zahl dort versammelt standen und auf sein Wiedererscheinen gewartet hatten.

Er begrüßte sie freundlich nach allen Seiten hin und rief dann mit lauter Stimme, die den über das Haus hinziehenden Sturm übertönte:

Ihr Männer, tretet zu mir heran, ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen!

Dabei winkte er den Frauen und Kindern, zurückzutreten und Jenen Platz zu machen. Seinem Wink wurde schnell Folge geleistet, die Männer sammelten sich

um ihn, und ernst und feierlich fuhr er fort: Schon oft habe ich Euch gesagt, daß Ihr freiwillig meine Diener wäret, daß ich kein Recht beanspruche, Euch als Sclaven zu besitzen; ich habe es Euch freigestellt, mich zu verlassen und Eure Dienste anderswo zu Eurem eigenen Vortheil zu verwerthen. Aus freiem Willen nur seid Ihr stillschweigend bei mir geblieben und ich habe Eure Anhänglichkeit durch Liebe und Sorge für Euch zu lohnen gesucht. Jetzt aber ist der Augenblick gekommen, wo Ihr Euch bestimmt darüber erklären müßt, ob Ihr meine Diener bleiben und unter allen Verhältnissen treulich bei mir halten wollet, oder ob Ihr es vorziehet, eine andere Heimath zu wählen und Eure eigenen Herren zu sein. Wahrscheinlich seid Ihr schon davon unterrichtet, daß Eure Brüder, die freien Mulatten und Neger sich gegen uns Weiße verschworen haben, um uns zu vernichten und die Herrschaft auf St. Domingo an sich zu reißen. In großer Zahl sind sie in Port au Prince versammelt und bereit, schon in dieser Nacht ihr blutiges Werk zu beginnen. Meine Frau und mein Kind habe ich dort zurückgelassen und bin hierher geeilt, um diejenigen unter Euch zu ihrem Beistand zu ihnen zu führen, die freiwillig Blut und Leben für sie einsetzen wollen. Ich fordere es von Keinem von Euch, ich wiederhole es hiermit, daß ich einem Jeden von Euch seine Freiheit gebe, der sie zu haben wünscht, doch verlange ich, daß er jetzt, in diesem Augenblick sich von mir lossage. Wer unter Euch will frei sein? – er trete vor!

Bei diesen Worten winkte Louvencourt und ließ seinen fragenden Blick über die Menge hingleiten; aber nur das Brausen des Sturmes beantwortete seine Frage, die Sklaven alle schwiegen und streckten bittend ihrem Herrn ihre Hände entgegen.

Nein, nein, es sind Unzufriedene unter Euch, die nach Unabhängigkeit verlangt haben, ich weiß es. Ich bitte Euch, tretet vor, ich werde Euch zu Eurer Selbständigkeit nach besten Kräften verhelfen, rief Louvencourt wieder mit freundlicher, wohlmeinender Betonung, doch die Sklaven drängten sich noch dichter zu ihm heran und riefen:

Wir wollen nicht frei sein, Du guter, guter Herr!

Nicht einer also? antwortete der Graf innig ergriffen. Wohlan denn, so nehmt von Neuem mein Versprechen, daß ich Euer Vater, Euer Freund bleiben will, und daß ich vor Gericht Euch Allen Eure Freiheit geben werde. Jetzt aber ist kein Augenblick zu verlieren, bewaffnet Euch, Ihr Männer, und macht Euch bereit, mir nach der Stadt zu folgen!

Es lebe Louvencourt, unser Herr! schrieen die Sklaven in stürmischer Begeisterung, schwenkten ihre Hüte über sich und rannten davon, um sich zum Kampf für ihre Herrschaft zu rüsten.

Nur kurze Zeit blieb der Platz vor dem Wohngebäude leer, dann begannen die treuen Diener, mit Musketen, Flinten, Aexten, Brecheisen, Beilen, Messern und schweren Stöcken bewaffnet, sich auf demselben zu versammeln, und bald war die kampfbereite Schaar bis auf



weit über hundert Köpfe angewachsen. Auch Frauen und Mädchen hatten sich bewaffnet unter den Männern eingefunden und ließen sich durch keine Vorstellungen, keine Einwendungen gegen ihr Mitziehen zurückweisen.

Es lebe Louvencourt! schrieen Alle wieder wie aus *einer* Kehle, als dieser zu ihnen aus dem Hause trat, und hoben mit muthiger Geberde ihre Waffen empor, um ihm zu zeigen, daß sie bereit seien, ihm gegen seine Feinde zu folgen.

So laßt uns aufbrechen, Freunde! rief er ihnen mit dringendem Tone zu, schwang sich in den Sattel und ritt nun mit seinem Bruder Remi, der gleichfalls ein Pferd bestiegen hatte, von der Plantage der Hauptstraße zu, während die buntfarbige Menge der Slaven ihnen mit hastigen Schritten folgte.

Kaum hatten sie den durch die Gebäude geschützten Hof verlassen, als der Sturm sie mit seiner ganzen Gewalt von der Seite faßte und sie niederzuwerfen drohte. Louvencourt und sein Bruder mußten von ihren Rossen steigen, weil sie nicht im Stande waren, sich in ihren Sätteln zu halten, und nur mit größter Anstrengung kämpfte die Schaar vorwärts, um die Landstraße zu erreichen, wo sie auf ihrem Wege nach der Stadt dem Winde den Rücken kehren würden.

Dabei drohten die seitwärts stehenden himmelhohen Kokospalmen jeden Augenblick, sich auf sie niederzustürzen, und deren ungeheure Früchte flogen, vom Sturm losgerissen, wie Kanonenkugeln in ihre Reihen, während die Orangen, Citronen und Granatfrüchte zu Tausenden

von den Bäumen auf sie niederfielen und deren davonfliegende Blüten wie ein buntes Schneegestöber sie umhüllten.

Endlich war die Straße erreicht und der Sturm traf die Wanderer nun mit solcher Wuth von hinten, daß sie, gegen denselben zurückgelehnt, im Laufschrift unaufhaltsam vorwärts getrieben wurden. Hügel auf Hügel niederstoben sie mit ihm dahin, so daß bald die Stärkeren die Schwächeren unterstützen mußten, um sie aufrecht zu erhalten. Links und rechts von der Straße stürzten die ältesten, bis in die Wolken reichenden Bäume krachend zur Erde nieder und kehrten ihre Riesenwurzeln empor; das hohe Zuckerrohr lag auf den unabsehbaren Feldern wie gefegt platt auf dem Boden, die riesigen Cactuspflanzen, aus denen die Einzäunungen um dieselben bestanden, waren in verworrene Haufen zusammengeweht, und hier und dort hob sich das Dach eines Hauses, einer Hütte am Wege in die Höhe und wurde von dem Winde weithin davongetragen.

Dabei hatte sich das Düster des Abends über die Gegend gelegt, furchtbar dröhnend tobte der Donner ununterbrochen um den ganzen Horizont und der wolken schwere Himmel schien in glühenden Blitzen zu athmen.

Da plötzlich aber ertönte in der Tiefe der Erde unter den Füßen der dahineilenden Schaar ein rollendes Getöse wie das Brausen und Krachen der Brandung des Meeres, ein Stoß von unten nach oben brachte Louvencourt und seine Begleiter aus dem Gleichgewicht, ein zweiter Stoß der Erde von rechts nach links warf sie sämtlich

auf den Boden nieder, und als sie sich entsetzt und mit dem Angstrufe »ein Erdbeben!« wieder emporrafften, sahen sie in kurzer Entfernung vor sich eine weite, gähnende Schlucht in dem Erdboden, die sich über die Straße hinzog und ihnen den Weg nach der Stadt abschnitt.

Bleich und bebend standen die Neger und drängten sich gegen den Sturm zusammen, von dem Schreckensplatz, wo sich die Erde ausgethan hatte, zurück, doch Louvencourt kämpfte, ohne sich zu besinnen, über den nächsten Hügel längs des Risses davon, um möglicherweise dessen Ende zu erspähen. Bald auch brachte er die Nachricht, daß man die Spalte umgehen könne, und führte nun die entsetzten Slaven auf weitem Umwege bei derselben vorüber und wieder auf die Straße zurück. Athemlos und erschöpft richteten sie nun abermals ihren Marsch der Stadt zu, die jetzt, von dem Golf begrenzt, zu ihren Füßen ausgebreitet vor ihnen lag und in dem Duster des Abends aus den hochschäumenden weißen Wogen des Meeres aufzutauchen schien. O Gott, meine arme, arme Frau, in welch' schrecklicher Angst mag sie sein! sagte Louvencourt im Vorwärtsschreiten zu seinem Bruder; das entsetzliche Erwarten des Aufstandes mordlustiger, menschlicher Ungeheuer, meine Abwesenheit in diesem gräßlichen Sturme, und nun noch die Erdstöße – ach, ihre Lage muß entsetzlich sein!

Wo ist denn der General-Commandant Caradeux mit seinen Truppen? fragte Remi.

In Leogane; er hat die Räuberbanden der Schwarzen am Artiboniteflusse angegriffen und zersprengt. Ich sandte heute früh einen Eilboten an ihn ab und meldete ihm die Gefahr, in der Port au Prince sich befindet. Er kann möglicherweise noch zeitig in der Stadt eintreffen, um großes Unglück zu verhindern, antwortete Louvencourt.

Wenn wir nur noch vor Ausbruch des Aufstandes eintreffen, versetzte Remi mit banger Stimme.

O, sicher; sie werden die Nacht abwarten, wenn Alles zur Ruhe gegangen ist, um die Bestürzung, die Unordnung unter den Weißen zu vermehren. Noch ist Nichts geschehen, denn sonst hörte man die Glocken läuten, fiel der Graf ein, als in demselben Augenblick ein dumpfer Glockenton durch den Sturm zu ihren Ohren herüberdrang, sogleich aber von demselben wieder verweht wurde.

Sie stürmen! schrie Louvencourt, von wildem Entsetzen ergriffen, und wandte sich dann mit dem Rufe »Vorwärts, sie stürmen!« nach den Slaven um, wobei er ihnen winkte und selbst seine Schritte verdoppelte.

Je näher sie der Stadt kamen, um so öfter und um so deutlicher erreichte sie der zur Eile mahnende Glockenton, bis er ununterbrochen zu ihnen herüberwogte und auch bald darauf das dumpfe Gebrüll menschlicher Stimmen und dazwischen einzelne Schüsse hörbar wurden.

Vorwärts! schrie Louvencourt jetzt wieder seiner Schaar zu und stürmte nun, den gezogenen Degen in der Hand, in vollem Laufe ihr voran in die Außentheile der Stadt

hinein, während in der Ferne über derselben eine Flammensäule zum Himmel emporschoß, deren Funkenregen weithin mit dem Sturme verwehte.

Die noch wenig bebaute sandige Straße, in der sie der eigentlichen Stadt zueilten, war verödet und nur einzelne vor ihnen fliehende schwarze Gestalten waren durch die aufsteigenden Staub- und Sandmassen, die der Sturm vor ihnen hinfegte, erkennbar; doch mit jedem Schritt, den sie thaten, wurde der Tumult vor ihnen lauter und tobender. Als sie aber in eine andere Straße einbogen, stand plötzlich das volle Bild entfesselten Aufruhrs vor ihren Blicken, und dessen furchtbare Laute kamen ihnen aus kurzer Entfernung entgegen.

Ein zügelloser Haufe von etwa hundert farbigen Männern schwärmte mit dem wildesten Geheul durch den Sturm in der Straße herauf, und rollte sich vor einem großen zweistöckigen Gebäude in einen Knäuel zusammen. Laut dröhnende Axtschläge gegen Thür und Fensterladen des unteren Geschosses übertönten jetzt das Gebrüll der fürchterlichen Horde, doch mit Blitz und Knall antworteten Gewehrschüsse aus den obern Fenstern und streckten mehrere der Stürmenden zu Boden. Noch wilder, noch wüthender schallte deren Geschrei, ein Regen von Steinen flog nach den Fenstern hinauf, und abermals ertönten die Axtschläge.

Da kam Louvencourt mit seiner bewaffneten Schaar herangeeilt. »Nieder mit den Aufrührern!« schrie er mit gewaltiger Stimme, und »Nieder mit den Aufrührern!« donnerte es aus den Reihen der ihm folgenden Streiter;

doch noch ehe sie die Empörer erreichten, ergriffen dieselben die Flucht und eilten durch die nächste Seitenstraße davon.

Vorwärts stürmte der Graf mit seinen Begleitern durch die Hauptstraße. Dieselbe wimmelte von Negern und Mulatten, die einzeln oder in kleinen Haufen links und rechts Angriffe auf die Häuser machten oder schon in dieselben eindringen. Keiner jedoch wollte Louvencourts Schaar Widerstand leisten, Alle flohen bei ihrer Annäherung, und einzeln nur wurde ein Schuß gegen sie abgefeuert.

Am Ende der Straße aber, auf dem Platze, wo der Regierungspalast und wo auch Louvencourts Wohnung stand, schienen sich die Aufrührer gesammelt zu haben; verworrene Menschenmassen sah der Graf dort hin- und herwogen, und wie Stimmen aus der Unterwelt schallten deren Rufe zu seinem Ohr.

Der Lärm, der Tumult war betäubend, als wollten die Menschen in ihren Wuthausbrüchen die Elemente überbieten, denn Blitz auf Blitz, von furchtbaren Donnerschlägen gefolgt, zuckte und rollte es aus dem schwarzen Gewölk über der Stadt hervor, während der Sturm heulend durch sie hinbrauste und Alles mit sich fortriß, was seiner Gewalt nicht widerstehen konnte. Dabei krachten und blitzten Gewehrschüsse in allen Richtungen und Hülferufe und Angstgeschrei erfüllten die Luft.

Bis auf wenige hundert Schritt hatte Louvencourt den Platz erreicht, als er die Unmöglichkeit erkannte, sich durch die dort umhertobenden, wüthenden Banden

einen Weg nach seiner Wohnung zu bahnen. Er war im Begriff, sich seitwärts in eine Nebenstraße zu wenden, um durch sie die hintere Seite seiner Beszung zu erreichen, als aus einem Fenster im zweiten Stock des Eckhauses lautes Hülfegeschrei ertönte und im nächsten Augenblick ein Kind aus demselben hervorgeflogen kam und in die Straße herabstürzte. Ein zweites, ein drittes wurde von dort herabgeschleudert, und dann folgte die Mutter der Kinder und zerschmetterte wie diese auf dem harten Boden. Zugleich erschallte gellendes Gelächter in den Fenstern und teuflisch grinsende Negergesichter schauten aus denselben heraus.

Louvencourt dachte an Frau und Kind; mit Angst und Verzweiflung stob er vorwärts, ihm nach in vollem Laufe rannten seine Diener, Alles sprang ihm aus dem Wege, und nach wenigen Minuten nahete er sich der Rückseite seines eigenen Hauses. Vor dem Eingange aber, der durch die hohe Mauer in den Hof führte, war die Straße gesperrt, Kopf an Kopf drängten sich dort Neger und Mulatten zusammen, und so eben führten sie die ersten Axtschläge gegen die Thür, um sie zu sprengen, als der Graf mit seinen Leuten dem Sturme gleich herangebraust kam und sich mit rasender Gewalt auf die Empörer warf.

Diese, an Zahl ihm überlegen, erwarteten seinen Angriff, und ein furchtbarer Zusammenstoß Mann gegen Mann erfolgte im nächsten Augenblick. Wie blutdürstige Raubthiere bekämpften und zerfleischten einander die dunkelfarbigten Streiter, Louvencourts Leute hatten ihn

und seinen Bruder in ihre Mitte genommen, um sie gegen die Waffen der Feinde zu schützen, und brachen mit solcher, sich jeden Augenblick steigenden Wuth in deren Reihen ein, daß dieselben bald vor ihnen zurückwichen und ihren Aexten zu entgehen suchten.

Die Straße aber war eng, Louvencourts Kämpfer hatten die Masse ihrer Gegner durchbrochen, so daß sie denselben auch nach der andern Seite der Straße hin den Weg zur Flucht abschnitten, und ohne Erbarmen hieben und stachen sie dieselben nun nieder, bis der letzte Mann sein Leben hergegeben hatte.

Lange vorher aber, ehe das blutige Werk vollbracht war, hielt Louvencourt seine Frau und sein Kind an seiner Brust, denn auf seinen Ruf hatte man ihm die Thür geöffnet, und er war in die Arme seiner Gattin geflogen, die ihm in den Hof entgegeneilte. Bald folgte ihm seine siegreiche, mit Blut bedeckte Schaar in das Haus, welches die Empörer jetzt auch von dem Platze her bedrohten und den Eingang zu stürmen suchten. Wie gereizte Tiger forderten Louvencourts Leute seine Zustimmung, einen Ausfall machen zu dürfen, er aber hielt sie zurück und beschränkte sie auf die Vertheidigung der Wohnung. Die im Hause vorrätigen Schußwaffen wurden unter sie vertheilt, und bald blitzte es aus allen Fenstern in die Haufen der Stürmenden, so daß sie von dem Gebäude zurückwichen und ihre Angriffe auf andere Wohnungen richteten.

Die Nacht hatte ihre schwarzen Flügel über die Stadt ausgebreitet und die Dunkelheit mehrte die Schrecken,



mit denen der Aufruhr und der Orkan sie von einem Ende zum andern durchzogen, denn während die Horden der Mulatten und Neger die Wohnungen der Weißen stürmten und diese ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mordeten, rüttelte der Sturm die Häuser, und schleuderte deren Dächer stückweise in die Straße hinab.

Louvencourt stand mit seiner Gattin an einem Fenster, und schaute auf die zügellosen Banden, die bei dem flackernden wehenden Scheine funkensprühender Fackeln unter wüthenden Verwünschungen gegen die Weißen auf dem Platze hin- und herzogen, da kam Buckmann, der Anführer der Neger, mit einer jubelnden Bande derselben auf den Platz gezogen und trug ein weißes, an eine Lanzenspitze aufgespießtes Kind wie eine Standarte hoch über sich in der Luft. Von allen Seiten schrie man ihm wilden Beifall zu, und viele Fackelträger drängten sich in seine Nähe, um das Kind zu beleuchten. Zugleich kam Ogé, das Haupt der Mulatten, mit einigen Hundert derselben, welche größtentheils mit Musketen bewaffnet waren, auf den Platz gezogen, und stellte sich mit ihnen vor dem Regierungspalast auf, während Buckmann mit dem Kinde auf der Lanze im Triumph vor ihnen vorüber marschirte.

In diesem Augenblicke hörte man fernen Trommelschlag durch den Sturm ertönen, der wilde betäubende Tumult auf dem Platze verstummte schnell, und Zeichen der Unruhe, der Bestürzung wurden unter den soeben

noch Fluch den Weißen brüllenden Aufrührern erkennbar. Sie rannten zusammen, sie lauschten, sie richteten ihre Blicke, ihre schwarzen Hände nach der Seite hin, von woher der Trommelschlag erschallte, und »Caradeux mit seinen Soldaten!« schrie es aus der Menge hervor und wurde aus der Straße umher beantwortet.

Auch Ogé ließ jetzt seine Trommeln wirbeln, von allen Seiten her stürmten mehr und mehr Mulatten und Neger auf den Platz, die beiden Häuptlinge zogen sie zu ihren Reihen heran, und beide forderten mit donnernder Stimme zum Kampfe und zum Siege über ihre weißen Unterdrücker auf.

Mit einem Wuthgeheul wurden ihre Aufforderungen von den wilden Horden beantwortet, und hoch über sich schwingen diese ihre Waffen und ließen sie im flackernden Lichte der unzähligen Fackeln erglänzen.

Näher und näher kam der Trommelschlag, Gewehrfeuer trachte, und das dröhnende Rollen heraneilender Geschütze erschütterte den Erdboden.

Da plötzlich blitzte es aus einer der Straßen hervor, Kanonendonner füllte die Luft und der Eisenregen von Kartätschen fegte über den Platz in die dichten Massen der Empörer.

Buckmann rief zum Angriff, und stürzte von seiner Schaar gefolgt, den Geschützen des Generals Pralato entgegen, doch eine zweite Ladung Kartätschen traf die Angreifer und warf Hunderte derselben zu Boden. Im

selbigen Augenblick stürmte die Infanterie des General-Commandanten Caradeux aus zwei Seitenstraßen hervor, gab eine Gewehrsalve unter die Aufrührer und drang nun mit gefälltem Bajonett auf sie ein.

Der Kampf war ein verzweifelter, aber ein kurzer, die Aufständigen flehten um ihr Leben, oder suchten in der Flucht ihr Heil, und Ogé mit den treuesten seiner Anhänger schlug sich durch und entkam.

Im Sturmschritt durchzogen Caradeux' Soldaten die Stadt in allen Richtungen, ohne Erbarmen tödteten sie jeden Neger, jeden Mulatten, dessen sie in den Straßen habhaft wurden, und ehe eine Stunde verging, waren sie vollkommen Herren der Revolution.

Die von den Aufrührern in Brand gesteckten Häuser waren in Asche zusammengesunken, schwarze Finsterniß umhüllte Port au Prince, und nur die Wuthaccorde des Sturmes und das Donnern des Meeres, dessen Wogen sich mit rasender Gewalt auf die Werfte stürzten, unterbrachen die eingetretene schauerliche Stille der Nacht.

Unter Dankgebeten, unter Thränen und wilder Verzweiflung verbrachten die weißen Bewohner der Stadt den Rest der Schreckensnacht, und mit Schaudern und Entsetzen blickten sie beim Anbruche des Tages auf die gräßlichen Scenen der Verwüstung, welche das neue Licht beleuchtete. Die Straßen waren mit schrecklich verstümmelten Leichen übersät, Häusertrümmer, zerbrochene Meubel und Geräthe aller Art lagen in ihnen aufgehäuft, und riesige Palmen und Bananen waren in allen Richtungen über sie hingestürzt.

Der Sturm war verweht, seine Zornlaute waren verklungen, und wie in tiefer Ermattung in Schlaf versunken ruhte sich die Natur von ihren krampfhaften Zuckungen aus, statt des Brausens und Heulens des Orkans aber klangen die Stimmen des Jammers, des Wehs und des Schmerzes durch die Stadt; denn in unzähligen Familien war der Tod in seiner gräßlichen Gestalt erschienen.

Mit dem ersten Schimmer des Tages schon zeigten sich allenthalben weiße Menschen aus allen Ständen in den Straßen, um Freunde, um Verwandte, um Geliebte unter den dort liegenden Leichen zu suchen, und in den Häusern waren die Leidtragenden bei den gemordeten Lieben versammelt um sie zu beweinen, um sie mit ihren Thränen zu benetzen.

Während derselben Zeit aber waren die Gerichte von Caraveux' Truppen unterstützt thätig, um die in vergangener Nacht entkommenen Uebelthäter aufzusuchen und zu verhaften, und viele hundert Mulatten und Neger wurden an diesem Morgen in die Gefängnisse geworfen.

Buckmann, den Negeranführer, fand man unter den Leichen auf dem Platze, eine Kartätschkugel hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Sein ungeheurer Kopf wurde auf der Mitte des Platzes an eine eiserne Stange aufgespießt.

Unter den vielen eingefangenen Führern der Empörer, sowie unter den Todten vermißte man den Mulattenhäuptling Ogé und erfuhr bald, daß derselbe sich nach dem Theil von St. Domingo geflüchtet hatte, welcher unter spanischer Herrschaft stand.

Im Namen der Regierung von Frankreich wandte sich die Kolonialversammlung sofort an den spanischen Statthalter Don Joachim Garcia, und verlangte die Auslieferung des Verbrechers Ogé, sowie aller derer, die mit ihm entkommen waren; denn es sollte schweres Gericht über die Aufrühren gehalten werden.

Von allen Seiten wurden täglich Gefangene aus dem Lande her nach Port au Prince gebracht, sowohl Slaven als auch freie Farbige, unter welchen letztern sich viele reiche Mulatten befanden, die bedeutende Plantagen und zahlreiche Slaven besaßen.

Die weiße Bevölkerung der Städte sowie des Landes athmete wieder frei auf, sie fühlte abermals die Gewalt in ihrer Hand, statt Besorgniß und Furcht, hatte sich Zorn und Rachegefühl ihrer bemeistert, und mit der größten Strenge wurden Maßregeln zur Unterdrückung aller Farbigen getroffen.

Schon wenige Tage nach der Schreckensnacht waren alle Kerker in Port au Prince so sehr mit Gefangenen überfüllt, daß man Schiffe zu Gefängnissen verwenden mußte, und eiligst traf man Vorkehrungen, um sich der verhaßten Missethäter sicher und für immer zu entledigen. Auf dem Platze vor dem Regierungspalast wurden zu diesem Zweck zwei Räder und fünf Galgen aufgestellt.

DRITTES KAPITEL.

*Die Galgen. – Hinrichtungen. – Die Maron-Neger. – Bange Besorgniß. – Die Berathung. – Der Abschied. – Der schwarze Haushofmeister. – Frohe Botschaft. – Die Versammlung. – Der Beschluß.*

Ach Horace, erspare uns Beiden den Anblick dieser fürchterlichen Scenen, dieser Executionen! flehte Madelaine Louvencourt ihren Gatten an, als sie eines Morgens zusammen am Fenster standen und nach dem Richtplatze hinunter schauten, laß uns hinaus auf die Plantage ziehen, wir haben des Blutes schon zu viel gesehen!

Ja, theure Madelaine, antwortete Louvencourt, seinen Arm liebevoll um die Schulter seiner Gattin legend, ich bin Deinem Wunsche schon zuvorgekommen und habe uns bei meinem Bruder auf heute Abend anmelden lassen. Auch ich kann die Verbrecher ihre Strafe nicht erleiden sehen, so sehr sie dieselbe auch verdient haben. Denke nur, wie vieler Menschen Leben durch sie geopfert ist und welches Elend sie dadurch in unzählige Familien brachten! Ich möchte nicht zu Gericht über sie sitzen, denn ich fürchte, ich könnte grausam gegen sie sein.

Und Du würdest Dir unnöthig viele persönliche Feinde unter den Mißvergnügten machen, sagte die Frau, sich an die Brust ihres Gatten schmiegend.

Das könnte mich, wie Du weißt, nicht zurückhalten, wenn ich daran zweifelte, daß strenge Gerechtigkeit über sie ausgeübt werden würde, entgegnete Louvencourt.

Es ist schwer gegen diese Missethäter streng gerecht zu sein, da man die Ungerechtigkeiten der Weißen, welche sie zu den Verbrechen trieben, dabei zu ihren Gunsten berücksichtigen muß. Mein Horace, Deine Madelaine ist ja auch eine Farbige, versetzte die Frau mit bittendem Tone, und schlang ihren Arm zärtlich um den geliebten Mann.

O, Du Engelsweib, und wie weit überragst Dir auch die Edelsten aller weißen Frauen! Ja, es muß und wird jeder Unterschied zwischen den Menschen, der sich auf die Farbe ihrer Haut gründet, verschwinden, und vor Gott und vor dem Gesetz werden wir Alle gleich sein, wenn auch unsre Lebensstellung ewig verschieden bleiben muß und wird; denn auch in der Bibel heißt es ja »der Herr sei Herr, der Knecht sei Knecht!« Mag Gott es geben, daß hier bei uns die Menschenrechte der Farbigen ohne mehr Blutvergießen anerkannt werden!

Bei diesen Worten wandte Louvencourt plötzlich seinen Blick nach der Seite des Platzes hin, von woher eine Militärabtheilung herangeschritten kam, und mehrere mit Ketten belastete Gefangene in ihrer Mitte mit sich führten.

Das ist Ogé! stieß Louvencourt überrascht aus, Gottlob, daß sie ihn haben, denn er würde noch großes Unglück über dieses Land bringen. Er soll in der Schreckensnacht mit eigener Hand die gräulichsten Mordthaten vollbracht haben! So hat ihn der spanische Statthalter doch ausgeliefert; ich zweifelte sehr daran, daß es geschehen würde.

O Gott, wie mag dem Verbrecher jetzt zu Muthe sein – sie führen ihn zwischen den Galgen und den Rädern hin! sagte Madelaine, mit Entsetzen den Gefangenen nachschauend.

Komm, Geliebte, laß uns unsern Blick von diesem Elend abwenden und ihn auf die stillen Freuden richten, welche die Natur uns auf dem Lande bietet. Ich will schnell Alles zu unsrer Abreise bereit machen lassen.

Mit diesen Worten führte Louvencourt die Gattin von dem Fenster hinweg, und Nachmittags fuhren sie mit ihrem Kinde, und von einer großen Zahl von Dienern zu Pferd begleitet, aus der Stadt auf dem Wege nach der Plantage hin.

Die Sonne neigte sich schon, als sie von der Hauptstraße nach der Allee einbogen, welche nach ihrer Besetzung führte, und kaum wurden sie derselben ansichtig, als auch sie von ihren dortigen Slaven bemerkt wurden, die nun jubelnd ihnen entgegeneilten, um sie zu begrüßen, zu bewillkommen.

Wie der Vater von seinen Kindern empfangen wird, so herzlich, so glücklich bewegt sammelten sich die treuen Diener um Louvencourt, und jeder wollte ihm die Hand reichen und ihm seine Freude kund geben.

Schon am folgenden Morgen war das Gericht in Port au Prince versammelt, um das Urtheil über den Mulatten Ogé zu fällen, denn mit ihm sollte das blutige Werk, die Hinrichtung sämmtlicher gefangenen Aufrührer, beginnen. Lange Zeit konnten sich die Richter nicht über die Strafe für diesen Verbrecher einigen, schließlich aber



wurde derselbe verurtheilt, lebendig gerädert zu werden, und zugleich sprach man die Confiscation seines sehr bedeutenden Vermögens zu Gunsten des Königs von Frankreich aus.

Schon am Tage, nachdem das schreckliche Urtheil über Ogé gefällt war, wurde es auf dem Platz vor dem Regierungspalast an ihm vollzogen, wobei die Beifallsrufe des zuschauenden Volkes seine Schmerzens- und Klageschreie übertönten.

Mit Ogé's Hinrichtung hatte das blutige Rachewerk begonnen, und nun reichten die Galgen und die Räder nicht hin, um die große Zahl der, dem Tode verfallenen Gefangenen schnell genug in das Jenseits zu befördern, so daß auch noch das Richtschwert zu Hülfe genommen wurde. Tag für Tag waren die Henker rastlos beschäftigt, bis alle Gefängnisse geleert und über fünfhundert Mulatten und Neger den Aufruhr mit dem Leben bezahlt hatten.

Durch dies strenge Verfahren glaubten die Weißen den letzten Funken der Empörung in der farbigen Bevölkerung des französischen Theils von St. Domingo ausgelöscht zu haben, ihre Berechnung aber erwies sich als unrichtig, denn deren Haß gegen ihre Unterdrücker loderte jetzt erst in hellen Flammen auf, und bald hier, bald dort im Lande verließen die Slaven ihre Herren, plünderten und zerstörten deren Besitzungen, und mordeten alle Weißen, deren sie habhaft wurden.

Wären die Farbigen einig gewesen, so würde ihr Wille ohne Widerstand zum Gesetz geworden sein, denn für

drei weiße Menschen zählte die Bevölkerung neunzig farbige; sie waren aber getrennt und uneinig, und so wurden die Aufstände immer schnell erdrückt und die Führer derselben dem Tode überliefert.

Fortwährend mehrte sich die Zahl der entlaufenen Slaven, der sogenannten Maronneger, welche sich in Schaaren in den unwegsamen Gebirgen und Wäldern aufhielten, von dort aus Einfälle in die Ansiedlungen machten, plünderten, niederbrannten und mordeten, und dann, so schnell sie erschienen waren, wieder in ihre Wildnisse zurückflohen. Vergebens sandte man Militär gegen sie aus um sie gefangen zu nehmen, oder sie zu tödten, man konnte sie in ihren Verstecken nicht finden und sie in den leicht zu vertheidigenden Schluchten und Engpässen der Gebirge oft auch nicht ergreifen; denn sie waren bewaffnet, und wurden von den unzufriedenen freien Farbigen heimlich mit Munitio n versehen. Von Tag zu Tag wuchs die Gefahr, welche die Weißen bedrohte, und namentlich im Lande auf den Plantagen, wo oft viele hundert Slaven von nur wenigen Weißen bewacht und beherrscht wurden, waren diese nicht einen Augenblick mehr ihres Lebens sicher, denn die Nachrichten von der siegreichen Revolution in Frankreich und von der dort gegen die Unterdrücker des Volkes so verheerend gebrauchten Guillotine, so wie die wiederholt von Paris eintreffenden Beschlüsse der Nationalversammlung zu Gunsten der Farbigen in St. Domingo reizten diese immer mehr auf, ihre Ketten abzuwerfen und sich selbst zu Herren zu machen.

Es wurde den Weißen immer klarer, daß sie in diesem so ungleichen Kampfe schließlich unterliegen würden, und da sie von Frankreich her auf keine Hülfe mehr zählen konnten, so wollten sie sich England in die Arme werfen, welchem Frankreich den Krieg erklärt hatte. England aber wies sie mit ihrem Anerbieten, sich unter seine Herrschaft zu stellen, zurück, da seine eignen Kolonien schon alle Hülfe beanspruchten, die es zu leisten im Stande war.

So verstrich das Jahr 1791, und das folgende verschlimmerte nur noch mehr die Zustände auf St. Domingo. Der Aufruhr unter den Farbigen brach sich immer häufiger und immer ernster Bahn, dieselben begannen, sich militärisch zu organisiren, und bedrohten nicht allein die Bewohner des Landes, sondern richteten nun auch ihre Angriffe auf die kleinern Städte, welche nur von Miliz vertheidigt wurden.

Mit Sorgen und Bangen dachten die Weißen an die nächste Zukunft und richteten ihre Blicke auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Volk den großen Kampf für seine Freiheit gegen England siegreich bestanden hatte, und nun in Ruhe und Sicherheit den Segen des Friedens genoß, und als mächtige selbstständige Nation aufblühte. Auch dort war die Sklaverei eingeführt, der ganze Süden wurde durch Slaven bebaut, und auch dort war die Zahl der Weißen außer allem Verhältniß klein zu der der Farbigen. Dennoch herrschte dort vollkommene

Ruhe und Zufriedenheit unter den Slaven und ein Aufruhr ihrerseits würde unter der so mächtigen Regierung niemals eine Bedeutung erreicht haben können.

Hätten die Wünsche der Weißen auf St. Domingo sie mit ihrem Grundbesitz, mit ihrem ganzen Eigenthum dorthin versetzen können, es würden sehr wenige von ihnen zurückgeblieben sein; so aber hafteten sie an der Scholle, und griffen immer wieder nach den Zügeln der Herrschaft über ihre farbigen Mitmenschen.

Von allen Slavenbesitzern war der Graf Louvencourt wohl der einzige, der von Seiten seiner Diener Nichts zu befürchten hatte, ja, welchem dieselben sogar Schutz und Trost gewährten; denn aus eigenem freien Willen dienten sie ihm, und hingen mit Liebe und Dankbarkeit an ihm und den Seinigen.

Er hatte seinen Wohnsitz gänzlich auf der Plantage aufgeschlagen, so daß er von den freiwilligen Slaven wie von seiner Familie umgeben wohnte, und während bald hier, bald dort in seiner Nachbarschaft Gräueltaten durch die empörten Neger verübt wurden, wagte keiner derselben seiner Beszung zu nahe zu kommen; denn er hatte seine Leute sämmtlich gut bewaffnet und sie selbst in dem Gebrauch der Waffen eingeübt. Um so mehr aber zog er den Haß der Auführer auf sich, und namentlich richtete sich derselbe gegen seine Slaven, die von jenen als Abtrünnige, als Verräther bezeichnet und mit blutiger Rache bedroht wurden.

Außer dem aber war Louvencourt der einflußreichste, unbeugsamste Gegner einer vollständigen, unterschiedslosen Emancipation aller Farbigen, und eiferte in jeder darüber gehaltenen öffentlichen Berathung mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht dagegen. Nur den gebildeten, freien Farbigen wollte er die bürgerlichen Rechte zukommen lassen, erklärte aber das Freigeben der Slaven durch das Gesetz für großes Unrecht gegen diese, sowie gegen deren Herren, indem jene bei ihrer noch thierischen Rohheit keinen Begriff von bürgerlicher Freiheit hätten und sofort ihre weißen Herren zu ihren Slaven machen würden. Dagegen befürwortete er die vollste Gleichstellung der freien gebildeten Farbigen, und erklärte sich bereit, in den Provinzial- und Kolonialversammlungen seinen Sitz an deren Seite jederzeit einnehmen zu wollen.

Die freien Farbigen aber wußten es nur zu wohl, daß sie ohne die Hülfe der Slaven niemals zu ihren bürgerlichen Rechten gelangen würden, und daß sie diese denselben gleichfalls in Aussicht stellen mußten, um sich ihren Beistand zu sichern.

An einem Frühlingstag war auch wieder eine Berathung der Weißen angesagt, welche in Port au Prince stattfinden sollte, um die streitigen Fragen über die Rechte und Forderungen der farbigen Bevölkerung zu besprechen, als Louvencourt sich schon früh Morgens bereit machte, nach der Stadt zu reiten.

Ach, reite heute nicht nach der Stadt, geliebter Horace; es träumte mir, ich sah Dich an einem tiefen Abgrund

und wollte Dich davon zurückhalten, als ich erwachte, und nun ists mir so bange ums Herz, sagte Madelaine Louvencourt zu ihrem Gatten und sah, ihren Arm zärtlich um ihn legend, bittend zu ihm auf. Bleibe heute bei mir, es wird nichts schaden, wenn Du einmal in der Berathung fehlst.

Du Herzensengel, mach Dir doch nicht so unnöthige Sorgen; was könnte mir denn wohl für ein Unglück begegnen? erwiderte der Graf liebevoll; ich muß nothwendig in der heutigen Sitzung zugegen sein, so leid es mir auch thut, Dir einen Wunsch abzuschlagen. Ich verspreche es Dir aber, recht früh wieder hier zu sein.

So nimm einige von unsern Leuten mit Dir, damit ich Dich auf dem langen Wege nicht allein weiß, fuhr Madelaine fort.

Ich reite ja immer allein, geliebtes Weib, und müßte es nicht auffallen, wenn ich gerade nach dieser Versammlung mich von Dienern begleiten lassen wollte. Würde es nicht wie Furcht aussehen? Gieb Dich zufrieden, meine Madelaine, ehe die Sonne sinkt, bin ich wieder bei Dir.

Mit diesen Worten preßte Louvencourt die Gattin an seine Brust, ergriff dann Hut und Reitpeitsche und schritt, von Madelaine's Arm umschlungen, aus dem Hause, vor welchem sein gesatteltes Pferd stand.

Gott geleite Dich, mein Horace, denke an Deine Madelaine, die die Minuten bis zu Deiner Rückkehr zählt, sagte die liebende Frau, nachdem sie den Abschiedskuß von dem Gatten empfangen hatte, und dieser nun rasch sein Pferd bestieg.

Vor Sonnenuntergang, Geliebte, bin ich wieder bei Dir, rief der Graf ihr winkend zu und sprengte mit seinem edlen Rappen in der Allee davon.

Es war ein heiterer Tropenmorgen, die Sonne zog strahlend an dem hohen, durchsichtig blauen Himmel auf und vergoldete die Höhen der Gebirge, von welchen das nächtliche Nebelgewölk wie duftige Schleier verwehte. Die Wälder prangten in üppigem Grün, die Orangenhaine zur Seite der Straße, die Palmen und Bananen glänzten mit ihren goldigen Früchten so frisch in dem Morgenlicht, und die ganze Natur schien sich in der Kühle der feuchten Nacht von der Hitze des vergangenen Tages erholt und gestärkt zu haben.

Auch Louvencourt führte sich so frisch und kräftig auf seinem, in fliegendem Trabe dahineilenden Rosse, die Morgenlust umspielte ihm so labend Brust und Wange, daß er unwillkürlich ausrief: O, dies wunderbar schöne Land! Doch mit dem Ausruf lähmte der Gedanke an dessen sociale und politische Zustände seine Begeisterung und was wird noch daraus werden! fügte er kopfschüttelnd hinzu.

In trübe Gedanken versunken, eilte er vorwärts und hatte bald die gähnend klaffende Spalte erreicht, welche das Erdbeben an jenem Schreckenstage über die Straße hin durch die Erde gerissen und um welche sich in weitem Bogen der Fahrweg eine neue Bahn gebrochen hatte. Louvencourt ritt nahe an die bodenlose Kluft hinan, um zu sehen, ob dieselbe nicht zu überbrücken sei, damit

der weite Umweg beseitigt würde; und als er so hinüberschaute, maß er mit dem Blick die Entfernung bis an die andere Seite und dachte, daß es wohl für ein Pferd unmöglich sei, hinüber zu springen.

Dann aber folgte er dem noch rohen Weg um die Schlucht und ließ, als er die Straße erreicht hatte, seinen Rappen abermals tüchtig austraben.

Noch ehe die Sonnengluth drückend wurde, erreichte Louvencourt sein Palais in Port au Prince, überwies sein Roß dessen Wärter und begab sich dann in einen kühlen luftigen Saal, um sich von seinem schwarzen Haushofmeister Lazare Bericht über seine häuslichen Angelegenheiten erstatten zu lassen.

Lazare war ein herkulisch gebauter, schöner Neger von einigen zwanzig Jahren, welchen der Vater des Grafen diesem in frühester Jugend als Gespieler zum Geschenk gegeben hatte.

In Liebe und Freundschaft waren die beiden Knaben zusammen aufgewachsen, und wenn auch mit Horace's Eintritt in das Jünglingsalter äußerlich das Verhältniß zwischen ihnen sich änderte, so blieb es doch in ihrem Gefühl dasselbe. Sie hatten als Kinder, als Knaben zusammen gespielt, hatten zusammen geritten, gejagt, geschwommen, und einmal hatte Lazare seinen jungen Herrn dem unfehlbaren Tode entrissen, als derselbe mit seinem Segelboote umgeschlagen war und seine Kräfte nicht hinreichten, um an den Strand zu schwimmen.

Als Horace später von seinem Vater nach Frankreich gesandt wurde, um dort seine Ausbildung zu vollenden,



mußte Lazare ihn begleiten, und Horace ließ ihn dort die Schulen besuchen und seine vortrefflichen geistigen Anlagen ausbilden.

Als Horace nach St. Domingo zurückkehrte, war sein Vater kurze Zeit vorher gestorben und der junge Graf, als ältester Sohn nun im Besitz des ungeheuren Vermögens, machte den treuen Diener Lazare zu seinem Haushofmeister in Port au Prince, während er seinem geliebten Bruder Remi, welcher ausübender Arzt in dieser Stadt war, die Verwaltung der großen Güter überließ.

Auch auf Horace's letzter Reise nach Paris, wo er sich mit Madelainen verheirathete, hatte er Lazare mit sich genommen, und dieser erwarb sich durch seine Treue und Anhänglichkeit auch das vollste Vertrauen und die Hochschätzung der jungen Gräfin.

Mit dem Freudenrufe »Gute Nachricht, Herr!« trat Lazare gleich nach dem Grafen in den Saal, und dieser ergriff freudig die Hand des geliebten Dieners, indem er sagte:

Nun, Lazare, laß hören!

Die empörten Slaven, die sich unter ihrem Anführer Biassous am Eingang in die Gebirge von Dondon verschanzt hatten, sind vom General Laveaux geschlagen worden. Dann umringten die weißen Truppen das Quartier des großen Flusses, wo der Rebellenhäuptling Jean Francais kommandirte, erstürmten dessen Lager und ließen alle Feinde, die nicht mit ihrem Führer durch die Flucht entkamen, über die Klinge springen. Es sollen sich über vierzehntausend Empörer erboten haben, sich zu

ergeben, wenn man ihnen Gnade und Verzeihung zusichere. Heute früh ist die Nachricht darüber vom General Laveaux selbst hier eingetroffen.

Wahrlich, Lazare, das ist eine gute Nachricht; so wird denn endlich das Blutvergießen aufhören und Ruhe und Segen wieder über unser schönes Land kommen, antwortete der Graf mit freudiger Stimme. Nun ist es mir doch lieb, daß ich zu der Versammlung hereingekommen bin, damit ich für volle Amnestie der Aufrührer stimmen kann, denn Mancher in der Berathung wird auf strenger Bestrafung derselben bestehen.

Dabei ergriff er seinen Hut und wandte sich mit den Worten nach der Thür:

Nun, und hier im Hause nichts Neues?

Nein, Herr, nur daß Alles hier in der Stadt täglich theurer wird. Die Kaufleute wissen fast gar nicht mehr, was sie für ihre Waaren fordern wollen. Französische und englische Kauffahrteischiffe kommen des Krieges wegen nicht mehr her, und die Amerikaner scheinen uns vergessen zu haben, es ist sehr lange kein Schiff von dort hier im Hafen gewesen, entgegnete der Neger, indem er für den Grafen die Thür öffnete.

Wird Alles wieder besser werden, sobald wir Ruhe im Lande haben, und das wird, so Gott will, nun auch bald der Fall sein, sagte Louvencourt hinausschreitend, und verließ mit den Worten: Bis nachher, Lazare, das Haus.

Auf dem Platze vor demselben wurde er von allen Vorübergehenden ehrerbietig begrüßt, und mehrere Herren

gesellten sich zu ihm, die sich gleichfalls in die Versammlung begeben wollten.

Auf aller Weißen Zügen strahlte Triumph, und allenthalben in den Straßen hörte man den Sieg über die empörten Slaven verkünden.

Die Versammlung war ungewöhnlich zahlreich besucht und Louvencourt war der Erste, der das Wort ergriff. Er wünschte dem Volk und der Regierung Glück zu den erfochtenen Siegen und zu der frohen Aussicht auf Ruhe und Sicherheit, und rieth, den Besiegten ohne jede Zögerung vollste Vergebung zuzusichern.

Kaum aber hatte er diese seine Ansicht ausgesprochen, als stürmische Rufe dagegen in der Versammlung erschallten und immer lauter und tobender auf härteste Bestrafung der Uebelthäter gedrungen wurde. Redner über Redner traten auf und riefen zur Rache gegen die schwarze Brut für das viele weiße Blut, das um sie geflossen, und nur wenige Stimmen pflichteten Louvencourts Rath bei.

Wieder und wieder trat der Graf vor die Versammlung und suchte zu beweisen, daß in der Amnestie die einzige Rettung von gänzlichem Untergang für die Weißen zu hoffen sei, daß man durch Strenge die Rebellen zum Weiterkämpfen zwingen, und daß ihre Zahl der Macht der Weißen bald zehnfach überlegen sein würde; umsonst, man hörte nicht auf seine Vorstellungen und ließ ihn schließlich gar nicht mehr zu Worte kommen.

Der Beschluß wurde mit großer Stimmenmehrheit gefaßt, dem Parlamentair, welchen die Aufrührer mit der

Petition um Gnade gesandt hatten, hundert Peitschenhiebe geben zu lassen und ihn in das Lager der Rebellen mit dem Bescheide zurückzusenden, daß sie sich sämmtlich auf Gnade und Ungnade ergeben müßten.

In höchster Entrüstung verließ Louvencourt die Versammlung und eilte durch die Straßen seiner Wohnung zu, um dort zu speisen und dann nach der Plantage zurückzureiten, denn es war schon spät am Tage, und er hatte ja Madelainen versprochen, vor Sonnenuntergang wieder bei ihr zu sein.

Lazare kam ihm bei seinem Eintritt in das Haus entgegen, sah ihn verwundert an und sagte:

Sie sind nicht zufrieden, Herr!

Es ist Alles verloren, Lazare; der Abgesandte der Rebellen soll ausgepeitscht und mit der Antwort an sie zurückgesandt werden, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben müßten, entgegnete Louvencourt in großer Aufregung; die Leute aber wissen nur zu gut, welches Schicksal ihrer hier harret, denn sie haben die Galgen und Räder noch nicht vergessen; also werden sie kämpfen so lange sie können, und die Unbarmherzigkeit, die Grausamkeit der Weißen wird den Empörten Tausende von neuen Kampfgefährten zuführen, bis ihre Uebermacht uns erdrückt.

Ists möglich, Herr! rief Lazare erschrocken; so hat man das Todesurtheil über die Weißen ausgesprochen! Verlassen Sie dies Land, Herr, es wird in die Gewalt der zügellosen Menge gerathen, die wie wilde Thiere ihre Ketten abgeworfen hat und ihre Freiheit zum Untergange ihrer frühern Herren benutzt. Der Unverstand der Weißen gräbt ihnen das eigene Grab! Siedeln Sie auf eine andere Insel über, Herr, die Erde von St. Domingo wird mit Blut getränkt werden.

Wohl hast Du Recht, Lazare, doch auf keiner dieser Inseln würde man Ruhe und Frieden finden; das einzige Land, welches über Revolution und Krieg steht, sind die Vereinigten Staaten, und zwingen mich die Zustände, diese meine Heimath jemals zu verlassen, so wäre es dort, wo ich mir eine neue suchen würde. Noch halte ich fest an dem schönen St. Domingo und werde all meinen Einfluß, meine Macht aufbieten, um das drohende Gewitter, welches die Weißen selbst heraufbeschwören, von ihm abzuwehren.

Mit diesen Worten trat der Graf in den Saal und sagte, nachdem er in demselben einige Male auf und nieder gegangen war, zu dem harrenden Haushofmeister:

Nun laß schnell das Essen auftragen, damit ich bald reiten kann.

VIERTES KAPITEL.

*Das Mittagessen. – Der Parlamentair. – Todtgepeitscht. – Die Erwartung. – Der nächtliche Reiter. – Der Sprung. – Der Verwundete. – Das herrenlose Pferd. – Der Todtgeglaubte. – Hoffnung. – Die Genesung. – Die Bitte. – Der Beschluß.*

Lazare entfernte sich und fand, als er nach einiger Zeit wieder in den Saal trat, seinen Herrn noch immer in Gedanken auf und ab gehen.

Auf die Meldung Lazare's, daß das Mahl seiner harre, begab sich Louvencourt nach dem Speisesaal und unterhielt sich während des Essens mit dem treuen Diener über häusliche Angelegenheiten. Nachdem er dessen Berichte empfangen hatte, hob er nach einer längeren Pause wieder an:

Wie ist denn die Stimmung unter den Farbigen hier in der Stadt?

Nicht gut, Herr, antwortete Lazare, sie sind ruhig und verschlossen, doch die Unterwürfigkeit und Demuth, welche sie nach den vielen Hinrichtungen zeigten, hat sie verlassen und böse, trotzig Gedanken liest man auf ihren Zügen; man sieht es ihnen an, daß sie sich Zwang anthun, ruhig zu erscheinen.

Louvencourt befragte sich nun über das Verhalten einzelner Persönlichkeiten, schwieg dabei wiederholt und versank in Gedanken, und so hatte er sein Mahl beendet und wollte sich erheben, als plötzlich laute Stimmen

auf dem Platz vor dem Hause erschallten und er mit den Worten »Was giebt es da?« nach dem Fenster sprang.

Viel Volk hatte sich auf dem Platz versammelt und aus einer Straße an der andern Seite desselben drängte sich eine dichte Menschenmasse heran, die sich in großer Aufregung befand, denn wilde, laute Rufe ertönten aus dem wogenden Gedränge. In der Mitte der Heranziehenden führte man einen Neger, der die Veranlassung zu dem Auflaufe zu sein schien, denn Alles drängte sich zu ihm hin und suchte seiner ansichtig zu werden.

Es war der Abgesandte der Rebellen, welcher die Bitte derselben um Gnade und Verzeihung überbracht hatte.

Man führte ihn auf die Mitte des Platzes und öffnete dort einen weiten Kreis um ihn.

Wahrlich, das ist der Parlamentair, den die Empörer gesandt haben! rief Louvencourt entrüstet aus. So will man denn wirklich den armen unglücklichen Menschen mißhandeln? Nein, nein, es soll, es darf nicht geschehen!

Mit diesen Worten ergriff der Graf seinen Hut und rannte aus dem Haus auf den Platz unter die Menge, die sich immer dichter zusammendrängte, um dem Verurtheilten näher zu kommen.

Louvencourt suchte sich hindurch zu drängen, doch Niemand wollte vor ihm ausweichen, denn jetzt ertönten schon die Peitschenhiebe auf dem entblößten Rücken des Negers, und seine Schmerzensschreie mischten sich mit den Jubelrufen der wogenden Menschenmasse um ihn.

Louvencourt sah sehr bald, daß er nun die böse That nicht mehr verhindern konnte und ging hastig in sein Palais zurück, wo er an das Fenster trat und zornbebend auf das abscheuliche Schauspiel hinabsah.

Sie peitschen ihn zu Tode! rief er schauernd aus. Was soll man nun von den rohen, ungebildeten Slaven erwarten, wenn die gebildeten Weißen solche ungeheure That begehen!

Es wundert mich sehr, daß die Farbigen, aus denen der größte Theil der Menge besteht, es so ruhig geschehen lassen, nahm Lazare, der neben den Graf an das Fenster getreten war, das Wort.

Das hat seinen guten Grund, denn dort kommen die Grenadiere heranmarschirt, um die Schandthat zu beschützen, wenigstens jedes Auflehnen dagegen zu verhindern. Unerhört! sagte Louvencourt und zeigte nach der andern Seite des Platzes, wo ein Regiment Grenadiere sich drohend aufstellte.

Sogleich begannen die Farbigen aus der Menge sich zu entfernen, in allen Richtungen sah man sie in den Straßen verschwinden, ihre Blicke, ihre Bewegungen aber und ihre geballten Fäuste zeigten, mit welchen Gefühlen sie ihren unglücklichen Bruder den tödtlichen Peitschenhieben überließen.

Die nun gelichteten Reihen der Zuschauer, welche jetzt nur aus Weißen bestanden, tobten triumphirend um den schwarzen Delinquenten her, welcher nach und nach dem Schmerz erlag und zu Boden sank. Einige seiner Peiniger hoben ihn wieder empor und suchten ihn aufrecht



zu halten, doch jede Spannkraft, jede Widerstandskraft hatte ihn verlassen – das Leben war aus ihm entflohen – er war eine Leiche.

Eine augenblickliche Stille, wie ein plötzlicher Schreck trat unter der tobenden Menge ein, doch eine gellende Stimme weckte sie aus der Bestürzung, indem sie schrie:

So sendet den Kopf an die Rebellen!

Wie ein Sturm schrie es aus vielen hundert Kehlen »Den Kopf – den Kopf!« und wenige Minuten nachher hieb ein Schlächter dem todtgepeitschten Sklaven mit einem Beil den Kopf vom Rumpfe und hob, denselben der jauchzenden Menge zeigend, ihn hoch über sich in die Höhe.

Gräßlich – gräßlich! rief Louvencourt aus und eilte abermals auf den Platz hinunter, um das Absenden des Kopfes an die Rebellen zu verhindern; doch alle seine Vorstellungen wurden höhnisch zurückgewiesen und mehrere Stimmen aus dem wüthenden Haufen schrieten:

Er hält es mit den Schwarzen!

Wie von einem giftigen Pfeil im Herzen getroffen, wandte er sich mit grimmiger Verachtung von diesen Rasenden ab, welche ihre dunkelfarbigen Mitmenschen an die Seite der Thiere stellten und durch ihre Handlungen sich selbst zur Bestie erniedrigten.

Der Abend war schon lange hereingebrochen, doch das Mondlicht hatte die Dunkelheit fern gehalten, als Louvencourt sein Pferd bestieg, seinem Haushofmeister die Hand drückte, und eilig davonritt, um schnellmöglichst

diesen Ort des Entsetzens und der Gräuel hinter sich zurück zu lassen.

---

Um diese Zeit ging Madelaine Louvencourt mit ihrem Kind auf dem Arm unter der Veranda des Wohngebäudes unruhig hin und her und hielt ihren Blick nach der Straße gerichtet, auf welcher ihr Gatte zurückkehren mußte. »Ehe die Sonne sinkt bin ich wieder bei Dir«, waren seine letzten Worte gewesen, und wie lange war schon die Sonne verschwunden und wie hoch stand schon der Mond, und immer noch war der Geliebte nicht bei ihr! Die Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte, wuchs von Minute zu Minute, eine Angst kam über sie, für die sie keinen Grund anzugeben wußte, denn die Ursache von Louvencourts längerem Verweilen war ihr bekannt – ein Neger war aus der Stadt auf die Plantage zurückgekehrt, und hatte die Nachricht von dem Siege der Truppen über die Rebellen mitgebracht.

Und wie oft schon war der Graf viel später zurückgeritten, ohne daß Madelaine die mindeste Besorgniß darüber gefühlt hätte! Heute aber war es ihr, als ob ihr die Brust zusammengeschnürt würde, als ob sie dem Gatten zu Hülfe eilen müsse, und jedesmal, wenn sie an dem offenen Fenster ihres Schwagers Remi vorüberschritt, sah sie trostsuchend nach ihm hin und wollte ihn doch nicht stören, denn er saß bei dem Schein einer Lampe an dem

Schreibtisch, und hatte sich tief in seine Studien versenkt.

Wieder hatte sie an dem Ende der Veranda eine Zeit lang, nach der Straße hinüberschauend, gestanden und gelauscht, ob sie den Huftritt von Louvencourts Roß noch nicht hören könne, denn die Nacht war still und lautlos, und die leicht bewegte laue Luft zog von der Straße zu ihr her, doch nur der krächzende Ton eines Reihers, der wimmernde Ruf einer Eule unterbrach von Zeit zu Zeit die Todtenstille.

Da schritt die Gräfin wieder vor Remis Fenster und sagte, vor demselben stehen bleibend, mit angsterfüllter Stimme:

Ach, Remi, mir wird so bange ums Herz, daß Horace immer noch nicht hier ist!

Remi sah wie aus einem Traum erwachend von dem vor ihm liegenden Folianten auf und dann verwundert nach dem Fenster hin und fragte:

Sagtest Du etwas, liebe Madelaine?

Ach ja, guter Remi, ich habe eine solche Angst, weil Horace noch nicht zurückgekehrt ist, wiederholte die Gräfin mit bittendem Tone, und neigte sich in das Fenster.

Ei, wie kommst Du dazu, Beste, wir wissen ja, warum er so lange ausbleibt, – man wird in Folge des Sieges über die Aufrührer Vieles zu berathen haben, und die Ansichten über die zu treffenden Maßregeln sind so verschieden, daß es schwer halten wird sich zu einem Beschluß zu einigen. Sei unbesorgt, Horace kann heute nicht früh

kommen, antwortete Remi, indem er seinen Schreibtisch verließ und zu der Gräfin an das Fenster trat.

Wir könnten ihm ja einige unsrer Leute zu Pferd entgegen senden, fuhr Madelaine bittend fort.

Sehr gern soll es geschehen, wenn Du es wünschest, erwiderte Remi freundlich, glaubst Du aber nicht, wie ich, daß es Horace unangenehm sein würde? Du weißt, er sieht leicht in solcher Fürsorge ein Bevormunden, welches ihm verhaßt ist. Wir haben ja auch gar keinen Grund zu irgend einer Besorgniß; doch, wie Du willst, beste Madelaine.

Nicht um Alles, wenn Du glaubst, daß es ihm unangenehm sein könnte, versetzte die Gräfin und fügte mit erzwungenem Lächeln hinzu, verzeih mir, Remi, daß ich Dich in meiner kindischen Furcht in Deinen Studien störte.

Dann reichte sie ihm die Hand und schritt, während er sich wieder an seinem Tische niedersetzte, mit einem tiefen Athemzuge abermals nach dem Ende der Veranda, um wieder nach jedem fernen Tone zu lauschen.

Während die Gräfin nun an dem von Lianen umrankten Pfeiler der Veranda stand und ihrem Gatten in banger Sehnsucht ihre Seele entgegensandte, eilte dieser in fliegendem Trabe auf der Straße daher, und suchte seinen Geist von den finstern Gedanken an die so eben erlebten Schauderscenen zu befreien, und sie dem glücklichen Daheim, der Seligkeit, die ihm Frau und Kind gaben, zuzuwenden.

Eine dunkle Wolke schwebte vor dem Mond vorüber, und warf ihren düstern Schatten auf die Erde, als Louvencourt sich dem Platze näherte, wo die durch das Erdbeben gerissene Erdspalte die Straße unterbrach, und wo der neu befahrene Weg sich nach rechts um die Schlucht herumzog.

Da plötzlich hörte der Graf in nicht großer Entfernung die lauten Hufschläge jagender Pferde, und sah, sich nach ihnen umwendend, eine dunkle Reitermasse hinter sich herjagen.

Wer konnten sie sein, so spät auf dieser einsamen Straße, und in solcher Eile? Keinenfalls hatte Louvencourt Grund, sie zu sich herankommen zu lassen, denn er ritt ja das flüchtigste Roß auf Weit und Breit.

Er ließ dem Rappen die Zügel, öffnete aber zugleich die Deckel seiner Pistolenhalfter, und war nur noch fünfzig Schritt von dem Fleck entfernt, wo der neue Weg rechts abbog, als der Mond wieder hinter der Wolke hervortrat und er in dessen taghellem Lichte viele Reiter auf dem neuen Wege heransprengen sah, so daß er nach wenigen Augenblicken diesen, oder denen, welche ihm folgten, in die Hände fallen mußte, denn daß beide Schaaren feindlich gesinnt waren, bezeugten die wilden Rufe und Flüche, welche dieselben jetzt erschallen ließen.

Von Entfliehen konnte hier keine Rede sein, von Gegenwehr ebensowenig, und nur ein Rettungsweg lag vor Louvencourt: es war der über den Abgrund der Erdspalte hinaus, und beide Sporen in die Seiten des Rappen

drückend, sprengte er geraden Weges auf die Schlucht zu.

Die Reiter von Rechts, aus deren schwarzen Gesichtern die blendend weißen Zähne im Mondlicht hervorglänzten, hatten Louvencourt schon mit wildem Kriegsgebrüll bis auf zwanzig Schritt erreicht, als er an dem Rand des Abhanges dem Rappen nochmals die Sporen in die Flanken stieß, und derselbe in ungeheurem Sprunge mit ihm über die gähnende Tiefe hinausflog.

Vollkommen hatte das edle Thier die jenseitige Bank erreicht, doch der Sprung war zu gewaltig gewesen, als daß es sich hätte auf den Gliedern erhalten können, es stürzte noch einige Schritte vorwärts, und brach dann mit seinem Reiter zusammen. Im nächsten Augenblick jedoch raffte das Thier sich wieder auf, der Graf blieb im Sattel, und sah sich, davonsprengend, gerettet, als seine van der Erdspalte zurückgehaltenen Verfolger Feuer auf ihn gaben, und eine der nach ihm geschossenen Kugeln ihm in die Schulter schlug.

Ein dumpfer Schmerz und Lähmung im rechten Arm zeigten ihm, was ihn betroffen hatte, doch sein Pferd war unverletzt, und er selbst saß noch fest im Sattel – er war gerettet! Fort stob der Rappe mit Louvencourt auf der Straße dahin, daß die Funken unter seinen Hufen sprühten, und ferner und ferner drang das Wuthgeheul seiner Feinde zu seinem Ohr, doch er fühlte das warme Blut auf seinem Rücken fließen und Mattigkeit seinen Körper durchziehen. Schwindel erfaßte sein Haupt, und nur durch den Griff seiner Linken in die fliegende Mähne des

Rappen war es ihm möglich, sich in dem Sattel zu erhalten. Er fühlte sich kalt werden, sein Blick wurde matt, und er war der Ohnmacht nahe, als das Roß in fliegender Carriere in die Allee einbog, die nach der Plantage führte, und sein Reiter ohnmächtig von ihm herabfiel.

Jesus Maria, da ist der Rappe ohne Horace! schrie Madelaine von der Veranda herab, legte ihr Kind einer Negerin in die Arme, und sprang die Treppe hinunter und aus dem Hause, vor dessen Thür der schaumbedeckte Rappe zitternd und bebend stehen geblieben war.

Mit einem durch Mark und Bein dringenden Schrei stürzte die Frau auf das Thier zu, erfaßte die mit Blutgetränkte Satteldecke und rief: »Gemordet, Horace gemordet!«

Dann rannte sie fliegenden Fußes davon in der Allee hinauf, so daß sie, als Remi aus dem Hause ihr nachsprang, in ihrem weißen, luftigen Gewand wie ein Nebelbild dahinschwebte.

Horace – mein Horace! schrie Madelaine wieder und wieder in die stille Nacht hinaus, und flog, vor sich hinspähend, in der Allee hinaus, als sie an dem Ende derselben plötzlich einen gellenden Schrei ausstieß, und sich über ihren regungslos dort liegenden Gatten hinwarf.

Ihr Jammer, ihr herzerreißendes Wehklagen erfüllten die Luft, als Remi bei ihr anlangte, und seinen entsetzten Blick auf seines Bruders bleiche Züge heftete.

Mein Bruder, mein armer theurer Bruder! rief er aus, warf sich bei ihm nieder, und setzte ihn in seinem Arme

auf; Horaces Haupt aber sank auf seine Brust und kein Lebenszeichen war mehr in ihm zu erkennen.

Jetzt kamen die Neger von der Plantage schaaarenweise herbeigerannt, und stimmten, als sie ihren Herrn leblos daliegen sahen, in das Jammergeschrei der Gattin und des Bruders ein.

Remi aber ließ den Grafen schnell von den Dienern aufnehmen und ihn eiligst nach dem Hause tragen, wo er unter Weinen und Wehklagen der dort versammelten Diener nach seinem Zimmer gebracht wurde.

Nun untersuchte Remi die Wunde, und fand bald, daß das Leben den Körper noch nicht ganz verlassen hatte.

Er lebt – er lebt! rief er jubelnd aus, und Madelaine hob ihre gefalteten Hände über sich empor und flehte um Rettung des geliebten Gatten zum Himmel auf.

Der schwere Blutverlust hatte Louvencourt dem Tode so nahe gebracht, doch sobald die Wunde verbunden und das Bluten gestillt war, kehrte das Bewußtsein in ihn zurück und brachte neue Hoffnung in die verzweifelten Herzen seiner Lieben.

Die Nacht verstrich, der neue Tag zog freundlich am Himmel auf und beleuchtete das bleiche Antlitz des Grafen, während Madelaine seine Hand zwischen den ihrigen hielt und mit ihrem Blick an seinen geschlossenen Augen hing. Remi ging ab und zu, bald nach seinem Studierzimmer, bald nach seiner Apotheke, nach dem Eiskeller, nach der Küche, allenthalben Etwas für den Kranken



besorgend, und immer kehrte er bald wieder zu ihm zurück, um sich von seiner Ruhe zu überzeugen und Madelainen Trost und Muth zuzusprechen

In tiefen todtenähnlichen Schlaf gesunken, verbrachte der Graf den Tag, gegen Abend aber wurde er unruhig, heftiges Fieber stellte sich bei ihm ein, und seine wirren Phantasieen mehrten abermals bei seinen liebenden Pflegern die Besorgnisse um sein Leben.

Vier Tage und vier Nächte hatten Madelaine und Remi ununterbrochen an seinem Bette zugebracht, ehe sein bedenklicher Zustand sich änderte, dann aber siegte seine kräftige Jugend, und wenn er auch sehr erschöpft war, stellte sich doch wesentliche Besserung bei ihm ein.

Madelainen's Glück kannte keine Grenzen, Thränen der Freude entquollen immer von Neuem ihren Augen, und immer wieder falteten sich ihre Hände mit einem Blick des Dankes nach Oben.

Auch auf Remi's milden Zügen lag Glück und Dank zugleich, oft erfaßte er mit beiden Händen die Linke seines theuren Bruders und drückte sie heiß und innig, indem seine Augen sich mit Thränen füllten und sein Blick freudig dem des Kranken begegnete. Horace sah dann tief bewegt und mit mattem dankbarem Lächeln zu den beiden Theuren auf, winkte ihnen mit den Augen seinen Dank zu, und murmelte leise Worte der Liebe.

Auch unter den Slaven war Freude und Jubel eingetreten, als sie von der günstigen Wendung in dem Befinden ihres geliebten Herrn hörten, und mit Verlangen

harrten sie des Augenblicks, wo sie ihm selbst ihr Glück darüber aussprechen könnten.

Die Besserung des Grafen ging langsam, doch ungestört von Statten, die Wunde heilte und seine Kräfte nahmen zu, so daß er nach wenigen Wochen in der Kühle des Abends wieder in das Freie hinausgehen und die erfrischende, über das Land streichende Seeluft genießen konnte.

Madelaine war bei diesen Promenaden seine stete Begleiterin, und im Anfang bedurfte er wirklich dabei oft ihres unterstützenden Armes, den sie mit glücklich überströmendem Herzen ihm mit all ihren Kräften lieh.

So viel Glück, so viel Seligkeit aber auch die Genesung des Grafen wieder in den häuslichen Kreis gebracht hatte, so konnten dadurch doch die Sorgen, die ernsten bangen Befürchtungen, welche die Außenwelt hineindrängte, nicht daraus fern gehalten werden.

Durch die Antwort, die man den Rebellen auf ihre Bitte um Vergebung in dem Kopf ihres todtgepeitschten Parlements gesandt hatte, war denselben jede Hoffnung auf Gnade abgeschnitten und ihnen nur die Wahl gelassen, zu siegen, oder zu sterben, und mit diesem Entschluß sammelten sie sich von Neuem in den Gebirgen, um den Vernichtungskrieg gegen die Weißen nun mit größerer Gewalt fortzusetzen.

Bald hier bald dort fielen sie in die Pflanzungen ein, brannten, mordeten und raubten, und nahmen die Slaven mit sich fort, um ihr Heer durch sie zu verstärken und

sie gleichfalls für ihre Freiheit, für ihre Menschenrechte kämpfen und ihr Leben einsetzen zu lassen.

Fast kein Tag verging, daß nicht neue Schreckensnachrichten aus dem Lande in die Städte gelangten und immer zahlreicher verließen die Eigenthümer der Plantagen ihre Besitzungen und zogen in die Städte, weil sie nur dort sich ihres Lebens sicher glaubten.

Ach, Horace, laß uns wieder in die Stadt ziehen, bat eines Abends auf dem Spaziergange die Gräfin ihren Gatten, ich stehe jedesmal Todesqual aus, wenn Du Dich, mag es auch auf noch so kurze Zeit sein, von der Plantage entfernst. Wer hätte es damals denken können; daß Du zwischen hier und der Stadt auf offner Straße könntest angefallen werden?

Das hatte seinen guten Grund, beste Madelaine, antwortete der Graf, die Neger, welche mich angriffen, waren aus dem Lager der Rebellen mit dem unglücklichen Parlamentair bis vor die Stadt geritten, um dort seiner zu harren, bis er mit der Antwort zu ihnen zurückkehren würde. Die Antwort, die man ihnen sandte, veranlaßte sie dazu, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und da der Zufall mich ihnen entgegen führte, so ließen sie an mir ihre Rache aus. Es galt nicht meiner Person, es galt den Weißen überhaupt – und wer kann es ihnen verdenken, wenn sie deren Beispiel folgen?

Wie leicht aber kann Dir dasselbe hier aus dem Lande auf einsamem Weg noch einmal geschehen, und vielleicht noch schlimmer – laß uns in die Stadt ziehen, mein

Horace, dort sind wir doch sicherer als hier, bat Madelaine wieder und schmiegte sich liebkosend in den Arm ihres Gatten.

Im Augenblick allerdings ist in der Stadt weniger Gefahr für uns, entgegnete Louvencourt, doch fürchte ich, daß wir nur zu bald nirgends mehr sicher sein werden, denn die Macht der Schwarzen wächst jetzt mit erschreckender Schnelligkeit, sie haben gute Führer, und während sie sich zum Untergange der Weißen rüsten und einigen, zerfallen diese unter sich täglich mehr, und haben sich selbst jedes fremden Schutzes verlustig gemacht. Ich denke ernstlich daran, beste Madelaine, Vorbereitungen zu treffen, um, wenn es zum Aeußersten kommt, dieses Land verlassen und nach den glücklichen Vereinigten Staaten ziehen zu können.

Gern, gern folge ich Dir, Geliebter, wohin Du auch gehen magst, nur laß uns Ruhe und Frieden suchen, fuhr die Gräfin fort, und fügte, ihren Arm um den Gatten legend, hinzu: Und wenn wir auch in bescheidenern Verhältnissen leben müßten, als wir es hier gewohnt sind.

Ich werde zu Gelde machen, so viel ich kann; meine verpachteten Güter und Grundstücke will ich schnell verkaufen und Alles in Gold niederlegen, so daß ich gerüstet bin, wenn der drohende Sturm heranzieht, denn dazu kommen wird es sicher, und ich fürchte, noch viel früher, als man es denkt, versetzte Louvencourt und ertheilte Madelainen nun die Zusage für ihren Wunsch, wieder nach Port au Prince überzusiedeln.

FÜNFTES KAPITEL.

*Die Vereinigten Staaten. – Der alte Geizhals. – Der Commis. – Das Brautpaar. – Der Heimweg. – Der Empfang. – Kalte Antwort. – Rücksichtslosigkeit. – Guter Rath. – Betrübtheit. – Der Egoist. – Das liebende Mädchen. – Versagter Wunsch.*

Während sich nun die Zustände in St. Domingo in schrecklicher Weise verschlimmerten und in ganz Europa die Fackeln des Krieges und der Revolution brannten, herrschte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika tiefer Friede, den opferreichen blutigen Kampf für Freiheit hatte das Volk siegreich bestanden, und wenn es auch nicht auf seinen Lorbern *ruhte*, so arbeitete es doch, mit Lorbern geschmückt, emsig und unermüdlich, den errungenen Frieden zu nützen, Handel und Gewerbe aufblühen zu lassen, der Erde ihre Reichthümer abzugewinnen und selbst sich eine ehrenvolle Stelle in der Reihe der gebildeten Nationen zu verschaffen.

Washington, der Vater wahrer Volksfreiheit, stand mit seiner Weisheit, seiner Kraft, seiner Vaterlandsliebe, ein sicherer, treuer Führer, an der Spitze des Volkes, und reichster Segen zog durch das ganze Land; aus Wildnissen erstanden cultivirte Staaten, und die amerikanische Flagge wehte, in Frieden mit allen Nationen der Erde, auf allen Meeren.

Als die nächsten, Großhandel treibenden Nachbarn von Westindien hatten die Amerikaner unter ihrer neutralen Flagge jetzt, wo England und Frankreich zusammen im Krieg lagen, fast allein den Handel mit diesen Inseln in Händen, und ins Besondere war es die aufblühende, noch kleine Stadt Philadelphia, die Brüderstadt, welche denselben emsig betrieb.

Eines der ältesten dort bestehenden überseeischen Geschäfte war das Haus des Herrn Thomas Pennel, dessen Vorfahren schon gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts während Cromwells Regierung von England nach Amerika ausgewandert waren.

Pennel hatte ein sehr bedeutendes Geschäft, hielt eigene Schiffe zur See und handelte viel mit Westindien und Südamerika. So leicht und unbekümmert er nun bei seinen Unternehmungen auch über große Summen verfügte, so kleinlich engherzig und sparsam war er in seinen häuslichen Angelegenheiten, und namentlich hatten seine Comptoirbedienten sehr darunter zu leiden. Sein Geschäft hatte sich seit dem eingetretenen Frieden wohl um das Doppelte vergrößert, dennoch wollte er sein Comptoirpersonal nicht vermehren, und außer einem alten Buchhalter hielt er nur noch drei Comptoiristen, die alle Arbeit besorgen mußten und unter derselben fast erlagen, denn von Morgens sechs Uhr hatten sie bis spät in die Nacht anhaltend thätig zu sein, um keine Rückstände anwachsen zu lassen. Dabei bezahlte sie Pennel äußerst schlecht, so daß die jungen Leute kaum von dem Gehalt, ohne Schulden zu machen, leben konnten. Er stellte sich

ihnen immer selbst als Muster vor, wenn er sie zur Sparsamkeit ermahnte, denn auch er, sagte er, sei ein armer Commis gewesen, habe sehr klein angefangen und habe es nur durch seine Sparsamkeit so weit gebracht.

Sein Leben und seine äußere Erscheinung bezeugten die Wahrheit seiner Worte, denn er wohnte entfernt von seinem Geschäftslokal in einem kleinen Häuschen, wo eine alte Negerin ihm den sehr einfachen Haushalt führte, und seine ordinaire Kleidung entsprach dem Namen, den man ihm in der Stadt gegeben hatte: der alte Geizhals Pennel.

Aus Geiz, sagte man auch, habe er sich nicht verheirathet, das Copulirgeld sei ihm zu viel gewesen. Niemals ging er in ein Wirthshaus oder Trinkhaus, er war während des ganzen Tages im Geschäft und Abends, ehe er sich nach seiner Wohnung begab, brachte er regelmäßig eine Stunde in einem öffentlichen Lesesalon zu, wo alle Zeitungen gehalten wurden und wo man Nichts verzehren konnte, als ein Glas Wasser.

Trotz seines Geizes aber war er nicht mißtrauisch und argwöhnisch gegen andre Menschen, im Gegentheil, er glaubte und vertraute leicht, und darum war er auch durchaus nicht unbeliebt; man bedauerte ihn nur, daß er gegen sich selbst so grausam sei und sich bei seinem ungeheuren Vermögen jeden Genuß des Lebens versagte. Der Geschmack jedoch ist verschieden, Pennels Genuß lag darin, viel Geld zu verdienen, und diesem Genuß folgte er nach jeder Richtung, denn was er nicht ausgab, dachte er, das hatte er verdient.

Der erste seiner drei Comptoirbedienten war ein junger Mann von 27 Jahren, Namens Gatlard, welchen Pennel vor zehn Jahren als armen Jungen in das Geschäft genommen und ihn zu einem ausgezeichneten Kaufmann herangebildet hatte.

Richard Gatlard, ein geborener Irländer, hatte nach dem plötzlichen Tode seiner beiden Eltern sein Vaterland verlassen, um in der neuen Welt sein Glück zu versuchen. Seine Mittel hatten gerade ausgereicht, ihn mit einem Transportschiffe der englischen Armee nach Philadelphia zu bringen, und da Pennel in jener Kriegszeit oft Lieferungen an die englischen Fahrzeuge übernahm, so hatte er auch dieses Transportschiff mit Proviant zu versehen gehabt und an Bord desselben den jungen Irländer Gatlard kennen gelernt.

Dieser machte durch sein verständiges, ruhiges Wesen auf Pennel einen sehr günstigen Eindruck, und da die Verhältnisse des Jungen sehr dürftige waren, so konnte er von Glück sagen, in Jenem sogleich bei seiner Ankunft in der neuen Welt eine Stütze zu finden.

Pennel brachte ihn in ein Boardinghaus (Logirhaus) zweiten Ranges, bezahlte dort für ihn alles Nothwendige monatlich und versah ihn von Zeit zu Zeit mit Kleidung, welche auch nicht ganz nach der feinsten Mode war.

In dieser Weise erhielt er in Gatlard einen sehr billigen, sehr nützlichen Comptoirbedienten, denn derselbe entsprach seinen Erwartungen aufs Vollkommenste. Unglücklicherweise für Pennel bestand aber dies Verhältniß nicht viel über ein Jahr, nach welcher Zeit der junge



Mann sich schon so weit mit dem Geschäfte und mit den Lebensverhältnissen in Amerika bekannt gemacht hatte, daß er an einem Sonntag Morgen Herrn Pennel bat, ihm einen festen Gehalt auszusetzen, damit er selbst seinen Unterhalt und seine sonstigen Bedürfnisse bestreiten könne.

Pennel wollte Vorstellungen dagegen machen, doch Gatlard bestand fest auf seiner Forderung und erklärte, daß er widrigenfalls sich eine andere Stelle suchen würde, worauf Pennel, wenn auch ungern, in sein Gesuch einwilligte.

Gatlard machte sich schnell in dem Geschäfte geltend, ja bald unentbehrlich für Pennel, denn er zeigte sich nicht allein als ein umsichtiger tüchtiger Comptoirist, er war auch Waarenkenner, geschickter Disponent und besaß einen sehr scharfen Blick in die nächste Zukunft der Geschäfte, so daß Pennel bei jeder vorkommenden Gelegenheit sich bei Gatlard Rath's erholte.

Als Gatlard sein vierundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, war er in ein Privathaus gezogen, wo ihm für ein Billiges eine Wohnung überlassen wurde.

Das Haus war klein, aber nett, stand in einem Garten und wurde von der Eigenthümerin, einer Wittwe Namens Astor, bewohnt, welche von den Zinsen eines nicht bedeutenden Kapitals lebte und gern die beiden kleinen Zimmer an Gatlard vermietete, um ihr Einkommen ein wenig zu vergrößern.

In einer gelben Fieber-Epidemie, welche in jener Zeit Philadelphia auf eine schrecklich verheerende Weise heimgesucht hatte, war auch Gatlard erkrankt, und nur der sorgsam, aufopfernden, liebevollen Pflege der Wittwe Astor und namentlich deren Tochter Aglaja hatte er seine Rettung zu danken gehabt.

Zu Gatlards Dank hatte sich dann auch noch Liebe für die reizend schöne, brave Aglaja gesellt, und da dieselbe seine Neigung erwiderte, so waren sie Braut und Bräutigam geworden. Von dieser Zeit an hatten sich Gatlards Lebensverhältnisse viel angenehmer gestaltet, denn er war nun bei seinen Mahlzeiten der stete Gast seiner Braut geworden, was ihm bei seinen immer noch sehr knappen Einkünften gut zu Statten gekommen war.

Vom Heirathen hatte aber zwischen dem jungen Paare bis zu dem Augenblick unsrer Erzählung noch keine Rede sein können, denn der Gehalt Gatlards reichte noch nicht hin, um damit eine Frau zu ernähren, und die Wittwe Astor besaß nur ein geringes Vermögen, dessen Zinsen eben ausreichten, um bescheiden davon leben zu können.

Gatlard hatte wiederholt seinen Prinzipal Pennel ersucht, sein Salair zu erhöhen, doch dieser war niemals darauf eingegangen, hatte ihm aber jedesmal Hoffnung gemacht, daß er ihm bald einen Antheil in seinem Geschäft zu geben Willens sei, wenn er ruhig und zufrieden noch einige Zeit bei ihm ausharre.

Es war halb zehn Uhr eines Abends, als Gatlard das Comptoir verließ, Pennels alten Neger Tom, welcher, vor

der Thür auf einer Zuckerkiste sitzend, eingeschlafen war, weckte und ihm, nachdem er das Geschäftslokal verschlossen hatte, den Schlüssel mit den Worten einhändigte: Sage Herrn Pennel, es sei wieder beinahe zehn Uhr gewesen, als ich nach Hause gegangen wäre.

Junger Herr arbeitet zu viel, ist nicht gesund, antwortete der Slave kopfschüttelnd, indem er den Schlüssel in die Tasche steckte, wünschte Gatlard dann gute Nacht und trat mit müdem Schritt seinen Weg nach Pennels Wohnung an, während Jener in der andern Richtung der schlecht erleuchteten Straße folgte und halb laut vor sich hin sagte:

Zu viel – ich meine auch, es wäre zu viel für sechshundert Dollars jährlich! Der alte Spitzbube hat mich aber lange genug an der Nase herumgeführt und mir Antheil in dem Geschäft versprochen – es soll und muß anders werden!

Dabei knöpfte er seinen Rock bis oben hin zu, drückte den Hut in die Augen und schob die Hände in die Taschen, denn der Wind trieb ihm einen feinen, kalten Regen entgegen.

Gatlard war von mittlerer Größe, doch in sehr gutem Verhältniß gebaut, hatte röthlich blondes, weiches Haar, frische, zarte Gesichtsfarbe und sehr lebendige, etwas unruhige blaue Augen. Das Profil seines Antlitzes war regelmäßig und fein, doch nicht bedeutend. Sein ganzes Wesen aber zeigte große Beweglichkeit und wurde von äußern Eindrücken sehr leicht ergriffen.

Es war ein langer Weg bis nach seiner Wohnung, denn sie lag an dem fernsten Ende der Stadt, und der Regen hatte ihn ziemlich durchnäßt, als er durch das kleine Gärtchen nach dem Hause ging und an der Thür die Schelle zog.

Armer, guter Richard! sagte Aglaja, die Hausthür öffnend und reichte Gatlard ihre Hand; es ist wieder beinahe zehn Uhr; Du quälst Dich zu sehr!

Ja, ja, es ist zu viel – soll auch aufhören, versetzte Gatlard, indem er den Regen von seinem Hut schwenkte und seinen Rock aufknöpfte.

Komm gleich herein, mein Richard, wir haben das Abendbrod bereit stehen, das Wasser ist kochend und eine recht heiße Tasse Thee soll Dir gut thun, fuhr Aglaja mit großer Herzlichkeit fort und legte ihre Hand liebevoll auf Gatlards Schulter, um ihn in das Zimmer zu führen; doch er wandte sich von ihr ab nach der Treppe und sagte:

Ich bin naß geregnet und will den Rock erst wechseln, worauf er die Treppe hinauf nach seiner Stube ging.

In dieser Antwort selbst lag wohl nichts Unzartes, soweit es das Wechseln der nassen Kleidung betraf; der Ton aber, in dem sie gegeben wurde; stand nicht in Einklang mit der innig liebevollen Weise, in welcher das Mädchen Gatlard bat, gleich mit ihr in das Zimmer zu gehen, und Aglaja mußte dies fühlen, denn die freudige Bewegung wich von ihren Zügen und schweigend trat sie in die Stube zu ihrer Mutter, welche neben dem Kamin in einem Armstuhl saß und sich mit einer Näharbeit beschäftigte.

Aglaja war eine schlanke Gestalt von zarten weichen Formen, deren Erscheinung mehr den Ausdruck des Duldens, als den des Handelns trug. Ihr längliches, lieblich schönes Antlitz war bleich und von tiefschwarzem glänzendem Haar umgeben, ihre großen dunkelblauen, von langen schwarzen Wimpern überschatteten Augen gleichen dem Veilchen am krystallklaren Bache im dunkeln Wald, und neben dem frischen Roth ihrer vollen reizenden Lippen mußte die Granatblüthe verbleichen.

Warum kam Gatlard nicht gleich herein? fragte die Frau, von ihrer Arbeit zu Aglaja aufsehend.

Er war naß geregnet und wollte seinen Rock wechseln, antwortete das Mädchen mit einem Anklang von Betrübtheit.

So, – sagte die Frau und heftete ihren Blick auf ihre Tochter, als denke sie über den Ausdruck nach, welcher auf deren Zügen lag.

Aglaja aber nahm schnell den kleinen blanken, kupfernen Wasserkessel von den Kohlen in dem Kamin, goß den Thee aus und stellte die Kanne vor das Kaminfeuer auf die Steinplatte. Dann rückte sie den Armstuhl für Gatlard an den sauber gedeckten und mit kalten Speisen besetzten Tisch, stellte noch einen solchen für ihre Mutter und einen Rohrstuhl für sich selbst daran und öffnete dann die Thür, aus welcher sie lauschend hinausschaute, ob sie den Tritt des Geliebten ihres Herzens noch nicht hören könne.

Draußen aber war Alles still, nur ein heftiger Regenschlag und das Pfeifen des Windes an der Hausthür drang zu ihrem Ohr.

Augenscheinlich verlegen und unangenehm berührt wandte Aglaja sich wieder in das Zimmer und rückte an den Tellern auf dem Tische, als ihre Mutter abermals anhub:

Was macht Gatlard nur so lange oben? Es ist ja zehn Uhr und er weiß doch, daß wir auf ihn warten!

Er wird sich wohl umkleiden, versetzte Aglaja entschuldigend, ohne nach ihrer Mutter hin zu sehen.

Ich finde es sehr rücksichtslos, fuhr die Frau fort.

Ach, liebe Mutter, er war gewiß recht naß geworden Komm, setz' Dich her, ich will Dir den Thee einschenken, fiel Aglaja begütigend ein, ergriff die Theekanne und füllte die Tasse ihrer Mutter, während diese sich schweigend an dem Tische niederließ.

Die Frau hatte bereits begonnen, ihr Abendbrod zu sich zu nehmen, als Tritte auf der Treppe hörbar wurden und Aglaja wieder an die Thür eilte, um sie für Gatlard zu öffnen. Dort reichte sie ihm die Hand, führte ihn an den Tisch, und indem er die Lehne seines Stuhles ergriff, sagte er, sich leicht gegen Madame Astor verneigend: Guten Abend – es ist wieder spät geworden.

Auch für uns, antwortete die Frau ziemlich ernst und fuhr nach einigen Augenblicken, während Gatlard sich in seinen Stuhl niederließ, fort:

Was hat Sie denn noch so lange auf Ihrem Zimmer gehalten?

Ich habe nur ein wenig aufgeräumt und meine Kleider in den Schrank gehangen; heute früh hatte ich keine Zeit dazu, antwortete Gatlard, unbekümmert darum, daß er die alte Frau, welche seinethalben so lange mit dem Abendessen gewartet, unnöthig noch auf sich hatte harren lassen.

Das hätten Sie füglich wohl nach Tisch vor Schlafengehen, oder morgen früh thun können; morgen ist ja Sonntag, wo Sie Zeit dazu hatten, Herr Gatlard, versetzte Madame Astor sehr ruhig.

Gatlard fühlte den gerechten Vorwurf, schwieg einen Augenblick, und wollte dann antworten, doch Aglaja ergriff hastig seine Hand, sah ihm flehend in die Augen und sagte:

Du hattest den Kopf so voll Arbeit, daß Du nicht daran dachtest, wie lange Mutter schon gewartet hatte. Nun komm, und stärke und erwärme Dich mit einer heißen Tasse Thee.

Dabei strich sie ihm schmeichelnd über die Wange, klopfte ihm mit ihrer kleinen Hand liebevoll auf den Kopf, und schenkte dann Thee in seine Tasse. Ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, fuhr sie heitern Tones fort:

Nun erzähle uns aber auch, was Dich heute so sehr lange in dem Comptoir gehalten hat, wird etwa wieder ein Schiff zu einer Reise ausgerüstet?

Im Gegentheil, unser Schiff, der ›Neptun‹, ist von Süd-Amerika zurückgekehrt, und da hatte ich die Frachtliste, die Frachtbriefe, und die vielen anderen Papiere nachzusehen und einzutragen. Uebermorgen mit der Ausladung

fängt aber die Arbeit erst recht an, und dann in einigen Wochen, wenn das Schiff wieder beladen wird, geht es von Neuem los. Und auf mir allein ruht die Hauptarbeit, ich habe den Goldbaum für den alten Geizhals fortwährend zu schütteln, und von den reichen Früchten, die in seinen Geldkasten fallen, giebt er mir kaum genug, um mein Leben zu fristen. Ich werde ihm jedoch morgen einen Besuch machen, und ihn um die Erfüllung seiner Versprechungen ersuchen, widrigenfalls er sich einen andern Arbeiter anschaffen mag.

Mit der Drohung würde ich noch zurückhalten und ihn nur dringend an sein Versprechen erinnern, Herr Gatlard, man soll trübes Wasser nicht weggießen, ehe man besseres hat, bemerkte Madame Astor mit wohlmeinendem Ton, jedenfalls würde ich mich vorher nach einer andern Stelle umsehen. Wie mir gesagt ist, so soll es seit Beendigung des Krieges einen großen Ueberfluß an jungen Leuten geben, welche solche Anstellungen suchen.

Lumpengesindel genug, antwortete Gatlard heftig. Ich werde keine Feder wieder für Pennel anrühren, wenn er mich morgen nicht anders stellt.

Auch das würde ich nicht thun, entgegnete die Frau beschwichtigend, es könnte Ihnen leicht anderswo zum Vorwurf gemacht werden.

Man ist sich selbst der Nächste, und was man für sich selbst thut, braucht man nicht noch zu erhoffen; zu viel Rücksicht für Andere ist gewöhnlich eigener Schaden, bemerkte Gatlard scharf; da stand Aglaja auf, neigte sich,



seine Tasse ergreifend, zu ihm nieder, küßte ihn auf die Stirn, und sagte:

Du machst Dich immer schlimmer, als Du bist, meinst es aber doch nicht so böse, nicht wahr, Richard? Nun laß uns von etwas Anderm sprechen!

Dabei füllte sie seine Tasse abermals, und fuhr dann mit ihrer natürlichen Herzlichkeit fort:

Und morgen Nachmittag, wenn das Wetter wieder klar ist, wollen wir einen recht langen Spaziergang machen; es wird schon der vierte Sonntag, seit wir zum letzten Male zusammen ausgingen.

Sechs Tage in der Woche sollst Du arbeiten, und an dem siebenten sollst Du Dich ruhen, steht in der Bibel, entgegnete Gatlard halb im Scherz und halb im Ernst, und fügte noch hinzu: Uebrigens sieht es draußen nicht aus, als ob wir morgen gutes Wetter bekommen würden.

Madame Astor hustete einige Male, es schien ihr eine Antwort auf den Lippen zu schweben, sie drängte sie aber zurück, und auch Aglaja griff erst nach einer längeren Pause die Unterhaltung wieder auf, und suchte die Verstimmung, welche sich augenscheinlich des kleinen Familienkreises bemächtigt hatte, zu verscheuchen. Vergebens aber faßte sie mit ihrem Wort hin und her nach Dingen, welche ihrer Mutter sowohl, als auch ihrem Verlobten sonst zu besprechen so angenehm waren, sie gingen nicht darauf ein, und Beide, das Drückende des Augenblicks fühlend, erhoben sich fast zugleich und wünschten einander gute Nacht.

Gatlard legte dann seinen Arm um Aglaja, welche ihn mit einer verstohlenen Thräne im Auge aus dem Zimmer geleitete, und an der Treppe gab sie ihm den Kuß zurück, den er zum Abschied ihr auf die Lippen drückte.

Ihr Herz war so voll, so schwer, und so gern hätte sie den Mißmuth, der sich des geliebten Jünglings bemeistert, ihm aus der Seele genommen, und ihn mit überströmendem Liebesglück aus ihren Armen entlassen; es ging aber nicht, die Worte stockten auf ihren Lippen, und gewaltsam wehrte sie ihre Thränen zurück.

Gute Nacht, mein Richard, sagte sie mit gepreßter Stimme, indem sie ihm noch die Hand reichte, als er schon die ersten Stufen der Treppe erstiegen hatte, und ging dann niedergeschlagenen Geistes in das Zimmer zurück.

Hanna, die schwarze Dienerin, folgte ihr auf dem Fuße nach, um den Tisch abzuräumen, und deren Gegenwart war Aglaja erwünscht, da sie ihre Mutter davon abhielt, etwas über Gatlard zu sagen, doch nicht, wie sie hoffte, verließ diese das Zimmer, um sich zur Ruhe zu begeben, sondern sie warf noch ein Stück Holz auf das Feuer im Kamin, und nahm neben demselben in ihrem Armstuhl Platz.

Aglaja half der Dienerin, und nachdem dieselbe mit dem Eßgeschirr die Stube verlassen hatte, hub Madame Astor ruhigen Tones an:

Aglaja, so leicht es mir für Dich ist; so muß ich doch mit Dir über Gatlard reden; denn sein Benehmen gegen uns wird von Tag zu Tag rücksichtsloser, und die Frage

drängt sich mir immer ernster auf, was wird er thun, wenn Du erst einmal seine Frau bist, da er schon gegen die Braut so verfahren kann?

Ach, liebe Mutter, ihr nehmt euch gegenseitig so leicht Etwas übel, was gar nicht so gemeint war, antwortete Aglaja entschuldigend.

Nein, nein, Kind, das thue ich nicht, fiel Madame Astor rasch in die Rede, ich kann es aber nicht ruhig mit ansehen, wenn er die unsägliche Liebe, womit Du ihn seit Jahren überhäuft hast, mit Gleichgültigkeit und Undank lohnt. Wie hast Du wochenlang unaufhörlich an seiner Seite zugebracht, als das gelbe Fieber ihn auf das Krankenbett geworfen – hat er nicht nächst Gott Dir allein seine Rettung zu danken?

Aber, beste Mutter! bat Aglaja, doch die Frau fuhr fort:

Und nun, was hast Du, was haben wir seitdem nicht Alles für ihn gethan, haben wir ihn seine Zimmer nicht unentgeltlich bewohnen lassen, haben wir ihm nicht ganz freie Kost gegeben, so daß er sein Einkommen nur für seine Kleidung und für sein Vergnügen verwenden konnte? Und nun, da wir an diesem Abend bis zehn Uhr mit dem Essen auf ihn gewartet haben, bleibt er noch eine halbe Stunde auf seinem Zimmer, um aufzuräumen, und weist Deine Bitte, morgen einen Spaziergang mit Dir zu machen, mit einem gleichgültigen Scherz zurück.

Nein, Aglaja, das ist nicht edel, nicht brav von ihm, und eine Liebe wie die Deinige, verdient ein besseres Herz, als das seinige. Er ist Egoist, und wird es täglich

mehr, und im Egoismus liegt der Keim zu jeder Untugend. Es bangt mir für Dein Glück, Aglaja, und meine Pflicht als Mutter drängt mich dazu, Dir meine Meinung über ihn auszusprechen und Dich zu warnen, da es noch Zeit ist.

Ach, liebe Mutter, Du beurtheilst ihn zu scharf, Du thust ihm Unrecht, er denkt sich nichts dabei – es liegt nun einmal in seinem Wesen, immer dem Gedanken des Augenblicks zu folgen, suchte Aglaja die Mutter wieder zu beschwichtigen.

Das ist es gerade, daß er einzig und allein seinem eigenen Interesse folgt, und niemals eine Rücksicht auf Andere nimmt, auch wenn es gar nichts kostet und wenn auch die Freude, die Ruhe, das Wohl derer davon abhängt, die ihm am Nächsten stehen und denen er zu Dank verpflichtet ist. Ein solches Herz, das nur sich selbst im Auge hält, und nicht fähig ist die kleinste augenblickliche Laune für Andere zu opfern, kann niemals glücklich machen und nie glücklich werden, denn Jedermann wird sich von ihm entfernen, und es wird gemieden und verlassen allein dastehen.

Hier schwieg Madame Astor einige Augenblicke, und auch Aglaja saß, stumm vor sich niederblickend, ihr gegenüber, dann fuhr die Frau ruhig fort:

Es sind ja nicht die unbedeutenden Begebenheiten dieses Abends, die mich zu meinem Urtheil gebracht haben, es sind die Beobachtungen längerer Zeit, und ich könnte Dir hunderte von kleinen Thatfachen nennen, die meine Ansicht über Gatlards Charakter rechtfertigen. Wie

oft hat er Dir Bitten rund abgeschlagen, oder sie doch nicht erfüllt, weil er irgend einer augenblicklichen Idee, die nicht damit in Einklang stand, folgen wollte, wie oft schon hat er alle Rücksicht gegen uns Beide aus den Augen gesetzt, um etwas gänzlich Unnöthiges, Unbedeutendes zu thun, was ihm gerade in den Sinn kam! – Ich rede nicht nur als Mutter zu Dir, ich mahne Dich als Deine treuste Freundin, wohl zu überlegen, was Du thust, ehe es zu spät ist.

Aglaja war weinend in sich zusammengesunken, als aber ihre Mutter schwieg, ermannte sie sich, trocknete ihre Thränen, und sagte mit weicher Stimme:

Und dennoch liebt er mich, Mutter, und ich liebe ihn tausend Mal mehr, wie mich selbst, und bin sein eigen für jetzt und für alle Ewigkeit! Finde ich mit ihm das Glück nicht, welches ich erhoffte, so ist es nicht meine Schuld; einen andern Weg, als der mit ihm, giebt es nicht für mich, so lange mein Herz schlägt!

Dabei stand sie auf, schlang ihre Arme inbrünstig um ihre Mutter, drückte ihre Lippen innig auf deren Mund, und sagte:

Sei nachsichtig mit ihm, meine Liebe wird ihn führen – Gute Nacht, liebe Mutter!

Nochmals küßte sie dieselbe tief ergriffen, und verließ dann das Zimmer.

Es war zehn Uhr am folgenden Morgen, als Gatlard die Treppe herabkam, und zugleich Aglaja aus dem Wohnzimmer trat, und zwar zum Ausgehen angethan, und mit dem Gesangbuch in der Hand.

Guten Morgen, beste Aglaja, willst Du schon zur Kirche gehen? Es ist ja noch früh, sagte Gatlard seinen Arm um ihren Nacken legend und sie küssend.

Ich dachte, ich wollte Dich erst ein wenig auf Deinem Wege zu Pennel begleiten, und dann nach der Kirche gehen, das Wetter ist ja so schön geworden.

Das macht mir viele Freude, und es thut mir leid, daß ich nicht mit Dir zur Kirche gehen kann, ich muß aber den Herrn Pennel sprechen und mit ihm aufs Reine kommen. Sonntagmorgen ist die beste Zeit dazu, da geht er niemals aus, entgegnete Gatlard freundlich.

Dabei öffnete er die Hausthür, gab Aglaja seinen Arm, und wandelte mit ihr in dem heitern Sonnenschein die Straße hinab.

Sei nur ruhig, wenn Du mit ihm redest, nahm Aglaja bittend das Wort, und sei artig gegen ihn, damit kommst Du weiter, als wenn Du Dich mit ihm überwirfst. Kannst ihm ja auch sagen, daß Du eine Braut hättest und sie mit Deinem Gehalt nicht zu Deiner Frau nehmen könntest. Er hält große Stücke auf Dich, und wird Dich so leicht nicht von sich gehen lassen.

Jedenfalls soll er sich heute entscheiden, mag er nun thun, was er will, mit leeren Versprechungen hält er mich jetzt nicht mehr hin, antwortete Gatlard entschlossen, und so seine nächste Zukunft mit Aglaja beredend, wandelte er mit ihr dahin, bis sie das Haus des Herrn Pennels in Ansicht hatten.

Nun könntest Du mich wieder ein Stück zurück begleiten, ob Du eine Viertelstunde früher oder später zu

Pennel kommst, das ist ja einerlei, und das Wetter ist so schön, und ich gehe so gern an Deinem Arm, hub Aglaja jetzt freudig lächelnd an, und drückte den Arm des Geliebten zärtlich an sich.

Das geht nicht, Aglaja, ich muß jetzt zu ihm, wer weiß, ob er später nicht ausgeht, antwortete Gatlard rasch.

Du sagtest ja, er ginge am Sonntagmorgen niemals aus, bemerkte das Mädchen halblaut.

Es wäre aber doch möglich, und das will ich nicht riskieren, fuhr Gatlard fort, und blieb stehen.

Freilich, wenn Du meinst, daß es besser ist, so will ich Dich nicht davon abhalten, sagte Aglaja mit erzwungen ruhigem Tone, denn die abschlägige Antwort auf ihre Bitte fiel ihr schwer aufs Herz.

Nun denn, auf Wiedersehen zu Mittag, versetzte Gatlard, drückte der Braut die Hand, und eilte davon, während diese sich auf ihrem Weg zurückwandte, und die Thränen, die ihren Augen entquollen, von den langen schwarzen Wimpern wischte.

SECHSTES KAPITEL.

*Erwarteter Besuch. – Die Forderung. – Die Zusage. – Die Unternehmung. – Ungeduld. – Glaube an Bestimmung. – Bescheidener Wunsch. – Hochstrebende Hoffnungen.*

Gatlard ging festen Schrittes auf das hölzerne, einstöckige Haus des Herrn Pennel zu und zog dort die Schelle. Tom, der alte Neger, öffnete die Thür, und sagte überrascht: Herr Pennel hat mir soeben befohlen, Sie zu ihm zu rufen, und nun sind junger Herr schon hier.

Hat er Dir nicht gesagt, was er von mir will? fragte Gatlard mit gedämpfter Stimme.

Nein, Herr Gatlard, aber es muß etwas Angenehmes sein, denn Herr Pennel macht heute Morgen ein sehr vergnügtes Gesicht, antwortete der Slave.

So gehe hinauf, und melde mich bei ihm an, versetzte Gatlard, und hing seinen Hut auf den Kleiderhalter, der im Gange stand.

Dann folgte er dem Neger langsam die Treppe hinaus, und als er Oben anlangte, öffnete sich schon die Stubenthür, und Pennel selbst trat heraus.

Es muß Ihnen geahnt haben, daß ich Sie rufen lassen wollte, Sie kommen mir sehr gelegen, denn ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen, sagte Pennel freudig, und führte Gatlard an seiner Hand in das Zimmer.



Dasselbe hatte viel Aehnlichkeit mit dem Aeußern seines Bewohners. Die Tünche war altersgrau und staubig, und an vielen Flecken abgefallen, und Pennels abgetragener grauer Schlafrock war durchlöchert, der Fußboden war aufgerissen und schmutzig, und die Pantoffeln Pennels waren zerlumpt, und die mit Spinnengewebe überzogenen Fensterscheiben waren blind, und Pennels gelblich fahle Augen waren trüb und mit langen grauen Brauen überhangen.

Das ganze Mobiliar bestand in einem alten, grau angestrichenen Schreibtisch, einigen hölzernen Stühlen und einem großen Schrank.

Pennel ließ sich in seinen Armstuhl vor dem Schreibtisch nieder, bat Gatlard, sich daneben auf einen Holzstuhl zu setzen, nahm dann einen Brief, der mit noch vielen andern vor ihm auf dem Tische lag, von demselben auf, und sagte, indem er ihn öffnete:

Ich habe sehr wichtige, sehr interessante Briefe von St. Domingo erhalten, und will in Folge von deren Inhalt ein großes Unternehmen mit Ihnen bereden, ein Unternehmen, welches mir unberechenbaren Gewinn bringen muß.

Gatlard schlug ein Bein über, schob die rechte Hand in seine Weste, und den linken Arm auf den Tisch stützend, begann er:

Herr Pennel, auch ich habe ein für mich sehr wichtiges Geschäft mit Ihnen zu bereden, Sie haben mir so oft schon Versprechungen –

Ganz recht, darauf werde ich sogleich kommen, lassen Sie mich nur ruhig ausreden, lieber Gatlard, fiel Pennel ihm in das Wort, und jener setzte sich schnell wieder gerade und beugte sich erwartungsvoll zu dem Alten vor.

Jetzt schlug Pennel ein Bein über, rückte etwas näher an den Tisch, und fuhr in seiner Rede fort:

Ich habe Ihnen versprochen, Ihnen einen Antheil in meinem Geschäfte zu geben, und jetzt bietet sich mir eine passende Gelegenheit dar, mein Wort zu lösen. Hören Sie nun. Ich erhielt soeben diese Briefe von meinen Correspondenten in St. Domingo, dort nehmen die Unruhen unter den Negern immer mehr zu, die Produktionen an Lebensmitteln nehmen in gleichem Maße ab, und eine Hungersnoth steht vor der Thür. Eine Ladung mit Mehl würde dort jetzt unglaublich gute Rechnung liefern, denn die Preise sind in diesen Briefen schon für das Faß, welches ich jetzt hier für zwei und einen halben Dollar kaufen kann, mit zwanzig Dollars notirt. Mein ›Neptun‹ ist gerade zu glücklicher Zeit hier angekommen, und wenn ich ihn, mit Mehl beladen, nach Cap Hayti sende, so muß er mir Fünzigtausend Dollars reinen Gewinnst verdienen.

Von Frankreich, sowie von England können keine Zufuhren nach St. Domingo kommen, weil diese Nationen in Krieg zusammen liegen, und wer zuerst kommt, wird den Nutzen haben. Nun aber sind die Zustände in St. Domingo der Art, daß man keinem Hause dort Vertrauen schenken kann, und die einzige Weise, wie das Geschäft mit sicherm Erfolg auszuführen ist, besteht darin, daß

man sich selbst mit der Ladung an Ort und Stelle begiebt und dieselbe nur gegen baares Geld verkauft. Und hierzu habe ich Sie auserwählt, Sie sollen mit dem Neptun als Cargadeur hinüberfahren, die Ladung dort verkaufen und von dem Nettogewinnst fünf Procent selbst verdienen.

Bei diesen letzten Worten warf Pennel den Brief auf den Tisch, hielt Gatlard seine magern Hände entgegen und setzte mit aufleuchtendem, lächelndem Blick hinzu:

Nun, was meinen Sie jetzt, Freund Gatlard, halte ich meine Versprechen nicht treulich?

Gatlard lehnte sich in seinen Stuhl zurück, schlug ein Bein über und sagte mit gleichgültigem Tone:

Das würden zweitausendfünfhundert Dollars für mich sein, wenn ich Ihnen fünfzigtausend Dollars verdiente. Wie soll es dann aber mit mir werden, wenn ich hierher zurückkehre? Soll ich dann wieder mit einem Gehalt von sechshundert Dollars in meine Stelle bei Ihnen eintreten?

Nun, das wird sich finden, lieber Freund, ich werde Sie bald wieder zu einem solchen Geschäft verwenden, antwortete Pennel verdutzt; Sie sehen es ja, daß ich Ihr Wohl im Auge halte.

Weil Sie mich nöthig haben, um fünfzigtausend Dollars zu verdienen, entgegnete Gatlard entschlossen. Herr Pennel, ich kam hierher, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht einen Tag länger in Ihren Diensten bleibe, wenn Sie mir nicht einen Gehalt von tausend Dollars jährlich bewilligen, und dieselbe Forderung stelle ich Ihnen auch jetzt noch. Ob Sie sich dazu entschließen wollen, oder nicht,

bitte ich mir zu sagen, damit ich mich noch heute um eine andere Stelle bewerben kann, wenn Sie nicht auf mein Gesuch eingehen sollten.

Pennels Brauen zogen sich finster zusammen, er schaute Gatlard einige Augenblicke unangenehm überrascht an und sagte dann mit erzwungener Ruhe:

Tausend Dollars Gehalt? Nein, Herr Gatlard, solche Salare zahle ich nicht, und namentlich lasse ich mir nicht von Ihnen das Messer an die Kehle setzen zum Dank, daß ich Sie arm und hilflos bei mir aufnahm und Sie zu einem tüchtigen Geschäftsmanne heranbildete. Ihre Stelle kann ich leicht besetzen und einen Cargadeur für den Neptun finde ich für fünf Procent jeden Augenblick. Thun Sie, was Ihnen gut dünkt.

Eine Stelle mit sechshundert Dollars kann ich noch heute erhalten, Herr Pennel, antwortete Gatlard heftig, und was den Cargadeur anbetrifft, so glaube ich, daß ich morgen am Tage hier in der Stadt ein Haus finden werde, welches sehr gern die Unternehmung mit Mehl nach St. Domingo machen wird, wenn ich ihm dieselbe vorschlage und mich dabei als Cargadeur anbiete. Dann dürften Sie dem Neptun wohl die Reise ersparen.

Pennel fuhr bei diesen Worten Gatlards erschrocken zusammen, starrte ihn an und rief mit zornbebender Stimme:

Wie, – mein Geschäftsgeheimniß wollten Sie verrathen?

Wenn Sie mich jetzt aus Ihrem Geschäft entlassen oder mich zwingen, von Ihnen zu gehen, so habe ich in der

nächsten Stunde keine Verbindlichkeit mehr gegen Sie und darf ebenso gut wie Sie das eigene Interesse verfolgen. Versuchen Sie es nur, Herr Pennel, ob Sie so bald einen Mann finden, der Tag und Nacht für Sie arbeitet und so treulich und gewissenhaft Ihre Geschäfte wahrnimmt, wie ich es that! Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth und wenn Sie an mir geizen, so geizen Sie an Ihrem eignen Geldbeutel.

Bei diesen Worten stand Gatlard mit einem Ausdruck auf, als habe er sein letztes Wort geredet und wolle gehen, doch Pennel erfaßte ihn beim Arm, schob ihn auf den Stuhl zurück und sagte:

So schnell geht man nicht auseinander, wenn man jahrelang zusammen gelebt und gearbeitet hat. Setzen Sie sich, Gatlard, und lassen Sie uns überlegen, wie wir uns einigen können. – Wenn ich Ihnen nun achthundert Dollars bewillige? Das ist doch ein schöner Gehalt.

Nicht einen Cent weniger als tausend Dollars, und zwar vom morgenden Tage an gerechnet, dann bin und bleibe ich Ihr treuer Diener und bereit, die Unternehmung nach St. Domingo nach besten Kräften für fünf Procent an dem Nettogewinnst auszuführen, entgegnete Gatlard mit größter Bestimmtheit und fügte noch mit bedeutsamem Tone hinzu: Ueber das glänzendste Resultat dieses Geschäftes kann ja kein Zweifel aufkommen!

Pennel saß noch einige Augenblicke vor sich hinschauend, dann stand er, zum Entschluß gekommen, auf und sagte:

Gut, so sei es abgemacht, ich zahle Ihnen von morgen an eintausend Dollars jährlichen Gehalt, – und nun nehmen Sie alle Ihre Kräfte zusammen, um den Neptun so eilig wie möglich zu entladen und dann mit Mehl zu füllen, so viel er tragen kann; jeder Tag bis zu seiner Ankunft in St. Domingo ist von großer Wichtigkeit.

Darauf erfaßte er Gatlards Hand und schüttelte sie mit den Worten: Sind Sie nun zufrieden mit Ihrem alten, väterlichen Freund, Sie junger Brausekopf?

Vollständig zufrieden, Herr Pennel, und ich werde durch verdoppelte Thätigkeit mich Ihnen dankbar zu zeigen bemühen, antwortete Gatlard mit der Sicherheit eines Siegers.

Gehen Sie sogleich an Bord des Neptun und sorgen Sie dafür, daß Capitain Brooks Alles zum Entladen morgen früh bereit hält. Dann können Sie sich wohl auch noch heute, obgleich es Sonntag ist, so unter der Hand nach den Mehlvorräthen und den Preisen erkundigen, ich selbst will dieserhalb sofort in das Land schreiben, um von dort herkommen zu lassen, was wir hier nicht erhalten können.

Das wird kaum nöthig sein, denn noch vor wenigen Tagen sagte mir Herr Dixon, daß er noch siebentausend Fässer Mehl auf dem Lager habe, und wie viele andere Häuser hier besitzen noch Vorräthe davon? bemerkte Gatlard ermuthigend.

Besser ist besser, eine Anfrage kostet Nichts als das Porto, versetzte Pennel, reichte Gatlard nochmals die Hand und beeilte ihn mit den Worten:

Nun thun Sie Ihr Bestes, die Zeit ist kostbar!

Gatlard verließ den Alten in großer Aufregung, stürmte die Treppe hinab und aus dem Hause, als Pennel das Fenster öffnete, ihm, wie er in der Straße hinaufeilte, mit einem höhnischen Lächeln nachsah und mit dem Kopfe nickend und sich die Hände reibend sagte:

Warte, Du aufgeblasener Junge, mache nur die Reise für mich und bring' mir den Gewinnst, dann jag' ich Dich zum Tempel hinaus, Du eingebildeter Laffe!

Gatlard aber ging, begeistert durch seinen Sieg, durch seine Aussichten; fliegenden Schrittes vorwärts, und zwar nach einem Trinkhaus, wo Sonntag morgens sich stets eine große Anzahl von Comptoiristen einfand, um sich dort zu verabreden, wie sie den Nachmittag und den Abend verbringen wollten. Wie Gatlard erwartet hatte, so traf er daselbst auch mit jungen Leuten zusammen, deren Principale mit Mehl handelten, und ließ sich von ihnen die vorhandenen Vorräthe angeben. Er erfuhr auch von ihnen, daß andere Comptoiristen, welche er aus gleichem Grunde zu sprechen wünschte, Nachmittags in einem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Vergnügungsorte mit ihnen zusammentreffen wollten, und versprach ihnen, gleichfalls sich dort einzufinden.

Nachdem er mit denselben ein Glas Porter getrunken hatte, verabschiedete er sich bei ihnen auf Wiedersehen am Nachmittag und eilte nun nach dem Werft, wo der Neptun lag. Er traf Capitain Brooks in seiner Cajüte beim Mittagessen und nahm dessen Einladung, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, willig an.

Während dieser Zeit saß Madame Astor mit ihrer Tochter am Fenster, und Beide schauten wiederholt in der Straße hinunter.

Wo Gatlard nun wieder bleibt? begann Madame Astor ungehalten; er weiß es doch, daß das Essen bereit steht und wir damit nur auf ihn warten!

Wer weiß, wie seine Unterredung mit Pennel ausgefallen ist und was er vielleicht in Folge derselben nothwendig zu thun hat, entgegnete Aglaja beschwichtigend und blickte wieder in der Straße hinunter.

Madame Astor schwieg, und so saßen Beide wieder geraume Zeit, ehe die Frau abermals anhub:

Es ist aber doch wahrlich unleidlich, ich hätte große Lust, das Essen auftragen zu lassen, dann mag er nehmen was übrig bleibt!

Ach laß uns noch ein wenig warten, liebe Mutter, es ist sicher etwas Wichtiges, was ihn aufhält, bat Aglaja und nahm die Hand der Frau in die ihrige.

Dir zu Liebe gern, Aglaja, antwortete die Alte liebevoll und fuhr, durch das Fenster schauend, fort:

Sieh, dort kommt er im Sturmschritt her. Er geht, als ob er sein Spiel gewonnen hätte!

Gebe es Gott! rief Aglaja tief aufathmend und sprang aus dem Zimmer nach der Hausthür, um den Geliebten zu empfangen.

Sie trat hinaus, und ihre Hände Gatlard entgegenhaltend, fragte sie mit freudig bebender Stimme:

Du bringst gute Nachricht, mein Richard?



Sehr gute, Aglaja, ich habe den Wurf zum reichen Manne gethan! antwortete Gatlard mit stolzem Tone.

Der Allmächtige gebe uns nur unser gutes Auskommen, das ist Alles, was ich von ihm für uns erbitte! sagte Aglaja mit vor Freude schluchzender Stimme und warf sich glücklich bewegt dem Geliebten an die Brust.

Das heißt, unabhängig von anderen Leuten – völlig selbstständig und Herr seiner Zukunft – seines Schicksals, fiel Gatlard ein, indem er die Liebkosungen des glücklichen Mädchens erwiderte.

Ach, Richard, sei nicht vermessen, solcher Wunsch klingt wie ein Auflehnen gegen den Allgütigen und wie Eingriff in das Glück, welches wir ihm zu danken haben. Nein, laß uns mit bescheidenen Verhältnissen zufrieden sein, weißt es ja doch, wie namenlos glücklich wir in diesem Häuschen schon waren!

Dabei führte sie den geliebten Jüngling in ihrem Arm nach der Zimmerthür und sagte, dieselbe öffnend:

Mutter, Du hattest Recht, Richard hat frohe Nachricht mitgebracht.

Mein Segen dazu soll nicht fehlen, gebe Gott Euch Alles, was Ihr bedürft! sagte Frau Astor und fuhr fort, indem sie die Schelle zog:

Nun laßt uns aber sogleich essen, es ist schon sehr spät.

Die eintretende Negerin trug die Speisen auf, alle Drei nahmen ihre gewohnten Plätze am Tische ein und immer hatte Gatlard noch nichts Näheres über das errungene Glück mitgetheilt.

Nun aber erzähle uns auch, was Du durchgesetzt hast, hub Aglaja jetzt mit freudiger Stimme an und klopfte mit ihrer kleinen Hand auf Gatlards Arm.

Das ist bald gesagt, erwiderte dieser stolz, ich habe mir tausend Dollars Gehalt von Herrn Pennel ausgebeten und habe sie auch zugesagt erhalten.

Tausend Dollars? wiederholte Aglaja freudig überrascht; so viel bedürfen wir ja gar nicht einmal – davon können wir noch zurücklegen. Wir bleiben hübsch hier in unserm Häuschen wohnen und Du sollst sehen, ich werde Dir gute Rechnung führen.

Die Hauptsache aber weißt Du noch gar nicht, fuhr Gatlard fort, Pennel will eine Spekulation nach St. Domingo machen und mich als Cargadeur mit der Ladung dort hinsenden; er wird sicher über fünfzigtausend Dollars dabei verdienen, und mein Antheil daran soll zweitausendfünfhundert Dollars sein; das legt doch wenigstens den Grundstein zu einem Vermögen.

Nach St. Domingo? rief Aglaja erschrocken aus; das ist ja, wo die Neger so viele Weiße gemordet haben und wo es so sehr kränklich sein soll!

Weder die eine noch die andere Gefahr wird mir drohen, denn ich wohne auf meinem Schiffe, welches ich fern von der Stadt vor Anker legen lasse; dahin kommt kein Neger und auch keine Krankheit, antwortete Gatlard unbekümmert.

Und an die Gefahr der langen Seereise denkst Du nicht, Richard? fuhr Aglaja ängstlich fort

Wenn mich ein Unglück treffen soll, so trifft es mich ebenso gut hier wie auf der See – das ist Bestimmung, und was Einem einmal beschieden ist, dem kann man nicht entgehen, mag man thun, was man will, versetzte Gatlard kalt.

Das ist kein guter Glaube, Herr Sohn; dann wäre es auch dem Menschen nicht möglich, durch gute oder böse Handlungen sich Glück oder Unglück zu schaffen, sagte Madame Astor mit mahnender Stimme.

Kommt Alles dennoch, wie es bestimmt ist, Mama, entgegnete Gatlard absprechend; sehen wir es nicht tagtäglich, daß die größten Schurken reich und glücklich werden?

Reich wohl, wie es aber mit ihrem Glück aussieht, das kann man nicht wissen; könnte man in ihre Seele, in ihr Gewissen schauen, dann würde Mancher, der an Bestimmung glaubt, davor zurückschrecken; im goldnen Palast mit einer nagenden Schlange im Herzen kann man niemals Ruhe, niemals Glück finden! sagte die Frau mit ernstem, warnendem Tone.

Da fiel Aglaja schnell mit heiterm Lächeln ein:

Wir verlangen weder nach goldnem Palast, noch nach einer Schlange im Herzen, nicht wahr, Richard, wir sind zufrieden mit unserm kleinen Häuschen und mit Liebe und Glück darin?

Und wenn Ihr damit zufrieden sein wollt, so wird der Himmel es Euch segnen, denn der Liebe Glück, das höchste Glück auf Erden, liegt unabhängig von der Außenwelt in dem Menschen selbst, versetzte Madame Astor.

Ja, der Himmel wird uns beistehen, fiel Aglaja ein und drückte, mit liebendem Blick auf Gatlard, ihre gefalteten Hände gegen ihren Busen, ist er uns doch heute so gnädig gewesen!

Und wie bald werden Sie denn abreisen? wandte Madame Astor sich wieder an Gatlard; wir werden wohl noch Vieles für Sie in Ordnung zu bringen haben.

In vierzehn Tagen hoffe ich es möglich zu machen, antwortete Gatlard, es werden aber schwere Arbeitstage sein und ich muß Sie bitten, Abends nicht mit dem Essen auf mich zu warten, weil ich keine Zeit bestimmen kann, wie früh ich mich einfinden werde, entgegnete Gatlard, während seine Gedanken nur halb gegenwärtig waren und der bevorstehende große Gewinnst seinen Geist stürmisch beschäftigte.

Und wie lange wirst Du denn von mir entfernt bleiben? fragte Aglaja mit wehmüthigem Ton.

Das ist sehr ungewiß, es hängt von Wind und Wetter ab, ob die Hin- und Herreise lang oder kurz ist, und dann fragt es sich, welche Zustände ich in St. Domingo vorfinde, ob ich gleich in dem ersten Hafen die Ladung verkaufen kann, oder ob ich noch nach andern Plätzen versiegeln muß; denn ich erhalte unumschränkte Vollmacht über Schiff und Ladung, um nach eignem Ermessen damit schalten und walten zu können.

Ach, dann wird es ja lange werden, ehe ich Dich wiedersehe, mein Richard, seufzte Aglaja und wehrte vergebens ihre Thränen zurück, bald aber ermannte sie sich und fuhr fort: So wollen wir heute noch einmal einen

recht langen Spaziergang zusammen machen; wer weiß, wann es mir dann wieder vergönnt sein wird, an Deiner lieben Seite zu gehen!

Das kann nicht geschehen, denn ich habe Nachmittags einen Geschäftsweg zu machen, ich muß mich nach Mehlvorräthen und nach den Preisen derselben erkundigen, antwortete Gatlard, ohne auf den schmerzlichen Eindruck zu achten, den seine abschlägige Antwort auf seine Braut machte.

Aglaja verstummte und blickte vor sich nieder, doch Madame Astor ergriff statt ihrer das Wort und sagte: Heute – am Sonntag?

Ja wohl, antwortete Gatlard unbekümmert, es ist dringend nothwendig, daß ich noch heute die Erkundigungen einziehe, damit wir morgen frühzeitig schon mit den Einkäufen beginnen können, ehe uns ein Anderer zuvor kommt. Ich habe es Herrn Pennel versprochen.

Freilich, darüber kann ich nicht urtheilen, bemerkte Madame Astor nicht ohne Vorwurf; mein Gefühl nur sagt mir, daß man einer liebenden, guten Braut wohl so kurz vor einer langen Trennung einen Theil eines Sonntagnachmittags widmen könne!

Es geht nicht, so gern ich es auch thäte, entgegnete Gatlard unberückt, und somit war diese Unterredung abgebrochen, und sehr wortkarg wurde das Mahl beendet.

Dann entschuldigte Gatlard sich, daß seine Pflicht ihn abriefe; er begab sich auf sein Zimmer, steckte noch einige Cigarren ein und verließ das Haus, um sich verabredetermaßen nach dem Vergnügungsorte im Lande zu begeben.

Mit Tagesanbruch am folgenden Morgen befand sich Gatlard an Bord des Schiffes Neptun, um die Entladung desselben ins Werk zu setzen; von da eilte er nach dem Geschäftslokale Pennels, ließ sich von diesem die nöthigen Bestimmungen wegen Ankauf des Mehls geben und war dann während des ganzen Tages bald hier, bald dort eifrigst beschäftigt, die Unternehmung vorzubereiten und zu fördern. Erst sehr spät am Abend kam er nach Hause, wo Aglaja noch mit dem Abendbrod auf ihn wartete. Das Geschäft aber und die Aussicht auf den hohen Gewinnst, den Gatlard dabei zu erzielen hoffte, hatte sich seiner Seele so vollkommen bemeistert, daß das Gefühl seines Herzens für das liebende Mädchen darunter erlag und er ihre herzinnigen Worte nur mit erzwungener Zärtlichkeit erwiderte. Ein neuer Geist, ein neues Leben war in ihm erwacht, er sah sich schon in Gedanken als Associé des großen Hauses Thomas Pennel, und die kleinlichen Verhältnisse, in denen er sich bisher bewegt hatte, waren ihm unangenehm, waren ihm widrig.

Mein Richard, Du darfst über Dein Geschäft Deine Aglaja nicht weniger lieb haben, deren einziges Glück, deren ganze Welt Du bist, sagte das Mädchen beim Abschied, als Gatlard die Treppe hinauf nach seinem Zimmer gehen wollte.

Mache Dir doch nicht solche Gedanken, Aglaja, Du mußt Dich mit mir freuen, daß ich endlich die Fesseln abgeworfen und eine unabhängige, gesicherte Existenz vor Augen habe, entgegnete Gatlard beschwichtigend und fügte begeistert noch hinzu: Und erreichen will ich dies Ziel mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft, oder dabei zu Grunde gehen!

Nein, nein, zu Grunde gehen wirst Du nicht, denn in der treuen Liebe, an dem Herzen Deiner Aglaja sollst Du immer Glück und Frieden finden, wenn Dir das Schicksal Deine hochfahrenden Hoffnungen auch zertrümmern würde, bei mir sollst Du die große Außenwelt mit ihren Täuschungen, ihren Schmerzen vergessen und Dich niemals nach ihr zurücksehnen. Zum Leben haben wir ja genug mit unserm kleinen Eigenthum, und im Nothfalle würde Deine Aglaja selbst für Dich schaffen!

Dabei hielt die Braut den Geliebten in ihrem Arm zurück und schmiegte sich innig an seine Brust, er aber küßte sie, erstieg dann die erste Stufe und sagte, ihr die Hand reichend:

Rede doch nicht solch närrische Dinge, Aglaja. Euch Weiber hat die Natur das Glück in klein begrenzten Verhältnissen angewiesen, für uns Männer liegt es in dem unbeschränkten großen Leben, und Kleinigkeiten, über die wir weit hinaussehen, sind für Euch von der wichtigsten Bedeutung, versetzte Gatlard mit halb verweisendem Tone, drückte Aglaja nochmals die Hand und zog dann die seinige zurück, worauf das Mädchen sagte:

Und nur durch Kleinigkeiten, mein Richard, wird das Glück erzeugt, seine großen Paradezüge gelangen nicht zum Herzen! Gute Nacht, Geliebter! Dabei winkte sie ihm nochmals zu und sah ihm wehmüthig nach, wie er eilig aus der oberen Treppe verschwand.



SIEBENTES KAPITEL.

*Die Ausrüstung. – Liebevollte Pläne. – Der Cargadeur. – Der Verhaltensbefehl. – Das Abschiedsmahl. – Der Verweis. – Heitere Stimmung. – Der Schiffskapitain. – Der Geiz. – Der Hochmuth. – Die Heimkehr.*

Gatlard war von nun an immer weniger zu Hause, er ging stets schon bei Tagesanbruch fort und kam auch häufig nicht zum Mittagsessen, sondern speiste dann bei Kapitain Brooks an Bord des Neptuns, um bei dem Beladen des Schiffes möglichst fortwährend zugegen zu sein.

Obgleich nun auch durch seine Abwesenheit der kleine Familienkreis sehr vereinsamt war, so herrschte doch eine viel größere Thätigkeit in demselben, denn die Wittwe Astor und ihre Tochter waren mit der Ausrüstung Gatlards zu seiner langen Reise emsig beschäftigt, so daß er Beide oft noch für ihn arbeitend fand, wenn er erst spät in der Nacht nach Hause kam.

In damaliger Zeit wurde eine Reise nach Westindien noch als ein ebenso großes Unternehmen betrachtet, wie heut zu Tage eine Fahrt nach Europa, die Schifffahrt hatte noch tausend Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten nicht überwunden und war unzähligen Gefahren dadurch ausgesetzt, die man jetzt gar nicht mehr kennt.

Die zu nautischen Berechnungen verwandten Instrumente waren noch mangelhaft, der Bau der Fahrzeuge selbst noch schwerfällig, das Segelwerk noch unbeholfen, und namentlich die Leuchthäuser an den Küsten nur erst

einzelnen, oder gar nicht vorhanden. Darum dauerte in der Regel eine Fahrt nach Westindien, die man jetzt nach Tagen berechnet, damals noch mitunter eben so viele Wochen, und zu einer solchen ungewiß langen Reise war die Ausrüstung für Gatlard den beiden Damen ein Gegenstand von großer Wichtigkeit. Seine ganze Toilette, sowie seine Ruhestätte mußten bedacht werden, und da die Schiffskost für ihn eine sehr ungewohnte und rauhe war, so wurden auch hierfür Anstalten getroffen, um sie ihm möglichst erträglich zu machen. Getrocknetes Obst, eingemachte Früchte und frische Citronen und Orangen wurden für ihn an Bord geschafft, und Aglaja selbst begab sich wiederholt dorthin zu ihm, um seine Cajüte bequem einzurichten und zu schmücken.

Bei solchem Liebesdienst war sie auch eines Nachmittags beschäftigt, als Gatlard zu ihr in den kleinen Raum trat, der ihm während seiner bevorstehenden Reise als Zimmer dienen sollte.

Liebe, gute Aglaja, sagte er, sich freudig überrascht in der Cajüte umschauend, und legte seinen Arm um das liebliche, seelenvolle Mädchen, wie soll ich Dir Deine endlose Liebe jemals danken?

Mit Deiner Gegenliebe, mein Richard, antwortete Aglaja, glückstrahlend zu ihm aufblickend. Die Liebe ist eigennützig, sie möchte so gern durch ihr Bestreben, sich darzuthun, in dem geliebten Herzen ein gleiches Gefühl für sich schaffen. Dich aber, mein Richard, müßte ich auch dann noch lieben, wenn Dein Herz mir nicht mehr

gehörte; das meinige ist Dein Eigenthum für alle Ewigkeit!

O, geliebte Aglaja! antwortete Gatlard, augenblicklich überwältigt von der Innigkeit des Mädchens, nie, niemals könnte ich mich von Dir wenden, Du hast mir zu viel Liebes und Gutes gethan! Sobald ich zurückkehre, soll auch unsre Hochzeit sein, und Deine Wohnung, Deine Einrichtung soll der keiner Frau in Philadelphia nachstehen!

O, bewahre, Richard, Du sollst kein Geld um meinetwillen ausgeben, unser Häuschen aber will ich so nett und sauber halten, wie kein Palast in der ganzen Stadt es ist, und mehr Liebe sollst Du immer darin finden, als die ganze Welt Dir zu geben im Stande wäre, versetzte Aglaja mit überströmendem Seligkeitsgefühl, und hob ihre schönen Lippen zu dem Geliebten aus, der sie in innigem, langem Kusse empfing.

Sieh, Richard, fuhr sie übergücklich fort, die Zeit, während Du fern von mir bist, soll nur Dir, nur Deinem Andenken gewidmet sein, ich werde unsre Wohnung für uns einrichten, so daß sie Dir gefallen soll und Du mich gern darin zu Deiner Frau nehmen wirst; sollst sehen, wie hübsch ich sie machen werde – – Alles gerade so, wie Du es gern hast.

Wie Du es machst, so ist es schön, erwiederte Gatlard schmeichelnd, hast mir ja wahrhaftig selbst diesen kleinen Raum zu einem Salon hergerichtet; nur fürchte ich, der Wind und die Wogen draußen auf dem Meere werden bald Alles in Unordnung bringen, wenn sie das Schiff hin und her werfen. Wie bald werden die Blumenvasen

von dem Tischchen herunterpoltern, und wo werden die schönen Büchsen und Gläser von der Toilette bleiben! Was nicht festgebunden, oder in ein Tischblatt eingelassen ist, bleibt nicht auf seinem Platz.

So packe die Sachen, sobald Ihr in See kommt in Deinen Koffer, und wenn Ihr im Hafen liegt, dann stelle sie wieder auf, und denke dabei an Deine Aglaja, deren Seele ja fortwährend um Dich ist, entgegnete die glückliche Braut, und ließ sich bald darauf von ihrem Verlobten auf das Werft geleiten, um den Heimweg anzutreten, denn die Sonne war bereits versunken.

Die Zeit hatte Flügel sowohl für Gatlard als auch für Astors, denn der Tag zur Abfahrt des Neptun's war schon bestimmt, und noch waren tausend Kleinigkeiten nothwendig zu besorgen, so daß Gatlard nicht wußte, wie er mit der Arbeit durchkommen sollte, während die Damen Astor immer noch etwas Neues für dessen Ausrüstung zu thun hatten, und Aglaja mit Bangen die wenigen Tage zählte, welche den Geliebten noch in ihrer Nähe halten würden.

Da erschien der letzte Tag vor Antritt der Reise, der Neptun wurde von dem Werfte ab in die Mitte des Stromes vor Anker gelegt, die Segel waren angeschlagen, sämtliche Mannschaft befand sich an Bord und gegen Mittag begab sich Herr Pennel mit Gatlard und dem Kapitain nach dem Zollamt, um das Schiff auszuclariren.

Stolz und ernst schritt Gatlard in die gewölbte weite Geschäftshalle, und trat mit Pennel zu dem ehrwürdigen

alten Oberinspektor, um dort donseinem Prinzipal als Generalbevollmächtigter über das Schiff Neptun, und über dessen Ladung bestellt zu werden.

Gatlard war während der vielen Jahre so oft als Commis des Herrn Pennel in dem Zollhause gewesen und als solcher dort von sämtlichen Beamten gekannt, heute aber hatte er den Commis abgeworfen, und stand vor dem alten Inspektor, als ob er der Geschäftsherr und Pennel sein Commis wäre.

Er hatte die Linke mit dem Hut in die Seite gestemmt und die rechte Hand in den Busen geschoben, als der Inspektor die Formel des Eides hersagte, welchen Pennel zu beschwören hatte, und während dieser denselben durch ein einfaches ›*Yes Sir*« (Ja Herr) leistete, warf er einen höhnischen Seitenblick auf Gatlard, und verzog seine dünnen Lippen zu einem verächtlichen Lächeln.

Nach stolzer Verbeugung gegen die Beamten verließ Gatlard mit seinen Begleitern das Zollhaus und begab sich mit Pennel nach dessen Wohnung, um von demselben die letzten Instruktionen zu erhalten.

Ich habe Sie mit einem großen Vertrauen beehrt, Gatlard, hub Pennel feierlich an, nachdem sie neben dem alten Schreibtisch einander gegenüber Platz genommen hatten, rechtfertigen Sie dieses Vertrauen nun, und es wird stets wachsen und sich befestigen.

Mein Versprechen, Ihr Interesse mit allen meinen Kräften wahrzunehmen, werde ich auf das Treueste und Gewissenhafteste halten, Herr Pennel, und ich rechne darauf, daß auch Sie Ihren Zusicherungen hinsichtlich meiner Zukunft nachkommen werden, antwortete Gatlard mit vollkommen unabhängigem Tone.

Darauf dürfen Sie sich verlassen, entgegnete Pennel grinsend freundlich, indem er Gatlard die Hand reichte. Dann fuhr er feierlich fort:

Sie sind von nun an in meinem Namen der unumschränkte Herr des Neptuns und der Ladung, und sollen nach eigenem, für mein Interesse bestem Ermessen über Beide verfügen, das heißt, über die Fahrten des Schiffes; so wie über den Ort, wo Sie die Ladung für mich am Vortheilhaftesten zu verkaufen denken. In Cap Hayti war nach den erhaltenen Berichten die Sicherheit des Eigenthums noch nicht durch die schwarzen Rebellen gefährdet, und der Mangel an Lebensmitteln war so groß, daß man eine Hungersnoth befürchtete, darum ist dort der Platz, wo man für Mehl einen hohen Gewinnst zu erwarten hat. Der Hunger nimmt dem Geld seinen Werth, dies wollen Sie wohl im Auge behalten und die Preise nach der Noth steigern; wer Nichts zu essen hat, zahlt seinen letzten Dollar für einen Mund voll Brod! Wo aber Aufruhr, Hunger und Tod so dicht hinter dem Geschäfte stehen, da darf man keinen Credit geben, baares Geld ist die Losung, und nur gegen baar wollen Sie meine Ladung verkaufen. Hoffentlich wird der Hunger schon regieren,

ehe Sie hinkommen, so daß sich die Leute nicht lange wegen des Preises zu besinnen haben. Finden Sie, daß man des Brodes zu jedem Preise bedarf, setzen Sie denselben gleich von zwanzig Dollars auf vierzig; Ihr Gewinnst erhöht sich ja mit dem meinigen!

Ganz recht, verlassen Sie sich auf mich, ich werde den Herren sicher nichts schenken, fiel Gatlard dem Alten in die Rede, doch dieser fuhr fort:

Sollten sich die Zustände in Cap Hayti so gestaltet haben, daß das Geschäft nicht gegen baares Geld auszuführen wäre, dann segeln Sie nach einem andern Hafen in St. Domingo, und wenn Sie wider Erwarten auf dieser Insel nirgends ein günstiges Resultat erzielen können, so fahren Sie nach Havanna oder nach einem andern Platz in Cuba. Auch halten Sie sich, wenn Sie nach Cap Hayti kommen, etwas von der Stadt fern, legen das Schiff vor Anker, und begeben sich in einem Boot an das Land, um zuerst in das Haus zu horchen, wie es dort aussieht. Sie brauchen ja nicht gleich zu sagen, daß Sie Mehl an Bord haben, brauchen auch gar nicht zu sagen, wer Sie sind, und wie Ihr Schiff heißt, denn dasselbe könnte für spätere Zeiten dort einen bösen Namen bekommen, wenn Sie mit dem Mehl nach einem andern Hafen fahren sollten. Lassen Sie nur die amerikanische Flagge aufziehen, so daß weder französische noch englische Kriegsfahrzeuge Sie belästigen dürfen, und dann legen Sie sich auf die Lauer, bis Sie genau wissen, was Sie in unserm Interesse am besten thun müssen. Jedenfalls baare Zahlung, dem Hunger, ohne Geld, zeigen Sie den Rücken!

Ich werde sehr vorsichtig und hoffentlich ganz zu Ihrer Zufriedenheit handeln, versetzte Gatlard, als Pennel schwieg, und erhob sich, um sein Mittagsmahl heute noch einmal im trauten Verein mit seiner Braut und deren Mutter einzunehmen.

Sie werden wohl zu Hause mit Ihrer Fräulein Braut zu Mittag speisen, sagte Pennel, indem er Gatlard die Hand zum Abschied reichte. Kapitain Brooks hatte mich eingeladen, bei ihm an Bord zu essen, ich habe es aber abgelehnt, weil er doch im letzten Augenblick noch sehr Vieles zu thun und anzuordnen hat, was über ein solches Mittagsmahl leicht versäumt wird. Man trinkt dabei mehr als gut ist, und außerdem muß ich für die Ehrenheuer bezahlen; denn die ganze Mannschaft will tractirt sein, und macht sich dann durch unmäßiges Trinken zur Arbeit unfähig. Die Cajüte werde ich schon mit dem nöthigen Wein versorgen; Sie sollen keine Noth leiden, mein lieber Gatlard.

Bei diesen Worten geleitete Pennel seinen neuen Cargadeur bis an die Thür; wünschte ihm guten Appetit, und entließ ihn auf Wiedersehen am folgenden Morgen an Bord des Schiffes Neptun.

Gatlard fühlte sich jetzt schon Herr über Schiff und Ladung, und im Geiste sah er sich in Cap Hayti wie er das Mehl zu einem doppelten Preise verkaufte.



Mit den Händen in den Taschen schritt er gedankenvoll durch die Straßen, und berechnete, wie viel sein Antheil an dem Gewinnst sein würde, wenn bei dem Geschäft größere Summen als fünfzigtausend Dollars verdient werden sollten.

Mit jedem Schritt, den er that, wuchs das Kapital, welches er im Geiste schon sein nannte, und so nahte er sich, in seiner Phantasie bereits schon Millionair, dem kleinen Häuschen, aus welchem ihm seine Braut entgegengeeilt kam, um ihn zu dem Abschiedsmahl willkommen zu heißen.

Aglaja hielt ihm beide Hände entgegen, und wollte reden, doch ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Stimme versagte ihr, und, ihr Antlitz an Gatlards Brust neigend, hing sie sich an seinen Arm und ging weherfüllt mit ihm durch das Gärtchen dem Hause zu.

Warum denn wieder Thränen, beste Aglaja, der bevorstehende Abschied müßte für uns ein Fest sein, sagte Gatlard mit tröstender Stimme, denn meine Reise soll mir ja die Mittel verschaffen, um Dich zu meiner Frau machen zu können.

Das weiß ich ja wohl, Richard, und ich murre auch nicht gegen das Schicksal, das Dich für so lange ungewisse Zeit von mir entfernen wird, aber kann ich denn wohl ruhig und sorglos sein, wenn ich Dich tausend Gefahren ausgesetzt weiß und sie nicht mit Dir theilen darf?

Du denkst Dir Alles schlimmer, als es ist, bestes Mädchen, entgegnete Gatlard vor sich hinschauend, denn

die Zahlen seines bevorstehenden Gewinnstes schwirrten wieder vor seinem Geiste.

Madame Astor trat jetzt in die Hausthür und begrüßte Gatlard aufs Freundlichste.

Ich freue mich, daß Sie so zeitig kommen, denn ich fürchtete schon, man würde sie wieder durch Geschäfte aufhalten; heute gehören Sie noch uns, und wir lassen Sie nicht wieder fortgehen, sagte sie mit liebevollem Ausdruck zu Gatlard, reichte ihm die Hand, und schritt dann voran in das Zimmer, wo der Tisch bereits gedeckt stand.

Auf demselben prangten in zwei großen Vasen schöne Blumen, und ein gleicher Schmuck zierte die Console unter dem Spiegel. Alles im Zimmer sah festlich aus, und Madame Astor war in schwarze Seide gekleidet, so wie sie am Sonntag zur Kirche zu gehen pflegte.

Sagte ich Dir nicht, der heutige Tag müßte für uns ein Festtag sein? hub Gatlard, auf die Blumen zeigend, in scherzendem Tone an, und küßte Aglaja auf die Stirn, Mama ist doch auch meiner Meinung gewesen.

Ein Festtag, der uns das Liebste auf Erden rauben will! entgegnete Aglaja mit wehmüthigem Lächeln.

Um es uns bald auf immer als Eigenthum wiederzugeben, fiel Gatlard ihr schnell in das Wort, und strich ihr zärtlich die Wange. Nun sei auch heiter, und laß uns die letzten Stunden vergnügt zusammen verbringen.

Gatlard hat Recht, Aglaja, es ist ja nur eine Trennung für nicht lange Zeit und für Euer Beider Bestes, sagte Madame Astor beruhigend, und fuhr an den Tisch tretend

fort: Nun laßt uns aber essen, ehe die Speisen kalt werden.

Hanna, die schwarze Dienerin, trug eben einen dampfenden Braten auf den Tisch, und Madame Astor ergriff Messer und Gabel, um ihn anzuschneiden.

Der Mangel an frischem Fleisch wird Ihnen auf See eine recht fühlbare Entbehrung werden, bemerkte die Frau zu Gatlard gewandt, als sie ihm den Teller mit Braten reichte.

Allerdings, und wer weiß ob es uns nach vollbrachtet Fahrt besser damit gehen wird. Wenn, wie ich hoffe, in Cap Hayti Hungersnoth ausgebrochen ist, so wird nicht viel Fleisch dort zu haben sein, entgegnete Gatlard.

Auf ein solches Unglück soll man keine Hoffnung bauen; mag der Himmel die armen Menschen davor behüten, versetzte Madame Astor mit verweisendem Tone.

Nein, nein, mögen sie ihr letztes Stück Brod verzehrt haben, fiel Gatlard ein, darauf ist ja unsre Unternehmung gegründet; je hungriger sie sind, um so viel mehr Geld müssen sie für das Mehl bezahlen.

Richard! sagte Aglaja bittend, doch nicht ohne Vorwurf, legte ihre Hand auf Gatlards Arm, und fügte halblaut hinzu:

Solches Geld würde uns keinen Segen bringen!

Thorheit, Geld ist Geld; der Dollar bleibt ein Dollar, ob ihn ein Hungriger oder ein Reicher bezahlt hat, antwortete Gatlard, fügte aber, dem ernstesten strafenden Blick der Frau begegnend, beschönigend hinzu: Uebrigens handle ich nicht mit dem armen Volke, sondern mit den reichen

Kaufleuten, was die mit dem Mehl thun, geht mich nichts an, das haben sie selbst zu verantworten.

Halten Sie Ihr Gewissen rein, Gatlard, ohne das giebt es kein Glück auf Erden, sagte Madame Astor mahnend, und fuhr, ehe er ihr antworten konnte, freundlich fort: Reichen Sie mir Ihren Teller, hier ist der Braten recht roth, so wie Sie ihn gern essen.

Gatlard war die Wendung des Gesprächs erwünscht, er folgte der Aufforderung, füllte dann die Gläser mit Wein, und erhob das seinige mit den Worten:

Auf baldiges glückliches Wiedersehen!

Mutter und Tochter stießen, den Toast freudig wiederholend, mit ihm an, und Alle leerten ihre Gläser.

Gegen Abend wollen wir zusammen an Bord des Neptuns gehen, denn ich muß den Kapitain sprechen und will mich heute doch nicht von Euch trennen, hub Gatlard mit herzlichem Tone und heiterm Blick auf beide Damen nach einer Weile an, worauf Madame Astor ihm freundlich zunickte, und sagte:

So ist es recht, lieber Gatlard, folgen Sie nur immer dem Gefühl Ihres Herzens, und Sie werden niemals etwas zu bereuen haben. Mag das Geschäftsleben auch noch so große Anforderungen an Sie steilen, so müssen Sie doch stets auch wieder zu Zeiten uns allein gehören. – Ich freue mich recht darauf, Ihr Schiff zu besuchen und zu sehen, wie Sie sich dort eingerichtet haben.

Es soll Ihnen schon gefallen, denn Aglaja hat ja meine Cajüte prächtig ausgestattet, antwortete Gatlard, von

zärtlichem Gefühl ergriffen, und küßte seiner Braut die Hand.

So gut es ging und so gut ich es vermochte, wenn auch nicht prächtig, sagte Aglaja mit dankbarem, freudigem Lächeln, unser Häuschen hier aber sollst Du gewiß recht nach Deinem Gefallen eingerichtet finden, wenn Dich der Himmel glücklich zu uns zurückführt.

Im traulichen, herzlichen Zusammensein schwanden die Stunden, und als die Sonne sich neigte, wandelte Gatlard mit Madame Astor und ihrer Tochter nach dem Schiffe Neptun, wo sie Kapitain Brooks mit großer Artigkeit auf das obere Verdeck führte und dort mit ihnen in den Abschiedsstrahlen der sinkenden Sonne Platz nahm.

Kapitain Brooks war ein Mann von einigen vierzig Jahren, der, wie man sagt, von der Pike auf gedient und es in seinen ältern Tagen vom Obersteuermann zum Kapitain des Schiffes Neptun gebracht hatte, nachdem sein Vorgänger mit Tode abgegangen war, und Herr Pennel ihm dessen Stelle übertrug, weil Brooks mit einem geringern Gehalt, als jener bezogen hatte, sich zufrieden stellte.

Er war ein kleiner hagerer Mann mit schon grauem Haar, wettergebräuntem, langem Gesicht und großer gebogener Nase, der in seinem Aeußern unter allen Verhältnissen eine gleichmäßige Ruhe bewahrte. Dieses Ruhige, ja Gleichgültige in seinem Wesen mochte wohl zum großen Theil die Folge der vielen Gefahren seines langjährigen Seelebens sein, denn er war schon als Knabe, um einer verdienten Strafe zu entgehen, seinen Eltern

entflohen, und hatte sich auf einem Schiffe als Cajütenjunge verdungen.

Nachdem der Kapitain gegen Madam Astor seine Freude ausgesprochen, auch sie einmal an Bord seines Schiffes zu sehen, und Aglaja gegenüber bedauert hatte, daß er schon morgen Herrn Gatlard ihr entführen müsse, wandte dieser sich an ihn und sagte:

Pennel hat Ihre Einladung zum Mittagessen nicht angenommen, er hat sich wahrscheinlich gefürchtet, daß er Ihnen ein Geschenk an Wein machen müsse.

Das hätte er nicht nöthig gehabt, antwortete Brooks ruhig, doch hätte er, wie dies üblich ist, der Mannschaft etwas zu Trinken schicken sollen, die Leute nehmen es so sehr übel und schimpfen auf ihn in meiner Gegenwart, und was kann ich dagegen sagen?

Ja, ja, sein Geiz geht weit und thut ihm oftmals großen Schaden, fiel Gatlard ein, und setzte nach kurzer Pause mit stolzem Tone hinzu: Uebrigens verlangt es meine Stellung als Cargadeur gleichfalls, daß ich den Leuten Etwas gebe.

Dabei stand er auf, rief den Steuermann von dem untern Verdeck zu sich und reichte ihm ein Goldstück mit den Worten hin:

Sagen Sie der Mannschaft, daß ich ihr das Geld gebe, um sich einen vergnügten Abend dafür zu machen. Haben Sie aber Acht, daß die Herren des Guten nicht zu viel thun und für Morgen nicht zur Arbeit untauglich werden.

Der Steuermann dankte im Namen der Matrosen, und Gatlard wandte sich wieder zu dem Kapitain, indem er ihn fragte:

Wie früh denken Sie abzufahren?

Nun, so zwischen sieben und acht Uhr, nachdem die Mannschaft gefrühstückt hat, übrigens haben Sie darüber zu bestimmen, Sie sind Cargadeur, erwiederte der Kapitain mit seiner gewohnten Ruhe.

Gatlard that diese Antwort des Kapitains augenscheinlich sehr wohl, er sah flüchtigen glänzenden Blickes nach den Damen hin, und sagte dann zu dem Kapitain:

Das wollen wir nicht so genau nehmen, lieber Kapitain, wir werden uns darüber schon vertragen – Also zwischen sieben und acht Uhr, wenn es Ihnen recht ist; mir paßt es ganz gut.

Darauf wandte er sich zu Aglaja und sagte:

Wir müssen aber der Mama meinen Salon zeigen, ehe es dunkel wird, denn die Sonne ist unter, worauf sich Alle erhoben und sich in die Cajüte begaben, an deren einer Seite eine Thür in das Zimmerchen Gatlard's führte.

Während Madame Astor die kleine Räumlichkeit besuchte, und ihrer Tochter ein Lob für den Geschmack aussprach, mit welchem dieselbe hier gewaltet hatte, ließ Kapitain Brooks in der Cajüte Wein und Backwerk auftragen, um seine Gäste zu bewirthen.

Es wurde auf eine glückliche Reise, auf gutes Wetter und auf recht baldige Rückkehr getrunken, es wurde geschertzt und gelacht, und unbemerkt war eine Stunde verflossen, als plötzlich lauter jauchzender Lärm draußen ertönte und die Matrosen unter jubelndem Hurrah Gatlard hochleben ließen.

Jetzt ist es aber Zeit, daß wir uns entfernen, die Leuten werden munter und zwar für Damen leicht etwas zu vergnügt, sagte Gatlard aufstehend zu Madame Astor, und unter stürmischen Hurrahs der Mannschaft empfahlen sie sich dem Kapitain und verließen das Schiff.



ACHTES KAPITEL.

*Gewissensmahnung. – Der nahende Morgen. – Der Blumenstrauß. – Das Schiff Neptun. – Kaltes Lebewohl. – Beruhigung. – Die Abfahrt. – Traurige Zustände. – Vorsichtsmaßregeln.*

Schlaf kehrte in dieser Nacht nicht in dem Hauseder Wittwe Astor ein, denn erst spät verließ Gatlard das traute Plätzchen am Kamin, um der Mutter und der Tochter noch einige Stunden Ruhe zu gönnen. Darauf ging er in sein Zimmer; verpackte den Rest seiner Effecten, damit er den Koffer frühzeitig nach dem Schiffe senden könne, und legte sich dann, ohne sich zu entkleiden, auf sein Bett, um sich ein wenig zu ruhen und den Tag zu erwarten; denn schlafen konnte er nicht. Es war ihm, als beginne mit dem neuen Tage ein ganz neues Leben für ihn, ein großes Leben, dessen Lenker er selbst sei, und mit einem Gefühl von Geringschätzung schweifte sein Blick durch das kleine Stübchen über die wenigen einfachen Möbel und an den kahlen Wänden hin, an denen sich nichts befand, seine Aufmerksamkeit nur für einen Augenblick zu fesseln, als ein kleiner ärmlicher Spiegel und ein unter demselben befestigter vertrockneter Blumenstrauß, der mit rothem Band zusammengebunden war.

Auf ihm blieb jedoch Gatlards Blick haften und rief jenen Moment in seine Erinnerung zurück, wo Aglaja ihm den Strauß unter Freudenthränen gereicht hatte, als er,

von dem gelben Fieber genesen, zum ersten Male wieder in das Gärtchen vor dem Hause getreten war.

Der Strauß sah ihn so ernst an, als mache er ihm einen Vorwurf, als drohe er ihm mit dem Finger, als rufe er ihm zu, was Alles das Mädchen für ihn gethan, wie viel Liebe sie ihm gespendet und wie sie in ihrer Einfachheit doch auch in den glänzenden reichen Verhältnissen, die seine Phantasie um ihn zauberte, zu ihm gehöre. Warum denn aber diesen Vorwurf, warum diese Mahnung? Hatte Gatlard sich denn jemals selbst gesagt, daß es nicht so wäre? Und doch stand das Bild Aglaja's nicht in so lebendigen, reizenden Farben vor seiner Seele, wie früher, es schwamm wie in trübem Nebel vor dem blitzenden Glanze des Lebens, von dem er jetzt träumte, und das Gefühl des Vorwurfs konnte er nicht aus seiner Brust entfernen. Er warf sich auf seinem Lager um und schloß die Augen, ersah sich im Golde wühlen, sah seine Schiffe von Meer zu Meer ziehen, sah seinen Marmorpalast von reich galonnirter Dienerschaft wimmeln, doch immer stand das Nebelbild Aglaja's im Hintergrunde.

Während Gatlard nun halb wachend, halb schlafend den Morgen erwartete, saß Aglaja an dem offenen Fenster ihres Stübchens und ließ sich von der kühlen Nachtluft umwehen. Ihr Herz war schwer und betrübt, denn so wahr alle die Tröstungen ihrer Mutter über die Entfernung des Geliebten ihres Herzens auch waren, so konnte sie doch den Schmerz über dessen von ihr Gehen nicht

bemeistern, und wieder und wieder hob sie mit schwerem, bangem Athemzug die feuchten Augen zu den funkelnden Sternen auf und flehte Gott an, dem Geliebten beizustehen und ihn in Gefahren zu beschützen.

Und dann wieder, wie schlug ihr das Herz hoch in Glück und Wonne, wenn sie an den Augenblick dachte, wo er zurückkehren und sie an seine Brust schließen würde, wo sie ihn dann ganz ihr eigen nennen und Nichts sie wieder trennen sollte! O, wie wollte sie ihm zu Gefallen leben, wie wollte sie ihm seine Häuslichkeit lieb und theuer machen, und welche Seligkeit würde sie sich selbst dadurch bereiten!

Und so saß sie mit Leid und Bangen, Hoffnung und Glück still an dem Fenster und horchte auf die Schläge der Thurmuh, bis der erste Dämmerungshauch durch den Garten zitterte, die Sterne verblichen und der Himmel im Osten sich röthete. Es war so friedlich, so feierlich draußen im Freien, nur der süß zwitschernde Blauvogel kündigte leise das Erwachen der Natur an, und bald darauf stimmte der Spottvogel, die amerikanische Nachtigall, mit seinen lieblichsten Tönen in das Morgenlied ein.

Aglaja wurde es leichter um das Herz, der Morgen war so heiter, warum sollte nicht auch sie froh in die Zukunft sehen, versprach sie ihr ja doch so viel, so hohes Glück, warum sollte sie denn nicht hoffen und vertrauen, gingen doch so viele tausend Männer fortwährend auf See und kehrten wohlbehalten zurück!

Sie warf ihren Shawl um und eilte hinunter in den Garten, um dort den neuen Tag zu begrüßen und Kraft für den nahen Abschied zu sammeln.

In die Laube trat sie ein, wo Gatlard ihr zuerst gesagt, daß er sie liebe, wo er ihr so oft ewige, unverbrüchliche Liebe und Treue geschworen und wo sie an seiner Seite die glücklichsten Stunden ihres Lebens verbracht. Tausend wonnige Erinnerungen stiegen in ihr auf – ach – er liebte sie ja so wahr, so innig – was blieb ihr wohl noch zu wünschen übrig, als mit ihm vereint zu werden – und das sollte ja geschehen, sobald er von der Reise zurückkehrte! Auch das Erwarten war ja süß, wenn das Sehnen und Wünschen in Erfüllung ging, und daran konnte sie ja nicht zweifeln!

Leichtern Herzens glitt sie hinaus nach den Blumenbeeten, band von den schönsten Blüten einen Strauß, trug ihn in das Wohnzimmer und weckte dann die Sclavin, damit sie zeitig das Frühstück bereite.

Auch Madame Astor hatte nicht geschlafen, die Zukunft ihres Kindes trat mit dem bevorstehenden Abschied zu ernst an sie heran und der Gedanke, daß Gatlard ein Unglück begegnen könne, machte ihr Herz erbeben; denn sie wußte es nur zu gut, daß Aglaja ihn nicht überleben würde.

Schon bald, nachdem die schwarze Dienerin in der Küche thätig wurde, trat Madame Astor zu ihrer Tochter in das Zimmer und war freudig überrascht, dieselbe heiter und gefaßt zu finden.

Ich war sehr früh draußen im Garten und habe den Vögeln zugehört. Ach, sie sangen so schön, sagte Aglaja zu ihrer Mutter, und sieh den prächtigen Strauß, den ich gebunden habe, den soll Richard in seine Cajüte stellen, – der Arme, er liebt die Blumen so sehr, und wie lange Zeit wird er nun keine zu sehen bekommen!

In St. Domingo aber soll es wundervolle Blumen geben, ich werde ihm sagen, er soll uns einige in Töpfen und auch Sämereien mitbringen, entgegnete Madame Astor.

Mir soll er Nichts weiter als sich selbst bringen, und diesen Wunsch wird mir der gütige Gott gewiß erhören, sagte Aglaja, während sie beschäftigt war, den Frühstückstisch zu decken.

Da öffnete sich die Thür und Gatlard trat mit einem raschen Morgengruß in das Zimmer.

Mein Richard! sagte Aglaja, indem sie schnell den Blumenstrauß ergriff und ihn Gatlard reichte, nimm diese Blumen mit Dir und wenn sie verwelkt sind, hebe sie mir zum Andenken auf und bringe sie mir wieder mit. Sie sollen Dich auf Deiner langen Reise immer an mich erinnern, und wenn Du zurückkehrst, dann schenkst Du sie mir zu unsrer Hochzeit und wir bewahren sie mit dem Strauße in Deinem Zimmer, der Zeuge des Anfangs unsres Glückes war. Ich konnte nicht schlafen, meine Gedanken konnten sich nicht von Dir trennen, und da habe ich beim Anbruch dieses Scheidetages die Blumen für Dich gepflückt, damit sie immer meine treue Liebe Dir ins Gedächtniß zurückrufen sollen.

Dabei schlang Aglaja ihre Arme um den Geliebten und barg ihre thränenschweren Augen an seiner Brust.

Dazu bedurfte es der Blumen nicht, geliebte Aglaja, Deine Liebe kann ich ja nimmer vergessen, antwortete Gatlard, das Mädchen auf die Stirn küssend, und fuhr dann mit einem Blick nach Madame Astor fort:

Ihr begleitet mich doch an Bord und seht mich abfahren?

Ueber die Züge der Frau schien es bei der raschen Wendung, welche Gatlard dem Gespräche gab, wie eine Wolke zu ziehen, es war, als ob sie für einen Augenblick ein Gefühl zurückdränge, welches ihr Worte auf die Lippen legte, dann aber sagte sie mit erzwungener Ruhe:

Darüber können Sie wohl nicht in Zweifel sein, habe ich doch sowie mein Kind unsres letzten Abschiedsausgeblicks während der ganzen Nacht gedacht.

Dir wird es auch so ergangen sein, Du hast gewiß auch nicht viel geschlafen, nicht wahr, Richard? fiel Aglaja schnell der Mutter in die Rede; freilich begleiten wir Dich und bleiben bis zum Abfahren bei Dir.

Da trug Hanna das Frühstück auf den Tisch und man setzte sich zu dem letzten Mahle nieder. Ernst schloß der alten Frau die Lippen, Wehmuth machte Aglaja stumm und Geschäftsgedanken zogen Gatlard von der Gegenwart ab, so daß das Frühstück ziemlich wortkarg eingenommen ward.

Gatlard erhob sich zuerst, denn der schwarze Kärner, der seine Effecten an Bord fahren sollte, hielt vor der

Thür. Während Gatlard nun dieselben von seinem Zimmer schaffen ließ, machten die Damen schnell Toilette und waren bald darauf bereit, mit ihm den Weg nach dem Schiffe anzutreten.

Der Gang aus dem Hause war für Aglaja ein schwerer, ein schmerzlicher, vergebens suchte sie ihre Thränen zurückzuhalten, als sie ihren bebenden Arm in den des Geliebten legte und mit ihm in den Garten hinaustrat, und als sie dessen Thür erreichte, blickte sie durch ihre Thränen zu Gatlard auf und sagte leise zu ihm:

Denke an die Laube, Richard!

Die Mutter an ihrer Seite, schritten sie schweigend durch die Straßen dahin, Aglaja geneigten Hauptes, Gatlard stolz um sich schauend und jeden Bekannten in seiner neuen Würde begrüßend. So gingen sie in der letzten, steil nach dem Fluß sich senkenden Straße hinab dem dort liegenden Schiffe zu, als Kapitain Brooks sie gewahrte und auf das Werft schritt, um sie zu empfangen.

Er begrüßte sie freundlichst und geleitete Madame Astor an Bord, und als Gatlard mit seiner Braut das Schiff betrat, riefen ihm die Matrosen aus den Masten und von dem Verdeck einen freudigen Willkommen zu, denn die ganze Mannschaft war schon in voller Arbeit, das Schiff segelfertig zu machen.

Der Kapitain führte Madame Astor die Treppe nach dem obern Verdeck, welches über der Cajüte lag, hinaus, als Aglaja zu ihrer Mutter sagte:

Wir folgen gleich nach, liebe Mutter, ich gehe erst mit Richard in die Cajüte, er will den Strauß dort in Wasser stellen, und mit diesen Worten trat sie mit Gatlard in die Cajüte ein.

Mein, mein Richard, leb' wohl, leb' wohl! rief das Mädchen dort plötzlich mit einem Ausdruck der Verzweiflung und warf sich ihm schluchzend an die Brust – ihre Willenskraft, stark zu sein, war erschöpft, und der Abschied von dem Liebsten, was sie auf Erden besaß, ergriff sie mit stürmischem, herzerreißendem Weh. Leb' wohl – werd' ich Dich jemals wiedersehen?

Aber beste, liebste Aglaja, wie kommst Du nun wieder auf solche Gedanken – warum solltest Du mich nicht wiedersehen? sagte Gatlard überrascht; sei doch vernünftig und ruhig, warum sollte denn gerade mir ein Unglück zustoßen? Gieb Dich zufrieden, theuerstes Mädchen, wir werden uns bald wiedersehen und die Zeit bis dahin wird Dir schneller vergehen, als Du jetzt glaubst.

Dabei liebte er Aglaja, strich ihr Haar und Wange und küßte ihren schönen Mund.

Ach, Richard, Du nimmst es so leicht, so unbekümmert, mir aber will das Leid die Brust zerreißen; denke daran, daß, wenn ich Dich verlöre, mein Herz sich verbluten würde, fuhr Aglaja klagend fort; Gatlard aber suchte sie zu beruhigen und sagte:

Laß uns doch nicht so traurig scheiden – warum denn, ich bitte Dich, liebstes Mädchen? Komm, sei heiter und guten Muths, und laß uns auf das Verdeck gehen, denn Pennel muß gleich kommen.



Dann schritt er in sein Zimmerchen, stellte den Blumenstrauß schnell in ein Glas, und sogleich zu Aglaja zurückkehrend, schloß er sie mit den Worten in seine Arme: Nun leb' wohl, Herzensengel, bis auf frohes glückliches Wiedersehen!

Aglaja hing an seinem Herzen, an seinem Mund, als könne sie nicht von ihm lassen, er aber führte sie in seinen Armen unter Liebkosungen aus der Cajüte auf das Verdeck hinaus, wo die Matrosen beschäftigt waren, die Taue zu ordnen und zurecht zu legen.

Dort kommt der alte Geizhals Pennel die Straße herab! rief einer der Leute nach Gatlard her.

Wahrhaftig, dort kommt er, sagte dieser leise zu Aglaja, laß uns schnell hinauf auf das obere Verdeck gehen.

Aglaja wußte nicht, wie ihr geschah, sie trocknete ihre Thränen, sie folgte der Führung Gatlards auf das Verdeck zu ihrer Mutter und zu dem Kapitain, und sank dort willenlos in einen Sessel.

Ihre Gedanken waren wirr und betäubt, Gatlards gefühlloser, kalter Abschied von ihr hatte ihre stürmisch wogenden Gefühle plötzlich in ihr Herz zurückgedrängt, ihre Brust zog sich krampfhaft zusammen und es war ihr, als drücke sie eine Welt nieder.

Mein Gott, Aglaja, was ist Dir, Du bist ja todtenbleich? fragte Madame Astor erschrocken, indem sie deren Hand ergriff und dann Gatlard mit fragendem Blick anschaute.

Nichts, liebe Mutter, es ist schon vorüber, antwortete Aglaja und hob ihre Augen zu Gatlard auf, der bei ihrem Anblick zusammenschreckte, denn so todtenbleich und

leidend hatte er sie in vergangener Nacht in seinen Träumereien gesehen.

In diesem Augenblick trat Herr Pennel auf das Verdeck, der Kapitain erhob sich und begrüßte ihn, und Gatlard wandte sich gleichfalls nach ihm hin.

Nun, sind Sie reisefertig, meine Herren? fragte Pennel, sich die Hände reibend, der Wind kann nicht besser sein; eine glückliche Vorbedeutung; denn noch gestern Abend war er conträr. Hoffentlich werden Sie eine schnelle Fahrt haben und zum rechten Augenblick in St. Domingo eintreffen.

Hoffentlich! versetzte der Kapitain; wir werden sogleich abfahren.

Gatlard sah noch einmal nach Aglaja hin, dann ergriff er rasch Pennels Hand und führte ihn zu Madame Astor, indem er sagte:

Erlauben Sie mir, Herr Pennel, Sie mit Madame Astor, der Mutter meiner Braut, meiner geliebten theuren Aglaja hier bekannt zu machen.

Dabei ergriff er die Hand Aglaja's, dieselbe erhob sich, es schoß wie Morgenroth über ihre Wangen, ihre Augen leuchteten auf in Glück und Wonne, und indem Gatlard sie liebevoll in seine Arme schloß, empfing sie auch in beseligendem Kusse dessen Lippen auf ihrem Munde.

Sagen Sie es meiner süßen, lieben Braut, Herr Pennel, daß es ja gar so keine gefährliche Reise ist, sie macht sich so viele unnöthige Sorgen darüber, fuhr Gatlard freier aufathmend fort und küßte abermals Aglaja's Hand.

Nur eine Spazierfahrt, Fräulein, nicht mehr, als ob Sie in einem Kahne auf dem Flusse fahren, versetzte Pennel lachend und knöpfte seinen Rock zu, weil ihm einfiel, daß seine Weste zerrissen und sein Busenstreif nicht sauber war.

Da hörst Du es nun von Herrn Pennel selbst, geliebte Aglaja, und nun lasse auch keine Besorgniß wieder in Dir aufkommen, hörst Du? sagte Gatlard heiter.

Aglaja hatte keine Worte, die Freudenthänen aber, die ihr in die Augen traten und ihr Lächeln bezeugten, daß wieder Glück in ihr Herz eingezogen war, und Gatlards Arm fest an sich drückend, hörte sie nun den geschäftlichen Unterredungen zu, welche die drei Männer noch schnell miteinander pflogen.

Währenddem wurden die Taue gelöst, welche das Schiff am Werfte festhielten, die Segel wurden entfaltet und bald war der Augenblick der Abfahrt gekommen.

Nun wollen wir den Herren noch eine recht glückliche Reise wünschen und uns an das Land begeben, sagte Pennel zu Madame Astor, während Aglaja, von Gatlard umarmt unter Thränen den letzten Abschied nahm.

Doch die Minuten flohen; das Schiff begann sich zu bewegen, die Matrosen standen an der Treppe, die nach dem Werfte hinunterführte, um dieselbe einzuziehen; Pennel schritt zuerst auf ihr hinab, der Kapitain mit Madame Astor folgten ihm nach und Gatlard und Aglaja waren die Letzten, welche das Schiff verließen.

Noch einen langen innigen Kuß, und Gatlard wand sich aus den Armen der Braut und sprang dem Kapitain

nach auf das Schiff, dessen Segel sich blähten und es majestätisch dahinführten, während Gatlard und Aglaja sich einander die letzten Worte der Liebe zuriefen, dann mit den Händen winkten und die Arme nach einander ausstreckten und endlich sich mit den Tüchern den allerletzten Abschiedsgruß zuwehten, denn bald verschwand der Neptun in der nächsten Biegung des Stromes vor den Augen der liebenden Braut.

Dennoch blieb Aglaja stehen und schaute sehnsüchtig und unbeweglich nach dem Platz, wo sie das Schiff zuletzt gesehen hatte, bis Madame Astor sie an den Heimweg mahnte und sie hinwegführte, denn Herr Pennel hatte sich aus Furcht, den Damen eine Droschke anbieten zu müssen, im Stillen davongeschlichen.



In St. Domingo sah es Anfangs des Jahres 1793 traurig aus, die Fackel der Rebellion flammte über das ganze Land, die Heere der Farbigen waren organisirt und mächtig geworden, und die Weißen drängten sich immer mehr in die Nähe der Städte und der einzelnen festen Plätze, um sich gegen das schwarze Ungeheuer zu sichern, welches sie fern im Lande zu vernichten drohte.

Auch nach Port au Prince hatten sich zahlreiche weiße Familien aus dem Lande mit ihren beweglichen Schätzen geflüchtet, während ihre Niederlassungen durch die Rebellen in Asche gelegt wurden, und die Stadt war so sehr

mit Menschen angefüllt, daß man keine Wohnung mehr für Geld erhalten konnte.

Graf Louvencourt hatte schon im Frühjahr den Bitten seiner Frau nachgegeben und war wieder nach Port au Prince gezogen, doch war es schon damals feste Ueberzeugung in ihm gewesen, daß dieses Land seine Heimath nicht bleiben könne.

Bald nach seiner Uebersiedlung in die Stadt hatte er darum auch begonnen, alle seine ausgeliehenen Gelder einzuziehen und seine Besitzungen im Lande zu verkaufen, wozu er unter den reichen Mulatten sehr willige Abnehmer fand, da diese ganz richtig berechneten, daß die durch schließliches Vertreiben oder Töden der Weißen herrenlos bleibenden Ländereien von den frei gewordenen Slaven unter sich vertheilt werden würden.

Nachdem Louvencourt nun alle seine verpachteten Grundstücke zu Geld gemacht hatte, beschloß er auch die Plantage, welche sein Bruder Remi für ihn verwaltete, zu verkaufen, seinen sämtlichen Slaven gerichtlich die Freiheit zu geben und nur so viele von ihnen als freie, besoldete Diener bei sich zu behalten, wie er davon zu seinem Aufenthalt in Port au Prince bedurfte. Sein ganzes ungeheueres Vermögen wollte er in Gold umsetzen und, so gerüstet, den Gang der Ereignisse absehen, um, wenn die letzte Aussicht auf eine sichere, ruhige Existenz in diesem Lande verschwinden sollte, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auswandern zu können.

An einem Sonntag hatte sich Remi Louvencourt in gewohnter Weise bei dem Grafen zum Mittagessen eingefunden, und als nach eingenommenem Mahle die Gräfin zur Siesta nach ihrem Zimmer gegangen war und die beiden Brüder allein in dem kühlen luftigen Speisesaale saßen, hub der Graf, die Bewegung des Schaukelstuhls hemmend, an: Höre, Remi, was ich zu thun beabsichtige, worüber ich aber Deine Ansicht und namentlich wissen will, ob es Dir angenehm sein wird; denn ist es gegen Deinen Wunsch, so soll es unterbleiben. Du mußt mir offen und ehrlich Deine Meinung darüber sagen.

Horace, Du weißt, daß Alles nach meinem Wunsche ist, was mit dem Deinigen übereinstimmt, antwortete Remi mit seiner ewig gleichen Milde und zärtlichen Liebe für seinen Bruder; laß aber hören, was es ist, damit ich Dir auch, abgesehen hiervon, meine Ansicht darüber sagen kann. Zwei Köpfe kommen leichter zu richtiger Anschauung einer Sache als einer.

So höre denn, fuhr der Graf fort und winkte mit der Hand, als bäte er, ihn nicht zu unterbrechen. Wie Dir bekannt ist, habe ich nun alle meine Besitzungen im Lande, außer der von Dir verwalteten Plantage, verkauft und die Beträge in Gold in meinen Händen.

Die Zustände in diesem Lande sind der Art und haben namentlich in letzterer Zeit eine Gestaltung angenommen, daß mein Hoffen auf Wiederherstellung von Gesetz und Sicherheit des Eigenthums und der Person erschöpft ist; der Aufruhr hier wird mit der Flucht oder dem Tode des letzten weißen Menschen enden. Thöricht,

ja wahnsinnig ist es, die Hände in den Schooß zu legen und abzuwarten, bis die Flammen über Einem zusammenschlagen und es zur Rettung zu spät ist, und darum frage ich Dich, ob Du auch dafür stimmst, daß ich die Plantage gleichfalls verkaufe, denn jetzt kann ich noch einen hohen Preis dafür bekommen, während ich später vielleicht bald dieselbe unentgeltlich in den Händen der Rebellen zurücklassen muß. Nach bereits eingezogenen Erkundigungen werde ich für sie und das Inventar, ohne die Slaven, einen Preis von vielleicht hunderttausend Dollars zu erzielen im Stande sein. Sage mir nun gerade heraus, was Du davon denkst.

Hier schwieg der Graf und sah seinen Bruder forschend an, als wolle er dessen Gedanken auf seinen Zügen lesen.

Das ist mit wenigen Worten ausgesprochen, antwortete Remi sofort. Ich bin aufs Vollkommenste Deiner Ansicht und rathe, sobald als thunlich den Verkauf zu bewerkstelligen, denn ich sehe keine Möglichkeit für eine Besserung der Zustände, wohl aber den gänzlichen Untergang des weißen Geschlechtes in diesem Lande. Was mich aber bei dem Verkauf der Plantage schmerzt, ist das Schicksal unsrer braven Neger, die mit solcher Liebe und Treue an uns hängen und denen es sehr hart erscheinen wird, von uns gewiesen zu werden.

Ein gleiches Mitleid für sie fühle ich, doch sie werden frei sein und sich ihren Dienstherrn wählen können, wobei sie die Aussicht haben, sich durch ihre Arbeit eine selbstständige, sichere Existenz zu schaffen. Ich glaube,

daß dies hinreichend Ersatz für ihren Verlust sein wird und daß sie schließlich mir noch dafür danken werden, sagte der Graf. Uebrigens, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, werde ich ihnen helfen und sie unterstützen, so lange sie meiner Hülfe bedürfen und so lange ich ihnen dieselbe zukommen zu lassen im Stande sein werde; und sollten uns die Zustände wirklich nöthigen auszuwandern, so können wir ja diejenigen mit uns nehmen, welche es wünschen, uns zu begleiten.

Dazu werden sie sich sämmtlich melden, bemerkte Remi.

Das kann uns nur erfreulich sein, nahm der Graf wieder das Wort. Da Du nun meiner Ansicht bist, Remi, so will ich baldigst den Verkauf ausführen; gestalten sich die Verhältnisse dann noch schlimmer, so kann ich jeden Tag auch mein Palais hier zu Gelde machen. Du wirst sehen, es geht nicht gut; es bleibt uns Nichts übrig als auszuwandern.

Lange noch unterhielten sich die Brüder über die Lage der Dinge, bis die Gräfin mit der kleinen Adelaide im Arm sich wieder bei ihnen einfand und nun gleichfalls von dem gefaßten Beschluß in Kenntniß gesetzt wurde.

Ja, ja, auch ich gebe gern meine Zustimmung, sagte sie mit schmerzlichem Ausdruck, denn Thränen entquollen dabei ihren Augen; ich habe Dich, mein Horace, habe mein Kind und Dich guter Remi zu verlieren, und eine jede Heimath wird mir lieber sein als diese, wenn ich Euch, Ihr meine Lieben, dort sicher weiß.



Bereit wollen wir wenigstens sein, dieser Heimath Lebewohl zu sagen, wenn das vernichtende Gewitter heranzieht, und wenn ich auch nichts weiter aus dem Sturme retten könnte, als Euch, meine Theuern, so würde ich zufrieden sein und jedem Loos mich fügen, welches das Schicksal über mich verhängen sollte, versetzte der Graf, schlang seinen Arm liebevoll um Madelaine und reichte seinem Bruder die Hand.

Ja, Allem will ich mich fügen, Alles will ich ertragen, nur Euch muß ich außer Gefahr wissen, fiel die Gräfin wieder ein; nein – nein – noch *eine* solche Angst um Dich, mein Horace, und es wäre um mich geschehen!

Und Euer Remi folgt Euch, und ginge es um die ganze Erde, sagte dieser und drückte beiden Gatten mit tiefster Innigkeit die Hand.

Im Laufe der darauf folgenden Woche schon ward der Verkauf der Plantage an einen sehr reichen Mulatten, welcher erst kürzlich von Frankreich herübergekommen war, abgeschlossen und die große Kaufsumme in Gold an den Grafen dafür ausgezahlt.

Viele der reichsten Mulatten, welche die bedeutendsten Plantagen in St. Domingo besaßen, wohnten in Frankreich und verzehrten dort ihre ungeheueren Einkünfte, weil dort kein Vorurtheil ihrer Hautfarbe wegen gegen sie herrschte und ihr Reichthum sie hochangesehen machte. Viele derselben fanden sich jetzt wieder auf St. Domingo ein, um aus den Verlegenheiten der Weißen Nutzen zu ziehen und deren Besitzungen für ein Billiges an sich zu bringen

NEUNTES KAPITEL.

*Die Schatzkammer. – Treue Anhänglichkeit. – Der Entschluß. – Cap Hayti. – Der Abend auf dem Hause. – Der treue Wächter. – Nächtliche Störung. – Der bestrafte Dieb.*

Die großen Summen, welche Horace Louvencourt nach und nach in blankem Golde aufgehäuft hatte, befanden sich in einem Zimmer gleicher Erde, welches nach dem Hofe zeigte, und dessen Fenster, mit eisernen Stäben und von Innen mit einem eisernen Laden versehen war.

Das Zimmer hatte nur *einen* Eingang, und zwar aus einer andern Stube, in welcher der Haushofmeister Lazare wohnte, dem der Graf den Schatz zum Bewachen übergeben hatte. Das Gold war in kleine starke Fäßchen verpackt, so daß ein Mann ein solches bequem unter dem Arme tragen konnte.

So gefährlich und beunruhigend es jedem Andern hätte erscheinen müssen, sein fast ganzes, colossales Vermögen so leicht verwahrt und so schwach beschützt zu wissen, so war der Graf doch vollständig außer aller Besorgniß darüber, denn der treue Lazare bewachte es, und sicherer, als unter seiner Obhut, konnte es nicht in eisernen Kasten und Schränken ruhen.

Lazare hatte aber noch einen Wächter bei sich, einen treuen Hund, Namens Vaillant, einen mächtigen Bluthund, der ihm seit Jahren auf Schritt und Tritt gefolgt, und den er Nachts, wo er die Thür der Schatzkammer

offen stehen ließ, dort bei den Goldfässern sich niederlegen ließ, um durch ihn bei dem geringsten Geräusch in seiner Nähe geweckt zu werden. Mußte er aber in Geschäften für den Grafen einmal abwesend sein, so schloß er Vaillant in die Schatzkammer ein, und Louvencourt, welcher dann die Schlüssel zu derselben zu sich nahm, versorgte das treue Thier mit Nahrung, während ein anderer langjähriger Diener, Namens Fabien, dann in dem Vorzimmer in Lazares Stelle schlief.

Auf Louvencourts Slaven wirkte die Nachricht von dem Verkauf der Plantage entsetzlich, der Graf selbst überbrachte sie ihnen, nannte ihnen die Unsicherheit des Eigenthums als Grund für sein Verfahren, und theilte ihnen zugleich mit, daß er ihnen sämmtlich vor Gericht ihre Freiheit geben würde.

Wie von Schreck betäubt, wie gelähmt, standen sie da, und starrten den Grafen an, als glaubten sie ihren Augen, ihren Ohren nicht, dann aber brachen sie in Wehklagen und Weinen aus und gaben sich dem Schmerz, der Verzweiflung hin. Vergebens suchte ihr Herr sie durch die Vorstellung zu beruhigen, daß sie nun selbst den Lohn ihrer Arbeit ernten würden, und daß er sie, wenn sie es bedürften, gern unterstützen wollte, sie blieben untröstlich, bis er ihnen schließlich erklärte, daß wenn er zur Auswanderung genöthigt werden sollte, er alle diejenigen von ihnen, welche es wünschen würden, mit sich nehmen wolle. Sämmtlich erklärten sie sich dazu bereit, ihn zu begleiten, warfen sich ihm zu Füßen, küßten ihm

die Hände und gaben ihrer Liebe und Anhänglichkeit jeden ihnen zu Gebote stehenden Ausdruck.

Bei Uebergabe der Plantage an ihren neuen Herrn traten viele der Slaven gegen Lohn in dessen Dienste, eine große Zahl derselben aber begab sich nach Port au Prince, um dort zu arbeiten und sich zu verdingen, weil sie dem Grafen näher sein wollten, und mehrere nahm dieser selbst als besoldete Diener in sein Haus.

So verstrichen wieder mehrere Wochen, während welcher die Nachrichten über die Fortschritte der Rebellen immer beängstigender wurden, namentlich setzte die Nachricht die Bewohner von Port-au Prince in großen Schrecken, daß die Aufrührer sich in den Besitz mehrerer Schiffe gesetzt hatten und dieselben mit schweren Geschützen versehen, um die Stadt von der Wasserseite her blockiren zu können.

Dies war das Lösungswort für Louvencourt, um seine Auswanderung nach den Vereinigten Staaten fest zu beschließen, und so bald als möglich sich nach Cap Hayti zu begeben, welcher Hafen häufiger von amerikanischen Schiffen besucht wurde, und von wo die Rebellen noch viel entfernter standen, als von Port au Prince. Er verkaufte sein Palais in der Stadt, und machte nun eiligst Vorbereitungen zu seiner Abreise. Namentlich bedurfte es hierzu mehrerer starker Wagen, um das Gold und diejenigen Sachen und Geräthe zu transportiren, welche er mit sich nach der neuen Heimath nehmen wollte.

Er selbst ritt nach Cap Hayti und miethete daselbst ein großes Haus, um dort in Ruhe eine gute Gelegenheit nach Nordamerika abwarten zu können.

Remi Louvencourt überwachte die Vorbereitungen mit größter Sorgfalt, und Lazare war mit eifriger Thätigkeit bei allen Arbeiten zugegen.

Eines Nachmittags beauftragte der Graf den Haushofmeister, nach Leogane zu reiten, und dort eine noch ausstehende Schuld für ihn einzuziehen, worauf Lazare ihm die Schlüssel zu der Schatzkammer einhändigte, indem er sagte:

Versäumen Sie nicht, Herr Graf, unserm treuen Wächter Vaillant sein Abendbrod zu bringen, der arme Kerl wird sich sehr einsam fühlen, bis ich morgen zurückkehre.

Wenn er ungeduldig werden und bellen sollte, so kann ihm Fabien ja zurufen, so daß er weiß, daß sich Jemand im Zimmer vor seinem Gefängniß befindet, antwortete der Graf.

Das würde ihn nur reizen, denn außer mit Ihnen, der Gräfin, Ihrem Herrn Bruder und mit mir macht er mit keinem Menschen Freundschaft, versetzte Lazare.

Nun, ich werde, ehe ich mich schlafen lege, ihn nochmals besuchen, und auch morgen frühzeitig zu ihm gehen, wenn er dann auch in der Nacht etwas bellen sollte, das wird Niemanden beunruhigen können, als Fabien, und der hat gewiß einen guten Schlaf, entgegnete der Graf, steckte die Schlüssel zu sich, und gab dann dem

Haushofmeister noch einige Instruktionen für seine Sendung.

Abends als die Sonne sich neigte, saß der Graf mit seiner Gattin und mit seinem Bruder auf der Plattform auf dem Palaste, wo in großen Erdbehältern ein künstlicher Garten von immergrünen Bäumen und Sträuchen angelegt war, und von wo man die prächtige Bay und den Hafen überblicken konnte.

Die Abendluft zog kühl von dem Meere her und kräuselte die grüne weite Fläche der Bay, und die letzten Strahlen der glühenden Sonne blitzten auf den spielenden Wellen und vergoldeten die luftigen Wipfel der Palmen, welche sich zu beiden Seiten auf den Ufern aus den purpurdunkeln Orangenhainen erhoben. Nur hin und wieder schaukelte sich ein schneeigweiß besegelttes Schiffchen, wie ein sich blühender Schwan, auf dem kristallinen Element, und als die Sonne in das Meer hinabstieg, färbte sich der Himmel mit Gold und Purpur und spiegelte sich feurig auf der dunkelnden Fluth.

O, schönes Land, wo ist dein Glück, dein Frieden! sagte die Gräfin mit tiefer Wehmuth, ließ ihren zarten Arm aus dem reichen Spitzenärmel auf die steinerne Brüstung neben sich sinken, und schaute durch die Thräne, die in ihrem dunkeln Auge glänzte, über die fernen schattigen Ufer hin.

Ein Paradies voll Jammer und Elend – Gottlob, daß wir es zeitig über uns gewannen, ihm Lebewohl sagen zu wollen, versetzte der Graf mit Leid erfülltem Blick

nach dem glühenden Abendhimmel schauend. Den Himmel aber, den nehmen wir mit uns nach dem Lande, das uns eine neue Heimath geben soll, und wie man sagt, so stehen die Südstaaten bei einem viel angenehmerm Klima unserm Lande hier nicht an Schönheit nach.

O, nur Ruhe und Frieden, damit wir uns des vielen Glückes, womit uns der Himmel gesegnet, erfreuen können! fiel die Gräfin ein und reichte mit tiefinnigem, seelenvollem Blick ihrem Gatten die Hand.

Frieden finden wir in den Vereinigten Staaten dauernder, als irgend anderswo, sagte Remi, denn das Volk hat ihn theuer mit seinem eigenen Blut erkaufte, und weiß ihn nach so langem Krieg wohl zu schätzen. Wenn uns das Glück nur begünstigt und uns bald nach unserer Ankunft in Cap Hayti ein gutes amerikanisches Schiff zuführt, denn unter einer andern Flagge dürfen wir nicht fahren, weil Du Dein ganzes Vermögen mit Dir führst.

Sieh, Du erinnerst mich an den Wächter darüber, an Vaillant; ich muß zu ihm gehen und ihm sein Abendbrod reichen, versetzte der Graf und erhob sich rasch.

So nimm uns mit Dir, Remi sieht das brave Thier wohl gern einmal wieder, er hat ihm ja die erste Milch gereicht, und hat ihn groß gezogen, hat aber sicher damals nicht daran gedacht, daß das Thier einige Jahre später Dein Vermögen bewachen müsse, sagte die Gräfin, sich gleichfalls erhebend, worauf sie sämmtlich das Dach verließen und in dem Hause hinab nach der Goldkammer eilten.

Als der Graf die Thür des Vorzimmers rasch öffnete, sprang der Mulatte Fabien, ein Mann von einigen vierzig

Jahren, der schon bei dem Vater des Grafen Hausdiener gewesen war, wie erschrocken von seinem Bett auf, und blieb vor demselben augenscheinlich verlegen stehen.

Nun, Fabien, hast Du schon ein Schläfchen gehalten, fragte ihn der Graf lächelnd, indem er den Schlüssel zu der Schatzkammer aus der Tasche hervorzog.

O nein, Herr, ich habe nur ein wenig geruht, antwortete der Mulatte mit halb erstickter Stimme.

Du brauchst Dich Deines gesunden Schlafs nicht zu schämen, Fabien, fuhr Louvencourt, dessen Verlegenheit bemerkend, fort, ist der Hund ruhig gewesen?

Ja, Herr, entgegnete der Mulatte.

Während dieser Zeit hatte der Graf die Thür aufgeschlossen, und ein kohlschwarzer Riesenhund bäumte sich vor ihm hoch, und gab mit seiner tiefen Baßstimme Laute der Freude von sich.

Ei, Vaillant, kennst Du mich denn noch, Du schönes Thier? rief die Gräfin ihm zu, als sie an der Seite ihres Gatten in die Thür schritt, und klopfte dem ungeheuern Hunde den Rücken, worauf dieser freudig bellend durch das Vorzimmer in den Hof sprang.

Dies brave Thier wird uns in unsrer neuen Heimath vielleicht ein sehr werthvoller Freund werden, sagte der Graf, indem er mit Madelainen in den Ausgang des Vorzimmers trat und dem Hund zusah, wie derselbe, erfreut über seine Erlösung, in dem Hofe umhersprang.

Da kam von dessen anderer Seite Remi mit einer Negerin, welche das Abendfutter für den Hund trug, aus dem Hause und zu dem Grafen heran, welcher dem Mädchen



den Napf abnahm, und den Hund rufend, sich nach der Schatzkammer zurückwandte.

In lustigen Sätzen sprang Vaillant in die Kammer voran, und als der Graf ihm den Napf mit Futter bei den Goldfässern niederstellte, klopfte er ihm den mächtigen Nacken, und sagte:

So, Vaillant, nun hab Acht, daß man mir mein Eigenthum nicht stiehlt, worauf der Hund seinen Dank durch Hin- und Herschwingen seiner mächtigen Ruthe aussprach und während des Fressens einigemale zornig knurrte, als wolle er seinem Herrn andeuten, daß er ihn verstanden habe, und seine Schuldigkeit thun wolle.

Der Graf strich dem edlen Thier nochmals den glatten Rücken, trat dann in das Vorzimmer zurück und verschloß die Thür der Schatzkammer.

Nun schlaf wohl, Fabien, verschließe aber Deine Thür, ehe Du Dich niederlegst, sagte er dann freundlich zu dem Mulatten, worauf dieser sich mit einem demüthigen »Ja wohl, Herr« verbeugte, und der Graf zu seiner Gemahlin und zu Remi in den Hof hinausschritt.

Dort reichte er Madelainen den Arm und führte sie, von Remi begleitet, auf der breiten steinernen Treppe hinaus, ein schwarzer Diener öffnete im Corridor eine weite Flügelthür für sie, und in den geräumigen kühlen Saal eintretend, fielen ihre Blicke auf die kleine Adelaide, welche vor der offenen Balkonthür auf purpurner Decke auf dem Fußboden saß und ihr schwarz belocktes Köpfchen nach den Eltern umwandte.

Hier, unsern reichsten Schatz, mein Horace, brauchen wir nicht bewachen zu lassen, das Mutterherz schützt es gegen jede Gefahr, die ihm droht, rief die Gräfin in überwältigendem Glück, sprang zu der Kleinen hin, und fuhr, sie emporhebend, fort:

O, Du kleiner Engel, Du giebst uns mehr Glück, als alle Schätze der Welt es vermöchten!

Dabei hielt sie das Kind glücklich bewegt dem Vater hin, und als dieser es an seine Brust drückte, umschlang sie Beide mit ihren schönen Armen, und sagte, eine Freudenthräne im Auge:

So halte ich meine ganze irdische Seligkeit umfassen!

Dann traten sie Alle auf den Balkon hinaus, die Wärterin des Kindes, eine junge Mulattin, trug Sessel für sie dorthin, und während sie sich darauf niederließen, holte die Dienerin einen großen Fächer für die Gräfin, womit dieselbe dem kleinen Liebling in ihrem Schoße Kühlung zuwehte.

Ihre Zukunft gefaßt und hoffnungsvoll beredend, weilten sie, sich erfrischend, auf dem luftigen Balkon, bis ein Diener sie zum Souper rief, nach eingenommenem Mahle aber begab sich das gräfliche Paar mit Remi abermals auf die Höhe des Palastes, um sich vor Schlafengehen noch an der frischen Nachtluft zu laben.

Mehrere zwischen den dort stehenden Orangen- und Granatbäumen hängende Ampeln verbreiteten ein mildes Licht um die Plaudernden, und über ihnen wölbte sich der sammetdunkle Tropenhimmel mit seiner funkelnden Sternensaat.

Nach welchem Hafen der Vereinigten Staaten werden wir wohl die erste Gelegenheit von Cap Hayti aus finden? hub Madelaine an.

Wahrscheinlich nach New-York oder nach Philadelphia, denn von dort wird das Geschäft mit St. Domingo am regsten betrieben, antwortete Remi.

Mir würde es viel erwünschter sein, wenn es nach einem südlichen Hafen wäre, dann würde uns eine wahrscheinlich sehr mühselige Landreise erspart werden, denn im Norden möchte ich mich nicht niederlassen, bemerkte der Graf.

Einerlei, wohin und mit welchen Beschwerden, nur fort von hier, wo man für alles Liebe, alles Theure bangen und zittern muß, sagte Madelaine und fügte, die Hand ihres Gatten ergreifend, heitern Tones hinzu:

Du sollst keine Klage über die Muthlosigkeit Deiner Madelaine zu führen Ursache haben.

Nein, nein, Du bist eine Heldin, das hast Du ja oft bewährt, doch gern erspare ich es Dir, Dich als solche zu zeigen, entgegnete der Graf liebevoll.

Plaudernd und in wohlthuendem sich Hingeben in die Schaukelstühle zurückgesunken, erholten sie sich von der ermattenden Hitze des Tages, und als sie sich dann spät zur Ruhe begeben wollten, ging der Graf noch einmal hinunter in den Hof und an die Thür, wo Fabien schlief, mit dem Vorsatz, dem Wächter seiner Schätze noch einen Besuch abzustatten. Er stand im Begriff an die Thür zu klopfen, doch drinnen war es ja so ruhig, so still, der Diener, sowie der Hund schliefen gewiß gut und fest

– warum sollte er sie wecken? dachte der Graf, lauschte noch einige Augenblicke an der Thür, und kehrte dann schnell in das Haus zurück.

Bald darauf waren die letzten Lichter im Palaste Louvencourts erloschen, und Alles lag in tiefstem Schlafe.

Es war lange nach Mitternacht als die gewaltige Baßstimme des Hundes Vaillant durch das Haus dröhnte und bald alle Schläfer darin aufweckte. Auch der Graf erwachte, und von seinem Lager springend, sagte er zu seiner Gattin:

Was hat Vaillant vor? Das ist keine Ungeduld, das ist Zorn, – mein Gott – sollte man einbrechen wollen?

Dabei fuhr er in die Kleider, ergriff einen Säbel, und stürzte, ehe Madelaine es verhindern konnte, mit den Worten aus dem Zimmer:

Ich bitte Dich, Geliebte, bleibe hier, mir zu Liebe!

In dem Corridor kam Remi ihm mit einem Licht in der Hand entgegen.

Ich wollte Dich soeben wecken, sagte dieser erschrocken, was mag der Hund vorhaben?

Ohne sich aufzuhalten, sprangen Beide die Treppe hinab, als ein durch Mark und Bein dringender menschlicher Schrei ihnen entgegenschallte.

Vaillant ist mit einem Menschen im Kampfe! schrie der Graf und erreichte im nächsten Augenblick den Hof, wo schon fast alle Diener vor der Thür Fabiens versammelt waren.

Was giebt es hier? rief Louvencourt an die Thür springend.

Wir wissen es nicht – der Eingang ist verschlossen, antworteten die Diener zurücktretend, als der Graf an die Thür schlug, und rief:

Fabien – mach auf, mach auf!

Doch drinnen war Alles ruhig, nur ein dumpfes Knurren und Schurren ertönte, als ob es aus der Schatzkammer hervordränge.

Noch dringender schlug der Graf wieder mit dem Degengefäß gegen die Thür, worauf ein verstärktes Knurren die Antwort war.

Holt eine Axt und schlagt die Thür ein! rief der Graf jetzt, sofort wurde sein Befehl vollführt, und das schwere Eisen donnerte Schlag auf Schlag gegen die starke Thür.

Kaum aber waren die ersten Hiebe gegen sie gefallen, als Vaillants wüthende Stimme hinter ihr ertönte, und seine Wuth sich bei jedem neuen Schlage zu steigern schien.

Da wich das starke Holz unter der Wucht der Axt, und durch die entstandene Spalte in demselben drang das grimmige Gebiß des wüthenden Hundes hervor.

Entfernt Euch Alle aus dem Hofe, und schließt die Thür hinter Euch, rief der Graf den Dienern zu, indem er dem Manne die Axt entriß, und sich nun nach dem Hunde wandte und ihm zurief:

Zurück, Vaillant, ich bin es, zurück!

Remi stand mit zwei Lichtern in den Händen hinter dem Grafen und beleuchtete die Thür, während dieser den Hund zu beruhigen suchte.

Vaillant verließ jetzt knurrend den Eingang und schien in die Schatzkammer zurück zu gehen, worauf der Graf selbst Schläge gegen das Thürschloß führte, und zu Remi sagte:

Wer um des Himmelswillen kann die Kammerthür geöffnet haben, ich trage ja den Schlüssel dazu in der Tasche!

Noch einen Schlag, das Schloß zersprang und die Thür flog auf.

Komm, Remi, leuchte! rief der Graf jetzt, und schritt mit dem Degen in der Hand voran in das Zimmer. Es war leer, die Thür nach der Schatzkammer aber stand weit auf, und als der Graf in dieselbe eintrat, fiel sein Blick auf den Mulatten Fabien, welcher mit Blut bedeckt und mit furchtbar zerrissenem Hals todt auf dem Rücken lag, während Vaillant knurrend neben ihm stand, und die Ruthe siegreich hoch über sich schwang.

Bei allen Heiligen, es ist Fabien, unser treuer Fabien, rief der Graf entsetzt, nahm Remi ein Licht aus der Hand und beleuchtete den Todten, in dessen Hand er jetzt ein Messer erblickte, während er zugleich ein großes Stück rohes Fleisch bemerkte, welches neben ihm lag.

Rohes Fleisch? sagte der Graf überrascht.

Wahrscheinlich, um Vaillant zu ködern, versetzte Remi, laß doch sehen mit welchem Schlüssel die Thür geöffnet wurde.

Dabei trat er in das Vorzimmer, und rief:

Sieh, Horace, einen Nachschlüssel, und zog diesen aus dem Schlosse.

So war Fabien, der treue Fabien, doch ein Schurke? sagte der Graf mit schmerzlichem Tone, – er hat sein Vergehen schwer gebüßt.

Als sie in die Kammer zurückgingen hatte der Hund sich niedergelegt und leckte sich die Schulter.

Ich glaube, Vaillant ist verwundet, sagte Remi zu ihm tretend, und hielt das Licht näher an ihn, wahrhaftig, er hat mehrere Stiche auf das Schulterblatt erhalten.

Dann betrachtete und befühlte er die Wunden und erhob sich nach einigen Augenblicken mit den Worten:

Glücklicherweise sind die Stiche auf den Knochen gekommen, und werden Vaillant nichts schaden; seine Waffen sind tödtlicher gewesen, sieh nur, Horace, er hat dem Schurken die Kehle vollständig abgerissen.

Dann reichte er dem Grafen sein Licht, ergriff den Arm des Todten, und zog ihn in das Vorzimmer, indem er sagte:

Nun wollen wir Vaillant wieder einschließen; die Leiche kann während der Nacht hier liegen bleiben.

Dann traten sie in den Hof hinaus, schoben die zer Schlagene Thür so gut es ging wieder zu, und als sie dann in das Haus zu den dort noch ängstlich harrenden Dienern kamen, sagte der Graf zu ihnen:

Fabien, den ich so gut behandelte und dem ich eine Welt anvertraut haben würde, war ein Schurke und hat mit diesem Nachschlüssel die Thür zu der Kammer geöffnet, um mich zu bestehlen. Vaillant aber war ehrlicher und treuer, als er, hat das Fleisch, welches er ihm

mitbrachte, zurückgewiesen, und hat den Dieb todt gebissen, nachdem er drei Messerstiche von ihm erhalten hatte.

Legt Euch nun wieder zur Ruhe und gehe Keiner von Euch in die Stube, wo die Leiche sich befindet, bis ich selbst herunterkomme.

Dabei winkte der Graf den Dienern, diese folgten seinem Befehl, und er selbst und Remi kehrten in ihre Schlafzimmer zurück.

Die Mittheilung vom Geschehenen ergriff die Gräfin mit Schrecken und Entsetzen.

Mein Gott, wem soll man noch trauen! rief sie, ihre Hände vor ihrer Brust faltend, wie liebevoll und nachsichtig hast Du diesen Fabien immer behandelt, und nun, wo Du ihn durch die Wache bei Deinen Schätzen beehrst, will er Dich bestehlen! Und doch hat er eine furchtbare Strafe erlitten!

Die er sich ja selbst zugezogen hat, versetzte der Graf.

Wenn nur erst das Gold wieder in Grundstücken angelegt ist, damit es Niemanden mehr in Versuchung führen kann, sagte die Gräfin schmerzerfüllt, und konnte sich über die schreckliche Begebenheit gar nicht beruhigen. – Der neue Tag kam ihr und auch dem Grafen sehr willkommen, denn Schlaf konnten sie ja doch nicht finden.

Frühzeitig schon ließ Louvencourt den Mulatten beerdigen und auch sofort die zerschlagene Thür des Vorzimmers durch eine neue ersetzen.

Sehr überrascht ward der Haushofmeister, als er Nachmittags bei seiner Rückkehr das Ereigniß erfuhr.



Darum also schmeichelte Fabien in letzter Zeit so oft dem Hunde, und wollte ihn immer füttern, obgleich ich ihm Beides aufs Ernsteste verbot, sagte er zu dem Grafen, gut, daß wir die Schlange los sind, wer weiß, was der Schurke wohl noch gegen Sie unternommen haben würde.

ZEHNTES KAPITEL.

*Die Abreise. – Neue Gefahren. – Die Hungersnoth. – Die Miliz. – Verzweifelte Lage. – Der Rappe. – Verheerungen. – Der Aufstand. – Schreckensnachrichten. – Das Schiff.*

Die Vorbereitungen zur Reise nach Cap Hayti naheten sich ihrer Beendigung, als neue Unglücksbotschaften über Niederlagen der Truppen der Weißen und über rasches Vordringen der Rebellen auf Port au Prince in der Stadt eintrafen.

Die Abreise wurde nun noch mehr beschleunigt, die Wagen wurden gepackt, derjenige, in welchem die Goldfässer sich befanden, diente Vaillant bei Tage als Lagerplatz, während Nachts der Haushofmeister darin schlief, und auch die Wagen für die Herrschaften waren so eingerichtet, daß sie auf der Reise Nachts als Ruhestätte benutzt werden konnten.

Endlich war Alles zur Abreise bereit, der letzte Abschied von der Heimath war genommen, und Lazare mit Vaillant in dem Goldwagen, von vier prächtigen Pferden gezogen, eröffnete den Zug, dann kam der Wagen der Gräfin, in welchem diese mit ihrem Kinde und dessen Wärterin saß, hinter ihr folgte der Graf mit seinem Bruder in einer leichten Halbkutsche, und nun kamen die Frachtwagen mit den Kleinoden beladen von welchen der Graf oder die Gräfin sich nicht zu trennen wünschten.

Den Schluß des Zuges machten die Reitpferde des Grafen und der berittene Theil der Dienerschaar.

Die Abreise Louvencourts machte großes Aufsehen in der Stadt, und erfüllte manches Herz mit noch mehr Besorgniß; sie wurde allgemein für eine böse Vorbedeutung angesehen, denn der Graf stand als Mann von Verstand und Einsicht in sehr hohem Ansehen.

Viele hundert Grüße wurden ihm noch in den Straßen zum Abschied zugerufen, und manchem Armen traten die Thränen in die Augen.

Erst nach zwei langen Wochen der Beschwerden und der Entbehrungen erreichten die Wanderer ihr erstes Ziel, und bezogen in Cap Hayti das gemiethete große Palais, wo sie sich schnell so gut als möglich einrichteten.

Die Zustände aber, welche sie hier vorfanden, waren um Nichts weniger Besorgniß einflößend, die Rebellen naheten sich auch dieser Stadt schon mit erschreckender Eile, die Zahl der Einwohner vermehrte sich durch die Flüchtlinge aus dem Lande tagtäglich und alle zum Leben nöthigen Gegenstände wurden seltener und theurer. Dabei war der farbigen Bevölkerung der Stadt noch viel weniger zu trauen, als der in Port au Prince, und was die Furcht und Bangigkeit vor der nächsten Zukunft noch mehr steigerte, waren die Befestigungen, welche man in der Nähe der Stadt anlegte und die kriegerischen Rüstungen unter den jungen weißen Männern aus allen Ständen.

Der zunächst stehende Feind jedoch, ein noch viel gefährlicherer, als die Rebellen, war Mangel an Lebensmitteln, und es verging keine Minute des Tages, wo nicht Vieler Blicke sich über das Meer richteten und nach einem fremden Segel späheten.

Kein Auge aber schweifte so sehnsüchtig über die grüne Fluth, wie das des Grafen Louvencourt, und Morgens, Mittags und Abends konnte man ihn an dem Strande hinwandern sehen, den Blick auf die duftige Ferne geheftet, wo der Himmel sich mit dem Meere zu vereinigen scheint.

Der treue vorsichtige Lazare verließ sich aber nicht auf die Hoffnung, daß bald ein Schiff mit Lebensmitteln erscheinen würde, sondern er schaffte im Stillen, ohne daß es bekannt wurde, sehr bedeutende Vorräthe davon in das Haus, so daß so leicht nicht der Hunger in demselben einkehren konnte. Zugleich aber sorgte er für gute Bewaffnung der Dienerschaft und für Vorräthe von Munition, und machte Vorbereitungen, um das Haus leicht verteidigen zu können. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf Segelboote und Kähne, deren er viele anschaffte, und sie an verschiedenen Orten an dem Werfte und an der Küste stationirte. Ein sehr großes Segelboot, in welchem wohl einige zwanzig Personen Platz fanden, hatte er in einiger Entfernung von dem Werfte in die See hinaus vor Anker gelegt, und hielt mehrere kleine Boote und Nachen am Strande, um darin jeden Augenblick das große Fahrzeug erreichen zu können.

So verstrichen Wochen und die Bevölkerung der Stadt sah mit immer bangerem starrem Erwarten der nächsten Zukunft entgegen, denn jeder Tag brachte neue Schreckensnachrichten aus dem Lande, der Hunger wurde immer fühlbarer, und kein fremdes Schiff wollte erscheinen, welches der Noth augenblicklich abgeholfen hätte; nur die Kriegsfahrzeuge der französischen Flotte kamen und verschwanden und dann zeigte sich auch hin und wieder einzeln ein englisches Kriegsschiff auf hoher See.

Louvencourts Sorgen wuchsen mit jedem Tage, und mit blutendem Herzen kehrte er immer wieder von dem Strande zu seinen Lieben zurück, um ihnen die stets gleiche Kunde zu bringen, daß sich noch kein Schiff erspähen ließ. Madelaine jedoch sprach ihm Muth und Hoffnung ein, wenn sie auch allein in ihrem Zimmer beim Anblick ihres Kindes ungesehen manche Thräne vergoß.

Sei guten Muths, Horace, sagte sie eines Abends zu ihm, als er von einem Ritt am Meere hin zu ihr zurückkehrte, der Himmel hat uns ja so weit beigestanden und Dich Dein Vermögen retten lassen, welches Du jetzt durch die Rebellen verloren haben würdest; laß uns auch auf seine fernere Hülfe vertrauungsvoll bauen.

Was hilft mir all mein Gold, entgegnete der Graf, es kann uns nicht über das Meer tragen, und hier werde ich es ebenso gut verlieren, als es bei Port au Prince der Fall gewesen wäre. Die Noth, der Hunger in der Stadt und der Umgegend greifen immer mehr und mehr um sich, Brodstoff wird schon zu enormen Preisen verkauft

und frisches Fleisch ist fast gar nicht mehr zu haben. Man schlachtet schon Maulthiere und Pferde, und ich sehe es kommen, daß man auch nach den meinigen verlangt. Ich denke, ich verkaufe sie in Zeiten, bis auf den Rappen, den ich mit mir nehmen will.

Unsere Vorräthe an Lebensmitteln sind bedeutend, so daß wir gesichert sind, sagte die Gräfin, doch um den Armen davon abzugeben, dazu reichen sie nicht hin, es würde einen Tropfen in das Meer gießen heißen.

Ich werde versuchen, ob ich, wenn auch zu hohem Preis, Mais aus dem Lande kommen lassen kann, um ihn unter das Volk zu vertheilen, denn die Armen können ihn nicht mehr bezahlen, versetzte Louvencourt.

Thue dies, Horace, in solcher Zeit soll der Reiche dem Armen zu Hülfe kommen, entgegnete die Gräfin und küßte ihm mit einem innigen, dankbaren Blick die Hand.

Am folgenden Morgen frühzeitig ließ der Graf es in der Stadt bekannt machen, daß er erbötig sei, allen Mais zu bezahlen, den man ihm zur unentgeltlichen Vertheilung unter die Armen aus dem Lande herbeischaffen könne und forderte Unternehmer dazu auf, sich bei ihm dieserhalb zu melden.

Schon wenige Tage darauf wurden ihm mehrere schwere Ladungen von diesem Korn zugeführt, die er sofort der Stadtverwaltung zur Vertheilung an Bedürftige übergab. Fast täglich folgten zu gleicher Verwendung große Quantitäten davon nach, wofür der Graf viele tausend Dollars bezahlte.

Die Noth aber steigerte sich in so entsetzlicher Weise, daß diese Hülfe nur wie ein Tropfen auf einen glühenden Stein wirkte und lauter und dringender wurden die Klagen und die Hülferufe.

Abgezehrt, wie wandelnde Leichen, schleppten sich Männer, Weiber und Kinder der untern Volksklasse, welche keine Vorräthe halten konnten, in den Straßen und vor den verschlossenen Thüren der Wohlhabenden umher und schrieen nach Lebensmitteln.

Bald fing man an, Gewalt zu gebrauchen, die Hungrigen brachen in Höfe in den Außentheilen der Stadt ein und nahmen, was sie Eßbares vorfanden, und auch inmitten der Stadt wiederholten sich die Einbrüche und Raubanfälle immer häufiger.

Die Polizei aber wurde nur ohnmächtiger in ihren Bemühungen, Gewaltthätigkeiten zu verhindern, bis endlich das Volk sich zusammenrottete und nun bei hellem Tage hier und dort die Häuser stürmte, wo es Lebensmittel zu finden hoffte.

So erschien eine Rotte von vielen hundert abgemagerten zerlumpten Gestalten eines Abends auch vor Louvecourts Palais und forderte mit Ungestüm, daß er seine wohlgenährten Pferde und Maulthiere dem Volke geben solle, damit es an ihnen seinen Hunger stille. Die ganze Dienerschaft war sogleich unter den Waffen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, doch der Graf besann sich nicht lange und gab, wenn auch mit schwerem Herzen den Befehl, die Thiere sämmtlich, den Rappen ausgenommen, den Hungrigen auszuliefern.

Unter Jubel und stürmischen Lebehochs für Louvencourt führten die wankenden abgezehrten Menschen die Pferde und Maulthiere fort, tödteten sie außerhalb der Stadt und kämpften dann wie Raubthiere um das größere Stück Fleisch.

Solche Gewaltthätigkeiten mehrten sich von Tag zu Tag, und eines Abends, als mehrere tausend Hungrige, zum großen Theil Farbige, die Stadt zu plündern begannen, wurde die Miliz aufgeboten und einige hundert der Aufrührer durch sie getödtet.

Dieses energische Einschreiten Seitens der Weißen unterdrückte zwar augenblicklich den offenen Aufstand, es steigerte aber um so mehr den Haß der farbigen, armen, nahrungslosen Bevölkerung gegen die Wohlhabenden und Brandstiftungen und Meuchelmorde waren die Kundgebungen desselben.

Eine Stille, wie sie einem Sturme voranzugehen pflegt, lag auf der Stadt, ein Jeder sah einen gräßlichen Augenblick heranziehen und ein Jeder fühlte die Ohnmacht, ihn abzuwehren.

Louvencourt war der Verzweiflung nahe, er hatte alle Hoffnung auf ein amerikanisches Schiff aufgegeben und als einziges Rettungsmittel vor gänzlichem Untergange hatte er den Entschluß gefaßt, sich mit seiner Habe dem ersten besten französischen Kriegsschiffe, welches vor der Stadt erscheinen würde, anzuvertrauen.



Eines Abends, als die Strahlen der Sonne ihre Gluth verloren, bestieg er seinen Rappen, um an der Meeresküste hinzureiten und nach Schiffen auszuspähen, namentlich aber, um seinen Gram, seine Verzweiflung für Augenblicke zu vergessen.

In flüchtigem Galopp sprengte er durch die Straßen und dann an dem Strande dahin, und bändigte das muthige Thier, welches solange nicht aus dem Stalle gekommen war.

Meilenweit ritt er an der Küste hin, vergebens aber suchte er ein Segel zu entdecken, und die Sonne war schon versunken und die Dämmerung hereingebrochen, als er in die Stadt zurückkehrte.

Das Roß war ermüdet und sein Reiter, ihm im Schritt den Zügel gebend, ließ, in Gedanken versunken, die schwere Zeit an seinem Geiste vorüberziehen, als er um eine Straßenecke bog und plötzlich ihm mehrere Männer in die Zügel fielen.

Der Rappe bäumte sich hoch, der Graf führte rasch mehrere kräftige Hiebe mit der Reitpeitsche auf die Köpfe der Angreifer und stach zugleich die Sporen in die Flanken des Pferdes, doch in demselben Augenblick sah er links und rechts blanke Degen in den Händen seiner Widersacher blitzen und in die beiden Seiten seines edlen Thieres fahren. Noch einmal raffte das Roß sich bäumend zusammen, das Blut schoß in Strahlen hinter seinen Schulterblättern hervor und röchelnd stürzte es zu Boden.

Die Entrüstung, die Wuth des Grafen nahm ihm augenblicklich jeden andern Gedanken, als den der Vergeltung, er sprang auf, zog einen Dolch aus dem Busen und würde in seinem blinden Zorn sicher einige der Missethäter getödtet haben, wären diese nicht schon weit entflohen gewesen.

Wir werden Sattel und Zeug nach Ihrem Palais senden, Herr Graf; wir bedürfen nur des Fleisches, um uns vor dem Hungertode zu schützen! riefen mehrere der zerlumpten Bettelgestalten ihm zu, nahmen ihre Hüte vor ihm ab und schritten dann noch weiter zurück in der Straße hinauf.

Louvencourt war von Schmerz übermannt, er ließ die in Wuth geballten Hände vor sich herabsinken und blickte auf sein treues, edles Roß. Der Zorn hatte ihn verlassen und eine Thräne war ihm in die Augen getreten. Es war aber nur ein Augenblick der Schwäche, dann sprach er einen der vielen herbeigetretenen Zuschauer an und ersuchte ihn, gegen gute Belohnung Sattel und Zeug von dem Pferd zu nehmen und ihm damit nach seinem Palais zu folgen.

Sofort wurde sein Ansuchen erfüllt, noch einen wehmüthigen Blick auf den braven Rappen, noch ein trauriges Lebewohl und der Graf wandte sich von ihm ab und verließ ihn mit eiligen Schritten, während der Mann mit dem Sattelzeug ihm folgte.

Bei seiner Wohnung angekommen, schlich er sich ungesehen in den Hof, theilte Lazare das Geschehene mit

und trug ihm auf, dafür zu sorgen, daß die Gräfin Nichts darüber erfahren möchte.

Am folgenden Morgen wurden die Einwohner von Cap Hayti durch eine Schreckenskunde aus ihrer starren Abgespanntheit aufgerüttelt. Ein reitender Bote hatte die Nachricht gebracht, daß die Stadt und die Festung Quanaminthé durch die Rebellen unter dem schwarzen Führer Jean François gestürmt, daß die ganze weiße Einwohnerschaft jedes Alters und jedes Geschlechts auf die gräßlichste Weise niedergemetzelt und daß die Stadt selbst in einen Aschenhaufen verwandelt worden sei.

Quanaminthé lag nur zwei Tagemärsche von Cap Hayti, und so konnte man von Stunde zu Stunde dem Anrücken dieser höllischen Schaaren entgensehen.

Die Miliz und alle noch waffenfähigen weißen Männer in der Stadt traten eiligst unter das Gewehr, um den drohenden Aufstand unter der schwarzen Bevölkerung niederzuhalten, und General Touzard, welcher die Truppen befehligte, besetzte die Festungswerke und sandte seine Dragoner nach Quanaminthé vor.

Noch aber war das Maß des Entsetzens unter den Weißen in der Capstadt nicht voll, denn Nachmittags trafen Botschaften ein, daß die reichen Pflanzungen der östlichen Ebene, die von Mariborou, die Quartiere von Moustiques, von Terre neuve, Gros Morne, Jean Robel, Saint Nicolas und Port de Paix durch eine andere Abtheilung der schwarzen Empörer den Flammen preisgegeben und alle Weißen dort ermordet wären.

Das drohende Gewitter zog sich jetzt mit erschreckender Eile um die Stadt zusammen und die Verwirrung, die Rathlosigkeit unter ihren weißen Bewohnern mehrte sich von Stunde zu Stunde, denn die überwiegend große schwarze Bevölkerung harrte nur auf das Erscheinen ihrer siegreichen Brüder, um sich auf ihre gemeinschaftlichen Feinde, ihre Unterdrücker zu werfen und das Blutbad von Quanaminté in Cap Hayti zu wiederholen.

Die einbrechende Nacht steigerte die Angst, Patrouillen durchzogen die Straßen, alle Häuser der Weißen waren in Vertheidigungszustand gesetzt und ihre Bewohner standen unter Waffen, und von Augenblick zu Augenblick erwartete man den fürchterlichen Ton der Sturmglocke zu vernehmen.

Es war nach Mitternacht, als plötzlich von dem Fort Belair her Kanonendonner die Stadt erschütterte und den Farbigen in derselben das Signal gab, sich zu erheben. Von allen Seiten strömten die schwarzen Schreckensgestalten beim Lichte von Fackeln nach den Plätzen, sammelten sich dort unter dem Rufe »Nieder mit den Weißen!« und wollten, in Haufen abgetheilt, ihr Zerstörungswerk beginnen, als sie von der Miliz mit so verzweifelter Gewalt angegriffen wurden, daß sie auseinanderstoben und unter dem Schutz der Dunkelheit in der Flucht ihre Rettung suchten. Jeder Schwarze, den man außer dem Hause traf, wurde sofort niedergemacht und die bekannten Rädelsführer holte man aus ihren Wohnungen und erschloß sie vor ihren Thüren.

Das Feuern von Fort Belair her schwieg und mit größter Spannung erwartete man den Morgen, um Aufschluß über dessen Bedeutung zu erhalten. Schon bei dem ersten Grauen des Tages traf die Nachricht ein, daß der schwarze Anführer Biassou mit seiner schrecklichen Schaar die Höhen des Caps umgangen, das Fort Belair erstürmt und die Besatzung niedergemacht hatte, und daß er von da nach dem Hospital der barmherzigen Brüder gezogen war und dort alle Kranken in ihren Betten hatte ermorden lassen. Zugleich lief die Kunde ein, daß die Rebellen ihre Streitkräfte von allen Seiten der Stadt näherten und daß viele derselben bereits nur wenige Meilen von ihr lagerten.

Auch in Louvencourts Palais hatte man die Nacht unter den Waffen zugebracht, eine Nacht voll Angst und Sorgen; die Gänge des Hauses hatte man erleuchtet, die Zimmer aber dunkel gehalten, damit man aus deren Fenstern feuern könne, ohne selbst von der Straße aus gesehen zu werden. Mit sehulichstem Verlangen erwartete man den Tag, obgleich man ja keinen Trost von ihm erhoffen konnte; die Finsterniß aber macht das Gräßlichste noch gräßlicher, und als endlich das neue Licht erschien, sagte die Gräfin, ihr Kind an ihre Brust drückend, zu ihrem Gatten:

Gott Lob, daß es Tag ist!

Was wird er uns bringen, Madelaine? entgegnete der Graf schweren, gedrückten Herzens. Das Trauerspiel naht sich rasch seinem Ende, und ein furchtbares Ende wird es sein! Selbst sterben ist Nichts, seine Lieben aber

in der Frische des Lebens durch einen gewaltsamen Tod von sich gerissen zu sehen, ohne ihn mit Aufopferung seines eigenen Lebens von ihnen zurückhalten zu können, das ist gräßlich, das ist Höllenqual.

Laß uns noch hoffen, Horace, wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten, sagte Madelaine, ihre Thränen gewaltsam zurückhaltend.

Ich habe während der ganzen Nacht überlegt, ob es nicht besser wäre, wir vertrauten uns in meinem großen Segelboote dem Meere an, als diesen höllischen Banden von menschlichen Ungeheuern, denen wir doch bald in die Hände fallen müssen?

Wir könnten an einem andern Platz der Insel landen, namentlich in dem spanischen Theile, obgleich ja auch dort der Aufruhr unter den Schwarzen ausgebrochen ist; oder es wäre möglich, daß ein guter Stern uns nach Porto Rico hinüberführte – dort wären wir augenblicklich sicher, fuhr der Graf sinnend fort, und setzte nach kurzer Pause mit schwerem Athemzug hinzu: Besser wäre es jedenfalls, von den Wogen verschlungen zu werden, als der Willkür dieser Unmenschen zu verfallen. – Madelaine, der Gedanke macht mich wahnsinnig, Dich in deren Händen zu sehen!

Ich würde mit Dir sterben, Horace! antwortete die Gräfin festen Tones, dann aber fiel ihr Blick auf das Kind in ihrem Schooß, sie fuhr zusammen, ein Thränenstrom entquoll ihren Augen, und die Kleine an ihr Herz pressend, rief sie, wie zu Tode geängstigt:

Nein, nein, wir müssen uns erhalten, fort – laß uns fort in dem Segelboote – sobald als möglich – Gott wird uns beistehen!

So will ich Lazare sagen, er soll das Schiff an den Strand führen, soll so viel Gold in dasselbe bringen, als es Ballast nöthig hat, und dann in Gottes Namen fort! sagte der Graf entschlossen und überbrachte dem Haushofmeister eiligst den Befehl.

Bald darauf kehrte er mit den Worten in das Zimmer zurück:

Lazare ist schon nach dem Strande unterwegs und wird Alles zur Abreise vorbereiten. Es ist auch die höchste Zeit, denn das Boot liegt nicht sicher und es wundert mich, daß nicht schon Andere sich bei Nacht desselben bemächtigt haben und darin fortgefahren sind. Es befinden sich ja hunderte von reichen Familien hier in der Stadt, die mit uns in ganz gleicher Lage sind. Ein Jeder hat noch gehofft und an dem Hab und Gut festgehalten, bis es nun fast zu spät ist, versetzte die Gräfin; der Himmel aber wird uns noch von hier forthelfen und wenn es auch ohne Deine Schätze wäre, Horace! Ach, wie gern wollte ich schaffen und mit meiner Hände Arbeit unser Brod verdienen!

Nein, nein, Du edle Seele, wir werden hinreichend Gold mit uns nehmen können, um uns eine sorgenfreie Existenz zu sichern; das Boot ist groß und bedarf sehr vielen Ballast, antwortete der Graf tief bewegt; da schallte der Ruf: Ein Schiff – ein Schiff! durch das Haus und eilige Tritte wurden im Corridor laut.

Wie von einem elektrischen Funken berührt, sprang der Graf nach der Thür, riß sie auf und einer seiner Diener trat ihm mit den Worten entgegen:

Lazare schickt mich zurück, Herr, um Ihnen zu melden, daß ein großes Schiff soeben vor der Stadt geankert hat und daß es die amerikanische Flagge trägt. Lazare wollte schnell unser großes Boot an den Strand holen.

Ein amerikanisches Schiff? riefen der Graf und die Gräfin zugleich aus und fielen einander in die Arme.

Gott Lob, Gott Lob, so war mein Hoffen doch nicht ohne Grund! stammelte die Gräfin unter Freudenthränen.

Ich will sogleich mich an Bord begeben, der Kapitain muß und soll uns aufnehmen, und wenn er mein halbes Vermögen fordert! sagte der Graf freudebebend, schloß die Gattin nochmals an die Brust und sprang dann aus dem Zimmer und, von dem Diener gefolgt, aus dem Hause dem Strande zu.

Da lag denn wirklich das große Schiff mit wehender amerikanischer Flagge wie ein von Gott gesandter Retter in der Noth und schaukelte sich auf den smaragdgrünen Wellen des Golfs.

Louvencourt eilte mit einem inbrünstigen »Gott Lob!« nach ihm hinschauend, fliegenden Schrittes dem Strande zu.

Lazare hatte mit drei Dienern in einem Kahne bereits das große Boot erreicht und hob gerade dessen Anker aus der See, als er seinen Herrn am Strande erblickte und jubelnd seinen Hut über sich schwenkte. Dann zog er selbst das Segel an dem schwanken Mast empor, ließ es durch



einen der Diener befestigen und steuerte nun der Küste zu. Nach wenigen Minuten lief das Boot bis auf geringe Entfernung, so weit die Tiefe des Wassers es gestattete, an den Strand, Lazare sprang heraus und zu seinem Herrn hin und trug ihn trockenen Fußes in seinem Arm durch das seichte Wasser in das Boot.

Es ist gut, daß wir die Ersten sind, welche sich bei dem Kapitain melden, sagte Lazare freudig zu dem Grafen, so können Sie sich den besten Raum erkaufen.

Ich werde keinen meiner unglücklichen Leidensgefährten zurückdrängen, wenn ich nur für mich und die Meinigen einen Platz auf dem Schiffe erhalte, mag er noch so beschränkt sein, antwortete der Graf, als das Boot, schon wieder der See zugewandt, mit aufgeblähtem Segel dahinschoß und dem fremden Fahrzeuge eilig zusteuerte.

ELFTES KAPITEL.

*Der Cargadeur. – Hohes Gebot. – Die Uebereinkunft. – Unverhofftes Glück. – Die Freudenbotschaft. – Die Goldfuhren. – Der Wächter. – Die Versuchung. – Böser Wunsch. – Unruhige Nacht.*

Das Schiff lag ziemlich weit in die See hinaus vor Anker und bei jeder Welle, die das Boot überstieg, schlug Louvencourts Herz höher – er war jetzt gerettet mit Weib und Kind, gerettet in dem Augenblick, wo fast die letzte Hoffnung auf Rettung erloschen war.

Eilig nähete er sich dem Schiffe, über dessen Brüstung die Mannschaft neugierig nach ihm her sah, während auf dem obern Verdeck ein ältlicher Herr mit großer Nase über die Galerie schaute und hinter ihm ein junger Mann mit röthlich blondem Haar, die Arme untergeschlagen, stolz auf und ab schritt und das nahende Segelboot gar nicht zu bemerken schien.

Noch wenige Minuten und das Segelboot hatte das Schiff erreicht, die Matrosen warfen Lazare ein Tau zu und derselbe befestigte es schnell an das Boot.

Ich wünsche den Kapitain zu sprechen, rief Louvencourt in gutem Englisch nach dem Verdeck hinauf.

Kommen Sie an Bord, Herr! antwortete Kapitain Brooks, denn dieser war der Mann mit der großen Nase, und gab den Matrosen zugleich einen Wink, eine Strickleiter in das Boot hinunter zu lassen.

Leicht und gewandt schwang sich der Graf auf das Verdeck hinaus, wo ihm der Kapitain entgegentrat und ihn höflich willkommen hieß. Dann geleitete er ihn die Treppe hinan auf das obere Verdeck, führte ihn zu Gatlard und stellte denselben ihm vor, indem er sagte:

Der Herr hier ist Cargadeur des Schiffes, worauf er wieder nach dem untern Verdeck zurückging.

Gatlard machte eine sehr leichte Verbeugung mit dem Kopfe, schob die Hände in die Taschen seines Rockes und sah Louvencourt schweigend an, als warte er darauf, sein Anliegen zu vernehmen.

Mein Name ist Louvencourt, sagte der Graf, sich höflich verneigend, doch von Gatlards Benehmen nicht angenehm berührt. Ich komme mit der Bitte zu Ihnen, mir und den Meinigen eine Zufluchtsstätte auf Ihrem Schiffe zu gewähren; die Empörung unter den Schwarzen hat eine solche Höhe erreicht, daß kein Weißer mehr eine Stunde seines Lebens sicher ist. Die Rebellen haben die Stadt eingeschlossen und werden sie wahrscheinlich ganz in der Kürze stürmen.

Dann ist wohl auch Mangel an Lebensmitteln in der Stadt? fragte Gatlard, ohne Louvencourt auf seine Bitte Antwort zu geben.

Große Noth, der Hunger wüthet schon seit langer Zeit verheerend unter den niederen Klassen der Bevölkerung, antwortete der Graf und begann nochmals mit seiner Bitte, doch Gatlard fiel ihm rasch in das Wort und sagte:

Dann würde man im Augenblick wohl ein gutes Geschäft mit Mehl machen können? Ich habe Etwas davon an Bord.

Kein Weißer kann an Geschäfte denken, sein Leben retten ist Alles, was er zu thun hat, es wird in der Stadt kein Stein auf dem andern bleiben, entgegnete der Graf in größter Aufregung. Nochmals, Herr Cargadeur, nehmen Sie mich und die Meinigen an Bord, ich beschwöre Sie!

Da müßte ich mein Schiff auf den Leist schlagen lassen, wenn ich alle Weißen aus der Stadt an Bord nehmen wollte, antwortete Gatlard theilnahmlos und fuhr, mit dem Fuß auf das Verdeck stampfend fort: Verdammt die Revolution, sie macht mir einen bösen Strich durch die Rechnung!

Ich glaube, Sie werden mit Aufnahme der Unglücklichen, die Ihre Hülfe anrufen, eine bessere Rechnung finden, als wenn Sie Ihr Mehl verkaufen könnten, nahm der Graf jetzt, in das Herz Gatlards schauend, entschlossen das Wort. Sagen Sie, Herr Cargadeur, was fordern Sie dafür, wenn Sie mich und die Meinigen nach den Vereinigten Staaten bringen? Kein Preis ist mir zu hoch!

Gatlard stutzte, maß den Grafen von Kopf bis zu den Füßen und sagte nach einer Pause: Nun, was ist es Ihnen werth? – Bieten Sie.

Ich zahle Ihnen den Nutzen, den Sie bei Ihrem Mehrgeschäft gehabt haben würden, in Gold aus, antwortete Louvencourt mit gesteigerter Hoffnung und heftete seinen Blick verlangend und forschend auf Gatlard. Dieser

aber verzog seinen Mund zu einem verächtlichen Lächeln und sagte:

Dazu möchte wohl Ihr Geldbeutel nicht ausreichen, mein Herr, ich hatte meinen Nutzen auf fünfzigtausend Dollars berechnet.

So zahle ich Ihnen sofort fünfzigtausend Dollars in Gold, und außer mir werden noch viele andre reiche Leute Ihnen ähnliche Preise bewilligen. Geben Sie nun Ihre Zustimmung, Herr? Die Minuten sind kostbar! versetzte Louvencourt dringend und sah freudig ergriffen die beglückende Ueberraschung auf Gatlards strahlenden Zügen.

Gatlards Ueberraschung war allerdings sehr groß, er stand sinnend vor sich hinschauend – fünfzigtausend Dollars, dafür gab er seine eigne Cajüte ab, dann hatte Pennel Nichts davon zu beanspruchen. Die Ladung mußte er in einem andern Hafen verkaufen, und an dem Nutzen blieb ihm sein Antheil.

Nun, Herr Cargadeur, nahm Louvencourt, das Zögern gewahrend, wieder das Wort, sind Sie es zufrieden? Dort kommen schon mehrere Boote von der Stadt her, es sind sicher Leute darin, welche gleichfalls ein Unterkommen bei Ihnen suchen.

Gatlard hatte jetzt die Betäubung, welche ihm der Glücksschlag zugefügt, überwunden, er warf einen Blick nach den Booten hin und sagte dann zu Louvencourt:

Ich bin es zufrieden, ich gebe Ihnen und den Ihrigen Passage nach irgend einem Hafen in den Vereinigten Staaten und Sie zahlen mir dafür fünfzigtausend Dollars

baar aus. Bringen Sie gefälligst Ihre Effecten baldmöglichst an Bord, Sie selbst und die Ihrigen können ja morgen zu mir kommen, ich muß doch erst Einrichtungen für Sie machen.

Nein, Herr Cargadeur, Sie müssen uns heute schon aufnehmen, antwortete der Graf, die Gefahr ist zu groß, wer weiß, was bis morgen geschehen wird – jede Minute ist kostbar – lassen Sie mich die Meinigen sogleich an Bord bringen, wir machen keinerlei Ansprüche auf Bequemlichkeit und wollen Ihnen nicht hinderlich werden!

Das geht nicht – ein für allemal nicht, Herr Louvencourt, bis morgen wird Nichts geschehen, und sollte es unruhig werden, so haben Sie ja immer Zeit, schnell an Bord zu kommen, sagte Gatlard und fügte mit erzwungener Gleichgültigkeit hinzu: Senden Sie mir nur Ihre Effecten baldigst auf das Schiff.

Ich will mich Ihrem Willen fügen, doch sollte die mindeste Gefahr auftauchen, so müssen Sie uns auch selbst in der Nacht aufnehmen, versetzte der Graf mit großer Ueberwindung.

Ei freilich, antwortete Gatlard, reichte Louvencourt freundlichst die Hand, verbeugte sich, indem er den Hut vor ihm abnahm und geleitete ihn nach der Brüstung, wo die Strickleiter hing. Dort drückte er ihm nochmals die Hand zum Abschied, der Graf stieg in das Boot hinab und fort segelte er der Stadt zu.

Das sieht bös hier aus, Kapitain, sagte Gatlard mit gewaltsam erzwungener Ruhe zu Brooks tretend, und schritt mit ihm auf das obere Verdeck, die Neger haben

die Oberhand bekommen und belagern die Stadt. Wenn sie Herr derselben werden, so bleibt kein Weißer am Leben. Nun sind aber viele reiche Leute hier, die, um sich zu retten, gern eine hohe Passage zahlen, wenn ich sie mitnehmen will, und ich sehe nicht ein, warum ich das nicht verdienen sollte. Ich gebe meine Cajüte ab und mache auch Platz auf dem Verdeck, das geht Pennel doch wahrhaftig nichts an, das ist meine Sache, ob ich mich der Mühe und der Beschränkung unterziehen will; meinen Sie nicht auch, Kapitain?

Allerdings ist das Ihre Privatsache, Herr Gatlard, sagte Brooks; der alte Geizhals Pennel hat nichts zu beanspruchen, als die Frachten für die Güter unter Verdeck, was darauf, oder in der Cajüte liegt, geht ihn gar nichts an.

So dachte ich auch, und darum habe ich diesen Mann Louvencourt mit seiner Familie als Passagier angenommen, und es werden noch mehrere kommen. Sie sollen aber auch nicht leer dabei ausgehen, Kapitain, ich werde Sie sehr anständig für die Beschwerden belohnen, die Ihnen die Leute möglicherweise machen, versetzte Gatlard, und klopfte Brooks zutraulich auf die Schulter.

Ach, Beschwerde, entgegnete der Kapitain, das thue ich Ihnen zu Liebe gern, ich wollte Sie machten einen recht tüchtigen Verdienst dabei!

Mir wäre es recht und Ihr Schaden sollte es nicht sein, sagte Gatlard, und wehrte gewaltsam den Glücksturm, der sein Inneres durchtobte, von seinen Zügen zurück. Er stand wie auf heißen Kohlen und schaute mit Ungeduld und Verlangen nach den nahenden Booten hin, den

letzten Dollar sollten die Leute ihm zahlen, oder zurückbleiben und den Schwarzen in die Hände fallen!

Louvencourt athmete wieder frei auf, die Kraft, mit dem Schicksal zu ringen, war wieder sein, und auf der Spitze des Bootes stehend, zählte er die Minuten, bis er Madelainen die Glücksbotschaft überbringen könnte. Kaum stieß das Boot auf den Strand, so sprang er hinaus, nicht achtend, daß er noch eine Strecke weit im Wasser gehen mußte, und eilte im Laufschrift nach Hause.

Madelaine sah ihn kommen, sie sah es in seinem Schritt, las es auf seinen Zügen, daß er gute Nachricht bringe, und stürmte aus dem Saale in den Corridor, als Louvencourt ihr mit geöffneten Armen und mit den Worten entgegenkam:

Gerettet, Madelaine, wir sind gerettet!

Dann umschlang er sie mit seinem Arm, hob sie an sein Herz, und führte sie in den Salon zurück, wo er ihr nun alles Geschehene mittheilte.

Wie heißt denn das Schiff? fragte die Gräfin, als ihr Gatte die Erzählung beendet hatte.

Ja, ja, liebe Madelaine, wie konnte ich wohl *daran* denken, es ist ein Schiff, ein gutes großes Schiff, und das ist Alles, was ich wünschen konnte, mag es heißen, wie es will, entgegnete Louvencourt heitern Tones.

Nun, wie heißt denn der Cargadeur? Der scheint doch die Hauptperson auf dem Schiffe zu sein, fragte die Gräfin wieder.

Der Graf lachte hierbei laut auf.



Das weiß ich erst recht nicht, sagte er, der Kapitain stellte mir den jungen Mann als den Herrn Cargadeur vor und nannte keinen Namen. Was liegt mir an dem Namen, wenn er uns nur von hier fort und nach den Vereinigten Staaten bringt. Den Namen werden wir noch genugsam hören. Nun aber soll das Gold und die Kisten mit Silber-sachen zuerst an Bord geschafft werden, und Lazare soll dabei auf dem Schiffe bleiben, bis wir kommen. Sechs Diener werde ich in kommender Nacht bewaffnet in dem Segelboote schlafen lassen, so daß wir jeden Augenblick in dasselbe hineinspringen können. Wer weiß, es kommt hier vielleicht gar nicht zum Aeüßersten, dennoch wollen wir Gott danken, wenn wir St. Domingo unser letztes Lebewohl gesagt haben.

Bei diesen Worten küßte der Graf seine Gattin herzlich, und begab sich dann nach dem Zimmer, wo Lazare Anstalten traf, das Gold nach dem Schiffe zu befördern.

Die Goldfässer wurden auf Karren nach dem Segelboote geführt, und der Graf begleitete den ersten Zug und verweilte daselbst, bis Lazare den ganzen Schatz dort abgeliefert hatte. Dann wurde das Segel aufgezogen und fort ging es mit der reichen Ladung nach dem Neptun, an dessen Seite, außer mehreren kleinen Kähnen, auch die Boote des Schiffes lagen, welche Gatlard schnell hatte bemannen und hin und her nach der Stadt fahren lassen, um die Leute an Bord zu führen, mit denen er nun wegen des Preises für eine Passage auf dem Schiffe unterhandelte.

Derselbe sah Louvencourt in seinem Boote nahen und sein Blick leuchtete auf, als er die Fässer in dem Fahrzeug erkannte, als aber Louvencourt auf das Verdeck sprang, grüßte er ihn mit Gleichgültigkeit, und rief ihm aus der Menge der um Aufnahme Bittenden zu:

Sie entschuldigen wohl, wenn ich meine Geschäfte mit diesen Herren zuerst beende.

Wenn Sie nur die Güte haben wollen, Herr Cargadeur, mir einen Platz anzuweisen, wo ich diese Fäßchen hinstellen soll, sagte Louvencourt höflich.

Der Kapitain wird dieselben in Empfang nehmen, antwortete Gatlard, und sagte Brooks einige Worte, worauf dieser zu dem Grafen trat und die Fässer, welche jetzt auf das Verdeck gebracht wurden, in die Cajüte tragen ließ.

Ist Gold oder Silber in den Fässern? fragte Brooks den Grafen eilig, nachdem er ihm den Platz angewiesen hatte, wo er dieselben hinstellen lassen sollte, denn das Menschengewühl von neuen Ankömmlingen auf dem Schiffe mehrte sich fortwährend, und der Kapitain wurde allenthalben in Anspruch genommen.

Gold, Herr Kapitain, antwortete der Graf, jedes Faß enthält fünfzigtausend Dollars.

Bald waren sämtliche Fässer auf das Schiff und in die Vorcajüte geschafft, worauf der Graf zu Gatlard trat, und sagte: Einen Augenblick, Herr Cargadeur, ich lasse meinen Haushofmeister Lazare bei meinem Golde zurück, und werde nun meine übrigen Werthsachen an Bord schaffen.

Schön, schön, antwortete Gatlard flüchtig, winkte dem Grafen einen freundlichen Gruß zu, und wandte sich wieder an die Umstehenden, die ihn immer dringender mit ihren Bitten bestürmten.

Der Graf fuhr zurück nach der Stadt, und führte nun die Kisten mit Silbersachen und sonstigen Kleinoden nach dem Schiffe.

Auf beiden Seiten des Neptuns waren die Matrosen in voller Arbeit, die herbeigeführten Schätze der vor den Rebellen fliehenden Verzweifelten an Bord zu heben, und das Verdeck war bereits mit Kisten, Kasten und Fässern bedeckt, während das Schiff von Fremden wimmelte.

Zweitausend Dollars für jeden Kopf, das ist der Preis, für welchen ich Passagiere nach einem Hafen in den Vereinigten Staaten bringe, nicht für einen Cent weniger, sagte Gatlard zu der Menge, die sich um ihn drängte, wer dazu mitfahren will, mag noch heute seine Effecten auf mein Schiff bringen, und morgen früh werde ich, weil Sie sagen, daß es an Kähnen fehle, meine Boote nach der Stadt schicken, um die Passagiere, welche heute ihre Passage an mich zahlten, an Bord holen zu lassen.

Hin und her während des ganzen Tages schossen die Boote zwischen der Stadt und dem Neptun, und führten demselben Schätze und Passagiere zu, und Gatlard empfing Gold über Gold als Passagegeld, und trug es in seine Cajüte.

Es war gegen Abend als Louvencourt seine letzten Habseligkeiten an Bord des Neptuns abgeliefert hatte

und zu Gatlard trat, um sich für heute bei ihm zu verabschieden.

Ich lasse meinen Haushofmeister bei meinen Sachen, Herr Cargadeur, damit keine Irrthümer geschehen, denn die Zahl der an Bord gebrachten Effecten ist sehr groß, sagte er zu Gatlard, welcher ihm wieder nur flüchtig Gehör gab, weil er noch von Andern in Anspruch genommen wurde.

Das ist nicht nöthig, antwortete Gatlard rasch, hier von dem Schiffe kann nichts wegkommen.

Doch Verwechslungen könnten stattfinden und Lazare wird Sie in keiner Weise belästigen, es ist mir angenehm, wenn er hier bleibt, versetzte der Graf fest, und reichte Gatlard mit den Worten die Rechte:

Nun, bis morgen, Herr Cargadeur!

Dann drückte er Lazare die Hand, sagte ihm noch einige vertraute Worte, und fuhr nun leichten Herzens nach der Stadt zurück.

Dem Himmel sei Dank, es ist Alles in Sicherheit an Bord, rief er Madelainen zu, als sie ihm mit der kleinen Adelaide auf dem Arm im Corridor entgegenkam und ihm mit liebevoller Zärtlichkeit bewillkommnete.

Ja wohl, Gott hat uns sichtbarlich beigestanden, entgegnete die Gräfin, mit der wohlthuenden Ermattung, welche übergroßer Aufregung zu folgen pflegt, neben Louvencourt in das Sopha sinkend, denke an diesen Morgen, Horace, in welcher rasenden verzweifelnden Lage wir uns befanden. Mag uns der Allmächtige nun noch in unsern letzten Stunden in der alten, schönen Heimath

ungestörte Ruhe gewähren, dann mögen alle Trübsale, die wir hier erlitten, vergessen sein, und mit Freuden wollen wir St. Domingo auf immer Lebewohl sagen.

Ja, es war ein schwerer verhängnißvoller Tag, Gottlob, daß er so heiter geendet, sagte der Graf, auch ich fühle mich erschöpft, die Spannung war zu groß – wir wollen uns bald zur Ruhe begeben, damit wir recht frühzeitig unsern neuen Lebensabschnitt beginnen können! Sechs unserer Diener habe ich im Segelboote zurückgelassen, damit sie dasselbe während der Nacht beschützen, die Leute haben auch mehr wie ihre Schuldigkeit gethan, ich werde ihnen lebenslänglich erkenntlich dafür sein.

Die Sonne versank hinter dem Vorgebirge von Cap Hayti als Gatlard die letzten Fremden trotz aller Bitten, sie gleich an Bord zu behalten, von dem Neptun in die Boote zurücktrieb.

Morgen, sagte er barsch, lasse ich Sie holen, heute habe ich alle Hände voll zu thun, um auf dem Verdeck aufzuräumen.

Sie können gleichfalls mit einem der Boote an das Land fahren, Ihr Hierbleiben ist unnöthig, sagte er zu Lazare, der vor der Cajüte auf einer Kiste seines Herrn saß.

Erlauben Sie, Herr Cargadeur, Sie sind mit meinem Herrn übereingekommen, daß ich hier bleiben solle, es ist meines Herrn Befehl, und ich werde ihm Folge leisten, antwortete der Herkules, und fügte, indem er seinen Hut höflich abnahm, hinzu: Ich werde Sie in keiner Weise belästigen, oder Ihnen im Wege sein.

Nun, mir auch recht, so bleiben Sie hier, entgegnete Gatlard halb unwillig, und wandte ihm den Rücken zu.

Die letzten der Leute aus der Stadt waren davon gefahren, Gatlard stand mit den Händen in den Taschen auf dem Verdeck über der Cajüte, und schaute, in Gedanken versunken, auf die unermesslichen Schätze, welche auf dem untern Verdeck über einander aufgethürmt waren, und welche der Kapitain jetzt durch die Matrosen um die Masten herum und in und unter dem großen, zwischen denselben aufgestellten Boote unterbringen ließ, um den Gang an der Brüstung hin und mit auch das Tauwerk, welches nach den Segeln führte, frei zu machen.

Es war ein Riesenvermögen, auf welches Gatlards Blick, wie mit magischer Gewalt, festgezogen wurde. Wer alle diese Schätze zusammen sein nennen könnte, dachte er, müßte der reichste Mann der Welt sein! Doch reich war er ja auch seit wenigen Stunden, sehr reich, so reich, wie er jemals gehofft hatte, zu werden. Er hatte ja hundert und vierzigtausend Dollars für Passage baar zu zahlen von den Flüchtlingen ausbedungen und davon brauchte er Pennel keinen Dollar abzugeben, nur dem Kapitain mußte er Etwas davon opfern. Wie aber, wenn das Schicksal es so fügte, daß in der Nacht alle die Eigenthümer dieser Schätze in der Stadt ermordet würden, dachte er weiter, wessen Eigenthum würden sie dann werden – würde dann irgend Jemand ein besseres Recht daran haben, als er selbst, in dessen Besitz sie sich befanden? Der Gedanke ergriff ihn gewaltig, es wurde

ihm fieberisch heiß, die Brust war ihm so voll und beklommen, daß er die Weste aufriß und tief Athem holte. Er warf seinen Hut ab, strich sich durch das Haar und machte rasch einige Gänge auf dem Verdeck auf und ab. Gleich aber blieb er wieder über dem Eingang in die Cajüte stehen, und schaute auf die ungeheuern Reichthümer, denn daß die Kisten, Kasten und Fässer nichts anderes, als Gold und Silber enthielten, darüber war kein Zweifel; Leute, die solche ungeheure Beträge für ihre Flucht willig bezahlten, mußten mehr zu retten haben, als nur ihr Leben, und für weniger werthvolle Gegenstände würden sie nicht so große Besorgniß hegen.

Gatlard schaute auf Lazare hinab, der unbeweglich, wie eine schöne Statue von schwarzem Marmor auf der Kiste saß, sein Herr hatte es ja dem Kapitain selbst gesagt, daß alle die Fässer, welche er in der Vorcajüte hatte aufstellen lassen, mit Gold angefüllt wären. Darin allein lag ja ein Riesenvermögen. Und dann, wie viele Kisten mit Silberzeug hatte er an Bord bringen lassen! Der Mann mußte unermeßlich reich sein! Aber alle diese Schätze zusammen! – es flimmerte Gatlard vor den Augen, er wandte sich ab und wollte wieder hin und her gehen, da blieb sein Blick auf der schon in der Dämmerung verschwimmenden Stadt haften, und unbeweglich nach ihr hinschauend, sah er dieselbe im Geiste in hellen Flammen stehen, sah wie die Neger die Weißen am Strande mordeten, und hörte deren Angst- und Hülfschreie und dazwischen die Sturmglöcke ertönen.

Es waren gräßliche Bilder, die ihm seine Phantasie vorzauberte, sie erschreckten ihn aber nicht, er bebte nicht vor ihnen zurück, denn er erkannte in den Gemordeten die Leute, deren Schätze er an Bord hatte, und diese waren jetzt sämmtlich sein Eigenthum!

Wohin er sich wandte, spielte sein Geist mit diesen Bildern, und der Hauch einer Möglichkeit, daß diese Reichthümer sein eigen werden könnten, formte sich mehr und mehr zu einem bestimmten Gedanken.

Die Arbeiten auf dem untern Verdeck waren beendet, die Dunkelheit hatte sich über die See ausgebreitet, als Kapitain Brooks zu Gatlard trat, und sagte:

Hei ho, – das war ein Stück Arbeit, – was denken Sie, Herr Gatlard, wie viele Millionen sollten wir wohl an Bord haben?

Gewiß einen sehr großen Werth, antwortete dieser, was meinen Sie dazu, Kapitain, wenn in dieser Nacht alle Weißen in der Stadt ermordet würden, wäre ich dann nicht der natürliche Eigenthümer dieser Reichthümer?

Wenn keiner übrig bliebe, der Erbensprüche daran machen könnte, dann allerdings wären Sie der Erbe und eine schöne Erbschaft würde es sein, antwortete der Kapitain.

Und dann sollten Sie sich für meine Rechnung ein eigenes Schiff bauen, wie kein zweites so gut und so schön existirte, fuhr Gatlard fort.

Ich halte Sie wahrhaftig beim Wort, Herr Gatlard, das liegt noch gar nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, wer weiß, was geschieht! entgegnete der Kapitain, wenn



die Geschichte in der Nacht losbräche, so könnten die Leute ja nicht so schnell in die Boote kommen, daß sie nicht von den Negern eingeholt und niedergehauen würden. Und wer todt ist, wird nichts von Ihnen fordern.

Ja, und dabei ist noch mehr zu bedenken, nahm Gatlard wieder das Wort, ich habe auch die Verantwortlichkeit für Schiff und Ladung, und wenn eine Bande dieser Schwarzen mir hier an Bord käme, denn bis wir segelfertig wären, könnten sie mir hundert Mann auf das Schiff bringen, dann würde mir mit vollem Recht der Vorwurf gemacht werden, daß ich nicht zeitig mein Schiff zur Abfahrt fertig gemacht hätte, ehe die Rebellen es hätten erreichen können.

Namentlich bei der Hungersnoth würde man kurzen Proceß mit uns machen und die Ladung wenigstens als willkommene Beute in Besitz nehmen, versetzte der Kapitain, auf die Ansicht Gatlards eingehend.

Das soll mir wahrhaftig nicht passiren, fuhr dieser er-muthigt fort, wir machen uns morgen frühzeitig segelfertig, und sehen wir die geringste Gefahr für uns auftauchen, so sagen wir St. Domingo Lebewohl – wer dann nicht an Bord ist, der muß zurückbleiben.

Ganz in der Ordnung, entgegnete der Kapitain zustimmend, ein Jeder ist sich selbst der Nächste, und auf Ihnen ruht die Verantwortung für Schiff und Ladung.

Mit einbrechender Nacht waren Kunden in die Stadt gelangt, daß die Rebellen ganz in der Nähe vor derselben erschienen wären, und die Unruhe, die Besorgnisse der Weißen hatten sich noch mehr gesteigert. Alles

war unter Waffen und Patrouillen der Miliz durchzogen fortwährend die Straßen, um einen Aufstand unter der schwarzen Bevölkerung zu verhüten, denn das Militair war gegen die feindlichen Kräfte außerhalb der Stadt aufgestellt.

In Louvencourts Wohnung hatte sich auch Niemand zur Ruhe begeben, wenn gleich die gräfliche Familie gefaßter und unbesorgter den wenigen Stunden entgegensah, welche sie noch hier zuzubringen hatte. Ihr Segelboot lag ja zu ihrer Aufnahme bereit und sie hatte nichts mehr, als sich selbst, zu ihm zu bringen.

Die Gräfin war in dem Sopha eingeschlummert, neben ihr lag ihr Kind und vor demselben auf dem Fußboden kauerte dessen Wärterin, mit dem Kopf auf das Sopha gesunken, eingeschlafen.

Der Graf und dessen Bruder saßen an dem anderen Ende des Saales beisammen und besprachen die nächste Zukunft, lauschten aber dabei aufmerksam auf jeden Laut in den Straßen, und vor ihnen ausgestreckt lag der treue Hund Vaillant.

ZWÖLFTES KAPITEL.

*Der Kanonenschuß. – Die Flucht. – Der treue Diener. – Der Schreckenslauf. – Der tödtende Schuß. – Das Massacre. – Das Segelboot. – Der schwarze Freund. – Verzweiflung. – Der Erbe. – Der Mitschuldige. – Alles verloren. – Der Helfer in der Noth. – Die Fahrt längs der Küste. – Die Bucht. – Das Begräbniß. – Die nächtlichen Wanderer. – Das Feuer.*

Der Tag graute, als der Graf durch das Fenster nach dem östlichen Himmel schaute und sagte:

Der Morgen naht, sobald es hell ist, wollen wir aufbrechen.

Dann blickte er nach Madelainen hinüber, auf welche der vor dem neuen Lichte verbleichende Lampenschein fiel, und fuhr halblaut fort:

Madelaine schläft ruhig, wir wollen sie auch nicht stören bis zu dem Augenblick, wo wir das Haus verlassen werden, denn Vorbereitungen haben wir keine mehr zu treffen.

Darauf erhob er sich mit den Worten: Ich will den Dienern sagen, daß sie sich bereit halten sollen.

In diesem Augenblick fiel ein Kanonenschuß und sein Donner rollte erschütternd durch die Stadt.

Was ist das? rief der Graf entsetzt und sprang an das Fenster, als im nächsten Moment das Krachen von Gewehrfeuer aus nicht großer Entfernung ihm entgegenschallte und die Gräfin erschrocken emporschoß.

O Gott – steh' uns bei! rief sie erbleichend aus und hob ihr Kind an ihren Arm. Fort, fort, laßt uns fliehen, ehe es zu spät wird! rief sie wieder, ließ sich ihren Shawl durch die Wärterin umwerfen und eilte der Thür zu, während jetzt der Kanonendonner und das Knattern von Gewehrfeuer ohne Unterbrechung die Luft erfüllte.

Laß uns erst ausfinden, Madelaine, wo das Feuern ist, es scheint hierher zu kommen, entgegnete der Graf beruhigend, obgleich selbst erbleichend.

Nein, nein, fort, man wird uns den Weg nach dem Boote abschneiden, rief sie wieder und rannte mit ihrem Kind im Arm voran der Treppe zu, und der Graf und Remi ergriffen ihre Waffen und folgten ihr auf dem Fuße nach.

Das Donnerrollen des ersten Kanonenschusses weckte auch die Mannschaft auf dem Neptun aus dem Schlafe, und Gatlard sprang aus der Cajüte und spähetete durch die Dämmerung nach der Stadt hinüber.

Da geht es los! rief er, wie mit plötzlich erfüllter, kaum geahnter Hoffnung dem Kapitain, welcher ihm nachgeeilte war, stürmisch zu – hören Sie das Feuern – Schuß auf Schuß, sie sind in vollem Kampfe – da steht schon ein Haus in Flammen – auch dort lodert das Feuer auf – schnell, schnell, Kapitain – lassen Sie den Anker heben, ehe das Volk uns über den Hals kommt!

Dann wandte er sich nach den herbeieilenden Matrosen um und schrie:

Schnell, schnell, Ihr Burschen, das Schiff segelfertig!

Meine Herrschaft wird sicher gleich kommen, Herr Cargadeur, deren Boot liegt dort an dem Strande, ich

sehe die Leute drin haben schon das Segel aufgezogen, sagte Lazare zu Gatlard tretend mit angsterfüllter Stimme und nahm seinen Hut ab.

Wer nicht da ist, der bleibt zurück, antwortete dieser mit barschem Ton und wandte dem Schwarzen den Rücken zu.

Und Sie werden nicht ohne meine Herrschaft abfahren, so lange ich lebendig an Bord bin! versetzte Lazare, sich zu seiner vollen Größe aufrichtend, mit drohender Stimme und ergriff eine schwere Axt, die an dem Mast stand.

Und ich werde Dich binden lassen, wenn Du Dich nicht ruhig verhältst, Du schwarzer Lump! schrie Gatlard ihm wüthend zu.

Weder Sie, noch Ihre ganze Mannschaft sind dazu im Stande – das Schiff bleibt hier oder ich zerhaue die Segeltaue! rief Lazare zornflammend und sprang an den Mast, wo das Tau befestigt war, welches zu dem großen Segel führte.

Madelaine Louvencourt hatte in diesem Augenblick die Straße erreicht und sah mit wildem, geängstigtem Blick in derselben hinauf. Da kommen sie! schrie sie mit entsetzter Stimme und floh fliegenden Laufes in der Straße hinunter, und ihr nach der Graf mit Remi und der Dienerschaft, während Vaillant mit wüthender Stimme nach der Menschenmenge, welche in der Straße herabkam, zurückbellend, ihnen folgte.

Es war die Miliz, welche in der Straße herabfloh, und hinterher tobten die wüthenden Horden vieler tausend Schwarzer.

Louvencourts flohen in wilder beflügelter Hast, Madelaine mit ihrem Kinde voran, in der Straße, hinunter dem Strande zu und, ihr schon besegelttes Boot im Auge, hatten sie mit einer großen Zahl gleichfalls dorthin fliehender Leidensgefährten denselben erreicht, als von beiden Seiten längs der letzten Häuser viele Hundert empörter Farbiger unter dem gräßlichsten Wuthgebrüll herangestürzt kamen und ihnen den Weg zum Wasser abzuschneiden suchten.

Madelaine, wie ein gescheuchtes Reh, blieb im Rettungslaufe die Vorderste, mehrere Schwarze jedoch gewannen Vorsprung und der erste derselben stürzte sich ihr mit einem Höllengeschrei entgegen, als Vaillant ihm an den Hals sprang und ihn zerfleischend zu Boden riß.

Den zweiten streckte der Graf mit einem Flintenschuß zur Erde, die andern wichen zur Seite aus; Louvencourts hatten das Wasser erreicht und Madelaine sprang in das Boot voran, als seitwärts am Strande unter den kämpfenden Schwarzen und Weißen ein Schuß fiel und die Kugel der kleinen Adelaide auf den Armen ihrer Mutter den Kopf zerschmetterte.

Mit einem herzerreißenden Schrei fiel die Mutter mit ihrem Kinde in das Boot, der Graf, Remi und die Diener mit dem Gepäcke sprangen ihr nach und fort zog das leichte Fahrzeug mit gefülltem Segel in die See hinaus.

Der Strand wimmelte von fliehenden weißen Männern, Weibern und Kindern, und alle streckten jammernd und wehklagend die Arme nach dem Neptun aus, dessen Boote zu ihrer Rettung nicht erscheinen wollten.

Statt dessen stiegen seine Segel an seinen Masten empor, sie bläheten sich und das Schiff begann der offenen See zuzusteuern.

Wie Hyänen auf ihre Beute, so fielen die schwarzen Unmenschen über die Weißen her, um sie zu morden, zu zerhauen, zu zerreißen, und es war nur *ein* Siegesgeheul, *ein* Todesschrei, welche die Luft erfüllten.

Louvencourts Segelboot schoß pfeilschnell über die Wogen, der Graf stand, ein Bild der Verzweiflung, auf dessen Spitze, Remi hielt es, am Steuer sitzend, nach dem Neptun hin gerichtet, und es hatte sich bis auf kurze Entfernung dem Schiffe genähert, als dessen gefüllte Segel es der offenen See zutrieben.

Der Graf schrie, der Graf winkte mit dem Arm, mit dem Hut, umsonst, umsonst, das Schiff zog davon und kein menschliches Wesen war auf seinem Verdeck zu erblicken.

Gerechter Gott im Himmel! schrie der Graf, die Hände in höchster Verzweiflung zum Himmel erhebend, – schlug sie dann gegen seine Stirn und blickte in das Boot auf Madelaine, die in stummer Erstarrung über die Leiche ihres Kindes hingebeugt kauerte.

Allmächtiger – dein Wille geschehe! stöhnte der Graf wieder, beide Hände gegen sein Herz pressend, und heftete abermals seinen verzweifelnden Blick auf das jetzt

vor ihm fliehende Schiff, da erkannte er Lazare, wie derselbe, mit der Mannschaft kämpfend, das obere Verdeck erreichte, mit einer Axt einen Mann niederschlug und sich dann von dem Schiff hinab in die See stürzte.

Auch Remi hatte Lazare erkannt und hielt das Boot nach ihm hingerichtet, denn dieser schwamm hoch auf den Wogen und hielt, um sich bemerkbar zu machen, seinen Hut mit der Hand über sich empor.

Nach wenigen Minuten hatte ihn das Boot erreicht, der Graf gab ihm die Hand und half ihm in das Schiff herein.

O Herr – o Herr – Alles ist verloren! schrie der treue schwarze Mann und ein Thränenstrom entquoll seinen Augen, mit meinem Leben habe ich Ihr Eigenthum zu schützen gesucht, meine Kräfte aber reichten nicht hin, die Räuber hatten mich bis auf das obere Verdeck zurückgedrängt und wollten mich binden, da schlug ich den Vordersten nieder und stürzte mich in die See hinunter.

Es ist mir mehr genommen als mein Gold – mein Glück ist mir geraubt, Lazare! antwortete der Graf mit entsetzlichem Ton und zeigte auf sein Kind, dessen blutiges Haupt die Gräfin mit beiden Händen umklammert hielt und seine Stirn küßte.

O Gott! murmelte der Schwarze, faltete seine Hände und sank zusammenschauernd gesenkten Hauptes in dem Boote nieder.

Das Ruder glitt aus Remis Hand, das Segel flackerte hin und her im Winde und das Boot trieb, ein Spielzeug der Wogen, wankend dahin.



Da schwammen die einst so übergläcklichen Menschen ohne Ziel, ohne Hoffnung, ohne Wollen, die Beute tiefster Verzweiflung, und starrten dem Schiffe nach, welches, bis in die höchsten Spitzen seiner Masten besegelt, wie ein Phantom der Hölle in dem Nebel der Ferne mehr und mehr vor ihren Blicken verschwand.

Gatlard aber stand auf diesem Schiffe mit untergeschlagenen Armen und hielt sein scharfes Auge auf den schwarzen Punkt geheftet, der ihm Louvencourts Boot bezeichnete und hinter welchem weiterhin die in Rauch gehüllte Stadt lag.

Die Bilder, welche Abends vorher seine hoffende, hochfliegende Seele bei dem Hinblick auf die Schätze, die sein Schiff trug, ihm vorgezaubert hatte, waren Wirklichkeit geworden, er hatte sie mit nüchternem wachendem Auge vor sich gesehen, hatte es gesehen, wie Hunderte unglücklicher, verzweifelnder Menschen, denen er Rettung versprochen, Rettung schuldig gewesen war, auf dem Strande niedergemetzelt wurden, und die in ihrem Todesröcheln mit Verwünschung und Fluch ihn zum Erben ihrer Reichthümer eingesetzt hatten.

Louvencourt allein hatte es noch nicht gethan, er hatte ihn verwünscht, hatte ihm geflucht und schwur ihm ewige Rache, denn dort trieb er noch lebendig auf den Wogen in einem guten Segelboot und konnte leicht an der Küste von St. Domingo hin und von da nach dem nahen Porto Rico gelangen, auch konnte ihn ein Fahrzeug aufnehmen, konnte ihn nach den Vereinigten Staaten, vielleicht gar nach Philadelphia führen! – Doch nur für

einen Augenblick schreckte Gatlard bei diesem Gedanken zusammen, dann lachte er über sich selbst – wußte der Mann doch weder seinen, noch des Schiffes Namen, und im Nothfall, was konnte er ihm anhaben?

Ich habe Nichts als meine Schuldigkeit gethan, sagte Gatlard zu sich selbst, ich habe das mir anvertraute Schiff mit seiner Ladung vor dringender Gefahr bewahrt und meine Schuld ist es nicht, daß die Leute mir ihre Schätze an Bord brachten. Hätten sie es nicht gethan, so wären sie eben so wohl ermordet worden und die Reichthümer wären in die Hände des Pöbels gefallen. Da sind sie jetzt doch besser verwandt!

Der Gedanke an die unermeßlichen Schätze, die Gatlard jetzt sein eigen nannte, schwellte ihm die Brust und er fühlte die Macht, die sie ihm geben würden.

Tief und frei aufathmend, schritt er, wie von einer neuen Kraft belebt, auf dem Verdeck hin und her und begann nun seine Gedanken, seine Pläne zu ordnen, denn das unerwartete ungeheure Glück hatte seine Sinne betäubt und verwirrt. Er war jetzt der reichste Mann auf amerikanischer Erde und Niemand außer Louvencourt konnte ihm sein Vermögen streitig machen, Niemand hatte das Recht danach zu fragen, woher es kam; denn daß von den andern Weißen in Cap Hayti keiner mit dem Leben davon gekommen war, davon war er Augenzeuge gewesen. Den Kapitain nur mußte er sich zum Freunde und ihn zugleich abhängig von sich machen – was das Schiffsvolk sich aus seinen Wahrnehmungen für ein Urtheil zusammensetzte, konnte ihm gleichgültig sein; denn

die ganze Welt mußte ja einsehen, daß er ein so großes Vermögen auf eine ungewöhnliche Weise erworben habe. Er war im Besitz desselben, und das war hinreichend, um die hohe Stellung im Leben einzunehmen, welche seine kühnste Phantasie ihm als ein unerreichbares Glück vor-gezaubert hatte.

In solche Gedanken versunken schritt Gatlard noch auf und ab, als Kapitain Brooks von dem untern Verdeck heraufkam und mit den Worten zu ihm trat:

Nun, Herr Gatlard, das Glück ist Ihnen günstiger gewesen, als man es hätte ahnen können, ich gratulire Ihnen und empfehle mich zugleich Ihrer Gewogenheit.

Sie sind dem Glück hilfreich gewesen, zu mir zu gelangen, Kapitain Brooks, und ich weiß es Ihnen Dank, antwortete Gatlard mit einem würdevollen Tone und reichte dem Alten die Hand. Ich will sogleich mein Ihnen gegebenes Versprechen halten und Sie vollständig unabhängig stellen. Sie haben über ein Kapital von hunderttausend Dollars als freies Eigenthum zu verfügen, und wollen Sie in meine Dienste treten und für mich fahren, so werde ich ein Schiff für Sie ganz nach Ihrem Wunsche bauen lassen. Ich hoffe, wir bleiben immer zusammen.

Die Züge des Kapitäns verklärten sich bei Gatlards Worten, er drückte ihm die Hand und sagte:

Ja, das wollen wir, und ich werde Ihrem Vertrauen Ehre machen. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Sie thun mehr, als ich erwartet habe.

Ich bitte, lieber Brooks, Nichts davon, ich war es Ihnen schuldig, entgegnete Gatlard. Wir müssen nun überlegen, was zu thun ist, vor Allem müssen wir eine Frachtliste über die empfangenen Colli, als von St. Domingo nach Philadelphia von mir verschifft, aufstellen, damit Pennel seine Fracht dafür erhält. Messen Sie die einzelnen Stücke und schreiben Sie eine hohe Fracht dafür an. Den Inhalt führen Sie als ›Verschiedenes‹ auf, ich zahle dann bei unserer Ankunft in Philadelphia den höchsten Zoll dafür, dann werden die Sachen gar nicht durch die Zollbeamten geöffnet. Wie ist es mit dem Schaden, welchen dieser wüthende schwarze Kerl dem Schiffe durch Zerhauen der Segeltaue zugefügt hat?

Die Leute sind schon dabei, um ihn auszubessern, ich denke, bis heute Abend wird Alles wieder im Stande sein, antwortete der Kapitain.

Der Schurke hatte eine Löwenkraft, er hätte nicht mit dem Leben davon kommen dürfen, versetzte Gatlard. Gegen Abend werden Sie wohl das Begräbniß des Matrosen anordnen, welchem der Neger den Kopf spaltete?

Nach Sonnenuntergang ist es Seemannsbrauch, antwortete Brooks und fuhr nach einer Pause fort:

Wir steuern noch immer Nord und müssen nun bald unsern Cours ändern, wenn Sie dabei bleiben, daß Sie nach Havanna versegeln wollen.

Ich muß Havanna wählen, weil dort der größte Markt ist und weil ich die Ladung jedenfalls verkaufen will, entgegnete Gatlard, doch außerdem finde ich auch in Havanna größere Produktenvorräthe, um dem Neptun eine

vortheilhafte Rückladung zu geben. Meine Pflicht als Cargadeur werde ich aufs Strengste erfüllen, der alte Geizhals soll mir keinen Vorwurf machen können.

Während der Neptun nun seine Richtung änderte und den Cours nach Havanna einschlug, war er längst den Blicken Louvencourts entschwunden, und die allerletzte Hoffnung hatte diesen verlassen; denn so lange er das Schiff noch vor Augen hatte, blieb wenigstens noch der Wunsch in ihm, daß es umwenden möchte. Nun aber war es mit seinen menschlichen Ungeheuern an Bord in die Vergangenheit getreten und die Gegenwart zeigte nur die einsame See mit ihren immer aufsteigenden und versinkenden Wogen, und im Süden die purpurblauen, bis in die Wolken ragenden Berge von St. Domingo.

Wiederholt hatte der Graf es versucht, Madelainen den Anblick des todten Kindes zu entziehen, sie aber ließ es nicht aus ihren Armen und hörte nicht auf, es mit Thränen, mit Küssen zu bedecken.

Die starren, thränenlosen Augen aus die unglückliche Gattin geheftet, saß der Graf neben seinem Bruder am Steuer und hielt die Hände krampfhaft vor sich zusammengepreßt.

So saß er stumm, bleich und verzweifelnd da und alle die Männer im Boote rührten sich nicht, als fürchteten sie den unglücklichen Mann zum Bewußtsein seines gräßlichen Unglücks zu erwecken.

Die Sonne brannte immer glühender auf sie nieder, und immer heißer, immer blendender strahlte ihr Widerschein von der klaren Fluth gegen die Schiffer, sie schienen es aber nicht zu fühlen, ihr Seelenschmerz war stärker, als der des Körpers.

Endlich ermannte sich Lazare. –

Wir müssen auf Rettung denken, Herr, sagte er bittend zu dem Grafen, und dieser schreckte, wie aus einem bösen Traume, aus, und starrte dem treuen Diener in die thränenschweren Augen.

Lazare aber zeigte schweigend, doch bittend auf die Gräfin, die noch immer regungslos über ihr Kind gebeugt in der Sonnengluth auf dem Boden des Schiffes lag.

Meine Madelaine! rief der Graf mit flehender Stimme aus, und warf sich neben der Gräfin, sie umfassend, auf seine Knie. Es ist geschehen, Madelaine, Gott hat es so gewollt, erhalte Du Dich mir, dann habe ich außer unserm Engel, unsrer Adelaide, nichts verloren. Komm sei stark, wir dürfen nicht gegen die Fügungen des Allmächtigen murren.

Schweigend hob die Gräfin sich zu dem Gatten auf, und ließ ihr Haupt an seine Brust sinken, und Lazare zog schnell seinen Rock aus, hüllte die kleine Leiche in denselben ein, und legte sie in der Spitze des Bootes nieder.

Dann nahm er den großen Shawl der Gräfin, entfalte ihn, befestigte ihn mit seinen vier Enden an die Spitze von vier Rudern, und ließ denselben nun ausgebreitet

durch die Diener über die Gräfin und den Grafen aufrichten, so daß er ihnen ein schützendes Dach gegen die Sonnenstrahlen bot.

Der Haushofmeister setzte sich darauf an Remi Louvecourts Seite und sagte leise zu ihm:

Der Wind ist uns günstig, Herr Doktor, um an der Küste hinzufahren und Abends jenseits der Stadt Limonade eine unbedeutende Bucht zu erreichen, in welche sich viele kleine Gewässer ergießen. Dort wohnen nur wenige freie Farbige, welche Gemüse und Früchte, sowie Fische nach Limonade verkaufen, und von ihnen müssen wir uns Trinkwasser und Lebensmittel verschaffen um unsre Reise an der Küste hin fortsetzen zu können. Die Gegend ist mir bekannt, und in der Dunkelheit können wir unbemerkt dort landen.

Die Leute werden uns Nichts geben, antwortete Remi den Kopf schüttelnd.

So werden wir es ihnen nehmen, wir sind bewaffnet, und die Noth gibt uns das Recht dazu; was hat man Ihnen ohne Noth, ohne Recht genommen? versetzte Lazare entschlossen, und ergriff das Ruder, indem er Remi zugleich einen Wink gab, sich unter das Sonnendach zu setzen.

Das Segel ward nun straff angezogen, und Lazare steuerte das Schiff pfeilschnell an der Küste hin, hielt es jedoch fortwährend eine Meile von derselben entfernt. Trotz des frischen Windes wurde die Hitze immer drückender, immer ermattender, und der Durst der Schiffer steigerte sich mehr und mehr.

Matt und schmerzerdrückt ruhte die Gräfin in dem Arm ihres Gatten, ohne Wort, ohne Laut über ihr Leid, nur manchmal fuhr sie mit einem tiefen Athemzug bebend zusammen, und erfaßte krampfhaft die Hand des Grafen.

Dieser fühlte, dieser theilte ihr Weh, ihren Schmerz, Trost aber hatte er nicht für sie, nur den Trost des Mitleidens, der Theilnahme, und schweigend drückte er die geliebte Frau an seine Brust.

Endlich neigte sich die Sonne mit ihrer Gluth, und die Kühle des Abendwindes zog labend über die nach einem Trunk Schmachtenden hin.

Die Berge von St. Domingo färbten sich mit tiefem Purpur, die Sonne sank in ihr feuriges Bett und nur die Spitze des achttausend Fuß hohen Pic d'Yaque glänzte noch im Golde des scheidenden Gestirns, als die Schiffer an der hohen Küste vorüber zogen, auf welcher eine schwarze Rauchwolke den Fleck bezeichnete wo das freundliche Städtchen Limonade gestanden hatte.

Alle schauten nach der verwüsteten niedergebrannten Stadt hin, doch Keiner sagte ein Wort, ihr eignes Unglück war zu unübersehbar groß, als daß sie über fremdes hätten reden können.

Vorüber glitt das Boot vor dem sich auffrischenden Wind, und mit seinem Laufe zog die Dämmerung über Meer und Land. Lazare hielt das Schiff jetzt mehr der Küste zu, so daß er die ihm wohlbekanntem Landzeichen erkennen konnte.



Während bisher das Ufer steil und hoch aus der tiefen grünen Fluth emporstieg, senkte es sich hier zu einem sandigen flachen Strande, auf welchen die Wellen spielend hinauf und wieder zurückrollten, und theilte sich zu einer kleinen Bucht, in welche ein schmaler Fluß sich friedlich aus dem höhern grünen Lande ergoß.

In diese Bucht lenkte Lazare das Schiff, zog das Segel ein und ließ die Diener die Ruder ergreifen. Mit geräuschlosen Schlägen trieben dieselben nun das Boot zwischen den sich mehr und mehr nähernden, mit üppigen Tropenpflanzen überhangenen Ufern den Fluß hinauf bis zu einer hohen dichten Baumgruppe, welche sich zur rechten Seite auf der abschüssigen Uferbank erhob und aus der ein Bach rauschend nach dem Flusse herabfloß.

Hier legte Lazare das Fahrzeug an und dessen Schiffer sämtlich, der Graf mit der Gräfin voran, stiegen an das Land, um nun ihren brennenden Durst mit dem frischen Wasser zu stillen.

Es war eine große Erquickung nach langer peinlicher Entbehrung, und gelabt sank die Gräfin auf dem grünen Ufer nieder.

Lazare hatte die Ruder aus dem Schiffe geholt und grub mit ihnen, von den Dienern unterstützt, unter den hohen Bäumen in der weichen, lockern Walderde schnell ein Grab für die kleine Adelaide, dann trug er die Leiche dorthin, senkte sie in die Gruft und füllte diese schnell wieder auf.

Der Graf hatte das Vorhaben des treuen Dieners wohl erkannt, er blieb aber bei der Gräfin sitzen, um ihr die

Beerdigung ihres Kindes zu verheimlichen, während er im Stillen sein Gebet für die Seele des hingeschiedenen Lieblings zum Himmel aufsandte.

Es war vollbracht, und Lazare trat nun mit den Worten zu seinem Herrn:

Jetzt will ich nach der nächsten Niederlassung gehen, um Lebensmittel und ein Gefäß für Wasser anzuschaffen, sie liegt kaum eine Meile von hier an dem andern Ufer.

Es wohnt dort ein freier Schwarzer, welcher Landeserzeugnisse nach der Stadt verkauft und der zugleich Wirthschaft hält. Er hat sicher Branntwein im Hause und das Fäßchen, in welchem er denselben erhielt, wird sich zu einem Wassergefäß eignen. Ich nehme vier von unseren Männern mit, die andern vier bleiben zu Ihrem Schutze hier.

Schweigend reichte der Graf seinem ergebenen schwarzen Freunde die Hand, dieser, sowie die vier von diesem gewählten Diener ergriffen die Waffen, und Lazare voran, schritten sie auf dem Ufer davon.

Es war eine todtstille Nacht, nur der Wind säuselte rauschend in den Wipfeln der Palmen, die sich vor den funkelnden Sternen wie schwarze Geisterhände bewegten, und die Rieseneidechsen in dem hohen Grase der Uferbank und die Vögel der Nacht ließen ihre unheimlichen Stimmen hören.

Schwärzer wie die Nacht, die sie umgab, schritt die Riesengestalt Lazares schweigend dahin, und ihm auf dem Fuße folgten seine schwarzen Begleiter einer hinter dem andern.

Es war ein kaum zu erkennender Fußpfad, auf dem sie wanderten, doch Lazares scharfes Auge führte ihn sicher durch die hohen Pflanzen, die den Weg häufig verdeckten, und so war er wohl eine Meile weit am Flusse hinaufgelangt, als ein Lichtschein in der Ferne sichtbar wurde.

Jetzt sind wir bald dort, sagte er stehen bleibend zu seinen Begleitern, – redet gar nicht, wenn wir hinkommen, und thut nur, was ich Euch sagen werde.

Dann ging er wieder vorwärts, das Licht vor ihm wurde immer heller, und bald erkannte Lazare daß dasselbe von einem Feuer herkam, vor welchem sich dunkle Gestalten hin und her bewegten.

Jetzt drangen auch laute jubelnde Stimmen zu den nächtlichen Wanderern herüber, und Lazare gebot seinen Gefährten, so geräuschlos als möglich zu gehen.

Das Wasser, an welchem sie sich jetzt befanden, war nur ein seichter Bach, ein Nebenarm des Flusses, in dem sie das Schiff zurückgelassen hatten, und die mit immergrünen Büschen bedeckten Ufer waren flach.

DREIZEHNTES KAPITEL.

*Das Negerwirthshaus. – Die Wirthin. – Der Einkauf. – Der Verdacht. – Die Verfolger. – Die Ruhe. – Befugniß. – Die Abfahrt. – Der Golf. – Der Fischer. – Der friedliche Hafen. – Das Gewitter. – Stürmische See. – Das Lebewohl.*

Lautlosen Trittes schlich Lazare mit seinen Begleitern vorwärts, bis er dem Feuer gegenüber, welches aus dem andern Ufer vor einem aus Lehm aufgeführten Hause brannte, hinter dichten Büschen angelangt war, und nun jedes Wort der um dasselbe versammelten Schwarzen verstehen konnte.

In der Thür des Hauses auf deren Schwelle saß eine unförmlich starke Negerin in einem buntfarbigen Kattunkleid, welches durch eine Schnur unter ihrem kolossalen schwarzen Busen zusammengezogen war, und welches nicht weit über ihre Kniee reichte, so daß das eine ihrer riesigen Beine, welches sie ausgestreckt hatte, davon unbedeckt blieb.

Sie war die Frau vom Hause und hieß Sarotte, und der Name ihres Mannes, eines Mulatten, war Maurice.

Dieser stand vor dem Feuer, um welches, von dessen flackerndem rothem Lichte beschienen, einige zwanzig farbige Männer theils lagen, theils auf großen Steinen und Holzklötzen saßen, oder umher gingen.

Das Weib in der Thür hielt ein schwarzsammetnes Barett mit prächtiger weißer Reiherfeder und goldner

Agraffe in ihren schwarzen Händen, drehte es wohlgefällig hin und her, und sagte zu einem am Feuer sitzenden Neger:

Nun, Colas, wie viel willst Du dafür haben?

Setz es einmal auf, Sarotte, und betrachte Dich im Spiegel, es muß Dir prächtig stehen. Zwei Piaster sollte wohl nicht zu viel dafür sein. Du brauchst Dich nicht zu schämen, es zu tragen, es stammt von einer schönen jungen Baronesse her, die mich häßlich, mich einen Teufel nannte, und sich erstach, weil ich sie schön fand. Wir machten reiche Beute in dem Hause, Du kennst ja das Palais mit den zwei Balkonen am Marktplatz in Limonade.

Ob ich es kenne? nahm das Weib wieder das Wort, ich lieferte ja alle Gemüse und Früchte in das Haus, der Baron war mir immer eine gute Kunde. Der Hut aber ist nicht groß genug für mich, die Baronesse mag wohl einen sehr kleinen Kopf gehabt haben!

Bei diesen Worten setzte Sarotte das Baret auf ihr wolliges Haupt, so daß die weiße Feder ihr über das schwarze Gesicht herabhing, worauf sämtliche Männer in ein stürmisches Gelächter ausbrachen, und einige schrieten:

Hui – die schwarze Baronesse!

Sarotto sticht sich nicht todt, wenn man sie schön findet!

Die Negerin stieß nun einige gellende Töne der Heiterkeit aus, öffnete ihren ungeheuern Mund zum Lachen, so daß ihre rothe Zunge und ihre blendend weißen Zähne im Feuerlicht glänzten, und sagte dann, die Feder des Baretts nach Hinten drehend:

Ich habe das Ding wohl verkehrt aufgesetzt!

Thut Nichts, Sarotte, Du bist von Hinten eben so schön, wie von Vorn, so wie alle Kugeln kein Vorn und Hinten und kein Oben und Unten haben, rief ein langer, dürrer, in Lumpen gekleideter Mulatte, der einen goldbetreßten Officers-Federhut trug, lachend aus, indem er unter einen seitwärts vom Feuer stehenden alten Kakao-baum trat, um dessen Stamm eine Menge Bündel und Gepäck umherlag.

Du Windhund, Du Heuschrecke, Du Ladestock, nimm Dich in Acht, daß die Kugel nicht über Dich hinrollt, sie würde Dir den Hunger, der Deine Zunge unnütz in Bewegung setzt, auf immer vertreiben, sagte die Negerin, indem sie die Hand drohend nach dem Mulatten aufhob.

Nun, gieb Dich nur zufrieden, Sarotte, ich zeige Dir auch etwas viel Schöneres, als den Federhut, versetzte der Mulatte begütigend, öffnete eins der Bündel und zog eine Mantille von prächtigem dunkelrothem Sammet daraus hervor.

Was meinst Du zu dieser Mantille?

Die wird auf Sarotte wie ein rothes Schönpfaster auf einem schwarzen Backen aussehen, sagte einer der beim Feuer liegenden Neger, worauf abermals die ganze Bande in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Du Lump, verkauf Deinen Witz an den Scharfrichter und laß Dir einen Strick dafür geben, den hast Du längst verdient, antwortete das Weib mit einem verächtlichen Blick auf den Neger.

Dann wandte sie sich wieder zu dem Mulatten und sagte:

Reich mir die Mantille einmal her, sie gefällt mir.

Während der Mulatte nun der Aufforderung der Negerin Folge leistete, hub der Neger am Feuer abermals an:

Ich könnte Dir ganz andere Sachen zeigen, die ich in meinem Bündel dort habe, ich holte sie mir aus dem Palais des Grafen Harington in Limonade, doch, was hülfte es, sie Euch vorzulegen, Ihr zahlt doch kein Geld dafür, und für Branntwein gebe ich sie nicht weg. Da trage ich sie lieber nach Santiago, dort giebt es spanische Donnas mit spanischen Doublonen!

Dort wird es auch bald losgehen, und das weiße Volk wird ausgerottet werden, nahm Maurice, der Mann Sarotte's, jetzt das Wort, hoffentlich haben unsre Leute auch Cap Hayti heute gestürmt, da wird ganz andre Beute gemacht sein, als in Limonade!

Lazare, welcher mit seinen Begleitern den seichten Bach durchschritten hatte, trat in diesem Augenblick auf dessen Ufer und ging zu dem Feuer heran.

Guten Abend, Ihr Brüder, sagte er zu den Versammelten, welche halb erschrocken und überrascht sämmtlich aufgesprungen waren und ihn erstaunt anschauten, unser General Biassou hat mich mit einem Commando abgesandt, um das Land an der spanischen Grenze auszukundschaften, dort soll es nun auch an die Weißen gehen.

Seid Ihr denn heute in Limonade dabei gewesen? fragte Maurice, den Haushofmeister neugierig betrachtend.

Nein, aber heute früh bei der Erstürmung von Cap Hayti war ich mit, antwortete Lazare.

So ist die Stadt denn wirklich von unsern Leuten eingenommen? rief Maurice frohlockend, da muß es aber Beute gegeben haben.

Sehr reiche Beute, versetzte Lazare. Doch ich komme zu Euch, um Eure Hülfe in Anspruch zu nehmen, ich hatte zu wenig Ballast in meinem Segelboot, es schlug um, und wenn meine Mannschaft auch mit dem Leben davon kam, so habe ich doch alle Lebensmittel und mein Wasserfaß dabei eingebüßt. Ihr müßt mir für Geld und gute Worte mit Beidem aus der Noth helfen, mein Schiff liegt dort unten in der Bucht.

Viel kann ich Euch nicht ablassen, und Lebensmittel sind, wie Ihr wohl wißt, jetzt sehr theuer, entgegnete Maurice vorsichtig.

Auf den Preis kommt es nicht an, ich bin mit Geld versehen; was habt Ihr denn vorräthig? sagte Lazare, und zog einen ledernen Geldbeutel aus der Tasche.

Ich habe noch ein Fäßchen mit Zwieback, welches ich vor einiger Zeit von einem amerikanischen Kapitain in Limonade kaufte, ich will es Euch für zehn Dollars überlassen. Außerdem könnt Ihr Bananen und Orangen haben, so Viel Ihr wollt, versetzte Maurice, auf den Beutel in Lazare's Händen schauend.

Habt Ihr denn auch ein leeres Branntweinfäß? fragte dieser nun.

Ich dünke, Ihr fraget, ob ich ein volles Branntweinfäß hätte, entgegnete der Neger lachend.



Unsre Flaschen sind mit Branntwein gefüllt, aber an einem Wassergefäß fehlt es uns, antwortete Lazare, und spielte mit dem Gold in dem Beutel.

Ich kann das Faß leeren, es ist nicht viel mehr darin, bemerkte Maurice, und fügte mit einem Blick auf Lazare's Hände hinzu: Es kostet aber drei Dollars.

Schon gut, so macht es bereit, und bringt auch den Zwieback und die Früchte herbei, damit ich zu meinen Leuten zurückkehre, sie sind hungrig, erwiederte der Haushofmeister.

Komm, Sarotte, sagte jetzt der Neger zu seiner Frau, die sich schwerfällig erhob und mit ihm in das durch eine Oellampe matt erleuchtete Innere des Hauses ging.

So ist denn in der Capstadt viel Beute gemacht worden? hub der hagere Mulatte zu Lazare gewandt an. In Limonade steckte das dumme Volk die Häuser in Brand, und da war es bald mit dem Beute machen zu Ende, die Esel haben sich selbst das Maul zugebunden. Doch von den Weißen kam Keiner davon. Sie flüchteten sich in die Kirche – dort haben wir sie mit dem Sacramente versehen – sie mußten Alle über die Klinge springen.

Ist denn die Capstadt auch niedergebrannt?

Sie stand in Flammen, als wir sie verließen, antwortete Lazare und schritt zu seinen Begleitern zurück, während der Mulatte seinen Blick mißtrauisch auf ihn und seine Gefährten geheftet hielt.

Bald darauf rollte Maurice das Faß mit Zwieback und auch das leere Branntweinfäß aus dem Hause, und dann

half er Sarotten die Bananen und Orangen vor die Thür schaffen.

Hier, Herr, wie ist Euer Name? sagte Maurice zu Lazare und zeigte auf die Vorräthe.

Paul ist mein Name, antwortete dieser, und winkte seinen Gefährten, die Sachen aufzunehmen.

Es macht zusammen achtzehn Dollars, Herr Paul, fuhr Maurice fort.

Hier ist das Geld, entgegnete Lazare, indem er dasselbe aus dem Beutel nahm und es dem Neger reichte. Ihr müßt mir aber den Gefallen thun und mir ein Tuch oder einen Korb borgen, um die Früchte darin zu tragen; ich werde Euch denselben morgen mit Dank zurücksenden.

Sehr gern, Herr Paul, ich wollte der General Biassou schickte mir oft so gute Käufer zu, wie Ihr seid, versetzte Maurice, holte dann ein Fischnetz aus dem Hause, packte die Früchte hinein, und sagte zu einem der Begleiter Lazare's:

So könnt Ihr sie leicht auf Eurem Rücken tragen.

Ein anderer der Diener hob das Faß mit Zwieback auf seine Schulter, der dritte nahm das leere Faß, und der vierte schulterte die Doppelflinten der drei Gefährten.

Nun lebt wohl und seid bedankt für Eure Gefälligkeit, sagte Lazare zu dem Wirth, reichte ihm die Hand und ging mit einem Gruß nach Sarotte und der übrigen Gesellschaft seinen Leuten voran nach dem Bache hinunter.

Kaum waren sie in der Dunkelheit aus dem jenseitigen Ufer verschwunden, als der lange Mulatte den Wirth

bei der Schulter erfaßte, die Umstehenden zu sich heranwinkte, und in größter Aufregung halblaut zu ihnen sagte:

Das sind keine von unsern Brüdern, das sind Diener von Weißen, es sind Verräther, sind Feinde von uns, und wenn ich nicht Recht habe, so mögt Ihr mich an jene Kokospalme aufhängen!

Wie kommst Du auf solche Gedanken? fragte ihn der Wirth unmuthig, Du hast es ja gehört, daß General Biasou sie als Kundschafter ausgesandt hat!

Das kann ein Jeder sagen, versetzte der Mulatte noch mehr erhitzt, haben denn unsre Leute so saubere Kleidung und so schwarz geputzte Schuhe, zumal, nachdem sie die Capstadt gestürmt hatten? Und habt Ihr denn die feinen Doppelflinten nicht gesehen, die noch so blank waren, als wenn ein vornehmer Weißer damit auf die Taubenjagd gehen wollte? Nein, nein, meine Augen trügen mich nicht, es sind Diener von Weißen, die wahrscheinlich in einem Boot aus der Capstadt entflohen sind. Laßt uns ihnen folgen, wir sind ja auch bewaffnet, Ihr sollt sehen, wir machen einen guten Fang!

Tobie hat Recht, laßt uns ihnen folgen! riefen mehrere der Neger, dem Mulatten beistimmend, und Alle griffen nach ihren Waffen, nur Maurice blieb ruhig vor dem Feuer stehen und sagte:

Wenn Ihr meinem Rath folgen wollt; so laßt Ihr die Leute ihrer Wege gehen, Ihr könntet Euch sonst in Verlegenheit bringen.

Wenn der Herr Paul Dich Dürerbein in seine Finger kriegt, so reißt er Dir eines aus, und schlägt Euch Alle damit todt, rief Sarotte dem Mulatten zu, doch dieser sprang, ohne auf das Weib zu hören, durch den Bach auf das jenseitige Ufer, die Andern folgten ihm nach, und in wenigen Augenblicken verschwanden sie in der Finsterniß.

Der Haushofmeister und seine Begleiter waren, so schnell es die Dunkelheit erlaubte, auf dem Fußpfad zurückgeeilt, und waren nur noch einige hundert Schritt von dem Platze entfernt, wo Louvencourts sich befanden, als Lazare plötzlich stehen blieb und sagte:

Man folgt uns nach – Du mit den Waffen, bleib bei mir, Ihr mit dem Gepäck eilt zu unserer Herrschaft, laßt sie schnell das Boot besteigen, haltet die Ruder in Bereitschaft und füllt das Faß mit Wasser.

Die beladenen Diener beeilten ihre Schritte auf dem Pfade fort, und Lazare mit dem Waffenträger blieb stehen. Da wurden die Tritte ihrer Verfolger lauter und Lazare erkannte deren dunkle Gestalten in nicht großer Entfernung auf einer Anhöhe.

Bleibt zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist! rief er den Nahenden mit gewaltiger Stimme zu und spannte sein Gewehr.

Steh Du, wenn Dir Dein Leben lieb ist! schrie der Mulatte und kam herangesprungen, doch Lazare gab Feuer und streckte ihn zu Boden.

Zurück! schrie er abermals, daß es dröhnend durch das Thal schallte, worauf eine Todtenstille folgte. Schnell

nahm er seinem Begleiter noch ein Gewehr ab und eilte wieder auf dem Pfade dahin, da ließen seine Verfolger ein gellendes Kriegsgeschrei ertönen und kamen raschen Laufes hinter ihm her. Er beflügelte seine Schritte, Gewehrschüsse blitzten ihm nach, Kugeln piffen an ihm vorüber, und die wüthende Bande hatte ihn bis auf dreißig Schritte erreicht, da blieb er plötzlich stehen und feuerte aus seinen in Händen habenden Flinten drei Schuß ihr entgegen. Auch sein Begleiter schoß seine Gewehre auf die Heranstürmenden ab, die Vorderen fielen, doch im nächsten Augenblick drangen die Andern mit Aexten und Säbeln auf ihn ein.

Hierher, Lazare! erschallte jetzt die Stimme des Grafen, und ihm zu Hülfe springend, schoß derselbe den nächsten Angreifer mit einer Pistole nieder, Vaillant riß den zweiten zu Boden, die sämmtlichen Diener stürzten sich den Feinden entgegen, und in wilder Flucht rannten dieselben davon.

Bist Du unverletzt, Lazare? fragte Louvencourt den treuen Schwarzen mit inniger Herzlichkeit und ergriff dessen Hand.

Ja, Herr, der Himmel hat uns beigestanden, antwortete dieser, wir sind nun mit dem Nothwendigsten versehen und können, sobald der Tag erscheint, unsere Reise an der Küste hin fortsetzen; denn wir müssen vorher Steine als Ballast in das Schiff bringen, damit es bei starkem Wind nicht umschlägt.

Sie begaben sich nun schnell zu dem Boot zurück, bei welchem die Gräfin mit Remi und Cleo, der Wärterin, an

ihrer Seite in tödtlicher Angst auf ihre Rückkehr wartete, und mit einem Gottlob sank sie dem Gatten in die Arme, als dieser beruhigend zu ihr trat und sagte:

Es ist gut abgelaufen, keiner unserer Leute ist verwundet und wir sind sicher.

Komm, geliebte Madelaine, versuche, ob Du Dich etwas ruhen kannst, fuhr dann der Graf fort, breitete ihren Shawl auf dem hohen Grase aus und bat sie, sich darauf niederzulassen.

Geistig und körperlich bis zur höchsten Ermattung erschöpft, sank die Gräfin auf ihrem Lager nieder, und Cleo nahm, sich zu ihr setzend, ihr Haupt in den Schooß.

Der Schlaf erbarmte sich der unglücklichen Frau, und regungslos ruhte sie, von der treuen Dienerin überwacht, noch, als der Morgen graute.

Lazare ließ jetzt Steine in das Schiff tragen, und legte sie gleichmäßig auf den Boden desselben fest, dann füllte er das leere Faß mit frischem Wasser aus dem klaren Bache, brachte die Früchte und den Zwieback im vordern Theile des Bootes unter und errichtete aus Stöcken ein Gestell über dem hintern Raume desselben, über welches er den Shawl der Wärterin zum Schutz gegen die Sonne ausbreitete.

Der Tag zog heiter am wolkenlosen Himmel aus, als Alles zur Abreise fertig war, nur die Gräfin ruhte noch in tiefem Schlafe, und ihr Gatte saß, wehmüthig auf sie niederschauend, an ihrer Seite, und konnte es nicht über sich gewinnen, sie in ihrer Ruhe zu stören.

Lazare stand auf dem Ufer bei dem Boote und wartete mit dringendem Verlangen auf den Augenblick der Abfahrt, indem er wiederholt seinen mahnenden Blick auf seinen Herrn richtete, dann ihn aber wieder mit Besorgniß in dem Thale hinauf schweifen ließ.

Der Graf erkannte sehr wohl die Befürchtungen des Haushofmeisters, die theure, unglückliche Frau hatte aber ihr unsägliches Leid in ihrem Schlummer vergessen, und er konnte sie unmöglich selbst dieser Wohlthat berauben und sie in die herbe Wirklichkeit zurückrufen. Darum vermied er es, dem Blick des treuen Dieners zu begegnen, bis dieser endlich, von Unruhe getrieben, zu ihm trat und bittend sagte:

Die Zeit drängt sehr, Herr, denn unsre Gegner von vergangener Nacht werden sicher bald hierherkommen, und vielleicht mit Verstärkung, und ehe wir davon rudern können, werden wir lange ihren Schüssen ausgesetzt sein. Wecken Sie die Gräfin, ihr Leben hängt vielleicht von dem Augenblicke ab.

Noch ein kurzes Zögern, noch einen traurigen Blick auf die ruhende Gattin, und der Graf beugte sich zu ihr nieder, und weckte sie mit seinem Kusse.

Sie schlug die Augen auf, und heiter und glücklich begegnete ihr erster Blick dem geliebten Manne, dann aber quollen Thränen unter ihren langen Wimpern hervor, und ihre Arme um ihn schlingend, sagte sie mit schmerzlichem Tone:

Ach, Horace, ich träumte so glücklich, ich hielt unsern Liebling, unsre Adelaide, wieder in meinen Armen! Die

Thränen erstickten ihre Worte, und willenlos ließ sie sich von dem Grafen aufrichten und nach dem Boote geleiten.

Schnell setzten sie sich unter dem Sonnendache nieder, die Diener legten die Ruder ein, Lazare ergriff das Steuer, und eilig glitt das Fahrzeug auf dem Flusse hinab, doch kaum war es einige hundert Schritte fortgezogen, als ein wildes Geschrei im Thale hinauf erschallte, und eine große Zahl von Negern auf dem Ufer erschienen. Sie sahen das Schiff mit ihren Feinden dahin schwimmen, sandten ihnen Verwünschungen und Flüche nach, und schossen ihre Gewehre nach ihnen ab; doch das Boot war bereits außer dem Bereiche ihrer Kugeln und fuhr eilig der Mündung des Flusses zu, während der Hund mit zorniger Stimme die Rufe der Neger beantwortete.

Bald hatten die Fliehenden die Bucht erreicht, wo der Wind frei über sie hinzog, das Segel wurde schnell entfaltet, und leicht schnitt das scharfe Fahrzeug durch die Wogen in den Golf hinaus.

Es war gut, daß dasselbe mit dem nöthigen Ballast versehen war, denn die See ging hoch und der Wind blies frisch, doch er kam von Westen und trieb das Boot fliegend an der Küste hin. Der Golf glänzte in seiner vollen Pracht, die durchsichtig grünen Wogen jagten sich spielend um das auf- und niedersteigende leichte Schiff, sie sprühten, unter seiner Spitze aufsteigend, ihren Gischt wie Brillantregen zu seinen beiden Seiten hin, und die Sonne spiegelte sich blitzend auf ihren schaumgekrönten



Häuptern, während die Brandung sich hoch an den steinigen, felsigen Ufern aufthürmte und rauschend in die See zurückstürzte.

Und dort über der schroffen Küste hoben sich die schönen Berge blau und duftig unter dem klaren Himmel empor – ach – die unglücklichen Schiffer sahen all die Schönheiten nicht, sie sahen nur eine ungewisse, finstere Zukunft vor sich, denn heimathlos, und all ihres unbegrenzten Glückes beraubt, zogen sie dahin, ein Spiel der Wogen und des Schicksals! Der Tag verstrich, kein Segel tauchte auf, und kein lebendes Wesen war auf der felsigen Küste zu erblicken, doch endlich, als die Sonne wie ein glühender Ball in das Meer versank, gewährte das nach einem Hafen spähende Auge des Haushofmeisters eine kleine Bucht, in welcher ein schwarzer Punkt ihm einen Nachen bezeichnete.

Schnell lenkte er das Schiff danach hin, und erkannte bald in einem Kahne einen Neger, welcher fischte.

Verwundert schaute derselbe nach dem Boote aus, dessen Segel jetzt eingezogen wurde und welches sich ihm nun langsam näherte.

Ist eine Ansiedlung hier in der Nähe, Freund? fragte Lazare den Neger in Spanisch.

Die nächste Ansiedlung liegt mehrere Meilen weit im Lande, ich wohne allein hier an der Bucht, dort ist mein Haus, antwortete der Schwarze freundlich, und nahm grüßend seinen Hut ab.

So können wir wohl bei Dir die Nacht zubringen und ein Gericht Fische bei Dir bekommen? fuhr Lazare fort,

und fügte schnell noch hinzu, natürlich gegen gute Bezahlung.

Meine Hütte ist zu klein für weiße Herrschaften, was ich aber habe, gebe ich gern, antwortete der Neger, hob das Seil mit dem schweren Stein, welcher ihm als Anker diente, in seinen Nachen, ergriff die Ruder und fuhr nun dem Boote voran in die schmale Bucht weiter hinein nach seiner Lehmhütte, welche von Bananen, Palmen und Orangen überschattet auf dem grünen Ufer am Fuße der über hundert Fuß emporsteigenden schroffen Felswand stand.

Es war hier so friedlich still, die tiefe, dunkle Fluth lag unbewegt, wie ein Spiegel, zwischen den nahen felsigen Höhen, und die Hütte mit ihren aufsteigenden Rauchwölkchen zwischen den mit goldigen Früchten geschmückten Bäumen schaute so freundlich zu den heimathlosen Wanderern herüber, daß sie den armen Neger um sein Glück beneideten, denn vor der Hütte spielten zwei kleine Kinder, und aus der Thür sah eine junge Negerfrau neugierig hervor.

Mit dem unbeschreiblich wohlthuenden Gefühl von Sicherheit und dem unwiderstehlichen Verlangen nach Ruhe stiegen die vollständig erschöpften Schiffer an das Land, und wurden von dem Negerpaar freundlichst willkommen geheißen.

Der Mann hatte köstliche Fische in seinem Boote mitgebracht, von denen die Frau ein reichliches Mahl für die Gäste bereitete, und noch kleine Maiskuchen und Chokolade hinzufügte.

Seitwärts vom Hause unter dichten Orangenbäumen zündete der Neger ein Feuer an, bei welchem seine Gäste sich niedersetzten und ihr Mahl verzehrten, und nachdem dies geschehen war richtete die Negerfrau für das gräfliche Paar, so wie für Remi ein Lager her, um dort in Ruhe und Sicherheit die Nacht zu verbringen.

Die Sichel des neuen Mondes verschwand bald hinter der hohen Felswand, doch die hellen Sterne spiegelten sich vom dunklen Himmel herab auf der stillen Fluth, als die todtmüden Reisenden sämmtlich in festen Schlaf gesunken waren, und nur Vaillant, zu den Füßen seines Herrn liegend, noch wachend um sich blickte.

Auch die Negerfamilie schlief ruhig in ihrer Hütte, als ein heftiger Donnerschlag die Schläfer aufschreckte, und Vaillant mit zornigem Gebell empor sprang. Ein schweres Gewitter hing über der Bucht, ein Sturm trieb es von der See her, und jagte die Wogen, zu Bergen aufgethürmt, in die Bucht herein, so daß sie an dem Ufer aufstiegen und ihren Schaum über die kleine Ansiedlung hinwarfen.

Alle flüchteten sich schnell in die Hütte, denn der Regen peitschte jetzt in Strömen über das Ufer hin, und Blitz auf Blitz rollte der Donner ununterbrochen erschütternd durch die enge Schlucht. Doch die Flüchtlinge fühlten sich sicher unter dem schützenden Dache, und dankten der Vorsehung, die sie hierhergeführt.

Erst gegen Morgen zog das schwere Gewölk vorüber, und der blaue Himmel sah wieder freundlich auf die Bucht nieder, die See aber war in großer Aufregung, und

der Sturm blies den Schaum von den Köpfen der Wogen fliegend vor sich her.

Es war an eine Weiterreise nicht zu denken, die Sturzwellen würden das leichte Segelboot sofort verschlungen haben, doch gern überließen sich die vom Schicksal hierher Verschlagenen der Gastfreundschaft der armen Fischerfamilie.

Während dreier ganzer Wochen wurden Louvencourts hier zurückgehalten, denn die See blieb zu stürmisch, als daß sie sich in dem Seegelboot hätten hinaus wagen dürfen, das Wetter aber war schön, die Sonne schien heiß auf die seeumspülten Ufer der Bucht nieder, und der Schatten der dichten Orangenbäume gab den Fremdlingen ein schützendes, liebliches Asyl. Dabei boten die ehrlichen Fischerleute Alles auf, um ihren Gästen den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen, und Louvencourts Diener versorgten die Küche reichlich mit Federwild, welches sie in der nahen Umgegend erlegten. Endlich beruhigte sich das Meer, die Bucht glättete sich abermals wie ein Spiegel, und die Luft zog mild von Westen her über sie hin. Die Abreise ward auf den folgenden Morgen festgestellt, und die Negerfrau benutzte den Nachmittag, um noch Vorräthe von Lebensmitteln für die Fremden bereit zu machen. Namentlich verpackte sie viel selbstbereitete Chocolate, buk noch eine Menge Maiskuchen, kochte eine große Anzahl Eier und briet mehrere Hähne. Alles that sie zusammen in einen Korb und fügte noch einen Beutel mit Salz hinzu. Schon am frühen folgenden Morgen wurden die Vorräthe in das Schiff gebracht, auch Orangen,

Bananen und Melonen und für den Unterhalt Vaillants getrocknete Fische hineingelegt, und als die Gäste nun ihr letztes Frühstück verzehrt hatten, nahmen sie unter den herzlichsten, aufrichtigsten Danksagungen Abschied von den braven Fischerleuten, und der Graf machte denselben ein reiches Geschenk in Gold.

VIERZEHNTE KAPITEL.

*Die Strömung. – Die Windstille. – Verschlagen. – Der Wind. – Der Morgen. – Der Sturm. – Ein Segel. – Der Schooner. – An Bord. – Der verlorene Freund. – Der freundliche Kapitain. – Der Millionair. – Das Gewissen. – Der Gerettete. – Gefesselt – Böser Rath. – Der abgebrochene Mast. – Die Angst. – Der Fluch.*

Das Schiff war bestiegen, das Segel blähte sich auf, und mit einem wehmüthigen Lebewohl an die friedliche Bucht und ihre guten, ehrlichen Bewohner ging es wieder zur offenen See hinaus. Der Wind war günstig, er frischte sich mehr und mehr auf, und in jeder Stunde legten die Reisenden über sechs Meilen zurück. Die Sonne stand noch ziemlich hoch über dem Meeresrand, als sie die, weit in die See hinauspringende Landspitze Point Isabella erreichten und in nicht großer Entfernung an ihr vorüberfahren, während der Wind immer schwächer wurde.

Dennoch füllte sich das Segel in Zwischenräumen, und trieb das Schiff über die gleichfalls ersterbenden Wogen, und Lazare steuerte es mehr und mehr der Küste zu, doch bald bemerkte er, daß er sich rasch von derselben entfernte.

Die Strömung jenseits Point habella hatte das Boot erfaßt, und trug es mit sich fort in das Meer hinaus.

Wir treiben vom Lande ab, sagte er erschrocken zu dem Grafen, der Wind ist zu schwach, um das Schiff gegen die Strömung anzusteuern.

Was sollen wir thun, Lazare? fragte Jener, gleichfalls mit Schrecken die Eile erkennend, mit welcher sie sich von dem Lande entfernten.

Wir müssen versuchen, ob wir es mit den Rudern erzwingen und die Küste wieder erreichen können; nahe am Lande ist die Strömung nicht heftig, erwiederte der Schwarze, raffte schnell das Segel zusammen und ließ sechs Mann die Ruder einlegen.

Mit aller Kraft arbeiteten diese gegen die Strömung, doch es machte in dem Laufe des Schiffes keinen Unterschied, es zog in das Meer hinaus, und das Land hüllte sich von Minute zu Minute mehr in den Duft der Ferne.

Mein Gott, Lazare, wir sind verloren, wenn wir das Land nicht wieder erreichen! sagte der Graf entsetzt, und Madelaine schlang ihren Arm mit den Worten um ihn:

Der Allmächtige im Himmel mag uns beistehen!

Dann sank sie dem Gatten an die Brust und sagte halblaut zu ihm:

Unser guter Stern ist untergegangen, doch wir enden zusammen, mein Horace!

Noch ist Hoffnung, Madelaine, antwortete der Graf tröstend, wir wollen sehen, daß wir aus dem Strome herauskommen und das Land hinter Point Isabella wieder gewinnen.

Mit verdoppelter Anstrengung legten die Diener sich jetzt in die Ruder, doch alle Mühe war vergebens, das

Schiff trieb dahin, und das Land war bald kaum noch wie ein blauer Wolkenstreif zu erkennen.

Der Wind war gänzlich erstorben, die See hatte sich geglättet, und nur wie mit langen Athemzügen wogte sie noch auf und nieder. Land war nicht mehr zu sehen, der weite, öde Kreis des Meeres umgab die Verschlagenen. Die Sonne hatte jetzt den Horizont erreicht, und sank hinter einer dichten Wolkenbank, deren Saum sie glühend färbte, langsam in die Fluth hinab.

Mit bangem Blick schaute Lazare nach der glühenden Wolkenschicht und auf die eilige Fluth, die das Schiff unaufhaltsam mit sich fort nahm, und dann wieder nach des Mondes Sichel, die sich bereits zu neigen begann. Er sah, daß menschliche Kräfte nicht ausreichten, um dem Fahrzeuge in seinem Lauf eine andere Richtung zu geben, und ließ die erschöpften Männer die Ruder einziehen.

Was meinst Du, Lazare, was werden die Wolken dort uns bringen? fragte der Graf, als warte er auf ein Wort der Hoffnung von den Lippen des treuen Dieners.

Wir sind in Gottes Hand, Herr, er hat uns soweit ja beigestanden, antwortete der Schwarze, vielleicht bringen uns die Wolken Wind, der uns die Küste von St. Domingo wieder gewinnen läßt.

Oder, der uns zusammen in den Wogen begräbt, sagte die Gräfin halblaut, und Alle schwiegen.

So schaukelte sich das Boot aus der athmenden Fluth, die Sterne begannen zu blitzen, und die Nacht zog ihren Schleier über das Meer.



Es war eine unheimliche Stille, welche die Schiffer umgab, und wie nach einem scheidenden Freunde schauten sie stumm dem Monde nach, als derselbe hinter dem langsam aufsteigenden Wolkenlager versank.

Das letzte Licht war jetzt verschwunden, und die Finsterniß so undurchdringlich, daß man in dem Boote einander nicht mehr erkennen konnte, um so heller aber leuchtete die See um das Schiff und um so glänzender spiegelten sich die Sterne auf der Fluth.

Wie ihrem Schicksal verfallen, saßen die Verschlagenen regungslos und schweigend da, und gedachten der vielen langen, bangen Stunden bis zum Morgen. Es war nach Mitternacht, als das heraufziehende Gewölk bereits die Hälfte des sternbedeckten Himmels überzogen hatte und ein fernes Rauschen zu den Ohren der Schiffer drang.

Dort kommt der Wind, sagte Lazare, und löste schnell das Segel, immer lauter und deutlicher wurde das Brausen, und bald glänzte ein weißer Streif durch die Dunkelheit, der sich auf der stillen Fluth eilig dem Schiffe nähete. Es war der Wind, der die See kräuselte und den Schaum vor sich hintrieb. Im nächsten Augenblick hatte derselbe das Boot erreicht, dessen Segel blähetete sich auf, und während die leichten, schäumenden Wellen sich an seinen Seiten brachen, trugen sie es schaukelnd mit sich fort.

Wohin aber – wer konnte es sagen?

Immer eiliger, immer wilder ward sein Lauf durch die Finsterniß, immer stärker, immer lauter blies der Wind,

immer höher stiegen die Wogen, und an ihnen hinauf, zwischen ihnen hinab schoß das leichte Fahrzeug von fliegendem Gischt übersprüht.

Lazare hielt mit starker Hand das Ruder, und steuerte das Schiff mit der dahinrollenden See, während der schwanke Mast sich immer tiefer unter der Gewalt des Segels beugte.

Bindet das Segel kürzer! rief er den Männern zu, denn der Sturm brach jetzt seine Fessel, und der Mast drohte zu brechen.

Schnell war der Befehl vollführt, und nur noch ein kleiner Theil des Segels blieb dem Winde preisgegeben, dennoch beugte es den Mast und trieb das Boot mit rasender Eile über die Wogen dahin, während die ihm folgenden Wellen ihren Schaum weit über dasselbe hinaus warfen.

So stürmte es durch die Finsterniß fort, und niederkauert saßen die Schiffer zusammen und starrten schweigend auf die schaumgekrönte Fluth, die sich grausig und drohend um sie aufthürmte, und donnernd in die Abgründe um sie her niederstürzte. Ihre Angst hatte sich in stumpfe Unempfindlichkeit verwandelt, und in Ergebung in das unvermeidliche Ende, dem sie von Minute zu Minute entgegen sahen, beugten sich ihre Seelen. Und doch schreckte sie jede Sturzwelle, die krachend um sie niederschlug, aus ihrer Erstarrung auf, und von jeder hohen Woge späheten sie um sich, ob das Tageslicht sich noch nicht nahe.

Endlich zitterte die Dämmerung über die weite sturm- bewegte Wasserwüste, und die Herzen der Schiffer zogen sich noch mehr in Entsetzen zusammen, denn was sie während der Finsterniß Gräßliches geahnet hatten, sahen sie jetzt klar vor Augen. Zu Bergen aufgethürmt, rasten die Wogen um sie her, und in der Wuth des furchtbaren Elements erkannten sie die Ohnmacht, die sie ihm entgegenzustellen vermochten. Wie eine Nußschale warfen die Wellen das kleine, schwache Fahrzeug einander zu, als spielten sie Ball mit ihm, ehe sie es verschlingen wollten.

Fest von seinen Armen umschlossen, hielt der Graf die theure, unglückliche Gräfin an seine Brust gedrückt, und starrte verzweifelnden Blicks in den Sturm hinaus, und Lazare hielt seine großen treuen Augen finster auf jede nahende Woge geheftet, um das Schiff vor ihrem Sturze zu bewahren.

Ein Segel! schrie plötzlich der Graf aufspringend, und zeigte seitwärts über die See, doch das Boot sank zwischen den Wogen hinab, und machte jeden Fernblick unmöglich. Gleich aber stieg es wieder an der nächsten Welle empor, und von ihrer Höhe gewahrten die Schiffer nun das ferne Segel, welches gleichfalls schwer mit dem Sturme kämpfte.

Lazare steuerte ihm sofort entgegen, um ihm den Weg abzuschneiden, das Boot aber legte sich so sehr auf die Seite, daß es umzuschlagen drohte, und die Wellen warfen ihren Gischt nun so heftig darüber hin, daß es sich mit Wasser zu füllen begann. Die Männer aber setzten

sich auf die hohe Seite, und schöpften mit ihren Hüten das Wasser so schnell, als es hereinfiel, über Bord.

Wir werden das Schiff erreichen, Herr! rief Lazare frohlockend aus, und hielt mit allen Kräften das Boot gegen die Wogen an, und mit des Sturmes Eile kam es dem Schiffe immer näher. Dasselbe war ein Schooner, der Bauart und dem Segelzeug nach ein amerikanischer, und erschien leicht beladen zu sein, denn er hob sich immer schnell auf die Wogen hinauf.

Eine halbe Stunde der Angst und der Hoffnung war verstrichen, als Lazare dem Schiffe den Weg abgeschnitten hatte, und dem Boote nun dieselbe Richtung, in welcher jenes steuerte, gab, um sich von ihm einholen zu lassen.

Durch die leichte Wendung aber ward das Boot noch mehr der Gewalt des Sturmes und der Wogen preisgegeben, es bäumte sich hoch an ihnen auf, als müsse es sich rückwärts überschlagen, und jagte dann wieder in den Abgrund hinab, als wollte es in die bodenlose Tiefe hinunter schießen. Dann aber schüttelte es sich so gewaltig, daß die Schiffer sich an ihm festklammern mußten, und flog wieder auf die Höhe der See hinauf.

Doch jetzt galt es, es war der letzte Kampf um das Leben, und Lazare preßte das Ruder mit beiden Händen an sich, und legte seine ganze Wucht dagegen, um es fest in derselben Richtung zu halten, und näher und näher kam der Schooner unter Sturmsegeln herangezogen.

Die Mannschaft hat uns gesehen, sie will uns helfen, schrie Lazare durch den Sturm, macht Euch fertig, damit

Ihr das Tau erfaßt, welches man uns zuwerfen wird, denn verfehlt Ihr es, so sind wir verloren, wir können das Schiff nicht wieder einholen!

Da kam der Schooner, sein Vordertheil in Schaum und Gischt der vor ihm aufsteigenden Wogen verhüllend, herangestürmt, und auf seiner linken Seite standen die Matrosen an der Brüstung zusammen und hielten mehrere Taue, über ihre Arme geschlungen, über die See hinaus.

Brausend zog das Schiff daher, donnernd schlugen die Wellen an ihm empor, noch einen Augenblick starrer Erwartung, und es schoß an die Seite des Bootes, als wolle es an ihm vorüberfliegen, doch die Taue der Matrosen fielen in dasselbe herab, sie wurden von den Männern in ihm erfaßt, und, fest an die Seite des Schooners gezogen, brauste das kleine Fahrzeug mit ihm dahin.

Es war ein Moment zwischen Leben und Tod, denn die vor dem Schiffe aufschießende Fluth stürzte sich mit solcher Gewalt über das Boot, daß Alle darin, Hörens und Sehens beraubt, sich betäubend festklammerten, um nicht über Bord gerissen zu werden.

Lazare aber erfaßte die Gräfin, hob sie hoch über sich den Matrosen zu, und im nächsten Augenblick hatte sie das Verdeck erreicht.

Cleo, die Wärterin, folgte ihr in gleicher Weise, noch von dem Grafen unterstützt, nach, dann reichte Lazare den Koffer der Gräfin der Mannschaft hinauf, die Diener kletterten an den Tauen empor, der Graf und Remi sprangen über die Brüstung, und Lazare hatte ihnen Vaillant

zugehoben, als das Boot umschlug und mit dem Haushofmeister in dem Gischt der Wogen verschwand.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte von Aller Lippen auf dem Verdeck, Lazare, Lazare! schrie der Graf in den Sturm hinaus, doch Lazare war nirgends zu erblicken, die See hatte ihn, sowie das Boot, verschlungen.

O Gott, o Gott unser letzter Trost, unser treuester Freund, ist uns auch noch genommen! jammerte Horace Louvencourt, und rang die Hände dem Dahingeschiedenen nach, doch die Gräfin schlang, mit thränenschwerem Blick zu ihm aufschauend, ihren Arm um ihn, und sagte:

Gott hat sich unser doch erbarmt, Horace, wenn wir auch viel verloren haben!

Ja, ja, ich habe Dich noch, mein größtes Glück, meine Madelaine, und werde keine Armuth, keine Entbehnung fühlen! rief der Graf, und preßte die geliebte Frau an sein Herz.

Und Dich, meinen guten, theuern Remi, fuhr er dann, zu seinem Bruder gewandt, fort, indem er dessen ihm hingehaltene Hand ergriff.

Und uns Herr! sagten die Diener alle, und drängten sich um ihre Herrschaft, worauf der Graf, ihnen wehmüthig und dankend, die Hände drückte. Dann aber wandte er sich zu dem Kapitain des Schooners, welcher mit den Matrosen seitwärts stand und sie mitleidig anschaute.

Und wie soll ich Ihnen für unsere Rettung danken, Sie braver Mann? Ich kann es ja nur mit Worten thun, hub er,

die Hand des Kapitäns erfassend, an, doch dieser klopfte ihm freundlich auf die Schulter, und sagte:

Das ist keines besonderen Dankes werth, Herr, Sie würden dasselbe für mich gethan haben. Doch Ihre Frau ist sehr naß geworden, gehen Sie mit ihr in die Cajüte und machen Sie es sich dort bequem.

Halt die Segel voll! rief er dann dem Mann am Steuer zu, und fuhr, wieder zu Louvencourt gewandt, fort:

Sie müssen mich entschuldigen, das Wetter ist schwer, und ich muß mein Schiff überwachen. Doch bald bin ich bei Ihnen, und was ich zu Ihrer Stärkung und Erholung thun kann, soll geschehen.

Dann winkte er dem Grafen, nach der Cajüte zu gehen, und gab den Matrosen den Befehl, das ungeheure Segel kleiner zu binden; denn das Meer wurde immer stürmischer, und der Wind drohte, das Schiff umzuwerfen. Doch ein besseres Seeboot gab es nicht, als dieser ›Delphin‹, wie der Schooner hieß, und sein Befehlshaber, Kapitain Privot, war einer der besten Seefahrer in den Vereinigten Staaten.

Während der Delphin nun mit den Geretteten Woge auf Woge ab gegen den Sturm kämpfte, befand sich das Schiff Neptun mit Gatlard und dessen Schätzen an Bord, wenn auch nicht in Angesicht des Schooners, doch in seiner Nähe.

Gatlard war mit dem Schiffe nach Havanna gesegelt, hatte dort die Ladung Mehl zu hohen Preisen verkauft, und hatte dagegen eine Ladung Kaffee und Zucker eingenommen, um sie nach Philadelphia zurückzuführen.

Die Kisten, Kasten und Koffer mit Werthsachen, welche er vor Cap Hayti erbeutete, hatte er auf der Fahrt nach Havanna geöffnet, und Gold- und Silberzeug, so wie Schmucksachen von ungeheurem Werth darin gefunden, und auch von den Geldfässern, welche Louvencourt ihm anvertraute, hatte er sich überzeugt, daß sie wirklich nur Goldmünze enthielten.

Sämmtliche Colli hatte er sorgfältig wieder verschlossen, und sie in Havanna bei dem Zollamt als nach Philadelphia bestimmte Güter angegeben. Er ließ sie denn auch alle mit seinem eignen Namen zeichnen, und brachte sie in der Cajüte und auf dem obern Verdeck unter.

Der Werth dieser Schätze überstieg bei Weitem seine kühnsten Erwartungen, es waren viele Millionen, die er sein eigen nannte und die ihn zum reichsten Manne in den Vereinigten Staaten machten.

Nichts stand jetzt seinem Glück noch im Wege – alle seine Hoffnungen, seine Wünsche, seine Träume von irdischer Glückseligkeit waren in Erfüllung gegangen, und er glaubte sich jetzt vollständig Herr seines Schicksals.

Das Beladen des Neptuns in Havanna hatte Gatlard mit größter Eile betrieben, um sobald als möglich seine Reichthümer in Philadelphia landen zu können.

Jetzt, wo er, dem Schooner Delphin so nahe, mit seinem Schiffe gegen den Sturm kämpfte, waren es erst wenige Tage, seit er Havanna in der Hoffnung verlassen hatte, nun nach dem anhaltend stürmischen Wetter mit einer recht ruhigen, heitern Fahrt nach Hause erfreut zu werden.



Der so unerwartete Sturm berührte ihn so sehr beunruhigend, sein ganzer Reichthum, sein ganzes irdisches Glück stand ja auf dem Spiele; denn rettete er vielleicht auch sein Leben, und das Schiff ging unter, so war er wieder arm, war ein Lump, und der Tod würde ihm willkommen sein.

Der Neptun war schwer beladen, und seine trägen Bewegungen gaben der See eine größere Gewalt über ihn, denn wenn er von einer hohen Woge in die Tiefe sank, so hob er sich nicht wieder schnell genug, um auf der nächsten emporzusteigen, sie stürzte oftmals mit ihrer ganzen Wucht auf ihn nieder, rüttelte und schüttelte ihn in allen seinen Fugen, und drohte, ihn unter sich zu begraben.

In solchen Augenblicken sank Gatlard das sorglose übermüthige Herz, und er meinte, die Wehklagen, die Todesschreie der von ihm betrogenen weißen Menschen auf dem Strande von Cap Hayti zu hören.

Kapitain Brooks redete ihm Muth ein, und versicherte ihn, daß das Schiff schon viel heftigere Stürme ausgehalten habe, und daß bis jetzt auch nicht die mindeste Gefahr vorhanden wäre, doch Gatlard blieb bleich und entsetzt, und konnte die Bilder von Cap Hayti vor seiner Seele nicht verscheuchen.

So stand er mit den Händen in den Taschen und blickte ängstlich von dem obern Verdeck, wo ein Theil seiner Schätze aufgestapelt war, auf die tobenden, schäumenden Wogen hinab, da gewahrte er plötzlich in der Ferne vor dem Schiffe einen schwarzen Punkt auf der Höhe einer Welle, und es kam ihm vor, als ob es ein Mensch

gewesen sei, der den Arm hoch über sich gehoben hätte; im nächsten Augenblick aber war er wieder zwischen den Wogen versunken.

Ich glaube, ich habe dort vor uns so eben einen Menschen schwimmen sehen, Kapitain, rief er diesem dringend zu, es ist unsere Pflicht, ihn zu retten, wenn es in unserer Macht steht. Ruft alle Hände auf das Verdeck, ein Mann in See! schrie der Kapitain, eilte nach dem Vordertheil des Schiffes, und hob schnell ein Tau auf die Brüstung, worauf alle Matrosen herbeisprangen, und sich bereit machten, dem Unglücklichen zu helfen.

Dort schwimmt er – es ist ein Neger, – schrie einer der Matrosen.

Gebt Acht, daß Ihr ihm eine Schlinge zuwerft, die ihn festhält, vielleicht hat er nicht mehr die Kraft, sich an dem Tau selbst zu halten, rief der Kapitain, und Alle hielten ihre Blicke auf den Gescheiterten geheftet, auf den das Schiff jetzt rasch zusteuerte.

Werft zu! schrie der Kapitain wieder, und ein halbes Dutzend Taue flogen nach dem Schwimmenden hinab, derselbe ergriff eines davon, steckte einen Arm und den Kopf durch die Schlinge, und ließ das Haupt sinken, als habe er seine letzten Kräfte dazu aufgeboten.

Schnell wurde er nun von den Matrosen an das Schiff heran und dann an ihm herausgezogen, und als sie ihn über die Brüstung auf das Verdeck gehoben hatten, sank er regungslos auf demselben zusammen.

Bei Gott, das ist der schwarze Goliath von Cap Hayti, der, unserm Kameraden den Kopf spaltete, schrie einer

der Matrosen, laßt uns ihn wieder über Bord werfen, ehe er zu sich kommt, sonst möchten noch einige Köpfe entzwei gehen!

Halt! schrie aber Gatlard dazwischen, und wehrte die Matrosen, die Hand an den Ohnmächtigen legen wollten, zurück, er that es in Vertheidigung seines Lebens, und Keiner von Euch soll ihm ein Leid zufügen. Doch bindet ihn, damit er kein Unheil anrichten kann.

Ich habe Handschellen in der Cajüte, die soll er wohl nicht zerreißen, nahm der Kapitain das Wort, und ließ dieselben durch den Cajütendiener herbeiholen, worauf sie dem ohnmächtigen Lazare, denn dieser war der Gerechtete wirklich, an den Händen befestigt wurden.

Nun tragt ihn auf das obere Verdeck, und merkt es Euch, daß Niemand ein Wort mit ihm redet, sagte Gatlard befehlend und drohend, und schritt nun voran, während die Matrosen den Haushofmeister ihm nachtrugen.

Auf dem obern Verdeck wurde schnell ein Lager für Lazare bereitet, und derselbe mit einer Kette an den hintern Mast festgeschlossen, worauf Alle ihn verließen, und dem Schiffe wieder ihre Aufmerksamkeit zuwandten.

Nur kurze Zeit hatte Lazare dort gelegen; als er die Augen aufschlug, sich umschaute und mit Entsetzen auf seine Fesseln blickte.

Was hab' ich denn verbrochen, daß man mich in Ketten legt? rief er dem Manne am Ruder zu, und richtete sich, wenn auch mühsam, auf, doch der Steuermann gab ihm keine Antwort, und schaute nach den Segeln hinauf.

Das Bewußtsein kehrte schnell in Lazare zurück, er sah sich um, und seine Umgebung erschien ihm nicht fremd; da fiel sein Blick auf eine Kiste, die an seiner Seite stand, und sofort erkannte er dieselbe als eine, welche seinem Herrn gehörte und welche er in Cap Hayti selbst verpackt hatte. Er befand sich also auf dem Schiffe, welches das Vermögen seines Herrn trug, in der Gewalt des Ungeheuers, der seinen Herrn beraubt und so unsägliches Unglück über ihn gebracht hatte, er wollte hinab, und ihn in der Cajüte suchen, doch er vergaß die Ketten, die ihn an dem Maste festhielten, und in seinem Zorn schüttelte er sie und suchte sie zu zerreißen. Dann aber ließ er die Arme vor sich herabsinken, und kauerte sich, seine Hände faltend, auf seinem Lager nieder. Seine Herrschaft war ja gerettet, und mit dem stillen Dank, den er dafür zum Himmel sandte, flehte er Gott an, daß er ihn wieder zu ihr führen möge.

Während dieser Zeit saß Gatlard mit dem Kapitain in der Cajüte, und beredete mit ihm, was mit dem Neger anzufangen sei.

Sie hätten die Matrosen ruhig gewähren lassen sollen, als sie den Kerl über Bord werfen wollten, dann wären wir ihn jetzt los, sagte der Kapitain finster, und fügte nach einer Pause hinzu: Vielleicht wäre es noch zu machen, wenn man den Leuten einen Wink gäbe, daß man den Neger nicht weiter gegen sie in Schutz nehmen wolle.

Nein, nein, Kapitain, es würde Unglück über uns bringen, hören Sie nur, wie die See donnernd gegen das Schiff schlägt, antwortete Gatlard ängstlich, und horchte

auf den Sturm, der durch das Tauwerk pfiß und heulte, und den Mast, der durch die Cajüte herab stand, ächzen ließ.

Sie sind zu ängstlich, Herr Gatlard, fuhr der Kapitain beruhigend fort, dieser Wind wird uns keinen Schaden thun, und was sollen wir mit dem Kerl anfangen, sollen wir ihn mit nach Philadelphia nehmen, damit er dort den Hals aufreißt und über das Unrecht schreit, was Sie seiner Herrschaft zugefügt hätten? Folgen Sie meinem Rath, überlassen Sie ihn den Matrosen, und wir sind ihn los.

Nein, Brooks, ich will keine Schuld an seinem Tode haben, die Andern in Cap Hayti konnte ich nicht retten, da mein Schiff in Gefahr war, doch dieser Mensch ist in meine Gewalt gegeben, ich will ihm das Leben erhalten, antwortete Gatlard zögernd; wir können ihn ja irgendwo an der Küste an das Land setzen, er weiß nicht, wie das Schiff und wie wir heißen, dann sind wir ihn gleichfalls los, und ich habe ihm das Leben gerettet.

Was ist an dem Leben eines Negers gelegen – sein Tod wird uns kein Unglück bringen, versetzte der Kapitain, als in demselben Augenblick ein furchtbarer Donnerkrach das Schiff in allen seinen Fugen schüttelte, die Cajüte sich so sehr auf die Seite legte, daß die Sessel durcheinander polterten, Gläser, Flaschen und Näpfe auf dem Boden zerschellten und ein Zetergeschrei auf dem Verdeck erschallte.

Wir sind verloren! schrie Gatlard, der zu Boden gestürzt war, bleich und bebend, und raffte sich auf, während der Kapitain entsetzt zur Thür hinaus sprang.

Auch Gatlard hatte nach wenigen Augenblicken das Verdeck erreicht, wo ein gräßliches Bild der Zerstörung seinem Blick entgegentrat.

Der Hauptmast war in seiner Mitte abgebrochen und hing, das Schiff auf die Seite ziehend, mit seinen Tauen und Segeln in die tobende Fluth, während die schäumenden Wogen sich über die hohe Seite auf das Verdeck stürzten und Alles in ihrem Gischt verhüllten.

Dabei heulte der Sturm über das Fahrzeug, knallend wie Kanonenschüsse schlugen die Segel im Winde, und dazwischen tönte der Kommandoruf des Kapitäns, so wie die Axtschläge der Matrosen, die den Mast von dem Schiffe loszuhauen sich anstrebten.

Gatlard konnte sich in seiner Angst kaum aufrecht erhalten, er klammerte sich an den Thürpfosten fest, und wollte ein Gebet zum Himmel stammeln; die Worte aber erstarrten auf seinen Lippen, denn die Schreckensbilder von Cap Hayti standen vor seinem Geiste und ließen ihn nicht zum Beten kommen.

Da stürzte wieder eine Woge über die Brüstung, warf Gatlard in die Vorcajüte hinein und zu Boden und schäumte in die große Cajüte, so daß dieselbe seinen Fuß hoch mit Wasser gefüllt wurde.

Verloren – verloren – o Gott vergieb mir – rette mich! schrie Gatlard in höchster Angst, und raffte sich empor; da sprang der Kapitain in den Eingang und rief:

Die Thür zu, Herr Gatlard, das Wasser dringt ja in die Cajüte!

Dabei wollte er die Thür schließen, doch Gatlard sprang bebend heraus, und schrie:

Nein, nein, ich ertrinke in der Cajüte, Alles schwimmt ja darin.

So gehen Sie auf das obere Verdeck, dort sind Sie sicher, versetzte der Kapitain, sobald das Schiff von dem Mast befreit ist, wird es wieder steuern, und dann hat die See keine Gewalt mehr daran, beruhigen Sie sich nur, die Gefahr ist nicht so groß, wie sie glauben.

Hierbei schloß der Kapitain die Thür, und wandte sich wieder zu den arbeitenden Matrosen, während Gatlard zitternd das obere Verdeck erklimmte.

Dort wankte er auf dem abschüssigen Boden um die, bei dem Mast aufgestellten und festgebundenen Kisten, und stand plötzlich nahe vor Lazare, den er in seiner Todesangst vergessen hatte. Entsetzt trat er vor ihm zurück, und sagte mit halberstickter Stimme:

Die Matrosen wollten Dich, als sie Dich erkannten, wieder über Bord werfen, ich habe Dich aber beschützt, und Dir zum zweiten Male das Leben gerettet. Vertraue auf mich, es soll Dir kein Leid zugefügt werden.

Lazare aber sprang von seinem Lager auf, und rief, die Hände nach Gatlard ausstreckend:

Schlimmeres Leid, als Sie mir selbst durch den Tod zufügen können, haben Sie über meinen Herrn gebracht, Sie sind ein gewissenloses Ungeheuer, und Gott wird sie nicht ungestraft lassen, der Hölle Fluch wird Sie durch Ihr Leben verfolgen und Sie zu Tode foltern. Fluch über Sie und über Alles, was Ihnen theuer ist, Fluch über die

Schätze, an denen das Blut und die Thränen der Unglücklichen hängen, die Sie morden ließen, um sie zu berauben, Fluch über Sie bei Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen!

Dabei stand Lazare wie ein schwarzer Rachegeist zu seiner vollen Größe aufgerichtet, und riß an seinen Ketten, als müsse er sie zersprengen.

Da fiel der Mast, von den Tauen befreit, in die See hinab, das Schiff richtete sich wieder auf und gehorchte abermals dem Steuer.

Gatlard wankte, von der heftigen Bewegung desselben erfaßt, seitwärts, und hielt sich an einer der Kisten, als der Kapitain auf das Verdeck sprang, und ihm zurief:

Nun sind wir frei, und die Gefahr ist vorüber.

Da schrie ihm Lazare zu:

Auch Du, Schurke, wer Du auch bist, wirst der Strafe Gottes nicht entgehen, auch Dich wird seine Gerechtigkeit ereilen und Dich in Elend zu Grunde gehen lassen!

Schweig', Hund, oder ich lasse Dir einige hundert Peitschenhiebe aufzählen, antwortete Brooks verächtlich und führte Gatlard seitwärts um die Kisten nach der Brüstung, wo er zu ihm sagte:

Ich hätte Lust dem Kerl selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen, das ist ja ein impertinenter Bursche – so zu weißen Männern zu sprechen.

Einerlei, Kapitain, es soll ihm durchaus Nichts zu Leid gethan werden, ich mache Sie dafür verantwortlich, fiel ihm Gatlard in das Wort, wir setzen ihn irgendwo an der



Küste an das Land, dann ist und bleibt er uns unschädlich. Gottlob, daß wir dieser Gefahr entgangen sind, es könnte uns noch Schlimmeres begegnen!

Wie Sie wollen, Herr Gatlard, wenn es mir aber nachginge, so müßte er schwimmen.

Ein für allemal, Brooks, es ist mein Wille und nun kein Wort mehr über ihn, lassen Sie ihn reden, was er will, und sorgen Sie nur dafür, daß ihm kein Matrose eine Antwort giebt, sagte Gatlard, sich von seiner Angst erholend, und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

Jedenfalls ist mir das Schicksal günstig gewesen, denn seine Herrschaft und Alle, die mit ihm in dem Boote waren, sind jedenfalls ertrunken, nur ein Herkules, wie dieser Neger, konnte sich in solchem Sturme über Wasser halten.

Das ist sicher, und von diesem Lump wollen wir uns bald befreien. An der Küste von Florida übergeben wir ihn dem ersten besten Fischerboote, und machen ihn dem Eigenthümer desselben zum Geschenk, der mag sehen, wie er mit ihm fertig wird, antwortete der Kapitain.

So wird es am Besten sein, bemerkte Gatlard, lassen Sie ihn bis dahin aber gut behandeln und verpflegen, im Guten kommt man leichter mit ihm fort. –

FÜNFZEHNTE KAPITEL.

*Das fremde Schiff. – Das Erkennen. – Der schwarze Herkules. – Der Schmuck. – Das Abendessen. – Der Mississippi. – New-Orleans. – Louisiana. – Die Landsleute. – Ein neuer Freund. – Der schwarze Fluß. – Der Halbindianer.*

Das Schiff wurde nun, so weit es Sturm und Zeit gestatteten, ausgebessert, auf dem vorderen und hinteren Mast wurden die Segel ersetzt, welche mit dem Hauptmast verloren gegangen waren, und nur langsam und noch viel schwerfälliger als früher arbeitete es sich ächzend und schwankend über die tobenden Wogen dahin.

Der Sturm aber, statt an Heftigkeit abzunehmen, blies, als der Abend kam, noch viel ungestümer, und mit erneuerter Angst sah Gatlard der Nacht entgegen.

Die Dämmerung brach herein, als der wachthabende Matrose auf der Spitze des Schiffes ein Segel in Angesicht meldete.

Gatlard stand seitwärts von der Cajüte auf dem untern Verdeck an der Brüstung und schaute, so wie der Kapitain, der zu ihm trat, nach dem gemeldeten Schiffe hin, welches ziemlich in derselben Richtung steuerte, wie der Neptun, doch noch etwa eine Meile hinter ihm zurück war.

Der Kerl segelt ja auf Tod und Leben, hub der Kapitain an, es ist ein Schooner, wahrscheinlich im Norden gebaut – unglaublich, wie er bei diesem Wind noch so viel Segel

tragen kann! Sehen Sie nur, wie das Ding immer oben auf den Wogen sitzt!

Näher und näher kam das Fahrzeug, doch die Dunkelheit nahm in gleichem Maße zu, so daß man es, als es in einiger Entfernung seitwärts von dem Neptun anlangte, von diesem aus nur noch wie ein graues Schattenbild erkennen konnte.

So fuhren die beiden Schiffe eine Zeit lang neben einander hin, die See aber trieb den schlecht steuernden Neptun mit jeder gegen ihn rollenden Welle dem fremden Schiffe näher, bis ihn plötzlich eine ungeheure Woge erfaßte und ihn so jählings hart an die Seite des Schooners warf, daß die Mannschaften der beiden Fahrzeuge in Schrecken und Entsetzen aufschrieten und an die Brüstungen sprangen, um die Schiffe von einander abzuwehren.

Da begegnete Gatlards Blick dem des Grafen Louvencourt, welcher von dem Verdeck des Schooners Delphin starr nach ihm hinauf sah, und Gatlard streckte, wie vor einem aus dem Grabe erstandenen Gespenst, die Hände abwehrend nach dem todtgeglaubten, gefürchteten Manne hin und stieß mit einem Angstschrei den Namen Louvencourt – aus.

Höllensbrut! donnerte dieser ihm zu, und streckte seine Hände nach ihm empor, als könne er ihn von dem hohen Schiffe herabreißen, doch eine neue Woge thürmte sich, die Fahrzeuge trennend, zwischen ihnen auf zu beiden Seiten sanken sie in die Tiefe hinab, und die weitern Worte der beiden Männer verhallten in dem Sturme.

Nur für wenige Augenblicke aber war die Trennung, denn die Woge zwischen den Fahrzeugen versank ebenso schnell wieder, und öffnete einen Abgrund, in welchen beide Schiffe abermals hinunter schossen und krachend gegen einander stürzten.

Ein Zetergeschrei von beiden Fahrzeugen übertönte den Sturm, doch noch lauter schallte die Stimme Lazares dazwischen, seine Ketten rasselten und klangen, sie durch die Lust schwingend erschien die schwarze, herkulische Gestalt des Negers auf der Brüstung des obern Verdecks, und mit einem hohen Bogensatze flog er weit durch die Luft auf das Verdeck des kleinen Schooners hinab.

Das Meer thürmte sich abermals zwischen den beiden Schiffen auf, und die Wogen trugen sie von einander in die Dunkelheit hinaus.

Lazare lag dem Grafen zu Füßen und hielt dessen Kniee umschlungen, als die See den Schooner fliegend von dem Neptun hinwegtrug, und Louvencourt hob den treuen Diener in seinen Armen mit den Worten auf:

Mein Lazare – mein Freund – ist es denn möglich – hab ich Dich wieder, und drückte ihn an seine Brust; da gewahrte er, daß dessen Hände noch durch eine lange Kette zusammengefesselt waren, und rief:

Du Armer – man hat Dich mit Ketten belastet?

Die Kette, womit die Schurken mich an den Mast befestigt hatten, zerriß ich, als ich Ihre Stimme hörte, und ich glaube, ich würde sie gesprengt haben, und wäre sie

noch einmal so stark gewesen – Gott sei gelobt, der mich wieder zu Ihnen führte!

Du brave, treue Seele, und ewig will ich Dir es danken was Du für mich gelitten, sagte der Graf tief ergriffen, als die Gräfin Lazares Hand erfaßte, und dem Himmel für seine wunderbare Rettung dankte.

Auch Remi Louvencourt drückte dem schwarzen Freund in überwogendem Glück die Hand, und die Diener Louvencourts drängten sich zu ihm, um ihm ihre Freude auszusprechen.

Dann machten diese Anstalt, um die Fesseln von seinen Händen loszufeilen, und während dieser Zeit war der Schooner schon so weit von dem Neptun entfernt, daß derselbe mit seinem fehlenden Hauptmast nur noch wie ein schwankendes graues Phantom auf den aufgethürmten Wogen zu erkennen war.

Während nun die Ketten von Lazares Händen gelöst wurden, erzählte er, wie es ihm ergangen, und was er auf dem Schiffe gesehen, namentlich aber, daß er einen der Matrosen gefragt hatte, wohin das Schiff segele, worauf dieser ihm »nach England« geantwortet habe.

Solche verruchte Schurken! sagte der Graf empört, so war es doch von Anfang an auf Raub abgesehen, da der Cargadeur uns Allen sagte, er fahre nach den Vereinigten Staaten. Darum nannte auch Keiner seinen Namen, noch den Namen des Schiffes. Glück wird ihnen der Raub nicht bringen.

Der geringe Schaden, welchen der Schooner bei dem Zusammenstoß mit dem Neptun erhalten hatte, wurde

schnell so gut wie möglich ausgebessert, und der freundliche Kapitain bat seine Gäste, ihn zu entschuldigen, wenn er ihnen seine Aufmerksamkeit nicht mehr zu widmen im Stande wäre, er dürfe aber, so lange dieser Sturm wehe, das Schiff nicht einen Augenblick außer Acht lassen.

Louvencourts waren durch die Rückkehr des geliebten Lazare um Vieles beruhigt, und als der Graf mit der trauernden Madelaine bei dem matten Scheine der hin und her schwingenden Lampe in der Cajüte auf dem Sopha saß, sagte er tröstend zu ihr:

Gott hat uns abermals auf eine wunderbare Weise beigestanden, geliebte Madelaine, und namentlich jetzt wieder durch die Rettung dieses bravsten, treuesten aller Freunde. Denk Dir nur, arm und hülflos in einem fremden Lande – was hätten wir ohne ihn wohl beginnen wollen.

So ganz arm sind wir ja doch nicht, Horace, nahm die Gräfin das Wort, Du denkst nicht an meinen Schmuck, den ich in meinem Koffer mit mir brachte, Du weißt, welche bedeutenden Summen Du dafür zahltest, als Du alle die schönen kostbaren Sachen für mich kauftest. Ich glaube, es wird sich nahe an hunderttausend Dollars belaufen, was Du nach und nach dafür ausgabst.

Deine Schmucksachen, Madelaine? sagte der Graf überrascht, hast Du sie wirklich in Deinem Koffer hier? Ich glaubte, sie wären mit Deinen übrigen Effekten verpackt und auf das Schiff gebracht worden.

Sie waren mir zu theuer, als daß ich mich hätte von ihnen trennen können, nicht wegen ihres Geldwerthes,

nein, mein Horace, nur weil Erinnerungen an die seligsten Augenblicke meines Lebens daran geknüpft waren. Du gabst sie mir, als mir zuerst das Glück Deiner Liebe strahlte, gabst sie mir, als der irdische Himmel an Deiner Seite sich mir öffnete, – gabst sie mir, als uns ein kleiner Engel in diesem Himmel geschenkt wurde! O, Horace!

Diese letzten Worte erstickten auf den Lippen der Gräfin, ein Thränenstrom entquoll ihren Augen, und dem Gatten in die Arme sinkend, barg sie ihr Antlitz an seiner Brust.

Der Graf neigte seinen Mund über ihr Haupt und küßte ihre Stirn, und so saßen sie schweigend lange Zeit, da trocknete die Gräfin ihre Thränen, hob die Hand ihres Gatten an ihre Lippen, küßte sie, und sagte:

Verzeih dem Schmerze, Horace, ich werde mich bemühen, stärker zu sein, die Zeit muß lindern.

Da trat der Cajütdiener ein, um den Tisch für das Abendbrod zu decken. Er legte auf den Tisch über das Tischtuch einen hölzernen, mehre Zoll hohen Rahmen mit vielen großen und kleinen Abtheilungen, stellte in diese die Tassen, Teller, Kaffee- und Theekanne, und holte dann die Speisen, welche er gleichfalls in die Gefache des Rahmens stellte, um alle diese Gegenstände vor dem Herabgleiten vom Tische zu bewahren; denn das Schiff lag sehr schief und der Tisch stand sehr abschüssig. Dabei hob sich auch der Schooner bald Vorn, bald Hinten hoch empor, so daß der Cajütdiener, ein junger Neger

von der schwärzesten Farbe, mit den Tellern und Schüsseln in den Händen sehr geschickt balanciren mußte, um nicht zu fallen.

Remi Louvencourt stellte sich bald darauf ein, und auch der Kapitain nahm für einige Minuten Platz an dem Tische, um einige Tassen heißen Thee zu trinken, sein Essen aber nahm er mit sich fort auf das Verdeck, indem er sich bei Louvencourts entschuldigte, sie schon wieder verlassen zu müssen.

Der Sturm tobte während der ganzen Nacht ununterbrochen fort, und Niemand an Bord des Delphins begab sich zur Ruhe. Als der Morgen jedoch kam, theilte sich der Himmel, hier und dort sah man dessen heiteres Blau zwischen dem eilenden, grauen Gewölk hervor, und bald blickte auch die Sonne lächelnd auf das wogende Meer nieder, als wolle sie es durch ihren freundlichen Blick zur Ruhe sprechen.

Der Wind ließ nach, er kam mehr von Süden, und begünstigte die Fahrt des Delphins nach dem Mississippistrome, denn das Ziel von dessen Reise war New-Orleans.

Schon gegen Abend hatte sich der Himmel vollständig von allem Gewölk befreit, und ohne noch einem Schiff zu begegnen zog der Schooner bei dem herrlichsten Wetter über die immer noch stürmisch bewegte Wasserwüste dahin, bis er am folgenden Nachmittag vor der Mündung



des Mississippi anlangte. Ein Lootsenboot kam ihm entgegen und brachte ihm einen Lootsen an Bord, damit derselbe das Schiff durch den sehr unsichern Eingang in den Strom geleite.

Sobald aber die Ufer des Flusses bewaldet und unverkennbar sichtbar wurden, begab sich der Lootse wieder an Bord seines Bootes, wünschte dem Kapitain eine glückliche und kurze Fahrt den Fluß hinauf und segelte davon.

Der Wind war sehr günstig, so daß der Delphin trotz der rasenden Strömung in vier Tagen nach New-Orleans gelangte, auf welcher Fahrt damals häufig Schiffe wochen- ja monatelang unterwegs blieben.

Es war des Morgens gegen acht Uhr, als der Schooner an dem Werfte von New-Orleans anlegte und Louvencourts mit stummem Dankgebet auf das Land traten.

Die neue Erde, die neue Heimath war erreicht und wurde aus vollem Herzen begrüßt, wenn sie auch nicht unter der wohlthätigen Regierung Washingtons, sondern unter der Herrschaft der spanischen Krone stand.

Wenn aber Louisiana auch Spanien angehörte, so waren seine Bewohner doch zum größten Theil Franzosen, denn schon in dem Jahre 1683 kam ein Mann Namens La Salle aus dem französischen Norden auf dem Mississippi herab, nahm im Namen Frankreichs von Louisiana Besitz, und gab ihm, zu Ehren seines Königs Louis dem Vierzehnten, seinen Namen. Französische Kolonisten siedelten sich in dem Lande an, und erbauten im Jahre 1717 die Hauptstadt New-Orleans. Erst im Jahre 1765 wurde

Louisiana von Frankreich an Spanien abgetreten, seine Bewohner aber blieben in ihren Herzen, ihren Sitten und Gebräuchen immer Franzosen.

Das schöne, warme, ewig grüne Louisiana hatte aber auch von allen Ländern Nordamerikas in Bezug auf Klima und Vegetation die meiste Aehnlichkeit mit Louvencourts alter Heimath, mit St. Domingo, und, einmal mit dem Fuß auf seiner Erde, priesen sie das Geschick, welches sie hierher geführt hatte.

In französischer Sprache empfing man sie auf dem Werfte von New-Orleans mit freudigem Willkommen, Franzosen geleiteten sie durch die Stadt und in einem französischen Gasthause bezogen sie Quartier.

Die Theilnahme unter der französischen Bevölkerung von New-Orleans für die unglücklichen Landsleute in St. Domingo war seit Ausbruch des dortigen Negeraufstandes immer sehr warm gewesen, und alle Flüchtlinge von dort, welche bisher hier angekommen waren, hatten herzliche, liebevolle Aufnahme gefunden.

Die Nachrichten, welche Louvencourts über die jüngsten Schreckensereignisse in St. Domingo mitbrachten, und das gräßliche Unglück, welches sie selbst bis hierher verfolgt hatte, erregte um so wärmere Sympathien für sie, und von allen Seiten kam man ihnen entgegen, um ihnen mit Rath und That hülfreich beizustehen.

Ganz besonders theilnehmend war ein Herr Graville, ein Franzos, der ein sehr bedeutendes Rhederei- und Wechselgeschäft besaß, und welcher auch der Eigenthümer des Schooners Delphin war. Schon dieser Umstand,

daß Louvencourts durch sein Schiff gerettet worden waren, stellte ihm dieselben nahe, und er war stolz darauf, denn in der ganzen Stadt wurde davon gesprochen und Kapitain Privot wurde allenthalben, auch in den Zeitungen, gelobt.

Die Bekanntschaft und die Zuneigung Gravilles war aber für den Grafen von sehr großem Werth, da ihm der uneigennützig Rath eines in Louisiana bekannten, erfahrenen Mannes für seine nächste Zukunft von allergrößter Bedeutung sein mußte.

Ohne Plan, was er beginnen sollte, stand er ja auf fremder, ihm unbekannter Erde, nur mit dem einen festen Entschluß, nicht in der Stadt zu bleiben, wohin er aber seine Richtung nehmen möchte, darüber hatte er selbst kein Urtheil.

Graville wohnte schon seit Jahren in New-Orleans und hatte allenthalben im Lande Beziehungen und Geschäftsfreunde, er war selbst darin oft umhergereist, und konnte Louvencourts am Besten Aufschluß über alle Verhältnisse in Louisiana ertheilen. Darum wandte sich dieser auch an ihn, indem er ihm zugleich seinen Entschluß kund that, sich möglichst abgeschieden von naher Nachbarschaft anzusiedeln.

Das wird Ihnen sehr leicht werden, denn die Ansiedlungen befinden sich bis jetzt fast nur an den Ufern des Mississippi, alle seine Nebenflüsse, an welchen eigentlich die schönsten und reichsten Länder liegen, sind noch beinahe gar nicht bewohnt, antwortete Graville, allerdings

ist man dort den Belästigungen durch die Indianer ausgesetzt, doch gegen uns Franzosen sind diese meist freundlich gesinnt, während sie alle Spanier zu Tode hassen.

Und woher kommt denn dieser Haß? fragte der Graf.

Vielleicht noch aus den ältesten Zeiten, wo die Spanier grausam und immer wortbrüchig gegen die Wilden verfahren, entgegnete Graville. Diese Menschen vergessen Nichts, weder das Böse noch das Gute, welches ihnen zugefügt wird, denn ihre Geschichte lebt fortwährend neu und lebendig durch Tradition unter ihnen fort. Der Haß gegen die Spanier mag aber auch wohl seinen Grund darin haben, daß diese zu stolz und zu hochmüthig sind, um die Indianer als ihres Gleichen anzuerkennen, und weil sie dieselben nur wie Thiere behandeln, während wir Franzosen von jeher freundlich mit ihnen verkehrt haben und ihnen ohne Ursache nichts zu Leide thaten.

Da liegt augenblicklich in Bezug hierauf ein äußerst interessanter Fall vor, der recht klar bestätigt, was ich Ihnen sagte. Weit oben im Lande an der Vereinigung der Bayou Macon und des schwarzen Flusses, welcher letztere sich in den rothen Fluß ergießt, haben die Spanier schon vor vielen Jahren ein Fort gebaut, welches von je her der Gegenstand der Wuth aller dort hinauf lebenden Indianer gewesen ist. Unzählige Male wurde es schon von ihnen mit großen Opfern erstürmt und zerstört, die Spanier haben es aber immer wieder herstellen und bemannen lassen, bis vor etwa acht Jahren der General Don Sarzano mit einigen sechzig Mann in dasselbe einzog, und alle List, und alle Gewalt der Indianer bis auf den heutigen

Tag zurückgewiesen und verspottet hat. Dieselben haben das Fort oft schon monatelang mit vielen Hunderten belagert und die verzweifeltsten Angriffe dagegen gemacht, sie haben dem alten Krieger aber nie etwas anhaben können, haben im Gegentheil manche schwere Lehre von ihm erhalten. Er ist ein eigenthümlicher Mann und ist entschlossen, in dem Fort zu leben und zu sterben, damit aber die Wilden auch im Tode seiner nicht habhaft werden sollen, so hat er sich in Spanien einen kolossalen zinnernen Sarg machen und herüber zu ihm senden lassen, in welchen die Besatzung dereinst seine Leiche verschließen und dann den Sarg vor dem Fort in die Tiefe des Flusses versenken soll.

Das ist allerdings ein eigenthümlicher Mann, aber ein tüchtiger Soldat und ein treuer Diener seines Königs, versetzte Louvencourt, eine eigne Liebhaberei jedoch bleibt es, sein ganzes Leben dort zubringen zu wollen, denn er wird ja ausschließlich nur auf das Fort beschränkt sein, und welche Lebensfreude kann ihm dort zu Theil werden?

Nun so ganz ohne Freude ist er dennoch nicht, er hat vor einigen Jahren mit einem Theil seiner Mannschaft einen Streifzug in der Umgegend gemacht, hat dabei ein Indianerlager überfallen, die Tochter des Häuptlings gefangen genommen und sie mit sich in sein Fort geführt. Von der Schönheit des Mädchens werden Wunder erzählt, allerdings eine bronzefarbene Venus, doch der Alte soll sie bewachen wie den kostbarsten Schatz, und sie Nachts, wenn er schlafen will, an Ketten schließen.

Dadurch wird er sich schwerlich ihre Gegenliebe erworben haben, versetzte Louvencourt, wie alt ist der Mann?

Ein Sechsziger, doch ein Mann wie von Eisen, den noch Niemand hat einmal lächeln sehen, entgegnete Graville. Er hält die Indianer in solcher Furcht, daß sich fast keiner mehr in die Nähe des Fortes wagt, denn rund um dasselbe her hat er Pulverminen gelegt, und oft schon hat er große Zahlen von Wilden dadurch in die Luft gesprengt.

Für das Land jedoch ist das Fort von großem Nachtheil, denn sicher würden in jener Gegend schon viele Franzosen sich niedergelassen haben, wenn nicht durch diesen alten General die Indianer in fortwährendem Kriegszustand erhalten würden; Niemand will dorthin ziehen, obgleich an den Ufern jener Flüsse die wundervollsten Länder liegen. Weiter herab an der Mündung des schwarzen Flusses in den rothen Fluß und dann an diesem herab in den Mississippi sind schon mehrere reiche Niederlassungen von Franzosen vorhanden, und diese leben mit den meisten Indianern in gutem Vernehmen. Einzelne allerdings kommen Störungen unter ihnen vor, doch das ist nun einmal das Loos des Frontierlebens. Es hat auch wieder seine Vorzüge, seine Annehmlichkeiten, so als unumschränkter Herr zu leben und nicht von den Menschen belästigt zu werden.

Wohl ist das ein großer Vorzug, sagte der Graf sinnend, gerade dieses ist das Leben, welches ich suche.

Hier schwieg er einige Augenblicke, und fuhr dann wieder fort:

Sie sagen, in der ganzen Umgegend, wo das Fort liegt, hat sich noch Niemand angesiedelt?

Bis jetzt noch nicht, erwiderte Graville.

Und kann man denn ohne Schwierigkeit dorthin gelangen? fragte der Graf wieder.

Sehr gut, natürlich zu Schiff, denn Wege zu Lande giebt es dort noch nicht, es ist noch vollständige Wildniß. Die Flüsse sind aber schiffbar für die größten Fahrzeuge. General Sarzano erhält regelmäßig alle seine Bedürfnisse von hier, freilich mit Militairbedeckung, sonst würden die Indianer kein Schiff zu ihm gelangen lassen.

Ich habe große Lust, mich gerade dort anzusiedeln, sagte Louvencourt, und jetzt würde ich Viel darum geben, wenn ich noch eine Anzahl meiner in St. Domingo zurückgelassenen freien Schwarzen bei mir hätte; böte sich eine Gelegenheit für sie, zu mir zu kommen, so bin ich überzeugt, daß Viele derselben meinem Rufe sofort und freudig folgen würden.

Die Gelegenheit könnte sich leicht bald bieten, fiel Graville ihm in die Rede, ich bin nämlich Willens, so schnell als möglich meinen Schooner Delphin mit Lebensmitteln zu beladen und ihn nach Cap Hayti zu senden. Die Ladung wird sicher gute Rechnung bringen, und unbezweifelt werden sich viele Passagiere melden, die St. Domingo zu verlassen wünschen. Vielleicht kann er auch ihre Schwarzen mitbringen, in vier Wochen ist er sicher wieder hier, und viel früher werden Sie uns doch nicht verlassen können; denn Ihre Vorbereitungen erfordern geraume Zeit.

Das ist ja ein glückliches Zusammentreffen, sagte Louvencourt sehr erfreut, einer meiner Neger ist Schmidt, und folgte mir nach Cap Hayti, wo ich ihm die Mittel dazu gab, sein Geschäft zu betreiben. Ich werde an ihn schreiben, und er wird kommen und noch viele Andere meiner Schwarzen mitbringen.

Hierauf hatte der Graf eine lange Unterredung mit Graville in Bezug auf die Verwerthung der Schmucksachen, welche er noch besaß, worauf dieser sich erbot, dieselben hier am Platze, oder in New-York für ihn verkaufen zu lassen und ihm auch im Voraus Geld dafür auszuzahlen.

Wenn nun auch die Gegend und der Ort, wo der Graf sich niederlassen wollte, noch nicht bestimmt waren, so begann er doch sofort mit allem Eifer die Vorbereitungen dazu zu treffen, die nöthigen Einkäufe zu besorgen, und insbesondere jede nur mögliche Erkundigung über das Innere des Landes einzuziehen.

Hierbei wandte er sich namentlich an Schiffer, Bootführer und Jäger, welche die Nebenflüsse des Mississippi oft befahren hatten, sowie an Pflanzen welche schon daran wohnten und gelegentlich nach New-Orleans kamen, um mit den dortigen Kaufleuten ihre Geschäfte zu besorgen.

Unter den Bootführern und Jägern war ein Mann, Namens Jean Moiré, ein sogenannter Halbbréd, der Sohn einer Indianerin und eines weißen Vaters, welcher dem Grafen die genauesten Auskünfte über die noch unbewohnten Länder an dem schwarzen Flusse gab, weil er



seine Jugendzeit dort unter den Wilden verlebt und später dort oft gejagt und auch die Gütersendungen von New-Orleans nach dem Fort des Generals Sarzano begleitet hatte. Er war ein Mann von einigen dreißig Jahren, von kurzer, gedrungener, sehr kräftiger Gestalt und für einen Weißen sehr dunkler Hautfarbe. Sein tiefschwarzes Haar war gelockt, seine kleinen schwarzen Augen lebendig und stechend, und sein ganzes Wesen bestimmt und entschlossen. Er ging stets von Kopf bis zu den Füßen in Hirschleder gekleidet, und war dieserhalb in der Stadt unter dem Namen Leder-Jean allgemein bekannt. Eine Kugeltasche über seine Schulter gehangen, und ein langes, schweres Jagdmesser um seine Hüfte geschnallt, waren seine steten Begleiter, und eine kurze Pfeife, aus welcher er den stärksten Kautaback rauchte, ließ er nur im Schlafe erkalten.

Jean Moiré war zu Allem zu gebrauchen, er unternahm Alles, wenn eine Ausführung möglich war und wenn er dafür bezahlt wurde. Im Allgemeinen war er wohl gelitten, denn er war höflich und gefällig gegen Jedermann, demohngeachtet hatte man eine gewisse Scheu vor ihm, und wollte nicht zu viel mit ihm zu thun haben; denn es gingen mancherlei Gerüchte über seine Abenteuer in der Wildniß, die nicht so ganz mit seinem Charakter, den er in der Stadt behauptete, in Einklang standen.

Moiré war dem Grafen zugewiesen worden, und diesem kam es sehr erwünscht, so genaue und so erfreuliche Auskünfte von ihm über die Länder an dem schwarzen Fluß zu erhalten. Moiré nannte dieselben das Paradies

von Louisiana, ja, von ganz Amerika, und er schilderte sie als ewig grünende Blumenauen von krystallhellen Gewässern in allen Richtungen durchzogen, von zum Himmel aufstrebenden Riesenwäldern durchschattet und mit einem reizenden Klima gesegnet, und was die Gefahren durch die Indianer anbeträfe, sagte er, so seien dieselben nicht nennenswerth.

In der großen Hauptsache stimmten aber diese Angaben mit den Nachrichten über jene Länder überein, welche Louvencourt durch viele andere Personen erhielt, und so kam er täglich dem Entschluß näher, die Ufer des schwarzen Flusses zu seiner künftigen Heimath zu wählen, und betrieb rastlos die Vorbereitungen zum Ansiedeln.

SECHSZEHNTE KAPITEL.

*Sehnsüchtiges Erwarten. – Trostlosigkeit. – Freudennachricht. – Festschmuck. – Das Glückssignal. – Das Schiff mit abgebrochenem Mast. – Das Wiedersehen. – Die Begrüßung. – Herzloses Benehmen. – Entschuldigung. – Thränen.*

Während Louvencourt nun emsig bemüht war, mit den letzten Trümmern seines ungeheuren Vermögens sich eine bescheidene, doch ehrenhafte Existenz zu gründen, und in stiller Zurückgezogenheit und Zufriedenheit sein verlorenes Glück wieder zu erstreben, segelte Gatlard, für seine geraubten Schätze zitternd, auf dem schwer beschädigten Neptun langsam an der Küste von Amerika hinauf, um baldmöglichst an das Ziel seiner Sehnsucht, nach Philadelphia, zu gelangen und dort seinen Reichtum, seine Größe entfalten zu können.

Jeder frische Wind, jede aufsteigende Wolke, jede hohe Woge machte ihn erbeben, und oft in der Nacht schreckte er aus seinen Träumen auf, schoß noch halb-schlafend zur Cajüte hinaus und auf das Verdeck, bis er sich überzeugt hatte, daß nichts Beunruhigendes geschehen sei.

In Philadelphia wurde dem Erscheinen des Neptuns mit Verlangen und Sehnsucht entgegengesehen. Pennel rechnete und rechnete die Monate, die Wochen, die Tage aus, seit das Schiff in See gegangen war, wie lange es bei dem in Philadelphia damals herrschenden Winde

nach Cap Hayti unterwegs geblieben sein müsse, wie lange es sich muthmaßlich dort aufgehalten habe und wie viel Zeit es zur Rückfahrt nach Philadelphia bedürfe, und nach jedesmaliger Berechnung wurde Pennel unruhiger und ängstlicher, denn der Neptun mußte ja schon lange zurückgekehrt sein.

Pennel war zu geizig, um eine Assecuranz für seine Schiffe und seine Ladungen zu zahlen, und so hatte er auf den Neptun und dessen Ladung nicht einen Dollar versichert, ging derselbe verloren, so war Pennel um hunderttausend Dollars ärmer, und ein solcher Gedanke schon konnte ihn fast zur Verzweiflung bringen. Während der schlaflosen Nächte rechnete er immer wieder aus, wie viel es gekostet haben würde, wenn er versichert hätte, und die unbedeutende Summe, die sich dabei herausstellte im Vergleich zu der, welche jetzt auf dem Spiele stand und wahrscheinlich verloren war, ließ ihn nicht rasten, nicht ruhen.

In jeder Stunde des Tages ging er selbst, oder schickte er nach der Börse, um sich zu erkundigen, ob kein dreimastiges Schiff als auf See kommend, den Fluß herauf gemeldet wäre, doch Tag auf Tag verstrich, und von dem Neptun hörte und sah man Nichts.

Viel größere Besorgniß aber, als Pennel für seine Schätze hatte, war in der Wohnung der Wittwe Astor eingezogen, und Aglaja's Augen wurden nicht mehr trocken. Wo sie ging, wo sie stand, sah sie erschreckende Bilder von dem Geliebten ihres Herzens vor sich, sie sah ihn krank,

hülflos und sich nach ihr sehnd, mit dem gelben Fieber ringen, sie sah ihn blutend unter den Mordwaffen der Schwarzen zusammensinken und hörte ihn seinen letzten Gruß an sie hervorstammeln, und wieder sah sie ihn auf tobender See schwimmen, und hörte ihn, wie er mit den Wogen kämpfte, ihren Namen rufen! O, hätte er doch nie nach Reichthümern gestrebt, wäre er doch bei ihr geblieben und wäre mit dem stillen Glück an ihrem heißliebenden Herzen in bescheidenen Verhältnissen zufrieden gewesen!

Ohne Rast, ohne Ruh verbrachte sie Tag und Nacht, unter Thränen sank sie erschöpft spät auf ihr Lager nieder, und der frühe Morgen jagte sie wieder auf, denn mit jedem neuen Tage erwachte immer noch ein matter Hoffnungsstrahl, daß heute Nachricht von dem Geliebten kommen würde, in ihrem kranken Herzen. Dann eilte sie fliegenden Fußes durch die Straßen hin nach Penels Geschäftslokal, um zu fragen, ob noch keine Kunde über Gatlards Schicksal eingelaufen wäre, und getäuscht schlich sie dann wankend und weinend wieder zurück in ihr Kämmerchen, dem Zeugen ihres Schmerzes, ihres Jammers.

Madame Astor sah mit blutendem Herzen die Thränen, die Angst ihres Kindes, sie hatte schon so lange getröstet, daß ihre liebevollen Worte keinen Trost mehr gaben, von Woche zu Woche, von Tag zu Tag hatte sie die Rückkehr

Gatlards in sichere Aussicht gestellt, er war nicht erschienen, und die Hoffnung, die sie noch gegen Aglaja aussprach, klang ihr selbst wie Unwahrheit, denn sie glaubte selbst nicht mehr an seine Rückkehr.

Da eines Morgens schlich Aglaja in dem Schatten dicht an der Häuserreihe hin nach Pennels Comptoir, um sich die gewohnte, ihre Seele zerreiende Antwort zu holen, und trat in die offne Thür des Geschäftslokals, als Pennel mit freudestrahlendem Blick von seinem Pult aus ihr zurief:

Ein Schiff mit meiner Frage ist im Fluß, es kann kein anderes als der Neptun sein! Aglaja erbebte, sie erfaßte den Thürpfosten, um sich aufrecht zu halten, denn Alles schien sich mit ihr zu drehen, und die Worte: O Gott – Barmherziger! erstarben auf ihren Lippen.

Einer der Comptoiristen war schnell zu ihr getreten, und geleitete sie nach einem Stuhl, auf dem sie niedersank und ihr Antlitz auf ihre gefalteten Hände neigte.

Freuen Sie sich mit mir, Fräulein, sagte jetzt Pennel zu ihr tretend, für mich stand ja viel mehr auf dem Spiele, als für Sie, es handelte sich um ein ganzes Vermögen. In einigen Stunden kann der Neptun hier sein, der Wind ist vortrefflich.

Aglaja aber schoß jetzt mit Seligkeit strahlendem Blick von dem Stuhle auf, erfaßte die Hand des Alten, und sagte durch ihre Freudenthränen lächelnd:

Sie wissen es nicht, Herr Pennel, was bei mir auf dem Spiele stand! Dann glitt sie schnell aus der Thür und eilte

nun, in ihrem Glück erbebend, beflügelten Fußes nach Hause.

Er kommt – Mutter, er kommt! schrie sie schon von der Straße aus ihrer Mutter zu, welche sie hatte heranstürmen sehen und ihr in die Hausthür entgegengeeilt war.

Ist's möglich, Kind – ist's wahr? rief die alte Frau aus überströmendem Herzen der Tochter zu, empfing sie in ihren Armen und führte sie tief ergriffen in das Wohnzimmer.

Setz Dich, mein Kind, die unverhoffte Freude kam zu plötzlich, ruhe Dich ein wenig, sagte sie dort zu Aglaja, geleitete sie nach dem Sopha, und küßte ihr die Stirn, worauf Aglaja ihr nun mittheilte, was sie von Pennel gehört hatte.

So soll Hanna schnell noch einen Braten und auch Wein holen, sagte die Frau in froher Aufregung, wie muß Gatlard sich auf dieses Essen an Deiner Seite freuen!

Und ich will das Zimmer wieder ebenso schön mit Blumen schmücken, wie damals beim Abschiedsmahl, sagte Aglaja mit freudeglänzendem Blick und hochgerötheten Wangen.

Gottlob, daß ich wieder einmal frische Farbe auf Deinen Wangen sehe, fuhr die Mutter fort, nun ruhe Dich aber erst aus, ich will schon Alles besorgen.

Dabei küßte sie ihre Tochter nochmals, und eilte dann aus dem Zimmer, um alle Anordnungen zum Empfange des Ersehnten schnell zu treffen.

Aglaja war wirklich erschöpft, die drückende Angst war ihr so plötzlich von dem Herzen genommen und ihr Glück wieder so übermächtig hineingezogen, daß sie darunter, wenn auch in unnennbarem Wonnegefühl, erlag und wie nach einer übernatürlichen Anstrengung ermattete.

Ach, sie war ja dem Ziele all ihrer Wünsche, ihrer Hoffnungen, die sie schon für vereitelt, für zertrümmert gehalten hatte, so nahe, sie sollte ihren Richard in wenigen Stunden schon wiedersehen, sie sollte ihn nun bald so ganz ihr eigen nennen! O, es war zu viel, es war zu groß das Glück, als daß sie es jetzt noch hätte ruhig erwarten können. Wie gern wäre sie ihm weit, weithin entgegengeeilt, um ihre Sehnsucht nach ihm und auch seine Sehnsucht nach ihr abzukürzen!

Es litt sie nicht länger in der Stube, sie eilte in den Garten hinaus, um schnell die Blumen zu pflücken und den Tisch und das Zimmer festlich zu schmücken, und namentlich Gatlards Gemach mit Blüthen zu zieren, den Raum, in dem sie so manche heiße Thräne um ihn geweint hatte. Jetzt war Alles gut, aller Gram war vergessen, sie war das glücklichste Wesen auf der ganzen Welt!

Alles war zum Empfang Gatlards vorbereitet, das ganze Häuschen glänzte im Festgewand, die Thüren selbst waren mit Blumen behangen, und Madame Astor in ihrem Sonntagskleid schritt mit der freudebebenden Aglaja am Arm durch den Garten in die Straße hinaus, um sich nach dem Fluß hinunter zu begeben, auf dem nun bald der so sehnsüchtig Erwartete sich nahen sollte.



Da fiel in der Ferne auf dem Strom hinab ein Böllerschuß und rollte seinen Donner wie einen Freudenboten nach der Stadt herauf.

Er kommt – er kommt, Mutter! rief Aglaja mit halb erstickter Stimme, und zog die Frau schnell mit sich fort in der Straße hinab dem Werfte zu, wohin jetzt viele Menschen eilten, um das Schiff ankommen zu sehen und es zu bewillkommen.

Mutter und Tochter hatten den Fluß erreicht, und späheten auf ihm hinab nach dessen nächster Biegung, als ein Schiff mit abgebrochenem Hauptmast unter allen Segeln, die es noch tragen konnte, mit der wehenden Flagge Pennels und der der Vereinigten Staaten um dieselbe hervorgebläht kam und sich langsam der Stadt näherte.

O Mutter, ich vergehe in Glück! sagte Aglaja halblaut zu ihr, und preßte bebend deren Arm in den ihrigen.

Ruhig, ruhig, Kind, so große Aufregung ist Dir nicht gut, entgegnete Madame Astor beschwichtigend und klopfte liebevoll die Hand Aglaja's.

Sieh, nun wissen wir auch, warum er so lange ausgeblieben ist, fuhr sie nach einer Weile fort, der Mittelmast fehlt ja dem Schiffe, es hat also schwere Stürme ausgehalten.

O, Gott, wenn Richard dabei nur kein Unglück begegnet ist, sagte Aglaja ängstlich und spähete noch schärfer nach dem heranziehenden Neptun. Doch plötzlich fuhr sie zusammen, klammerte sich fester an ihre Mutter, zeigte mit ihrer Linken nach dem Schiffe, und rief jubelnd aus:

Nein nein – da ist er, da ist mein Richard – Gott im Himmel sei gelobt!

Dann befreite sie ihren Arm von dem der Mutter, riß ihr Batisttuch hervor, und ließ es winkend und wehend durch die Luft fliegen.

Gatlard stand wirklich vorn auf dem Neptun, mit der Linken in seiner Weste, und winkte, Aglaja's Grüße erwiedernd, mit der Rechten, und so zog das Schiff an das Werft heran.

Aglaja stand, dem Geliebten ihre Arme bebend entgegen streckend, auf dem Werfte, ihre Lippen versagten ihr die Sprache, doch ihre Thränen riefen Gatlard ihrer jauchzenden Seele Grüße zu, er aber nickte und winkte abwechselnd nach ihr hinab, und sprach zugleich hin und her zu der Mannschaft, welche jetzt die Treppe an der Seite des Schiffes herabließ.

Aglaja zog ihre Mutter nach derselben hin, doch diese hielt sie zurück, indem sie leise sagte:

Wart, wart doch, er wird ja herabkommen.

Laß mich, laß mich, Mutter! rief Aglaja aber aus, riß sich los, und sprang die Treppe hinan, auf deren Höhe ein Matrose ihr die Hand reichte.

Mein Richard – mein Leben! schrie sie auf das Verdeck eilend, Gatlard zu, und flog ihm an die Brust, während dieser seinen Arm um ihre Schulter legte und ihre Küsse erwiederte.

Schluchzend, weinend und selig lächelnd, hing sie an seinem Nacken, Worte hatte sie nicht in ihrer Seligkeit, doch Gatlard brach das Schweigen schnell, und sagte:

Nun laß mich nur erst besorgen, was keinen Aufschub erleidet, beste Aglaja! Sieh, dort kommt auch Pennel die Straße herab, komm, ich muß ihm entgegengehen.

Dabei erfaßte er des Mädchens Hand, führte sie nach der Treppe und stieg mit ihr nach dem Werfte hinunter, wo Madame Astor ihn begrüßte.

Willkommen, Herr Gatlard, sagte sie mit mäßig warmem Tone, denn dessen Erwiederung auf Aglaja's überwiegend seelenvolle Begrüßung hatte sie scharf beobachtet, Sie haben uns durch Ihr langes Ausbleiben recht viel Sorge gemacht.

Ohne meine Schuld, Madame Astor, antwortete Gatlard mit höflicher vornehmer Verneigung. Entschuldigen Sie mich aber jetzt, ich muß Herrn Pennel begrüßen.

Du gehst doch gleich mit uns nach Hause, um mit uns zu essen? fragte Aglaja, seine Hand erfassend, mit bittendem Ton.

Ich komme bald nach, antwortete Gatlard ausweichend, sah aber die Farbe von Aglaja's Wangen bei seinen Worten verschwinden, und fügte schnell freundlich lächelnd hinzu:

Wenn Ihr aber einige Augenblicke warten wollt, so gehe ich gleich mit nach Eurem Hause. Von da muß ich dann nach dem Zollamt eilen, wo der Kapitain und ich die Schiffspapiere sofort übergeben müssen. Dann komme ich jedoch zu Euch zu Tisch.

Dabei drückte Gatlard seiner Braut die Hand, und verließ sie mit den Worten: Auf einen Augenblick, Beste!

und ging Pennel entgegen, der mit den Händen auf dem Rücken herangeschritten kam.

Wie geht es Ihnen, Herr Pennel, sagte Gatlard, ihm die Hand reichend und ihn mit leichtem Kopfnicken begrüßend.

Gut, Herr Gatlard, Ihnen geht es, wie ich sehe, auch gut, und hoffentlich bringen Sie auch gute Nachricht mit? antwortete der Alte und sah Gatlard forschend an.

Ganz gute Nachricht, in Cap Hayti fand ich Alles in Aufruhr, so daß dort das Schiff keinen Augenblick sicher war. Ich segelte darum nach Havanna, verkaufte das Mehl mit einem ungefähren Nutzen von über vierzigtausend Dollars, und brachte eine sehr billige Ladung Kaffee und Zucker mit, an welcher viel Geld verdient werden wird.

In Cap Hayti hätte man mehr verdienen können, als in Havanna, bemerkte Pennel, doch freilich wenn man dort nicht sicher war, so haben Sie Recht gethan, nach Havanna zu fahren.

Guten Tag, Herr Pennel, sagte jetzt Kapitain Brooks, indem er zu ihm trat und seinen Hut leicht vor ihm lüftete.

Eine lange Reise, Kapitain, entgegnete Pennel, freut mich, daß Sie doch endlich angekommen sind.

Sehen Sie meinen Hauptmast an, und Sie werden die lange Reise wohl entschuldigen, entgegnete Brooks scharf, wenn ich mir selbst den Wind und das Wetter machen könnte, so wäre ich früher angekommen.

Dann wandte er sich zu Gatlard und sagte, sich vor ihm verneigend: Ist es Ihnen jetzt gefällig, mit mir nach dem Zollhause zu gehen, ich habe die Schiffspapiere bei mir.

Gehen Sie nur voran, Kapitain, ich werde auch sehr bald mich dort einfinden, ich will nur die Damen hier nach ihrer Wohnung begleiten, und dann komme ich Ihnen sogleich nach.

Darauf sagte Gatlard zu Pennel: Nun, bis nach Tisch, Herr Pennel, ich treffe Sie noch in Ihrem Comptoir; alle Briefe und Papiere wird Kapitain Brooks Ihnen dorthin bringen, sobald er von dem Zollamte nach dem Schiffe zurückgekehrt ist.

Bei diesen letzten Worten nickte Gatlard dem Alten vornehm zu, und wandte sich schnell nach seiner Braut, zu der er sagte:

So, liebe Aglaja, nun bin ich zu Deinen Diensten.

Nicht zu meinen Diensten, Richard, zu meinem Troste – zu meinem Glücke nur bist Du, wenn Du bei mir bist, antwortete das Mädchen, indem es den Arm in den Gatlards legte.

Dieser erzählte nun während des Dahinschreitens von seinem Aufenthalt in dem schönen Havanna, dann von dem furchtbaren Sturm, welcher dem Neptun den Mast entführt hatte, und so langten sie an der Gartenthür vor dem Hause der Madame Astor an, wo Gatlard stehen blieb, und sagte:

Nun muß ich schnell auf das Zollamt, ich komme aber von dort sofort hierher zurück.

Willst Du nicht erst nur einen Augenblick mit uns hereintreten? fragte Aglaja bittend.

Unmöglich, Aglaja, man erwartet mich, doch bald bin ich zurück!

Dabei küßte er Aglaja die Hand, reichte auch Madame Astor die seinige hin, und eilte in der Straße davon.

Die Mutter und die Tochter gingen schweigend durch den Garten und in das Haus, in dem Wohnzimmer nahmen Beide ihre Sonnenhüte ab und legten ihre Shawls bei Seite, doch Keine von ihnen sagte ein Wort, denn Beide hatte das kalte Benehmen Gatlards schmerzlich berührt und dem Schmerz konnten sie in diesem Augenblicke keine Worte geben.

Madame Astor ging nach der Küche, um zu sehen, wie weit das Essen bereit wäre, und Aglaja begab sich in ihr Zimmer, zufrieden, daß ihre Mutter Nichts über Gatlard gesagt hatte. Sie kannte ja seine Fehler, wußte es ja sehr wohl, wie leicht er sich von einer augenblicklichen Stimmung verleiten ließ, Etwas zu thun, was ihn in einem falschen Lichte erscheinen ließ, doch sie hatte ja immer für alle seine Schwächen Entschuldigungen gehabt, und sie sollte in diesem Augenblick ihrer beseligenden Wiedervereinigung mit ihm keine solche finden können? Er hatte in der That gerade in diesem Augenblick so viele nicht aufzuschiebende Geschäfte zu besorgen, und welch' wichtige Dinge mußten ihm durch den Kopf gehen!

So kämpfte Aglaja mit Vernunftgründen gegen ihr Gefühl, und suchte sich selbst einzureden, daß sie Gatlard

in keiner Weise einen Vorwurf über sein Benehmen zu machen habe.

Es war nach drei Uhr, als Aglaja endlich den Geliebten in der Straße heraufkommen sah und schnell hinunter in den Garten sprang, um ihn zu empfangen.

Mein, mein Richard, endlich habe ich Dich wieder, wie sind die Minuten mir lang geworden, sagte das Mädchen in überwogendem Gefühl, nun komm herein, nun soll unser Glück auch nie wieder gestört werden!

Dabei hing sie sich an seinen Arm, und trat mit ihm in das Häuschen ein. Die Stubenthür war mit Blumen umhangen, und über der Treppe, welche hinauf nach Gatlards Zimmer führte, hingen Laubgewinde.

Komm erst einen Augenblick mit mir! bat Aglaja in freudiger Bewegung, und führte ihn nach der Treppe, während ihr Gatlard augenscheinlich mit Widerstreben folgte. Die Thür von seinem Gemach war mit Blüten bekränzt und das Zimmer war mit Blumen geschmückt.

Hier, mein Richard, hier soll Dir mehr Glück blühen, als die ganze Außenwelt Dir zu bieten im Stande wäre, die Liebe Deiner Aglaja wird jede trübe Wolke von Dir verscheuchen. Dein Lebenshimmel soll hier immer heiter sein, sagte das Mädchen mit seelenvoller Innigkeit, und schlang ihren Arm zärtlich um Gatlard, und dieser gab ihr die Küsse zurück, die sie so warm, so herzlich auf seine Lippen drückte, doch es war ein Rückhalt, eine Verlegenheit in seinem Wesen, die Aglaja wohl herausfühlte.

Du bist nicht froh, nicht so ganz zufrieden, Richard, sei offen gegen mich, sind Deine Erwartungen von der

Reise nicht ganz erfüllt worden? Mach Dir keine Sorgen, wir haben ja mehr, viel mehr, als wir zu unserm Glück bedürfen.

Nein, nein, Aglaja, meine Erwartungen sind bei Weitem übertroffen worden, ich habe Viel verdient, doch ich habe so viel im Kopf, habe an so viel Wichtiges zu denken, daß Du meinen Ernst nicht mißdeuten mußt, antwortete Gatlard verlegen.

Das thue ich auch nicht, Geliebter, sagte Aglaja schnell, drückte ihre Hand in das Lockenhaar des Jünglings, und zog seinen Mund zu ihren Lippen nieder. Hast Du denn auch den Strauß, den ich Dir mit auf die Reise gab, für mich bewahrt?

Ach, liebes Kind, wie konnte ich an solche Dinge denken, was ist denn an den trocknen Blumen gelegen?

Aglaja fuhr zusammen, wurde bleich, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

So hast Du jene Blumen wohl auch vergessen, auch an ihnen ist Dir wohl Nichts gelegen? sagte Aglaja halblaut, und zeigte nach dem trocknen Strauß an der Wand, den sie ihm damals bei seiner Genesung vom gelben Fieber gebunden hatte.

Nein doch, beste Aglaja, antwortete Gatlard noch verlegener, komm, laß uns hinunter zu der Mutter gehen, sie wird auf uns warten.

Dabei lieb kostete er das Mädchen, und fuhr mit erzwungener Freundlichkeit fort:

Keine Thränen heute, Herzensmädchen, sei vergnügt, wenn ich auch den Kopf voll Geschäfte habe.



Aglaja trocknete freudig lächelnd ihre Augen, und ging mit Gatlard hinunter nach dem Wohnzimmer, wo Madame Astor ihn freundlich empfing.

Sein Sie herzlich willkommen, Gatlard, mögen Sie in diesem Hause nun alles Lebensglück finden, was Sie ersehnt und erwünscht haben.

Dabei reichte sie ihm die Hand, und er drückte dieselbe schweigend mit einer höflichen Verbeugung.

Das Essen war aufgetragen, und Gatlard nahm seinen gewohnten Platz wieder ein.

Er lenkte nun schnell die Unterhaltung auf die Begebenheiten während seiner Reise, und erzählte namentlich von seinem Aufenthalt in Havanna. Aglaja und auch Madame Astor hatten immer wieder neue Fragen an ihn zu richten, und so wurde das Mahl unter heiterm Gespräch beendet.

Nun aber muß ich mich für heute entschuldigen, weil ich die allerdringendsten Geschäfte zu besorgen habe, sagte Gatlard aufstehend.

Wenn es auch spät wird, Richard, wir bleiben auf, bis Du kommst, fiel ihm Aglaja schnell in das Wort.

Ich muß an Bord des Schiffes schlafen, denn ich habe Sachen von größtem Werthe dort zu überwachen, bis ich ein passendes, sicheres Lokal gefunden habe wo ich sie unterbringen kann. Und bis spät Abends werde ich mit den Zollbeamten zu thun haben, darum für heute gute Nacht, antwortete Gatlard, küßte Aglaja, reichte Madame Astor die Hand, und eilte schnell aus dem Zimmer in die Hausflur, wo er seinen Hut zurückgelassen hatte.

Aglaja ging ihm eben so rasch nach, und sagte, seinen Arm ergreifend:

Soll ich Dich denn wirklich heute nicht mehr sehen, Richard?

Es ist unmöglich, Aglaja, ich habe bis in die Nacht nicht eine Minute frei, und dann muß ich an Bord bleiben, denn es steht dort für mich viel auf dem Spiele, antwortete Gatlard, mit der Braut durch den Garten schreitend.

Freilich, wenn Du nicht kommen *kannst*, so füge ich mich, versetzte Aglaja, als sie die Gartenthür erreichten, ich hatte mich aber so sehr auf diesen Abend gefreut!

Mir ist es eben so leid, als Dir, ich kann es aber nicht ändern. Bis morgen, Aglaja, entgegnete Gatlard schnell, küßte dieselbe und verließ sie eiligen Schrittes.

In tiefster Seele schmerzlich ergriffen, stand das Mädchen und sah dem Davoneilenden nach – nicht einmal ein paar flüchtige Minuten wollte er ihr heute noch widmen!

Gatlard war vor Tisch auf seinem Wege nach dem Zollamt an einem nicht großen steinernen, unbewohnten Hause vorübergegangen, an dessen Thür geschrieben stand: Zu vermieten. Er kannte den Eigenthümer desselben, war, ehe er zum Mittagessen nach Astors ging, bei ihm eingetreten, hatte das Haus von ihm gemiethet und hatte sich die Schlüssel davon geben lassen.

Jetzt, nachdem er Aglaja verlassen hatte, eilte er nach dem Neptun, auf welchem sich bereits ein Zollbeamter, Namens Short, eingefunden hatte, um die Ausladung des Schiffes zu überwachen.

Gatlard hatte in der Frachtliste die mit seinem Namen gezeichneten Colli als alte gebrauchte Geschirre und Geräthe für seinen eignen Bedarf angegeben, welche Artikel beim Eingang in die Vereinigten Staaten keine Abgaben zahlten. Die Fäßchen mit Gold hatte er gar nicht in der Liste eingeführt, weil baares Geld überhaupt frei einging.

SIEBENZEHNTE KAPITEL.

*Der Zollbeamte. – Die reiche Fuhr. – Das leere Haus. – Der Prinzipal und der Commis. – Die Uebereilung. – Das Bereuen. – Wohlgemeinter Rath. – Die Goldmünze. – Der liebevolle Empfang. – Das Erstaunen. – Gewissensmahnung.*

Als Gatlard auf das Verdeck trat, kam ihm der Zollbeamte entgegen, begrüßte ihn höflich, und wünschte ihm Glück zu seiner neuen Stellung als Cargadeur, denn er hatte ihn schon seit mehreren Jahren als Commis gekannt.

Ich danke Ihnen, lieber Short, sagte Gatlard ihm freundlichst die Hand reichend, es ist mir lieb, daß gerade Sie hierher gesandt wurden, da ich mir eine Gefälligkeit von Ihnen erbitten will, die ich an einen, mir nicht befreundeten Mann nicht gerichtet haben würde. Versteht sich eine Gefälligkeit gegen Erkenntlichkeit von meiner Seite.

Mit Vergnügen stehe ich zu Diensten, Herr Gatlard, was kann ich für Sie thun, antwortete Short schnell.

Wie Sie aus der Frachtliste ersehen werden, so habe ich eine Anzahl Kisten und Kasten mit meinem Namen gezeichnet an Bord, welche alte, gebrauchte Sachen enthalten, die ich in Westindien für meinen eignen Bedarf anschaffte. Ich möchte sie nun gern so bald als möglich in meiner Wohnung haben, um sie auszupacken, und

die Herren Zollbeamten machen gewöhnlich früh Feierabend.

Ei mit Vergnügen, Herr Gatlard, das können wir ja sogleich besorgen, wenn Sie mir nur die Colli zeigen wollen, so lasse ich sie sofort verabfolgen – dieselben thun ja ohnehin keine Steuer, antwortete der Beamte bereitwillig.

So will ich schnell einige Güterkarren herbeiholen lassen, sagte Gatlard, und sandte einen Matrosen zu diesem Ende fort. Dann rief er dem Cajütendiener zu, eine Flasche Portwein auf das obere Verdeck zu bringen, führte den Beamten hinauf, und setzte sich dort mit ihm nieder.

Sehen Sie, Herr Short, das sind die Sachen, sagte Gatlard nach den Kisten zeigend, die er in Cap Hayti geraubt hatte, außerdem habe ich eine Anzahl Fäßchen mit Kupfergeld, und einige mit Silber in meiner Cajüte liegen; sie stehen gar nicht im Manifest, weil Geld nicht als Waare betrachtet wird und keinen Zoll zahlt.

Freilich nicht, versetzte Short, und fügte lachend hinzu: Ich wollte sie hätten Ihre ganze Cajüte mit Gold gefüllt.

Ich bin bescheidener, ich bin mit meinem Kupfer schon zufrieden, entgegnete Gatlard scherzend, als der Diener den Wein brachte, Gatlard füllte schnell die Gläser und trank mit Short auf dessen Wohl, dann reichte er ihm eine Cigarre, und sagte:

Ich muß Ihnen aber wirklich recht dankbar sein, lieber Short, ein Anderer wäre sicher nicht so gefällig gewesen, wie Sie, denn die Sonne ist schon längst unter.

Ei, reden Sie doch nicht davon, es macht mir ja Freude, antwortete Short, und leerte sein Glas abermals.

Gatlard füllte dasselbe immer bald wieder, und Short war eben so pünktlich mit dem Austrinken, so daß die Flasche bald zu Ende ging, und Gatlard die zweite anbrach.

Da langten die Güterkarren an der Seite des Schiffes an, und Gatlard sagte aufstehend zu Short:

Nun, so geht es noch, ich fürchtete es würde später werden.

Und wenn es Mitternacht geworden wäre, so hätte ich Ihre Sachen doch ausgeliefert, rief Short lachend aus und leerte wieder sein Glas.

Als die schwarzen Fuhrleute auf das Verdeck traten, wandte sich Gatlard wieder an den Beamten und sagte:

Da sind die Leute, wünschen Sie denn, daß ich die Kisten öffnen lasse?

Ei, Gott bewahre! antwortete Short, und rief dann den Fuhrleuten und den herbeigewinkten Matrosen zu:

Nur schnell, fort damit, ehe es dunkel wird – ist Alles schon nachgesehen!

Gatlard füllte Short's Glas schnell wieder, und sagte:  
Bleiben Sie ruhig sitzen, lieber Short.

Dann wandte er sich zu den Leuten, zeigte ihnen die Kisten, die sie fortschaffen sollten, und rief dem Kapitain, welcher auf dem untern Verdeck stand, zu:

Geben Sie ein wenig Acht, lieber Brooks, daß die Kerls Nichts hinwerfen.

So, bald nach dem Fortschaffen seiner Schätze sehend, dann wieder dem Beamten einschenkend und zu ihm redend, erreichte Gatlard sein Ziel, wobei der Kapitain ihm sehr behülflich war, denn er ließ die Werthsachen und das Gold aus der Cajüte auf die Wagen schaffen, und als endlich das Werk vollbracht war, sagte Gatlard zu dem Beamten:

Nun, lieber Short, nun lassen Sie sich hier bedienen, als wenn Sie hier Herr wären, meine Cajüte und mein Wein sind zu Ihrer Verfügung, ich werde dem Diener aufgeben, alle Ihre Befehle zu vollziehen. Sogleich soll er Ihnen noch eine Flasche von diesem Weine bringen, das heißt, wenn er Ihnen schmeckt.

Vortrefflich – vortrefflich! rief Short mit wilder Heiterkeit, werde in Ihrem Namen befehlen, immer von demselben!

Recht so, lieber Short, gute Nacht, sagte Gatlard, sprang die Treppe hinab, und eilte zu den Fuhrleuten, um seine Schätze zu begleiten, denn die Wagen hatten sich schon in Bewegung gesetzt.

Er blieb auf dem Trottoir etwas hinter denselben zurück, als habe er kein Interesse an ihnen, bis sie vor dem von ihm gemietheten Hause anlangten. Dann öffnete er schnell dessen Thür, und ließ nun die sämtlichen Reichthümer hinein bringen.

Es war schon ziemlich düster, als Gatlard die Thür des Hauses, lustig pfeifend, als habe er Nichts von Bedeutung darin untergebracht, verschloß, den Fuhrleuten ihren Lohn zahlte, und dann, ein Lied trillernd, leichten

Fußes davon schritt, an der nächsten Straßenecke aber blieb er stehen, schaute um dieselbe nach den Fuhrleuten zurück, und wartete bis sie fortgefahren waren, dann eilte er wieder nach dem Hause, ging in dasselbe wieder hinein, und untersuchte nun, ob alle Thüren und Fenster auch gut verschlossen wären. Namentlich sah er nach den Fensterladen, und schob unter die Klinke des Schloßes an der Hinterthür des Hauses ein Stück Holz, damit man sie von Außen unmöglich öffnen konnte.

Es war dunkel geworden, Gatlard zündete ein Wachlicht an, welches er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und ging nun im ganzen Hause herum. In jedes Zimmer, auch in den Bodenraum trat er ein, und leuchtete in jede Ecke, in jeden Wandschrank, und endlich begab er sich auch in den gewölbten steinernen Keller, der sein besonderes Interesse zu beanspruchen schien. Er untersuchte die starke, aus Eichenholz gezimmerte Thür, sowie das schwere Schloß an derselben.

Sie muß von Eisen sein, dann bin ich sicher! sagte er halblaut vor sich hin, ging dann wieder hinauf in den Corridor und in das Zimmer, wo seine Schätze standen, und ließ seinen Blick eine Zeit lang wohlgefällig auf ihnen ruhen.

Dann aber schaute er nach den leeren düstern Ecken des Zimmers, um welche der matte Schein des Lichtes flackerte, und die Bilder von Cap Hayti tauchten vor seinem Geiste auf.



Er wandte sich schnell nach der Thür, verschloß sie und eilte in die Straße hinaus. Auch die Hausthür hatte er eiligst verschlossen, und lenkte nun, freier Athem holend, seine Schritte zu dem Eigenthümer des gemietheten Gebäudes.

Derselbe war erstaunt, als Gatlard ihm mittheilte, daß er das Haus von ihm zu kaufen wünsche, stellte ihm aber einen mäßigen Preis, und Gatlard erklärte, daß er ihm morgen das baare Geld dafür zahlen werde.

Von hier begab sich Gatlard zu dem anerkannt besten Schlosser in der Stadt, und bestellte ihn auf den folgenden Morgen nach seinem Hause, um das Maß für eine eiserne Kellerthür zu nehmen, welche er für ihn anfertigen solle, damit ihm seine Weine nicht von seinen Dienern ausgetrunken würden.

Gatlard befand sich jetzt nicht weit von Pennels Wohnung, und obgleich es schon beinahe neun Uhr war, schritt er doch nach derselben hin, um womöglich noch heute eine Unterredung mit dem Alten zu haben, denn seine Schätze hatte er in Sicherheit gebracht, und nun war er von dem Geizhals vollständig unabhängig.

Er sah noch Licht in dessen Wohnzimmer, trat rasch an die Hausthür, und zog die Schelle.

Der alte Neger öffnete den Eingang und sagte, Gatlard gewährend:

Mein Gott, Herr Gatlard, sind Sie wirklich wieder hier, ich glaubte, Sie würden niemals wieder kommen.

Doch, Tom, ich bin es wirklich, entgegnete Gatlard, ist Herr Pennel noch auf?

Ja, Herr, er sitzt an dem Schreibtisch und liest in einem großen Haufen von Papieren, antwortete der Neger.

So gehe zu ihm, und melde mich bei ihm an, ich möchte ihn noch sprechen, fuhr Gatlard fort, und ging mit dem Diener die Treppe hinauf, worauf dieser Pennels Zimmerthür öffnete, und sagte:

Hier ist Herr Gatlard, Herr Pennel, er wünscht Sie zu sprechen.

Gatlard aber, ohne die Antwort des Alten abzuwarten, trat in die Stube, und sagte, die Thür hinter sich schließend:

Guten Abend, Herr Pennel.

Was für eine Manier ist das? Ich habe in meinem Comptoir auf Sie gewartet, bis es dunkel war. Glauben Sie, daß Sie nicht mehr Commis sind, weil ich Sie einmal mit der Stelle eines Cargadeurs beehrte? Solch einen Commis kann ich nicht gebrauchen, zumal nicht zu einem Jahresgehalt von tausend Dollars.

Ich nehme den Abschied an, Herr Pennel, sagte Gatlard mit einem spöttischen Tone, und werde Ihre Schwelle nie wieder betreten. Sehen Sie gefälligst unsere Rechnung nach, und übersenden Sie mir gelegentlich mein Guthaben. Meine Abrechnung als Cargadeur bis auf den letzten Cent haben Sie in den Papieren da vor sich, über den Verkauf des Mehls finden Sie darunter die schriftlichen Belege der Kaufleute in Havanna, so wie gleichfalls deren Rechnungen über die mitgebrachte Ladung, und den Ueberschuß an baarem Geld hat Ihnen Kapitain Brooks mit den Papieren eingehändigt. Sehen Sie Alles durch,

es fehlt Nichts, und muß auf Dollar und Cent stimmen. Somit haben wir Nichts mehr zusammen zu schaffen.

Pennel hatte, unangenehm überrascht, der Antwort Gatlards zugehört, er hatte geglaubt, ihn zu demüthigen, und ihn dann auf einen geringeren Gehalt herabzusetzen, doch jetzt sah er ein, daß er zu weit gegangen war und wollte wieder einlenken.

Nun nun, nicht so hitzig, Sie Brausekopf, sagte er, und machte im Aufstehn eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand.

Behalten Sie Ihre Titulaturen gefälligst für sich, Sie alter Geizhals. Sie wollten mich gern wieder auf sechshundert Dollars Gehalt setzen, weil Sie meinten, Sie hätten mich in ihrer Gewalt, die Zeiten sind vorbei, Herr Pennel, ich stehe auf eignen Füßen.

Erbleichend und zornbebed sank der Alte wieder auf seinen Stuhl nieder, öffnete mit zitternder Hand eines der Papiere aus dem Tische, und sagte mit krächzender Stimme:

Was sind dies für Kisten und Kasten, die Sie da mit Ihrem Namen gezeichnet in der Frachtliste aufgeführt haben?

Das sind alte gebrauchte Gegenstände, welche ich mir für meinen eigenen Bedarf in Westindien anschaffte, und wofür ich so anständig war, Ihnen die Fracht laut Abrechnung zu bezahlen, obgleich ich sie in meiner Cajüte und auf dem obern Verdeck unterbrachte und Ihnen keinen Cent dafür zu vergüten brauchte. Es sind dies meine Privatangelegenheiten, um die Sie sich gar nicht zu

kümmern haben. Und nun, Gott befohlen, Herr Pennel, schaffen Sie sich einen Commis an, der sich von Ihnen geduldiger, als ich, für gut geleistete Dienste mißhandeln läßt.

Pennel saß wie versteinert mit dem Papier in der Hand da, und schaute Gatlard nach, der bei seinen letzten Worten aus der Thür verschwand. Kaum aber hörte er die Hausthür hinter ihm sich schließen, als er das Papier auf den Tisch warf, sich erhob, und sich die Hände langsam aber krampfhaft reibend, in dem Zimmer auf und nieder schritt.

Das war ein dummer Streich von mir, murmelte er vor sich hin, der Mensch ist mir von großem Werth, jetzt ist er fort und ich kriege ihn nicht wieder.

Wie gut hat er dieses Geschäft ausgeführt, und wie musterhaft sind alle Papiere, alle Rechnungen geordnet, nicht den kleinsten Fehler, nicht die leiseste Nachlässigkeit hat er sich zu Schulden kommen lassen!

Dann ging er schweigend einige Male auf und nieder, blieb plötzlich stehen, legte eine Hand auf den Rücken seines alten grauen Schlafrocks, hob die Rechte unter seine Nase, und sagte, seine dünnen Lippen fassend:

Da bleibt nichts Anderes übrig, als ihn zum wirklichen Theilnehmer in mein Geschäft zu nehmen, denn ich kann ihn durchaus nicht entbehren!

Sinnend stand er wieder einige Minuten da, und fuhr dann entschlossen fort:

Ich will ihm schreiben, ich will ihm sagen, daß es nicht so böß gemeint war, und der Name Compagnon von Thomas Pennel soll ihn wohl zurückbringen. Ich will ihm sogleich schreiben damit er morgen zeitig den Brief erhält, ehe sein Tollkopf ihn zu einem Andern führt. Ja, ja, sogleich! wiederholte er nochmals, ließ sich an dem Schreibtisch nieder, setzte einen grünen Lichtschirm über die Augen, schob die Oellampe etwas höher, und schrieb an Gatlard.

Dieser aber war während dieser Zeit auf dem Neptun angelangt, wo der Kapitain seiner an der Brüstung harrte.

Endlich, Herr Gatlard, ich dachte schon, die Braut hätte Sie nicht gehen lassen, sagte er, ihm die Hand reichend.

Ach, was, Braut! entgegnete Gatlard. Ich komme von Pennel, denken Sie sich, daß der alte Kerl mich mit Grobheit empfing, weil ich nicht früher zu ihm gekommen war, und daß er mir meinen Dienst aufkündigte. Sie wissen ja, daß ich nie wieder eine Feder für ihn angesetzt haben würde, und können sich denken, wie willkommen seine Kündigung mir war, die ich natürlich sogleich annahm. Doch schnell wollte er wieder einlenken und mich zu Gute sprechen; ich empfahl mich ihm jedoch auf Nichtwiedersehen. – Dieser alte Lump!

Das ist der Dank für das brillante Geschäft, welches Sie für ihn gemacht haben. Wie wird er aber toben, wenn ich ihm morgen sage, daß ich sobald ich die Ladung abgeliefert und das Schiff in Stand gesetzt habe, gleichfalls seinen Dienst verlassen werde, versetzte der Kapitain.

Lassen Sie nur Niemandem Etwas davon hören, daß *ich* Ihnen ein Schiff bauen lasse und daß Sie in meine Dienste treten. Wenn es soweit ist, dann ist es Zeit genug, daß man es erfährt. Bis dahin wohnen Sie bei mir, bewachen mein Haus, und beziehen die Zinsen von Ihren hunderttausend Dollars, wenn Sie nicht über das Kapital selbst verfügen wollen.

Wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken, Herr Gatlard, sagte Brooks, dessen Hand erfassend, einen treuen Diener aber werden Sie an mir haben!

Das weiß ich, Brooks, und darum habe ich mehr für mich selbst gethan, als für Sie.

Wollen Sie denn Ihr Vermögen in dem unbewohnten Hause während dieser Nacht so unbewacht lassen? fragte der Kapitain.

Ich thue es ungerne, obgleich ich in dieser ersten Nacht keine Gefahr dafür sehe, antwortete Gatlard, es ist aber gar so unbequem, dort auf der Erde zu schlafen.

Unbequem, oder nicht, ich würde es doch thun, ich traue den Matrosen nicht. Wenn sie sähen, daß Sie hier an Bord schliefen – sagte Brooks mahmend.

Es weiß ja Keiner, wohin ich die Sachen gebracht habe, entgegnete Gatlard lachend, dennoch will ich Ihrem Rath folgen. Morgen früh kommt der Schlosser nach dem Hause, um eine eiserne Thür für den Keller anzufertigen, dann ist alle Gefahr beseitigt. Was macht denn unser freundlicher Zollbeamter, ich bin ihm doch vielen Dank schuldig.

Er liegt steif betrunken in Ihrem Bett, wohin wir ihn tragen mußten. Wenn wir jetzt noch Etwas zu schmutzeln hätten, so wäre der Weg frei, entgegnete der Kapitain.

Mag er gut schlafen! Wenn er seinen Dienst hier an Bord beendet hat, werde ich ihm einige Kisten Portwein zum Geschenk machen, er hat sie reichlich verdient.

Doch nun will ich mich nach meinem Hause begeben, will aber doch meine Waffen mitnehmen, sagte Gatlard, ging in die Kajüte, und trat bald darauf mit Pistolen und einem Handbeil bewaffnet und mit einer großen wollenen Decke auf dem Arm wieder auf das Verdeck.

Nun schlafen Sie wohl, Kapitain – bis morgen, sagte er, Brooks die Hand reichend.

Gute Nacht und gute Träume, Herr Gatlard, antwortete der Kapitain, und geleitete ihn an die Brüstung, von wo Gatlard rasch auf das Werft hinunter sprang, in der Dunkelheit davon eilte und sich bald darauf bei seinen Schätzen auf dem Fußboden zum Schlafen niederlegte.

Er verbrachte eine unruhige Nacht, träumte unangenehm, und erhob sich schon beim ersten Grauen des Morgens von seinem harten Lager.

Das Erste, was er unternahm, war, daß er mit dem Handbeil die obere Reife von einem der Goldfässer schlug und den Deckel davon herausnahm.

Mit einer wahren Wollust hing sein Blick an dem blanken Golde, welches ihm aus dem Fasse entgegenblitzte, und eine Handvoll der glänzenden Stücke herausnehmend, ließ er dieselben klingend wieder hinein fallen.

Der helle Ton des Goldes fuhr ihm durch alle Nerven, es war ihm die lieblichste Musik, die er jemals gehört hatte.

Nachdem er eine Zeitlang in wonnige Träumereien versunken damit gespielt hatte, zählte er die Kaufsumme für das Haus davon ab; stellte die Goldsäulen neben einander auf, und rollte sie schließlich in Papier ein, welches er von dem Schiffe mitgebracht hatte. Dann legte er den Deckel wieder in das Faß, verließ mit dem Geld in den Taschen und in den Händen das Haus, und begab sich zu dem frühern Eigenthümer desselben, welchem er den Betrag dafür auszahlte.

Dann ging er nach dem nächsten Gasthause, wo die Frühstücksglocke bereits geläutet hatte, um dort das Morgenbrod einzunehmen.

Bald nach acht Uhr erwartete er, in sein Haus zurückgekehrt, den Schlosser, den er in den Keller führte, ihn das Maß zur Thür nehmen ließ, und ihm die möglichste Eile zur Fertigstellung derselben anbefahl.

Das Haus mit dem nöthigsten Mobiliar zu versehen, ging er dann in die verschiedenen Läden, machte die Einkäufe davon, und bestimmte die Ablieferung der gekauften Gegenstände auf den Nachmittag in seinem Hause. So verstrich der Morgen und mit Widerstreben dachte Gatlard an die Nothwendigkeit, bei seiner Braut zu Mittag zu speisen.



Sie paßte nicht mehr in seine Verhältnisse, nicht in die vornehme, hohe Stellung, die er nun in dem Leben einnehmen wollte, und wie eine bleierne Last hing das einfache, bürgerliche Mädchen ihm an den Schritten, die er jetzt für seine glänzende Laufbahn thun mußte.

Und doch wußte er nicht, wie er sich von dieser Last befreien sollte, unmöglich konnte er es so plötzlich thun, er schuldete Aglaja und ihrer Mutter zu viel, er hatte ihnen während langer Jahre fast seine ganze Existenz, ja er hatte ihnen sein Leben zu danken. Dennoch konnte sie nimmer die Frau des Millionairs, des vornehmsten, reichsten Mannes in Philadelphia werden, das war unmöglich, und in der einen, oder der andern Weise mußte sein Verhältniß zu ihr gelöst werden. Nur nicht plötzlich durfte dies geschehen, nach und nach mußte sie sich an den Gedanken der Trennung von ihm gewöhnen, und dann gab sie wahrscheinlich selbst eine Ursache dazu, um mit ihr zu brechen.

Gatlard entschloß sich, nach Astors zu gehen, und bei ihnen zu Mittag zu speisen.

Dort kommt er ja schon, Mutter, sagte Aglaja zu dieser, als sie Gatlard in der Ferne die Straße heraufkommen sah.

Schon? – Ich meine, es sei spät genug am zweiten Tage nach einer so langen Trennung von Dir. Er ist zurückhaltend und kalt, und scheint sich hier verlegen zu fühlen, als habe er kein gutes Gewissen, sagte Madame Astor mit traurigem Tone, Gott gebe, daß Alles noch gut werde!

Aber, beste Mutter, Du siehst wieder schwarz, Du weißt, Du hast ihm schon oft Unrecht gethan, entgegnete Aglaja bittend, und richtete ihren Blick wieder in der Straße hinab nach Gatlard hin.

Niemals that ich ihm Unrecht, Gott ist mein Zeuge, daß ich es immer gut mit ihm gemeint habe, er ist aber ein Mensch, aus dem man nicht klug werden kann; er wechselt sein Benehmen, wie das Chamäleon seine Farbe. Meinst Du denn, daß mir Dein Glück, Deine Zukunft nicht am Herzen läge?

Mein Glück liegt nur in ihm, Mutter, und ohne ihn giebt es für mich keine Zukunft, sagte Aglaja tief bewegt.

Und das weiß er, und dennoch kann er so rücksichtslos gegen Dich handeln! versetzte die Frau mit einem schweren Athemzug, nach kurzer Pause aber fuhr sie, die Thränen in Aglaja's Augen gewahrend, freundlich fort:

Mag es nun sein, wie es wolle, Aglaja, wir wenigstens wollen ihm keine Veranlassung geben, unzufrieden mit uns zu sein, von uns soll er nie etwas Andres, als Liebe und Freundschaft aufzuweisen haben, erkennt er sie nicht an, so mag er das vor Gott allein verantworten. Komm, mein Mädchen, es giebt Nichts in der Welt, was ich nicht aus Liebe für Dich thun würde!

Darauf küßte die Frau Aglaja schnell, strich ihr die Wange, und sagte:

Nun gehe Gatlard entgegen, Herzenskind, und kommt vergnügt zu mir herein!

Aglaja drückte ihre Lippen auf die Hand ihrer Mutter, warf ihr noch einen dankbaren Blick zu, und sprang

nun nach der Gartenthür, zu welcher Gatlard jetzt heranschritt.

Lächelnd, doch nicht ganz ohne Vorwurf, hielt sie ihm ihre Hand entgegen, die er ergriff, sie küßte und dann heitern Tones sagte:

Wie geht es Dir und Deiner Mutter, Aglaja? Schon zweifelte ich daran, ob es mir möglich werden würde, zum Essen zu Euch zu kommen, ich habe aber viele Geschäfte auf den Nachmittag verschoben, um mir diese Stunde bei Dir zu verschaffen.

Und dafür danke ich Dir aus tiefstem Herzensgrunde, Richard, komm herein, die Mutter freut sich auch über Dein Kommen; sie hat immer weniger Entschuldigung für Dein fern von uns Bleiben, als ich, denn bei ihr rechnet ja nur der Verstand, und bei mir nur das Herz, welches so gern all Dein Thun und Lassen rechtfertigt, sagte Aglaja, und ging nun Arm in Arm mit dem Geliebten zu Frau Astor in das Zimmer.

Ich freue mich, daß sie gekommen sind, lieber Gatlard, haben Sie denn nun bald Ihre dringendsten Geschäfte beendet, so daß Sie wieder mehr uns angehören? hub die Frau freundlich an und reichte ihm die Hand.

Ich fürchte, meine Arbeit fängt jetzt erst recht an, antwortete Gatlard, und fuhr nach einer Pause augenscheinlich befangen fort:

Heute früh habe ich mir ein eignes Haus gekauft – das Hallwey'sche Haus, in welchem Cases zur Miethe wohnen und welches seit einiger Zeit leer stand.

Ein Donnerschlag aus heiterm Himmel hätte Aglaja und deren Mutter nicht mehr erschrecken können, als Gatlards Worte, sie fuhren zusammen und sahen einander bestürzt an.

Ein Haus? fragten Beide mit gepreßter Stimme, und von Aglaja's Wangen war die letzte Spur von Röthe verschwunden.

Ja, ein Haus – Gottlob, ich bedarf eines solchen dringend, denn ich werde mich jetzt selbst etabliren, und muß ein Geschäftslokal haben, antwortete Gatlard, freier aufathmend, als sei ihm leichter, nachdem er die erste Mittheilung über die Veränderung in seinen Verhältnissen ausgesprochen hatte.

Der Schrecken der beiden Damen verschwand jetzt von deren Zügen und Erstaunen trat an dessen Stelle.

Selbst wollen Sie ein Geschäft gründen, Gatlard? fragte die Frau in halbungläubigem Ton, dazu gehört ja bedeutendes Kapital, und auf gut Glück hin mit fremdem Gelde Etwas der Art zu unternehmen, ist gefährlich. Auch das Haus muß ja Viel kosten.

Ich habe einige dreißigtausend Dollars dafür gegeben und sie gleich baar bezahlt, antwortete Gatlard, von seiner Sucht zu glänzen gegen seinen Vorsatz, den Besitz eines großen Vermögens noch geheim zu halten, hingerrissen. Und so fuhr er, durch die Verwunderung der Beiden geschmeichelt, von seiner Eitelkeit getrieben fort:

Ich werde mir auch in der Kürze ein größeres und besseres Schiff, als der Neptun ist, bauen lassen und das Geschäft mit Westindien für eigene Rechnung betreiben.

Aber Richard, was sagst Du da Alles, das klingt ja wie Märchen, wie ist dies denn möglich – hast Du einen reichen Freund gefunden, der Dir helfen will? fragte Aglaja in freudigem Erstaunen.

Ich bedarf keines Freundes, ich stehe auf eignen Füßen, antwortete Gatlard stolz.

Aber woher haben Sie denn mit einem Male so großes Vermögen – erklären Sie uns doch – Sie sehen uns ja im allerhöchsten Erstaunen, fiel Frau Astor ein, und trat an den Tisch, denn Hanna hatte das Mittagsessen aufgetragen.

Das ist leicht erklärt, antwortete Gatlard, indem er sich anscheinend nachlässig auf seinen Stuhl niederließ, ich habe in Westindien einige gute Spekulationen für meine Rechnung gemacht und sehr viel dabei verdient.

Aber, was sagt denn Herr Pennel dazu, die Unternehmung wurde ja für *dessen* Rechnung gemacht, fragte Frau Astor wieder.

Meine Unternehmungen hatten mit den seinigen durchaus Nichts zu schaffen und haben dieselben in keiner Weise benachtheiligt. Ich habe vollständig mit ihm abgerechnet und Nichts mehr mit ihm zu thun, erwiederte Gatlard gleichgültig.

Nun, ich weiß nichts weiter darauf zu sagen, als daß der liebe Gott Ihnen ungewöhnlich gnädig gewesen sein, und Sie unter seinen segensvollen Schutz genommen haben muß und daß wir Beide unsern Dank für die Ihnen erwiesene Gnade mit dem Ihrigen vereint zum Himmel

aufsenden werden. Ja nur unter seinem Schutze ist Ge-  
deihen und Segen! sagte Madame Astor tief ergriffen mit  
feierlichem Tone, und sah es nicht, daß Gatlard bei ih-  
ren Worten erbleichte und mit bebender Hand sich auf  
seinem Teller beschäftigte, um die Erschütterung zu ver-  
bergen, die seine Pulse hemmte und ihm das Blut nach  
dem Herzen trieb.

Doch Aglaja sah ihn halb erschrocken an, und sagte:

Mein Gott, Richard, ist Dir nicht wohl, Du bist so bleich  
geworden, was fehlt Dir?

Dabei ergriff sie seine Hand und sah ihm ängstlich in  
das blasse Antlitz.

Was ist Dir? Deine Hand zittert und ist kalt, o Gott,  
Du bist doch nicht krank? fuhr sie erschrocken fort und  
stand auf.

Nichts, Nichts, Aglaja, es geht sogleich wieder vorüber  
– ich habe schon seit einiger Zeit an solchen Zufällen ge-  
litten, wo mir das Blut sich nach dem Herzen drängt, es  
hat aber gar Nichts zu sagen, antwortete Gatlard, sich er-  
mannend und stürzte den Madeirawein aus seinem Glase  
hinunter.

Madame Astor aber heftete jetzt überrascht ihren Blick  
auf ihn, und brachte in Gedanken seinen plötzlichen Zu-  
fall mit ihren zuletzt gesagten Worten in Verbindung.

Sie schwieg, doch Gatlard war wieder Herr seiner  
selbst geworden, zog Aglaja auf ihren Stuhl nieder, und  
sagte mit erzwungenem Lachen: Siehst Du, es ist schon  
vorüber. Mein Arzt in Havanna sagte mir, es käme vom  
Blut, und ich hätte Nichts davon zu fürchten.

Gott gebe, daß es keine ernstere Ursache hat, bemerkte Madame Astor und sah Gatlard mit fragendem Blick in die Augen.

Dieser aber wich ihm aus, und wandte sich scherzend zu Aglaja, indem er sagte:

Du mußt Deinem Patienten aber noch ein Glas Wein einschenken, und Dich selbst dabei auch nicht vergessen.

Aglaja füllte schnell die Gläser, worauf Gatlard das seine mit den Worten:

Du sollst leben! gegen sie erhob, und dann dasselbe leerte.

Der Wein ist gut, doch ich werde dieser Tage einige Kisten mit Madeira und mit Portwein hierhersenden, damit wir etwas besonders Feines zu trinken haben.

Die Traulichkeit war aus der Unterhaltung gewichen, und so leicht und unbekümmert sie Gatlard auch zu führen sich bemühte, so blieb sie doch gezwungen, und man konnte es leicht erkennen, daß ein Jeder an etwas Anderes dachte.

Gatlard verlangte nach dem Augenblick, wo er sich vom Tisch erheben konnte, und als derselbe gekommen war, entschuldigte er sich mit dringenden Geschäften, da er nicht zum Kaffee bleiben könne.

Mit dem Versprechen, er wolle so bald es ihm möglich sein würde, wieder kommen, verabschiedete er sich rasch, und als er von Aglaja begleitet durch den Garten davonschritt, sah ihm Madame Astor, bedenklich mit dem Kopf schüttelnd, nach.

ACHTZEHNTE KAPITEL.

*Die Winterfreuden – Der neue Diener. – Der Gouverneur. – Spanische Artigkeit. – Verlegenheit. – Die Flotille. – Der Riesenstrom. – Das Indianerkind. – Der Morgen. – Der rothe Fluß.*

Der Herbst hatte die drückende versengende Gluth der Sonne in Louisiana gemildert, und die alljährlich in New-Orleans sich einstellenden Fieberkrankheiten waren verschwunden, reges geschäftliches Treiben war wieder in die Stadt eingezogen, und die Bewohner derselben gaben sich, von den kühlen Nächten erfrischt, abermals den Freuden sorglosen südlichen Lebens hin. Aus den im Fackelscheine und Lichterglanz strahlenden Fandangohäusern schallten allnächtlich die wogenden Klänge der Mandolinen, Cymbeln und Tambourinen und die Jubeltöne der wild begeisterten Tänzer und Tänzerinnen hervor, die Paläste der spanischen Großen glänzten im Lichtmeer von blitzenden Kronleuchtern und Candelabern, und in deren durch die Fenster strömendem Scheine prangten festlich geschmückte Damen in prächtiger Toilette und Herren in goldbordirten Sammetröcken, und reich galonirten Uniformen. Während des Tages rollten schwerfällige, goldig verzierte Staatscarrossen mit hohen, lang befranzten Böcken und schwer betreßten Dienern durch die Straßen, und aus ihren Fenstern sahen schöne spanische und französische Creolinnen hervor. Nachmittags zogen die Stiergefachte Vornehm und Niedrig, Reich und Arm



nach der Arena und Abends, wenn der Wind kühl von der See herauf über die Stadt zog, füllte sich die Alameda mit Lustwandelnden der vornehmen Welt.

Louvencourts nahmen an diesen Vergnügungen keinen Antheil, nur auf den Abendspaziergängen fanden sie sich ein, um sich an der erquickenden Abendluft zu laben, und sich von der Hitze des Tages zu erholen. Dort trafen sie dann mit ihren neuen Bekannten zusammen, die sie immer theilnehmend und freundlich begrüßten und bedauerten, daß sie schon so bald die Stadt verlassen und weit in das Land hineinziehen wollten; denn die Vorbereitungen zum Aufbruch nach dem schwarzen Fluß waren beendet und der Graf wartete nur darauf, sich mehreren großen Booten anschließen zu können, welche Vorräthe aller Art für General Sarzano nach dessen Fort bringen und von einer Militairbedeckung begleitet werden sollten.

Von Louvencourts frühern Dienern in St. Domingo waren viele Männer und Frauen seinem Ruf gefolgt, und hatten sich mit dem Schooner Delphin zu ihm nach New-Orleans begeben, so daß sich seine Arbeitskräfte jetzt auf circa fünfzig Personen beliefen. Er hatte fünf große Boote in Bereitschaft liegen, um in ihnen alle Vorräthe, Werkzeuge, Zug- und Reitthiere, sowie eine Milchkuh zu verschiffen, und hatte die Fahrzeuge zum Segeln und zugleich für den Gebrauch von Rudern einrichten lassen. Ein sechstes leichteres Boot aber war für ihn, die Gräfin

und Remi bestimmt, und mit allen Bequemlichkeiten versehen, die man sich in einem so beschränkten Raum für eine so lange beschwerliche Reise verschaffen konnte.

Der Banquier Graville hatte Louvencourt bei seinen Vorbereitungen mit Rath und That aufs Zuvorkommendste unterstützt, er hatte ihm die dabei nöthigen Gelder bereitwillig vorgeschossen, und hatte schließlich auch die Schmucksachen für ihn verkauft, und zwar zu hohen Preisen, so daß der Graf wieder über achtzigtausend Dollars baares Vermögen besaß.

Moiré, der Halbindianer, war täglich bei Louvencourts aus- und eingegangen, hatte dessen Küche fortwährend mit frischem Wildpret und mit Fischen versorgt, und hatte jede Gelegenheit erfaßt, um sich ihm angenehm und nützlich zu machen, so daß er in der That sich in seinem Dienste befand, wenn er auch nicht fest als Diener bei ihm eingetreten war.

Jetzt aber, wo die Abreise so nahe bevorstand, fühlte der Graf das Bedürfniß, einen fach- und landkundigen Mann wie Moiré, bei sich zu haben, um durch ihn einen für seine Ansiedelung passenden Platz zu finden, und mit seiner Hülfe und seiner Erfahrung die ersten Schwierigkeiten und Gefahren eines Lebens in der Wildniß zu überwinden.

Moiré hatte ihm schon wiederholt seine Dienste angeboten, der Graf aber war bis jetzt einer bestimmten Erklärung darüber ausgewichen, weil Lazare sein Bedenken über den Charakter des Halbindianers ausgesprochen hatte, und weil er selbst auch kein großes Zutrauen zu demselben hegte.

Es war aber nicht leicht, auf gut Glück in die Wildniß hineinzufahren und dort ein den Wünschen und Bedürfnissen entsprechendes Stück Land zu finden, und doch war dies die Lebensfrage, um die sich die ganze Zukunft Louvencourts drehte. Darum entschloß er sich jetzt, wenn auch mit einem gewissen Widerstreben, in seine festen Dienste zu nehmen, und es zu versuchen, ob er ihn durch Güte und liebevolle Behandlung zu einem treuen Untergebenen machen könne.

Derselbe zeigte sich von diesem Augenblick an rastlos thätig und aufmerksam; mit seinen Erfahrungen als Bootführer machte er die zweckmäßigsten Einrichtungen in den Fahrzeugen, sorgte für Anschaffung unzähliger Gegenstände, deren großen Nutzen auf einer solchen Reise nur er so genau kannte, und war jeden Augenblick, wo ihn Geschäfte nicht fern hielten, des Grafen Winks gewärtig.

Nur die Höflichkeit und der Respekt, welche er gegen Lazare dessen Stellung und Achtung wegen, welche derselbe bei Louvencourts genoß, zu beobachten hatte, schienen erzwungen zu sein, mochte dies nun seinen Grund darin haben, weil derselbe ein Neger war, oder weil er bei seiner Herrschaft so großen Einfluß hatte,

kurz Moiré hegte augenscheinlich eine Abneigung gegen ihn, die er jedoch durch gemessene Artigkeit zu verbergen suchte. Er mied ihn aber wo er konnte, und machte ihm gegenüber stets seine überlegene Bekanntschaft mit Dingen, die das Leben in der Wildniß betrafen, sehr laut geltend, besonders wenn der Graf zugegen war.

Lazare kannte Moiré's Abneigung gegen sich sehr wohl, doch er sah in ihm eine werthvolle Person für das Interesse seines Herrn, und darum war er freundlich und nachsichtig gegen ihn. Er zog ihn bei den schließlichen Vorbereitungen bei Allem zu Rathe, wovon er glaubte, daß derselbe ein richtiges Urtheil abgeben könne, und befragte sich oft bei ihm über die Lagen, in welche sie der bevorstehende Wanderzug bringen könne.

Der Graf hatte den spanischen Gouverneur von Louisiana, welcher in New-Orleans residirte, um die Erlaubniß gebeten, sich den Trausportschiffen anzuschließen, welche derselbe an General Sarzano absenden wollte, und hatte die freundlichste Antwort mit der Genehmigung seiner Bitte erhalten.

Schon über eine Woche war Louvencourt vollständig reisefertig, als eines Abends der Gouverneur ihm sagen ließ, daß die Abfahrt der kleinen Flotte am folgenden Tage stattfinden werde.

Der Morgen erschien und auf dem Werfte, vor welchem die spanischen Boote lagen, sammelten sich die neugierigen Bewohner der Stadt, um die Schiffe absegeln zu sehen.

Auf dem Mast des vordersten der Schiffe wehte die spanische Flagge und die Hälfte der Militairabtheilung, welche sie begleiten sollte, stand dort unter dem Gewehr, während die andere Hälfte derselben sich auf dem letzten Schiffe befand.

Da rührte der Tambour die Trommel, die Soldaten traten in Reih und Glied, und die schwere vergoldete Staatscarrosse des Gouverneurs rollte polternd auf dem unebenen Wege langsam heran. Auf dem Werfte angekommen, hielt sie still, der Gouverneur General Don José Amadeus Ballarta y Zumpango stieg aus, und die Soldaten präsentirten vor ihm das Gewehr.

Er war ein sehr kleiner beleibter Herr, dessen von kolossalen goldenen Epauletten überragte Uniform so reich mit Goldstickerei und mit Orden bedeckt war, daß man ihre Grundfarbe kaum noch erkennen konnte. Ein riesiger Federhut bedeckte seinen dicken Kopf, der schildkrötenartig zwischen seinen breiten Schultern hervor sah, sein fettes rothes Gesicht war mit einem großen kohlschwarzen Schnurrbart durchzogen, und ein ungeheures Schwert hing von seinem runden Körper quer hinter ihm bis auf die Erde herab.

Mit kühnem, soldatischem Schritte trat er auf dem Werfte bis an das erste Boot, hielt eine zu Heldenthaten anfeuernde Ansprache an das Militair, wandte sich dann zu dem Kapitain der Expedition, Don Valencia, dem er auftrug, General Sarzano die Versicherung seiner Verehrung und seine Grüße zu überbringen, trat dann, an

den Federhut greifend, einen Schritt zurück, bekam seinen großen Säbel zwischen die Beine und fiel, die Füße gegen den Himmel emporstreckend, rücklings auf die Erde nieder.

Vergebens kugelte er sich hin und her, um sich wieder aufzurichten, bis der Unteroffizier auf das Werft sprang, ihm hilfreich seine Hand dazu lieh und ihm dann den Staub von der Uniform klopfte.

Ein stürmisches schreiendes Gelächter erschallte unter der großen, auf dem Werfte befindlichen Zuschauermenge, der Gouverneur aber warf einen Blick der Verachtung auf die Schreier und schritt dann mit möglichster Eile stolz auf dem Werfte hin, um dem Grafen Louvencourt, dessen Schiffe etwas weiter am Flusse hinauf lagen, noch Lebewohl zu sagen. Dabei drückte er den Federhut fester auf den Kopf, und hob das Schwert, wie eine zum Sturmangriff eingelegte Lanze vor sich empor.

Der Graf, welcher ihn heranschreiten sah, kam ihm entgegen, und dankte ihm für die ihm so freundlich erteilte Erlaubniß, sich der Expedition anschließen zu dürfen, worauf der Gouverneur sich zu seiner höchsten Größe aufrichtete, und sagte:

Ziehen Sie hin, Herr Graf, so weit Spaniens Banner weht, mit diesem meinem Arm, mit diesem meinem Schwerte werde ich Sie schützen!

Dabei hob er die in der Scheide ruhende Waffe empor und schwang sie mit heldenmüthig begeisterten Blick über sich durch die Luft.

Da gewährte er die Gräfin, welche sich von ihrem Sitz im Schiff erhoben hatte und an dessen Brüstung stand, leichten Fußes eilte er auf sie zu, nahm seinen Federhut ab, zog eine Rose aus einem Knopfloche seiner Uniform, und reichte sie ihr mit graziöser Bewegung und mit den Worten:

Dem Cavalier unsern Arm, unser Schwert, der schönen Signora ihr Ebenbild, die Rose, und unsre Verehrung!

Dann sprach er mit den zierlichsten Worten der Gräfin seine Wünsche für das Gedeihen der Unternehmung ihres Gatten aus, und zog dabei sein Taschentuch aus seinem Rockschoß hervor, um sich die Perlen von der Stirn zu wischen, welche die Sonnenwärme seiner Haut entlockt hatte.

Er wollte das Tuch mit einer leichten Bewegung entfalten, es widerstand seinen Bemühungen, hin und her schwenkte er es in seiner Rechten; doch es wollte in dem nächsten Augenblick seinem Willen noch nicht Folge leisten; da ergriff er es mit beiden Händen, zog es auseinander und zu seinem Schrecken sah er jetzt, daß es eine Damen-Chemisette war, welche seine Wäscherin wahrscheinlich aus Versehen zwischen seine Taschentücher gelegt hatte.

Sein Gesicht färbte sich purpurroth, dann aber wieder bleich, und den fatalen Gegenstand schnell wieder in seinem Rock verbergend, warf er einen ängstlich verlegenen Blick auf die Gräfin, um zu forschen, ob sie das ihm nicht zugehörnde Kleidungsstück wohl erkannt habe,

doch auf den Zügen der Frau lag derselbe wehmüthige Ernst, mit dem sie seinen ersten Gruß empfangen hatte.

Da kam dem Gouverneur der Trommelschlag des Tambours auf dem ersten Schiffe, welches soeben vorübersegelte, zu Hülfe, er warf sich schnell in die Brust, salutirte die Mannschaft, und nahm dann von Louvencourts Abschied, deren Boote jetzt auch das Werft verließen, um den Regierungsfahrzeugen zu folgen.

Der Wind war frisch und günstig, und trieb die Flotte, unter vollen Segeln gegen die gewaltige Strömung anrauschend, vor sich den Riesenfluß hinauf. Die Stadt New-Orleans blieb zurück und verschwand nach und nach in dem Duft der Ferne vor den Blicken der Reisenden.

In dem vordersten Schiffe des Grafen, welches mit Ackergeräthschaften, mit auseinandergenommenen Wagen und Karten, zur Errichtung einer Mühle nothwendigen eisernen Gegenständen und mit Werkzeugen vieler Art befrachtet war, befand sich, außer acht Dienern des Grafen, der Halbindianer Moiré als Bootführer, während das letzte Schiff von Lazare befehligt wurde.

Das Boot, welches dem ersten folgte, war das, in welchem Louvencourts fuhren, und dessen Mannschaft aus sechs Negern bestand. Dasselbe war mit einem leinenen Sonnendach versehen, welches dessen hintere Hälfte, wo eine kleine Cajüte und vor derselben die Sitze der Passagiere angebracht waren, überschattete, während die Neger das vordere Theil inne hatten.



Die Fahrt ging langsam vorwärts, denn die Schiffe segelten nicht gleich, so daß die schnelleren von ihnen die Segel weniger straff anziehen mußten, um den langsameren Zeit zu geben, mit ihnen zu kommen.

Dennoch war es ein großer Vertheil, daß der Wind stark genug wehte, sie gegen die fliegende Strömung vorwärts zu bewegen, denn dies durch Rudern zu erzielen, würde große Anstrengung und mehr Zeitaufwand gekostet haben.

Die Boote des Grafen sämmtlich aber waren schneller als die der Regierung, und nur aus Höflichkeit blieb derselbe hinter diesen zurück, obgleich Moiré wiederholt vorschlug an ihnen vorüber zu fahren. Dieselben vertheilten sich über die ganze ungeheure Breite des Flusses, so daß mehrere von ihnen in der stärksten Strömung fuhren, während Moiré immer derselben auswich und in dem ruhigern Wasser die Fahrzeuge des Grafen sich hintereinander folgen ließ.

Darum lag ihr Weg gewöhnlich dem einen oder dem andern Ufer sehr nahe, so daß die Schiffer den Einblick in die dunkeln Schatten der sie bedeckenden Urwälder erhielten und sich an dem tausendfältigen Blumenflor, welcher dieselben bis an die höchsten Wipfel der Riesebäume schmückte, erfreuen konnten. Die Pracht dieser Wälder war den Fremdlingen neu, und sie beachteten in der frohen Bewunderung ihrer neuen Heimath nicht die grünen häßlichen Alligatoren, welche in großen Zahlen die schlammigen Ufer bedeckten, und die unzähligen Schlangen, welche dort ihre Köpfe zischend nach

den vorüberfahrenden Schiffen emporrichteten. Sie sahen nur das Liebliche des Bildes, freuten sich über die Schaaren von silberweißen Reihern und purpurrothen Flamingos, welche vor ihren Booten aufschwebten und sich wieder in der Ferne vor ihnen auf dem Ufer niederließen, bis sie endlich, zu einer zahllosen Menge versammelt, sich wie eine Wolke hoch in die Luft erhoben, und in dem Gold der Sonne schwärmend und kreisend, wieder zurück den Fluß hinabzogen.

Zwischen diesen ununterbrochenen Urwäldern aber wurden Louvencourts von Zeit zu Zeit durch den Anblick einer Niederlassung freudig überrascht, denn sie sahen in ihr schon ihre eigene neue Heimathsstelle im Geiste vor sich.

Ein lästiges Hinderniß in der Fahrt waren die unzähligen, in dem Strome herabtreibenden Baumstämme, denen man ausweichen, oder die man von den Schiffen abwehren mußte, um diese nicht von ihnen zertrümmern zu lassen; doch in jedem Boote standen die Schiffer, mit langen Stangen bewaffnet, bereit, dieselben damit zur Seite zu schieben.

Der Tag verstrich, die Sonne sank, der Himmel glühte, sich feurig in der eilenden Fluth spiegelnd, über dem dunkeln Urwald und das Düstern des Abends steigerte die Einsamkeit, von der die Reisenden sich umgeben fühlten. Dieselbe that aber den Herzen der Louvencourts wohl, sie athmeten bei dem Gedanken, daß sie jetzt von der

bösen Welt getrennt waren und fern von ihr bleiben würden, freier auf, und träumten von dem stillen ungestörten Frieden ihres häuslichen Kreises, in welchem sie die Schicksalsstürme vergessen wollten, die so furchtbar und zerstörend ihr Leben erschüttert hatten.

Es war schon sehr düster, als Moiré sein Boot des stillen Wassers wegen hart an die linke Seite des Flusses gelenkt hatte, wo die Riesenarme der himmelhohen Bäume sich weit über die Fluth streckten, und die Schiffer in Louvencourts Fahrzeug seines höhern Mastes wegen dasselbe mehr in den Strom hinaus steuerten, während die Regierungsschiffe sich an der andern Seite des Flusses befanden.

Plötzlich rief Moiré mit lauter Stimme den gewöhnlichen Mahnruf: Habt Acht – ein Baumstamm! nach dem Boote des Grafen zurück, und dessen Schiffer streckten schnell ihre Stangen aus, um das gefährliche Holz zur Seite zu bringen; da erschallte ein nicht sehr lautes, aber ängstliches Schreien, wie das eines kleinen Kindes.

Mein Gott, ein Kind! riefen der Graf und dessen Gattin fast zusammen aus, und sprangen, in der Richtung nach dem Schreien durch das Düster spähend, von ihren Sitzen empor.

Da kam ein ungeheurer Eichenstamm auf der dunkeln Fluth herangezogen, auf seiner Mitte hoben sich viele abgebrochene Aeste nahe zusammen über ihm auf, und in deren Mitte kauerte eine kleine dunkle Gestalt, von welcher das ängstliche Weinen und Wimmern ausging, während in kurzer Entfernung hinter derselben ein riesiger

Alligator sich mit dem Vordertheil auf den Baum gehoben hatte, und seinen halbgeöffneten, furchtbaren Rachen nach ihr hinstreckte. Die Schiffer hatten den Baumstamm zur Seite geschoben, und eilig trieb er an dem Boote vorüber, als der Graf seinen Leuten mit dringender, befehlender Stimme zuschrie:

Halt, halt, das ist ein Kind – haltet den Baumstamm an!

Doch das ungeheure Holz zog vorüber, es war den Männern unmöglich, dasselbe in seinem Laufe aufzuhalten.

Rettet, rettet das Kind, rief die Gräfin in verzweifelnder Stimme, während der Graf und dessen Bruder das Segel lösten und den Negern zuriefen, die Ruder einzulegen und dem Baume zu folgen.

Wenige Augenblicke reichten hin, um das Boot zu wenden, der Strom erfaßte es, und die Ruderer trieben es in fliegender Eile dem Eichenstamm nach, welcher von der dahineilenden Fluth weiter von dem Lande entfernt wurde, so daß er den folgenden Schiffen keine Gefahr bringen konnte.

Lazare im letzten Boote sah das Fahrzeug seines Herrn mit dem Strome heranschießen, und konnte sich den Grund dazu nicht erklären, er lenkte schnell sein Schiff nach ihm hin, und traf fast zugleich mit ihm bei dem Baume ein.

Rette das Kind von dem Baumstamme, siehst Du den Alligator, Lazare? rief diesem der Graf mit aller Macht seiner Stimme zu.

Das Segel in dem Boote des Haushofmeisters war gelöst, und dieses fuhr mit einem heftigen Stoß gegen den mächtigen Baum an, doch Lazare war schon auf denselben hinaufgesprungen, hatte das kleine schreiende Kind, welches sich fest zwischen den Aesten an dieselben anklammerte, erfaßt, auf seinen Arm gehoben, und das Ungeheuer mit einem Axtschlag in die Fluth zurückgestürzt.

Reich mir das arme Kind, Lazare, rief ihm die Gräfin zu, deren Boot jetzt an die andere Seite des Baumes anfuhr, und streckte ihre Hände nach der Kleinen aus; da nahm es der Graf von Lazare in Empfang und legte es in die Arme seiner Gattin.

Es war ein wunderhübsches Indianerkind, ein Mädchen von ungefähr drei Jahren, welches sich jetzt beruhigt an die Gräfin schmiegte und sie mit seinen großen dunkeln Gazellenaugen verwundert anschaute.

O, Du kleiner Engel, der Himmel hat Dich mir gesandt, sagte die Frau, das Kind liebkosend, zu ihm, und hüllte es in ihren Shawl ein, während ihren Augen Thränen der Erinnerung an ihr eignes geliebtes Kind entquollen, wie mag Deine Mutter jetzt um Dich jammern und weinen, wie mag Deinem Vater das Herz bluten!

Dann strich sie der Kleinen das tiefschwarze Haar aus dem Gesichtchen und küßte ihren frischen zierlichen Mund, worauf dieselbe einige unverständliche Worte hervormurmelte, als wolle sie Antwort auf die Fragen der gütigen fremden Frau geben.

Während dieser Zeit waren die Boote von dem Baumstamme entfernt worden, ihre Segel waren wieder aufgezogen, und bald daran nahmen sie abermals ihren früheren Platz in dem Zuge der Schiffe ein.

Die Dunkelheit, welche sich schnell verdichtet und den Schiffern noch größere Vorsicht auferlegt hatte, wurde bald durch das Aufsteigen des Mondes wieder verjagt, und dessen taghelles Licht zeigte ihnen ihren Weg auf der silberglänzenden weiten Fluth.

Eine Todtenstille, nur durch das Rauschen und Brausen der Wogen unter den Spitzen der Schiffe und durch das heisere Krächzen aufgescheuchter Wasserraben unterbrochen, lag auf der einsamen Gegend, doch von Zeit zu Zeit ertönte auch der laute Ruf Habt Acht – ein Baumstamm! durch die lautlose Nacht, und wurde von dem Echo der Riesenwälder wiedergegeben.

Die Gräfin hatte dem geretteten Kinde Speise und Trank gereicht und es dann mit sich in die Cajüte genommen, wo sie es auf weichem Polster zur Ruhe brachte. Der Graf aber und dessen Bruder blieben außerhalb auf ihren Sitzen, um die Sicherheit der Boote zu überwachen. Doch auch sie pflegten der Ruhe, und wurden nur durch den Ruf, daß ein Baumstamm im Heranschwimmen sei, aus ihrem Schlaf geweckt.

So verstrich die erste Nacht und der neue Tag goß sein heiteres Licht über Wald und Strom, als die Gräfin mit ihrem kleinen Schützlinge auf dem Arm aus der Cajüte trat, und ihrem Gatten den Morgengruß brachte.

Die Kleine ist so lieb und so geduldig, sie hat sich während der ganzen Nacht nicht gerührt, sagte die Frau mit wehmüthigem Lächeln dem Kinde die Wange streichend.

Wer weiß auch, wie lange das arme Mädchen auf dem Baumstamme geschwommen hat, entgegnete der Graf, und ergriff freundlich dessen Händchen.

Ich glaube, es hat recht lange darauf zugebracht, denn es war gestern Abend sehr hungrig und namentlich sehr durstig, es hat gewiß nicht gewagt, sich aus den Aesten nach dem Wasser hinzubeugen. Das arme kleine Wesen, wären wir ihm nicht noch zu rechter Zeit begegnet, so hätte es gewiß das Ungeheuer, der Alligator, getödtet, versetzte die Gräfin, und fuhr nach kurzer Pause, während welcher sie der Kleinen freundlich zulächelte, zu ihrem Gatten gewandt fort:

Wir müssen ihr aber einen Namen geben, ich denke, wir nennen sie Sauvée.

Ja, das ist der passendste Name für sie, denn wahrlich, sie wurde vom sichern Untergange gerettet, versetzte der Graf, theilnehmend auf das hübsche Kind schauend, welches seinem Blick lächelnd begegnete und sein Köpfchen in den Schooß der Gräfin drückte.

Diese trug ihrer Dienerin Cleo nun auf, für die Kleine aus Baumwollenzeug, welches sie ihr gab, ein Kleidchen anzufertigen, und dasselbe gegen das Lederröckchen, welches sie trug, zu vertauschen.

Es war noch sehr früh, der Nebel rollte sich noch in leichten Wölkchen auf dem Strome und auf den Ufern unter dem erfrischten Laube der Bäume, und der Wind

war kühl und erquickend. Bald hier, bald dort sah man aus dem dunkeln Grün der Wälder Hirsche, Büffel und einzeln auch einen Bären auf das Ufer hervortreten, um in der dahinrauschenden Fluth den Morgentrunck einzunehmen, und verwundert blickten die Thiere nach den vorüberziehenden Schiffen, aus denen es dann mit erschreckendem Knall ihnen entgegen blitzte und eines oder mehrere ihrer arglosen Gefährten durch eine Kugel zu Boden streckte.

Es war dies ein grausames Spiel der Schiffer, welches der Graf den seinigen untersagte, weil sie ohne irgend einen Nutzen die Thiere nicht quälen sollten, doch auf den Regierungsschiffen wurde der Zeitvertreib fortgesetzt, und es erschallte dort immer lauter Jubel, wenn ein Stück Wild getroffen worden war.

Der Wind blieb günstig, er blies von Süden herauf, der helle Mondschein gestattete es den Schiffern auch während der Nächte ihre Bahn zu verfolgen, und so erreichten sie nach Verlauf von acht Tagen die Mündung des rothen Flusses, in welchen sie einbogen.

Zwei Tage später aber verließen sie denselben wieder, indem sie in dem schwarzen Fluß hinaufsteuerten, um nun bald zu dem Ziel ihrer Reise zu gelangen.



NEUNZEHNTES KAPITEL.

*Die südlichen Indianer. – Der gemeinschaftliche Feind. – Vorbereitung zum Kampfe. – Naturschönheit. – Das Gefecht. – Der Indianerkönig. – Freundschaftsversicherungen. – Die neue Heimath. – Uneinigkeit. – Die Festung. – Der Commandant. – Begrüßung. – Stolz.*

Die Länder an diesem untern Theile des rothen, sowie die zu beiden Seiten des schwarzen Flusses waren von sehr vielen, sehr verschiedenen Indianerstämmen bewohnt, die theils schon seit der frühesten Zeit hier ihre Heimath gehabt hatten, theils aber auch später vom Norden her eingewandert waren und sich mit den Waffen in der Hand das Recht verschafft hatten, hier zu leben.

Zu den erstern gehörten die Stämme der Miamis und Mingoes, welche früher mächtige Nationen gebildet und von Königen regiert worden waren, die aber durch blutige Kriege unter einander und mit fremden, in ihr Land eindringenden Wilden sehr an Zahl und an Macht verloren hatten.

Zu den von Norden her in das Land eingewanderten Indianern gehörten unter vielen andern auch die Shawnees und Delawaren, welche durch die Weißen im Norden und Osten aus den Ländern ihrer Väter vertrieben worden waren und sich erst seit etwa fünfzig Jahren hierher begeben hatten.

In den vielen Kämpfen der Franzosen und Engländer um den Besitz der westlichen Länder hatten alle diese Urbewohner Amerikas bald für die Einen, bald für die Andern das Kriegsbeil erhoben, den Franzosen aber waren sie schließlich doch am treuesten zugethan gewesen. Mit den Spaniern hatten sie niemals Freundschaft gemacht und waren auch jetzt noch auf todfeindlichem Fuße mit ihnen.

Aber auch die Feindschaft zwischen den ursprünglichen Besitzern dieser Länder und den später Eingewanderten war noch nicht schlafen gegangen, und noch immer fanden von Zeit zu Zeit die blutigsten Kämpfe zwischen ihnen statt, in welchen ganze Stämme bis auf die letzte Seele aufs Grausamste niedergemetzelt wurden.

Der gemeinschaftliche Feind aber blieben die Spanier, und ganz ins Besondere der Commandant des Fortes am schwarzen Flusse, General Sarzano, der ihnen zum Entsetzen mitten unter ihnen seine feste Burg aufgebaut, sie schon seit Jahren verhöhnt und in Schrecken gesetzt hatte, und gegen den ihre ganze Macht in Ohnmacht verfiel.

Schon seit Jahren umschwärmten sie seine Veste und späheten nach Gelegenheiten, wo sie ihm einen Schaden zufügen könnten, doch immer wandte sich das Kriegsglück gegen sie, und zahllos waren schon die Opfer an Kriegern, die sie ihrer Rache, ihrer Wuth gegen den verhaßten Fremden gebracht hatten.

Die Nachricht, daß eine Flotte unter spanischer Flagge, mit spanischen Soldaten bemannt, auf dem Mississippi strome heraufziehe, war schon lange vor deren Ankunft in dem schwarzen Fluß den dort wohnenden Indianern durch Eilboten überbracht worden und die Spanier auf den Regierungsschiffen waren auch davon überzeugt und darauf vorbereitet, daß die Wilden ihnen den Weg auf dem schwarzen Flusse nach dem Fort streitig machen würden.

Der Fluß aber war nicht sehr breit und die Bäume der Wälder zu beiden Seiten himmelhoch, so daß ein schwacher Wind, namentlich aber bei den sehr vielen Krümmungen des Flusses, nicht zum Segeln benutzt werden konnte, darum waren die Segel auf allen Schiffen eingezogen, und dieselben wurden nun durch die Ruder vorwärts bewegt.

Die Ruderer aber konnten sich nicht hinter den Seiten der Schiffe vor den etwaigen Geschossen der Wilden verbergen, und um sie einigermaßen dagegen zu schützen, hatte man Bretter neben ihnen aufgestellt und nur so viel Raum zwischen denselben offen gelassen, daß sie die Ruder darin bewegen konnten.

Auch bei Louvencourts Schiffen war diese Vorkehrung auf Moiré's Anrathen getroffen worden, wengleich derselbe behauptete, daß sie keinem Angriffe durch die Wilden ausgesetzt werden würden.

Die ganze Flotte hatte Nachmittags in dem schwarzen Flusse Halt gemacht, weil man für diesen letzten gefährlichen Theil des Weges die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln treffen mußte. Die beiden mit Kartätschen geladenen Haubitzen, von denen die eine auf dem vordersten, die andere auf dem letzten der Regierungsschiffe stand, wurden zum augenblicklichen Gebrauch fertig gemacht und der Kapitain musterte die Soldaten, ob dieselben auch Alles zum Kampfe bereit hätten.

Während dieses Aufenthalts begab sich der Graf zu dem Kapitain Valencia, um ihm seinen Dank für seine Begleitung auszusprechen und ihm zugleich mitzutheilen, daß er ihm nicht bis nach dem Fort folgen, sondern in einer Entfernung von mehreren Meilen diesseits desselben anhalten würde, weil sich nach der Aussage seines Dieners Moiré dort ein geeigneter Platz befände, um einstweilen ein Lager zu beziehen, bis er über den eigentlichen Ort für seine Niederlassung eine bestimmte Wahl getroffen habe. Zugleich bat er, ihn dem Herrn General Sarzano angelegentlichst zu empfehlen und demselben zu sagen, daß Louvencourt, sobald es ihm die Zeit gestatten würde, nicht ermangeln wolle, ihm seinen Nachbarbesuch zu machen.

Der Nachmittag verging mit Vorbereitungen zur Weiterfahrt, und da der Kapitain nicht während der Nacht zu fahren willens war, so wurde der Aufbruch auf den folgenden Morgen festgesetzt.

Alle Schiffe legten sich in der Mitte des Flusses vor Anker und die Mannschaften hielten sich bereit, um einem

Angriffe durch die Wilden sofort mit aller Macht zu begegnen.

Doch die Nacht verstrich ungestört und der neue Tag zog heiter über das Land. Auf allen Fahrzeugen herrschte jetzt rege Thätigkeit, das Frühstück wurde schnell verzehrt, alle Vorrichtungen zur Vertheidigung wurden vervollständigt, die Trommel auf dem ersten Schiffe gab das Zeichen zum Aufbruch und der lange Zug setzte sich unter dem monotonen Schläge der Ruder in Bewegung.

Ein ganz anderes Bild umgab jetzt die Reisenden, statt der wogenden, unabsehbaren trüben Wasserflächen des Mississippi und des rothen Flusses schwammen die Schiffe auf engbegrenzter, spielend dahin eilender, krystallklarer Fluth, in der sich von beiden Seiten her die himmelhohen, saftiggrünen Laubwände spiegelten und durch ihren dunkeln Schatten die Veranlassung gegeben hatten, den Fluß den schwarzen zu nennen.

Oft engte sich das Strombett ein, so daß die ungeheuern Aeste der Bäume sich einander von den Seiten begegneten und die Schiffe unter ihnen wie unter einem von Spitzbogen getragenen Laubdache hinfuhren, aus welchem links und rechts kleinere Nebengänge sich über rauschenden Bächen in das von Riesenpflanzen bedeckte Land wanden, dann aber plötzlich öffnete sich das grüne Gewölbe, die Fluth dehnte sich zu einem silberglänzenden See aus, auf dessen ruhiger Fläche sich der ultramarinblaue Himmel spiegelte und dessen Ufer hier in tiefen Buchten zurücktraten, dort in malerischer Form als Landspitzen hervorschossen und bald von hohem Wald

beschattet, bald mit üppigem Gras bedeckt dem Auge die wohlthuedenste Abwechslung boten. Die Farbenpracht, der duftige Schmelz aber, der auf Land und Fluth lag, gab den immer wechselnden Bildern einen wunderbaren Reiz, in tausendfachen Schattirungen prangte das Grün der Wiesen und Wälder, und wohin das Auge schaute, ward es von bunten Blumen und Blüthen gefesselt. Dabei lag das Gold der Sonne auf den Wäldern und Fluren, welche die Seen umgaben, und blitzte in einzelnen Lichtern durch die dunkeln Laubgewölbe auf die Riesenstämme der Bäume und auf die gleichfarbige Flora, welche an leichten Ranken von deren Aesten hing.

Die ganze Natur schien sich hier, noch unbetastet von der zerstörenden Hand der Civilisation, ihres Daseins zu freuen, die Ufer waren von sorglos weidendem Wild belebt, unzählige Wasservögel spielten auf der ruhigen Fluth oder schwebten in leichten Kreisen über derselben, und Schaaren von bunt und glänzend gefiederten Bewohnern der Wälder zogen mit lauten jubelnden Stimmen durch deren heimliches, kühles Dunkel.

Mit Bewunderung und Entzücken wanderten die überraschten Blicke der Louvencourts durch ihre neue Heimath; wohl hatte Moiré ihnen dieselbe schön genannt, solche Schönheit aber, wie sie wirklich trug, vermochten Worte nicht zu schildern.

Auch Dir fehlen die Worte, Horace, sagte die Gräfin zu ihrem Gatten, nachdem sie lange Zeit in Umschauen schweigend neben einander gesessen hatten; Gott ist uns doch sehr gnädig gewesen, uns, wenn auch auf rauhem

Pfad, hierher zu führen; ich glaube, nach unserm einzigen, unvergeßlichen Sant Domingo ist dies das schönste Stück Land der Erde!

Ja, meine Madelaine, Du hast Recht, es ist wunderbar reizend hier, und wenn Du nur wüßtest, wie namenlos glücklich es mich macht, daß es Dir hier so gut gefällt. – *Dein* Glück allein ist es, was mir die Welt schön macht, entgegnete der Graf, und zog die geliebte Frau an sein Herz.

O Du guter, Du theurer Mann, es ist ja nur *Dein* Geist, *Dein* Gefühl, was mich bewegt, *Du* bist der Grundton meines Daseins – *ich* bin nur *Dein* Echo! sagte die Frau, von dem beseligenden Gefühl ihrer Liebe überwältigt, schlang ihren weichen Arm in seelenvoller Hingebung um den Nacken des Gatten und reichte ihm, zu ihm aufschauend, ihre schönen Lippen zum Kusse.

Im tiefen, kühlen Schatten der über ihnen geschlossenen Baumwipfel glitten sie dahin über die tiefe klare Fluth, und das neue Glück begann die alten Wunden ihrer Herzen zu heilen, da erschütterte der Donnerkrach der Kanone auf dem ersten Schiffe den Wald und rollend zog er auf dem Strom hinab.

Entsetzt schreckte das glückliche Paar aus seinem Wonnetraume auf und athemlos schauten Beide nach der Spitze des Zuges durch das Laubgewölbe, wo dasselbe von einer dichten weißen Dampfwolke gefüllt war, als dort ein Geheul wie Stimmen aus der Unterwelt erschallte und gleich darauf von Musketenschüssen beantwortet wurde.

Die Spanier befanden sich im vollen Kampfe mit den Indianern, die auf beiden Seiten des hier sehr schmalen Flusses zu vielen Hunderten in den üppigen hohen Pflanzen des Ufers und hinter Stämmen verborgen lagen, sowie in den Wipfeln der Bäume saßen, um auch von oben herab ihre Pfeile nach ihren Todfeinden zu schießen. Dabei ließen sie ihr höllisches Kriegsgeschrei ertönen, in welches die Klage- und Todesschreie der Verwundeten sich mischten. Doch nur die Geschosse, welche von oben aus den Bäumen kamen, vermochten die Mannschaften in den Schiffen zu erreichen, die von den Ufern abgesandten blieben in den aufgestellten schützenden Bretterwänden stecken, während die Kartätschenschüsse über den Boden fegten und die dort verborgenen Wilden niederschmetterten. Die Indianer aber, welche hoch in den Aesten der Bäume saßen, waren den Soldaten ein leichtes Ziel, sie wurden von deren Kugeln erreicht und aus ihrer luftigen Höhe herabgestürzt.

Ungehindert, wenn auch nicht ohne Todte und Verwundete, zogen die spanischen Schiffe siegreich bei den wilden Feinden vorüber und gelangten bald wieder in eine weite Ausdehnung des Flusses, in dessen Mitte sie außer dem Bereiche eines Pfeiles hinsteuerten.

Moiré hatte gleich beim Beginnen des Kampfes die Schiffe Louvencourts Halt machen lassen, um den Spaniern Zeit zu geben, sich von ihnen zu entfernen und den Indianern anzudeuten, daß sie nicht zu denselben gehörten.



Die letzten Töne der Schlacht waren verhallt und eine Todtenstille war eingetreten, als der Halbindianer das Zeichen zur Weiterfahrt gab und sich vorn auf der Spitze seines Schiffes hochaufgerichtet hinstellte. Langsam näherte sich bald darauf der Zug dem Kampfplatze, als Moiré mit gewaltiger Stimme die Namen mehrerer Indianerhäuptlinge rief und dann in deren Sprache fortfuhr:

Ihr kennt mich, ich bin Moiré, Euer Freund, Euer Vetter, und bringe Euch Franzosen, die unter Euch wohnen wollen und die jene Spanier ebenso sehr hassen wie Ihr selbst.

Da trat ein Indianer aus den Büschen hervor auf das Ufer und sah spähend nach den heranziehenden Fahrzeugen. Erst als das vorderste vor ihm anlangte, sagte er zu dessen Führer:

Sei willkommen, Moiré, Du bist ein Sohn einer Mingoefrau und kannst darum nicht mit doppelter Zunge reden. Warum aber kamest Du und Deine Freunde, die Franzosen, mit unsern Feinden, den Spaniern?

Weil unsre Schiffe schneller waren als die ihrigen, antwortete Moiré, wir holten sie auf ihrem Wege ein und wollten nicht an ihnen vorüberfahren, um nicht mit ihnen in Streit zu gerathen; denn meine Freunde, die Franzosen, lieben den Frieden und führen keine so großen Donnerbüchsen mit sich, wie die Spanier. Sie werden auch mit den rothen Männern in ewigem Frieden leben.

Die Franzosen sind schon unsre Freunde gewesen, als sie von den großen Seen im Norden herabzogen und in

unsern Ländern Forte bauten, und als die Engländer kamen, um dieselben zu zerstören, haben wir für die Franzosen das Kriegsbeil erhoben. Sie sind uns willkommen, sagte der Mingoehäuptling wieder und winkte nach den Schiffen hin. Dann fuhr er fort: Die Spanier aber reden mit zwei Zungen und tödten ihren besten Freund im Schlafe, sie sind immer unsre Feinde gewesen und niemals werden wir das Kriegsbeil gegen sie begraben, so lange noch Einer von ihnen in unserm Lande lebt. Schon viele hundert unsrer Krieger sind von dem großen spanischen Häuptlinge Sarzano, der unsre schönste Frau raubte und gefangen hält, getödtet worden, doch sein Fort soll das Feuer verzehren und seine Gebeine sollen in der Sonne bleichen.

Und Moiré wird Euch guten Rath gehen, wie Ihr das Feuer in das Fort bringen sollt, ohne einen Krieger zu verlieren, und wie Ihr Sarzano lebendig in Eure Hände bekommen könnt, versetzte der Halbindianer und fuhr nach kurzer Pause fort:

Jetzt führe ich unsre Freunde, die Franzosen, weiter hinauf, bis dahin, wo die Blumen der Prairie auf den Ufern des schwarzen Flusses stehen, dort wollen sie wohnen und dort werden sie mit den rothen Kindern dieses Landes Freundschaft machen. Nun lebe wohl, Monocatocha.

Hierbei winkte Moiré dem Mingoehäuptling seinen Gruß zu, die Mannschaft legte die Ruder ein und die Schiffe fuhren an dem Wilden vorüber, während ihm und Allen freundliche Grüße zu gewinkt wurden.

Unter schnellem Ruderschlage glitten die Fahrzeuge dahin und die Schiffer athmeten leichter auf, als sie den Kampfplatz hinter sich zurückließen und in dem erweiterten Fluß hinaufzogen. Der Halbindianer trieb die Ruderer zur Aufbietung all ihrer Kräfte an, um baldmöglichst das Ziel der Reise zu erreichen und noch bei guter Tageszeit das Lager aufschlagen zu können. Es bedurfte jedoch keiner Aufmunterung, die Männer thaten von selbst ihr Möglichstes und auch die Frauen legten mit Hand an die Ruder, um die letzten Stunden der Fahrt noch abzukürzen.

Es war gegen Mittag, als die Schiffer abermals aus schmalem, dunkel beschattetem Wasser hervor in einen weiten See, den der Fluß bildete, hinausfuhren, dessen östliche Seite von dichtem Urwald begrenzt war, während an seinem westlichen Ufer eine unabsehbare Prairie ihren Anfang hatte, aus deren frisch grüner Fläche der bunte Blumenflor leuchtend und prangend hervorsah. Hier und dort aber erhoben sich kleine und große Baumgruppen aus der wellenförmig auf- und niedersteigenden Ebene, welche die Eintönigkeit derselben malerisch unterbrachen und die reizendsten Durchsichten in die Ferne boten.

Nahe an dem mit hohen, prächtig blühenden Lilien bedeckten Ufer stand ein solcher Hain von immergrünen uralten Leberseichen, Platanen, Tulpenbäumen, Magnolien, Myrthen und Lorber, die ihre von blühenden Lianen

umwehten Wipfel hoch gegen den blauen Aether erhoben und ihre üppigen Laubmassen weit über die tiefe stille Fluth hinaushielten. Nach diesem Hain steuerte Moiré sein Schiff und bald legten sämtliche Fahrzeuge in dem wohlthuenden Schatten der Bäume an das Ufer an.

Mit einem Gott Lob! aus tiefster Brust stiegen der Graf und die Gräfin Arm in Arm auf das grüne Land und ließen ihre Blicke überrascht und bewundernd durch den majestätischen dunklen Hain und über die weite, in der Sonne blitzende Wasserfläche schweifen.

Ja, dies Land ist schön, es ist ein Paradies, sagte der Graf begeistert, mag der Himmel uns das Glück ungestört genießen lassen, das die Natur uns hier so überreich bietet.

Und welches wir in unsern Herzen tragen, fiel die Gräfin ein und schritt, sich an den geliebten Mann schmiegend, mit ihm unter die prächtigen alten Bäume, wo Cleo an den Riesenwurzeln einer ungeheuren Lebensleiche einen Sitz für ihre Herrin bereitete. Nahebei an einem kalten klaren Bache, der sich aus dem Dunkel des Haines murmelnd in die sonnige Fluth des Flusses ergoß, hatten die Diener ein Feuer angezündet, damit der Koch für die Herrschaft das erste Mahl in ihrer neuen Heimath bereite, wozu auch schon einige Jäger ein Stück Wild zu erlegen sich in den Wald begeben hatten.

Die Neger waren mit dem Ausladen der Schiffe beschäftigt, die Arbeits- und Reitthiere, sowie die Kuh waren in das hohe üppige Gras geführt und Lazare mit Moiré leiteten die ersten Einrichtungen des Lagers.

Der Haushofmeister that Alles mit wenigen Worten und freundlichem ruhigem Anweisen, der Halbindianer aber ließ sich allenthalben laut vernehmen, und zwar mit mehr befehlender Stimme.

Lazare hatte mehreren der Neger bestimmte Bäume zum Fällen angewiesen, um für die Herrschaft schnell ein Obdach zu bauen, und hatte bei der Wahl derselben sorgsam berücksichtigt, daß die Schönheit des Waldes nicht dadurch benachtheiligt würde.

An der andern Seite des Baches stand eine junge schlanke, wie ein Mast aufgeschossene Magnolie, zu welcher Moiré mit einem Neger trat und ihm befahl, den Baum umzuhauen, weil sein gerader Stamm sich herrlich zu Eckpfosten für das zu errichtende Haus eigne.

Der Neger stand mit der Axt dabei und sah zögernd nach Lazare hin, der eben in dem Walde herangeschritten kam.

Nun, worauf wartest Du? sagte der Halbindianer zu ihm, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Der Neger schwang nun die Axt, hieb aber nicht zu, denn der Haushofmeister schritt jetzt heran, und ihn mit dem Werkzeug gewahrend, fragte derselbe:

Was willst Du mit der Axt?

Ich soll den Baum umhauen, antwortete der Neger mit einem Seitenblick auf Moiré.

Den Baum können wir zu Eckpfosten gebrauchen, und er steht uns sehr gelegen, versetzte der Halbindianer.

Es wäre aber Schade für diese schöne Magnolie, sie wird in der Nähe des Hauses seine Zierde sein. Ueberlassen Sie alle dergleichen Anordnungen nur mir, Herr Moiré, denn mir sind die Wünsche unsres Herrn genau bekannt, antwortete der Haushofmeister mit artigem Ton und gab dem Neger einen Wink, sich mit der Axt zu entfernen.

Nun, auf mein Urtheil kann ich mich auch so ziemlich verlassen und ich meine, dieser Baum könnte ganz gut entbehrt werden, fuhr Moiré etwas scharf fort und rief den Neger zurück; da schritt der Graf, welcher die Unterhaltung mit angehört hatte, über den Bach und sagte zu dem Halbindianer:

Sie müssen Lazare nie widersprechen, Moiré, denn er ist mein erster Diener, was er anordnet, ist von mir genehmigt. Ueberhaupt hat er von mir ein für allemal den Befehl, *Alles* anzuordnen, und meine übrigen Diener haben von mir den Befehl, seinen Anordnungen, und nur den *seinigen* Folge zu leisten. Doch ich höre gern die Meinung eines Jeden, sie muß mir selbst aber mitgetheilt werden, und vor allen Dingen wünsche ich, daß meine Leute freundschaftlich und liebevoll mit einander umgehen; merken Sie sich dies, Moiré, wer hierin die Andern übertrifft, der ist mir der Liebste.

Diese Worte sprach der Graf so überaus freundlich und doch so ernst und vornehm, daß der Halbindianer niedergeschmettert dastand und keine Antwort hatte, doch der Graf kam ihm schnell zu Hülfe und sagte: Sie haben mir einen großen Dienst dadurch erwiesen, daß Sie mich

an diesen schönen Platz geleiteten, Moiré, und merken Sie sich das auch, daß ich Ihnen durch die That meinen Dank dafür abtragen will und werde, einerlei, ob Sie in meinen Diensten bleiben oder nicht; Niemand erzeigt mir etwas Gutes, ohne daß ich es doppelt erwidere. Geben Sie nun meinem Haushofmeister Ihre Ansicht und Ihren Rath in Bezug auf meine erste Einrichtung hier, er hört ihn gern, denn Sie Beide haben ja nur *ein* Interesse – das meinige – und dies ist zugleich Euer Interesse.

Dann reichte Louvencourt dem Halbindianer freundlich die Hand und winkte ihm, seiner Arbeit nachzugehen, was dieser sofort that, indem er zu Lazare hinschritt, der bei einem der Schiffe stand und den darin beschäftigten Leuten Anweisungen gab.

Während in dem Lager des Grafen nun alle Hände emsig beschäftigt waren, die ersten Einrichtungen für die nothwendigste Bequemlichkeit, aber namentlich für Sicherheit zu treffen, zogen die Schiffe der Regierung mit möglichster Eile auf dem Flusse hinauf und die Sonne war im Scheiden, als sie sich dem Fort naheten.

Dasselbe lag auf der schmalen Landspitze zwischen dem schwarzen Fluß und der sich von Nordost her in denselben ergießenden Bayou Macon. Es war von sehr verschiedenem Material erbaut. Zu den Grundmauern hatte man weit aus dem Norden Steine herabgeflößt, zu den Bauten über der Erde aber hatte man aus sehr fein gestampftem Mergel und Wasser Quadern, von den Spaniern Tobás genannt, geformt und sie in der heißen Sonne getrocknet, wodurch ein fester, dauerhafter und

zum Bauen sehr geeigneter Stein erzeugt wird, und außerdem waren Blockhäuser und Bretterhäuser darin aufgeführt, von denen mehrere über die Ringmauer hervorragten. Diese aber war, wohin man schaute, mit Kanonen gespickt und auch auf dem innern hochaufgeworfenen Walle standen schwere Geschütze und zeigten mit ihren Mündungen nach allen Richtungen hin. Vor der südlichen Spitze der Veste, wo die beiden Flüsse sich vereinigten, lagen viele große und kleine Schiffe auf der dort stets heftig bewegten Fluth, und hoch über ihnen auf der Mauer schritt Tag und Nacht eine Schildwache auf und nieder.

Aus der Mitte des Fortes aber stieg ein thurmähnliches Gebäude, aus weißen Tobás errichtet, über allen andern Bauten auf, und über dessen plattem, mit einem Geländer versehenem Dache wehte eine große spanische Flagge.

Neben dem riesigen Flaggenstabe unter Spaniens daran entfaltetem Farben stand eine hohe, hagere Mannsgestalt mit kolossalen goldnen Epauletten auf den Schultern und einem ungeheuren Federhut auf dem Kopfe, und schaute unbeweglich, wie eine Statue, nach den heranziehenden Schiffen hin.

Es war der General Don Pedro Sarzano, der Commandant der Festung, welcher die Flotte erwartete.

Als dieselbe sich bis auf geringe Entfernung dem Fort genähert hatte, wurde auf dessen vorderer Seite ein schweres Geschütz gelöst, welcher Gruß sofort von dem



ersten Schiffe aus durch einen Kanonenschuß beantwortet wurde. Während dieser Zeit hielt der General auf seinem hohen Posten grüßend seine Hand an den Federhut.

Nach wenigen Minuten hatte die Flotte das Werft vor der Festung erreicht, das Thor derselben wurde geöffnet und Kapitain Valencia schritt durch dasselbe ein. Ein Lieutenant, Don Ramirez, empfing ihn und theilte ihm mit, daß seine Excellenz, der General, ihn in seinem Hause erwarte.

Auf dem innern Hofraum war die Besatzung der Festung aufmarschirt und präsentirte unter dem Wirbeln der Trommeln vor dem vorüberschreitenden Kapitain der Flotte.

Der Lieutenant führte denselben in das Haus des Generals und die Treppe hinan auf das Dach desselben, wo Sarzano unweit des Flaggenstabes stand und ihn in steifster, militairischer Weise begrüßte. Sarzano war ein Mann von sechzig Jahren, eine sechs Fuß hohe hagere Gestalt von auffallend gerader Haltung. Sein Kopf war nach den Seiten hin schmal; nach hinten aber und nach oben sehr stark ausgebildet, so daß seine Stirn ungewöhnlich hoch und breit erschien. Sein langes Gesicht war mit einer ungeheuren Adlernase versehen, seine finstern, schwarzen Augen wurden von langen, buschigten Brauen überhangen und sein graues Haupthaar stand, kurz geschoren, wie eine Bürste empor. Der lange graue Schnurrbart, den er trug, verdeckte die Seiten seines sehr großen Mundes, ließ jedoch die langen vordern Zähne sehen, welche noch vollständig erhalten waren. Die

großen, mit langen grauen Haaren ausgekleideten Ohren des Mannes standen sehr von dessen Kopf ab und trugen die sonngebräunte Farbe seiner trocknen, faltigen Gesichtshaut, sowie die seines langen hagern Halses.

Sie sind von den Hunden, den Indianern, belästigt worden, sagte er nach geschehener Begrüßung zu dem Kapitain, doch ich hoffe, daß Sie denselben wieder eine gute Lehre ertheilt haben. Ich hörte mit Vergnügen den Ton Ihrer Geschütze Sie hatten doch Kartätschen geladen?

Zu Befehl, Excellenz, nur Kartätschen, antwortete Valencia mit einer Verbeugung.

Es ist das beste Futter für diese Bestien, fuhr Sarzano fort. Haben Sie Verwundete?

Vierzehn Verwundete und drei Todte, Excellenz, erwiderte der Kapitain.

Das sind siebzehn in Allem, sagte der General; ich merke mir diese Zahlen, weil ich es mir zum Grundsatz gemacht habe, jede Wunde, welche diese Ungeheuer einem Spanier beibringen, mit zwei Indianerleben zu vergüten. Die Zahl ist wieder bedeutend angewachsen, ich muß bald einmal wieder mit den Herren abrechnen. Was bringen Sie sonst Neues?

Die verehrlichsten Grüße Seiner Excellenz, des Herrn Gouverneurs Don Ballarta y Zumpango. Er empfahl einen französischen Grafen Louvencourt meinem Schutze, welcher von St. Domingo nach New-Orleans geflüchtet war und sich am schwarzen Flusse niederlassen wollte. Derselbe ist mir bis zu dem Augenblick mit seinen Schiffen

gefolgt, wo mich die Indianer angriffen, dann blieb er zurück und ich durfte mich nicht um ihn aufhalten, antwortete Valencia.

Diese Franzosen! stieß Sarzano mit finstern Blick aus, sie drehen sich wie Wetterfahnen, sie haben von jeher mit den Wilden kokettirt und möchten dies Land gern wieder ihr eigen nennen. Es ist mir gar nicht angenehm, daß Ballarta den Herrn Grafen hierher in meine Nähe gesandt hat, es giebt eine getheilte Herrschaft. Er mag sich aber ruhig verhalten, damit ich ihn nicht zu den Feinden Spaniens schreibe.

Er schien mir ein sehr ruhiger und vornehmer Mann zu sein, fiel der Kapitain ein.

Vornehm! versetzte Sarzano verächtlich und richtete sich hoch auf. Ein Franzose vornehm? Ich möchte seine Adelsprobe sehen – läuft zu viel ordinäres Blut durch die Stammbäume der Franzosen.

Hier schwieg der General einige Augenblicke und fuhr dann in gemessenem Tone fort:

Lassen Sie Ihre Verwundeten in das Fort schaffen und beeilen Sie dann das Ausladen Ihrer Schiffe; meine weiteren Befehle werde ich Ihnen ertheilen. Dann griff Sarzano an seinen Hut, der Kapitain erwiederte den Gruß und verließ das Dach.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

*Contraste. – Die wilde Königstochter. – Der tyrannische Liebhaber. – Das Unterwerfen. – Das Erwachen. – Der frühe Spaziergang. – Das wilde Pferd. – Der rettende Schuß. – Der Shawnee-Häuptling. – Das Kind. – Das Bad. – Die Pflege.*

Die Sonne war versunken, das Duster des Abends lag auf dem Land und die Luft zog kühl und erfrischend über den hohen Söller des Hauses.

Sarzano schritt einige Male, mit seinem langen Ritterschwerte im Arm, sinnend auf und nieder, dann zog er einen großen Schlüssel aus der Tasche hervor, und ging in das Haus hinab.

Auf der schmalen Wendeltreppe gelangte er zu einer Thür, öffnete dieselbe mittelst des Schlüssels, und trat durch sie in ein Zimmer ein, dessen Inneres die auffallendsten Contraste zur Schau trug. Die Wände ließen ohne alle Bekleidung die rohen, aus Mergel verfertigten Steine sehen, in den Fensteröffnungen befanden sich keine Glasfenster, sie waren nur mit starken Fensterladen von Eichenholz, in denen man Schießscharten angebracht hatte, versehen, und die Decke, so wie der Fußboden zeigten rohe Zimmermannsarbeit. Dagegen stand ein prächtiges Ruhebett mit schwerem, rothem Damast überzogen an der Wand, von welcher zu beiden Seiten desselben gleichstoffige Draperien herabhingen und eine

Art von Zelt bildeten, während Vorhänge von eben solchem Seidenzeug die Fenster zierten.

Die übrigen Möbel bestanden in einem schweren Tisch und Schemeln von Eichenholz, welche augenscheinlich hier in der Wildniß angefertigt worden waren, und in einem großen Armstuhl mit hoher gerader Rücklehne von gleichem Material. An den Wänden oben hingen mehrere Oelbilder in vergoldeten Rahmen, welche Ritter in eisernen Rüstungen, und zwar Vorfahren des Don Pedro Sarzano in Lebensgröße darstellten, und auf dem Tische stand eine blecherne Oellampe. In allen Ecken des Zimmers waren Waffen, wie Büchsen, Musketen, Schwerter und Lanzen zusammengestellt, kleinere Waffen, wie Pistolen, Musketen, Beile und Dolche hingen daneben an den Wänden und gaben dem Zimmer das Aussehen einer Rüstkammer. Aber noch andere eiserne Instrumente von mannigfachen, wunderbaren Formen mit langen Stacheln, spitzen Haken, Zähnen, Schrauben und Zangen waren dort aufgehangen, deren rother Rost wie altes Blut aussah. Es waren Folterwerkzeuge, welcher Don Sarzano sich zur Bestrafung und schmerzlichen Tödtung gefangen genommener Indianer bediente.

Beim Eintreten in das Zimmer warf der General erst einen Blick auf das Ruhebett, dann Links nach einer starken eichenen Thür, welche durch einen schweren eisernen Riegel verschlossen war. Er trat zu ihr hin, zog mit starker Hand den Riegel zurück und trat durch die Thür in das anstoßende Gemach ein.

Dasselbe war überladen reich ausgestattet. In Seide, Gold und Sammet prangten die Möbel, ein großer Spiegel in vergoldetem Rahmen zierte die Wand, silberne Armleuchter mit kolossalen Wachskerzen standen vor demselben auf marmornem Tisch, und der Fußboden war mit einem türkischen Teppich bedeckt.

Die reichste Zierde dieses Gemaches aber war eine dunkle Frauengestalt, welche auf dem rothsammetnen Polster eines Divans saß und augenscheinlich durch das Eintreten Don Sarzano's aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden war.

Hoch und schlank gewachsen, war sie von wunderbar edlen Formen, und ihre bronzefarbene Haut verkündete die Indianerin. Sie trug das langbefranzte, zierlich geschnittene und buntgefärbte, lederne Röckchen der indianischen Weiber um ihre breiten Hüften, und darüber einen mit Perlen verzierten ledernen Gürtel um ihren schlanken Leib; lange, aus Muscheln verfertigte schneeweiße Perlenschnüre lagen um ihren dunkeln Schwanenhals und auf ihrem wunderbar schönen Busen, goldne Spangen umgaben ihre reizenden Arme, und von ihrem kleinen Kopf hing die üppige Fülle ihres tiefschwarzen glänzenden Haares, an der Seite ihres Hauptes mit einem rothen Lederband zusammengebunden, über ihre Schultern bis auf den Teppich herab. Das längliche Oval ihres edlen Gesichtes war unter hoher freier Stirn von prächtig gezeichnetem starken, tiefschwarzen Brauen überwölbt, unter denen ihre großen dunkeln Augen zwischen langbewimperten Lidern hervorschauten; ihre leicht gebogne

Nase war fein geschnitten, und ihre frischrothen Lippen ließen den Alabaster ihrer makellosen Zähne sehen.

Die Sonne ist unter und die Luft ist kühl auf dem Söller, laß uns hinaufgehen, Isabella, sagte Don Sarzano zu der Indianerin, und winkte ihr, aufzustehen.

Ich heiße nicht Isabella, antwortete sie mit tiefer metallreicher Stimme in gebrochenem Spanisch, mein Name ist Whelika!

Du bist getauft, bist Christin, und heißest Isabella, versetzte Don Sarzano finster.

Das Wasser, welches Dein Kaplan mir auf das Haupt goß, hat die Indianerin nicht von mir abgewaschen, und weder Deine Ketten, noch Deine Gewalt sind im Stande, mich meinem Gotte untreu zu machen, entgegnete das Mädchen, und ihre Augen, deren gesenkte Lider ihr sonst einen milden, melancholischen Ausdruck gaben, öffneten sich weit und flammten dem Blicke Sarzano's mit Verachtung entgegen.

Leg' Deine Thorheiten ab, was hilft Dir Dein ohnmächtiger Zorn, Isabella? Tritt Dein Glück, Deine Ruhe nicht mit Füßen, und zwinge mich nie wieder, meinen Willen mit Gewalt durchzusetzen, fuhr der General mit erzwungener Ruhe fort, und winkte der Indianerin abermals zu, aufzustehen.

Elender, verruchter Mann, Du schämst Dich nicht, selbst von Deiner Verworfenheit zu reden, höre es denn wieder und immer wieder von den Lippen der Indianerin, daß sie Dich wie die Sünde selbst verachtet, daß sie Dich wie das grimmigste Raubthier mit ganzer Seele haßt, daß

sie Dich wie die Lüge verflucht, und daß sie Dir das Herz aus der Brust reißen und es den Wölfen hinwerfen würde, wenn sie die Macht dazu hätte! Willst Du Ungeheuer nun noch, daß Whelika mit Dir auf das Dach Deines Hauses gehen soll?

Ist das der Dank, daß ich Dich seither so gut behandelte? Willst Du meine Güte nicht anerkennen, so sollst Du mich fürchten lernen, ohnmächtiges Weib! entgegnete Sarzano zornig, und ballte die Faust.

Dich fürchten? – Nimmermehr, ich scheue Dich nur, wie die Schlange. Dein Wort ist Lüge, Dein Athem ist Gift, Dein Kuß ist Tod für mich, aber fürchten werde ich Dich nimmer. Laß mich wieder binden, lege mir wieder Ketten an, martere mich zu Tode, doch nie wirst Du ein anderes Wort von Whelika's Lippen hören, als Fluch, und Fluch und Verderben wird der große Geist über Dich bringen für die Unthaten, die Du an mir und an meinem Volke verübt hast.

Deine niedere Abkunft macht Dich unfähig, die Ehre zu erkennen, die ich Dir anthat, Du bist es nicht werth, von einem Ritter aus einem der edelsten Geschlechter Spaniens so sehr geliebt zu werden, daß er sich herabwürdigt, Dein Slave sein zu wollen, er, der um die Hand einer Königstochter werben könnte, Du bist nichts weiter werth, als daß ich Dich wie eine Scлавin behandle und Dich mit Gewalt meinem Willen unterthänig mache, sagte Sarzano, sich stolz aufrichtend, und zog die buschigten Brauen zusammen, während doch sein wollüstiger Blick das schöne Weib verlangend umfing.



Das Geschlecht der Mingoos ist älter, als das Deinige, Monocatoocha, mein Vater ist Sachem (König) der Mingoos – Whelika verachtet Dich! entgegnete die Indianerin stolz, winkte verächtlich nach dem Spanier hin, und warf sich, ihren Blick von ihm abwendend, in den Divan zurück.

Sarzano, Dein Herr, befiehlt Dir, ihm zu folgen, willst Du es thun? fuhr der General, seinem Aerger Luft machend, jetzt fort.

Nein! antwortete Whelika bestimmt, und streckte die Hand abwehrend nach ihm aus.

So werde ich meine Negerinnen, die ich Dir zu Sclavinnen gab, herbeirufen, damit sie Dich wieder binden und Dich wieder zwingen, meinem Willen Folge zu leisten, sagte Sarzano drohend, und machte eine Bewegung nach der Thür.

Halt ein! schrie die Indianerin jetzt aufspringend mit entsetzter Stimme, nie wieder dürfen diese Alligatoren mich berühren – Du hast es mir versprochen – ich folge Dir.

Dabei preßte sie ihre kleinen Hände krampfhaft in einander, und trat gesenkten Hauptes zu Sarzano hin, der mit einem glühenden Blick auf ihre wunderbar schöne Gesialt seinen Arm um ihre weiche Schulter legte, und sie aus dem Zimmer führend, zu ihr sagte:

Ich liebe Dich, ich bete Dich an, himmlische Isabella, weise mich nicht immer wieder von Dir zurück, ich vergehe in Liebe für Dich!

Whelika aber folgte dem Arme des Spaniers schweigend mit bebendem, wankendem Tritt nach dem Söller hinauf, wo er sie zu einem, an dem Flaggenstab stehenden, aus Rohr geflochtenen großen Sopha führte, und, sie in seine Arme schließend, mit ihr darauf niedersank.

Es war eine reizende, kühle Nacht, die Sterne funkelten wie Juwelen am dunkeln Himmel und die Luft zog erfrischend über den hohen Söller Sarzano's.



Auch durch das Lager Louvencourts säuselte der Wind labend und erquickend, und fächelte die Wangen der Gräfin.

Unter einem niedrigen Dach von Reisig und Blättern, welches schnell errichtet worden war, um den starken Thau der Nacht von ihr abzuwehren, war sie auf weichem Lager in dem Arm ihres Gatten mit dem beglückenden Gefühl eingeschlummert, das sie nun das Ziel ihrer Wünsche, eine reizend schöne neue Heimath, erreicht hatten, wo ihr Friede, ihr häusliches Glück nicht wieder gestört werden würde.

Neben dem Grafen lagen dessen Waffen, seine Diener, welche sich um mehrere Feuer in dem Walde hingestreckt hatten, hielten die ihrigen im Arm, und rund um das Lager standen bewaffnete Posten, welche über die Sicherheit der Schlafenden wachten.

Die Nacht verstrich aber ungestört, die Dunkelheit floh vor dem heraufziehenden Morgen, und der süße Flöten-ton des brennend rothen Cardinals, der in dem dichten Laube einer uralten Magnolie über der ruhenden Gräfin sein Morgenlied anstimmte, weckte diese aus ihren wonnigen Träumen.

Sie schlug die Augen auf, setzte sich empor, und ihr erster verminderter Blick um sich führte ihr die wohlthuen-de Wirklichkeit vor. Dann schaute sie auf den geliebten, theuern Gatten, der noch so sanft neben ihr ruhte, faltete ihre Hände, und sandte ein inbrünstiges stummes Dank-gebet zum Allmächtigen auf, der sie so wunderbar gnädig durch so viele Gefahren hierher geleitet hatte.

Auch Remi Louvencourt, so wie alle Diener lagen, ermüdet von den Anstrengungen des gestrigen Tages, noch in tiefem Schlafe, nur Vaillant, der treue Hund, saß zu seines Herrn Füßen und schaute wedelnd nach der Gräfin hin. Diese drohte ihm aber mit dem Finger, als wolle sie ihm sagen, er solle seinen Herrn nicht wecken, erhob sich leise von ihrem Lager, und schritt, den Hund mit sich nehmend, nach dem Ufer, von wo ihr der liebliche Duft unzähliger Blumen entgegen wehte.

Es war ein so herrlicher, frischer Morgen, wie sie ihn in St. Domingo nicht schöner gekannt hatte, der Himmel war so klar und durchsichtig, die kühle Luft war so süß mit Blüthenduft gewürzt, die Vögel des Waldes sangen so fröhlich und die Geier und Adler segelten so munter spielend über der weiten klaren Fluth. Ach, der Gräfin

Glück wäre vollkommen gewesen, hätte sie die schmerzliche Erinnerung an den Verlust ihrer kleinen Adelaide aus ihrer Seele bannen können!

Ihre großen, schönen Augen hatten sich mit Thränen gestillt, da schlang ihr Gatte seinen Arm um sie, und reichte ihr zärtlich den Morgenkuß.

So früh, Madelaine? Du beschämst mich, sagte er liebevoll lächelnd, Du hast doch gut geschlafen?

Herrlich, mein Horace, und wenn der erste Schlaf in einer neuen Heimath eine Vorbedeutung enthält, so müssen wir hier recht glücklich werden.

Gewiß, Herzens-Madelaine! sagte der Graf freudig, wir haben alles Unangenehme hinter uns zurückgelassen. Und wie schön, wie reizend ist es hier, ich meine, so herrlich wären die Morgen in St. Domingo doch nicht.

Schöner gewiß nicht, entgegnete die Gräfin, und setzte nach kurzer Pause hinzu, aber es war dort auch schön!

Komm, laß uns einen Spaziergang am Fluß hinab machen, wenn wir zurückkommen, wird uns das Frühstück um so besser schmecken, fiel Louvencourt schnell ein, um die Gedanken der Frau von der Vergangenheit abzulenken.

Sehr gern, nur will ich stärkere Schuhe anziehen, das Gras ist feucht, antwortete die Gräfin.

Und ich will meine Büchse mitnehmen, vielleicht schieße ich einen Hirsch, bemerkte der Graf, und Beide gingen schnell zu ihrem Nachtlager zurück.

Da kam ihnen die kleine Indianerin entgegengesprungen, und rief ihnen ihren Morgengruß in ihnen unverständlichen Worten zu, begleitete dieselben aber mit deutlich redenden Zeichen.

Guten Morgen, liebe Sauvée! sagte die Gräfin sie freundlich empfangend, und küßte und liebkostete sie, Du bist ein süßer, kleiner Engel, und bist uns zu unsrer Freude geschenkt worden.

Dann wandte sie sich mit den Worten zu ihrem Gatten:

Es ist wirklich ein liebes Kind, wenn es uns nur erst verstehen könnte.

Das wird es bald, versetzte der Graf, ergriff seine Büchse, hing die Kugeltasche um, und nahm dann das Kind bei der Hand, indem er zu der Gräfin sagte:

Die Kleine kann uns begleiten, wir gehen ja nicht schnell, und ich glaube, sie ist es besser gewohnt, ohne Pfad zu spazieren, als wir Beide.

Wir gehen nur an dem Wasser hinunter, bis an das Ende des Waldes, sagte der Graf dann zu Lazare, welcher mit seinem Morgengruß herzutrat, laß das Frühstück bereit sein, wenn wir zurückkehren.

Inzwischen hatte die Gräfin die Hand der kleinen Indianerin ergriffen, und schritt nun ihrem Gatten voran durch das Gras am Flusse hin.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als das Kind der Gräfin sein Händchen entzog, zur Seite in den Wald sprang, eine mächtige Kelchblume pflückte und dieselbe Madelainen freudig überbrachte.

Ich danke Dir, Sauvée, sagte die Frau angenehm berührt, und strich, die Blume nehmend, der Kleinen die Wange, worauf diese bald links, bald rechts wieder eine Blüthe holte, so daß die Gräfin einen herrlichen Strauß bekam.

Jeder Baum, jede Pflanze, jeder Vogel gab Stoff zur Unterhaltung, und so naheten sich die Spaziergänger dem Ende des Waldes, wo sich die offene Prairie wieder von Westen her bis an den Fluß zog.

Jetzt laß' uns still und vorsichtig bis hinter die letzten Bäume gehen, es könnte vielleicht ein Hirsch nahebei in der Prairie stehen, und ich einen Schuß nach ihm frei bekommen, sagte der Graf, und schritt nun lautlos voran, während seine Gattin mit Sauvée ihm eben so leise auf dem Fuße nachfolgte.

Sie hatten bald den letzten Baum, eine riesige alte Lebenseiche erreicht, die ihre knorrichtigen Aeste weit über das Gras hinausstreckte, und Louvencourt hatte die nahe Umgebung scharf durchspähet, als er zu der Gräfin, welche zu ihm neben den Stamm getreten war, scherzend sagte:

Das war vergebene Hoffnung, es ist kein Hirsch zu sehen. Was ist denn das, dort weithin in der Prairie? fiel die Gräfin ein, und zeigte mit der Hand über die weite Grasfläche.

Der Graf spähet nun auch nach dem dunkeln Gegenstand, welcher sich mit rasender Eile zu nahen schien, und sagte: Ich weiß wirklich nicht, was es ist, es muß aber ein Büffel, oder ein Pferd sein; wir werden es bald

sehen, denn es kommt gerade hierher. Stell' Dich ein wenig versteckt hinter den Baumstamm, damit es uns nicht zu früh gewahrt.

Nur sehr kurze Zeit hatten sie so gestanden, als der Graf halblaut fortfuhr: Ein Pferd – ja, ja, es ist ein Pferd, wahrscheinlich ein wildes – aber es muß gejagt sein, es rennt ja, als ob es um's Leben lief.

Wieder trat eine kurze Pause ein, dann sagte der Graf verwundert:

Das Thier aber trägt Etwas auf dem Rücken – was mag das sein? – Mein Gott, täusche ich mich nicht? – Es ist ein Mensch, der rückwärts auf dem Pferde hängt – Da kommt es! Ein mächtiger Rappe kam jetzt über das Gras herangesaust in gerader Richtung nach dem Flusse hin, als der Graf entsetzt ausrief:

Himmel – der Mensch ist auf den Rücken des Rosses festgebunden – erreicht das Thier den Strom, so ist es um den Mann geschehen! Mit diesen Worten warf Louvencourt die Büchse an die Schulter, doch die Gräfin erfaßte bebend seinen Arm, und schrie:

Heilige Mutter Gottes – was willst Du thun, Horace?

Laß mich, Madelaine, rief aber der Graf, sprang mit der Büchse an der Schulter vor den Baum, das schwarze Pferd raste in kurzer Entfernung vorüber, der Mann auf dessen Rücken hob den Arm über sich empor, die Büchse krachte, das Feuer fuhr heraus, und der Rappe stürzte vorn zusammen, hob sich wieder, stürzte wieder und wieder, und blieb dann, im Todeskampf zuckend, nahe am Ufer des Stromes liegen.

Mit einem entsetzten, gellenden Schrei hatte Madelaine beim Schuß ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, doch der Graf hatte die Büchse von sich geworfen, und war, seinen Hund zurückweisend, nach dem sterbenden Thiere hin gesprungen.

Da lag es zuckend vor ihm, und ein Indianer, mit den Füßen um den Leib des Pferdes festgeschnürt, und mit der rechten Hand an dessen Schwanzwurzel festgebunden, lag, über dem ganzen Körper mit Rißwunden und Blut bedeckt, auf ihm.

Schnell hatte der Graf sein Messer gezogen und die Lederriemen zerschnitten, die den Unglücklichen an das Roß gefesselt hielten, im nächsten Augenblick befreite er dann dessen Fuß von der Last des Thieres, und zog den zu Tode erschöpften Mann in das hohe Gras zurück, während dessen Glieder schlaff herabhingen, und nur sein mattes Auge zu Louvencourt auf sah, als wolle es ihm für seine Barmherzigkeit seinen Dank aussprechen.

Mit Schrecken und Entsetzen hatte die Gräfin hinter dem Baum hervor nach ihrem Gatten geschaut, wie derselbe den blutbedeckten Mann in das Gras niederlegte, und war vor dem Gedanken zurückgeschauert, daß seine Kugel dem Menschen das Blut entlockt habe, da rief der Graf ihr freudig zu:

Gottlob, der Mann ist gerettet, Madelaine! worauf diese mit dem Freudenruf: Ist's möglich? von dem Kinde gefolgt, zu ihm hinsprang.

Der Indianer war, auf der Seite liegend, mit dem Kopf in das Gras gesunken und hatte die Augen geschlossen,



als das Kind ihn erblickte, einen lauten Schrei ausstieß, sich bei ihm niederwarf um seine Aermchen unter Liebkosungen und unverständlichen, augenscheinlich liebevollen Worten um seinen Nacken schlang.

Wie von einem elektrischen Funken berührt, fuhr der Indianer zusammen, schlug die Augen auf, und rief, die Kleine mit dem Aufwand seiner letzten Kraft an seiner Brust haltend:

Mein Kind – meine Natha!

Dann sank er machtlos mit ihr im Arme zusammen, hielt aber seinen Blick freudebebend auf sie geheftet, während die Louvencourts verwundert und in tiefster Seele ergriffen da standen, und auf den Vater und auf das Kind schauten, wie sie sich umschlungen hielten, als wollten sie sich nimmer wieder trennen.

Die Minuten überwältigenden Gefühls eilten dahin, und die weitere Sorge für den geretteten Mann trat in Louvencourts edlem Herzen in den Vordergrund.

Wir müssen ihn in unser Lager schaffen, damit Remi seine Wunden verbinden und heilen kann, denn er ist gräßlich zerrissen, sagte er zu seiner Gattin, wahrscheinlich ist das Pferd mit ihm durch den Wald gerannt. Sieh' nur, man hat dem Thiere eine Menge Schellen in das Haar seines Schweifes gebunden, um es zu rasendem Lauf anzutreiben.

Der Indianer hatte bei den Worten des Grafen den Blick nach ihm erhoben und seiner Rede gelauscht, dann stützte er sich mühsam auf seinen Arm, und sagte mit matter Stimme auf französisch:

Du bist Franzose, hast einem Shawnee-Indianer das Leben gerettet und hast ihm noch mehr als sein Leben, hast ihm sein Kind, sein einziges Kind wieder gegeben. Sein Leben ist nun Dein Eigenthum, und sein Dank wird ohne Ende sein!

Ueberrascht, den Indianer ihre Sprache reden zu hören, sagten der Graf und dessen Gattin fast zugleich:

Du redest französisch?

Die Shawnee's waren immer treue Freunde Eures Volkes, und Viele Von Ihnen reden Eure Sprache.

Dabei setzte er sich auf, drückte sein Kind freudestrahlend an sein Herz und sagte einige Worte in seiner Sprache zu ihm, worauf die Kleine betrübt antwortete, und weinend ihr Gesichtchen an seine Brust schmiegte.

Der Mann schreckte zusammen, ein Thränenstrom entquoll seinen Augen, und sein Antlitz sank auf die Schulter des Kindes.

Dasselbe mußte ihm etwas sehr Trauriges mitgetheilt haben, das erkannten Louvencourts wohl, doch sie ehrten seinen Schmerz, ohne nach der Ursache davon zu fragen, sie sahen einander schweigend und voll Theilnahme an, worauf die Gräfin sagte:

Ich will schnell nach dem Lager zurückgehen und Lazare mit einigen Dienern hersenden, bleib Du hier bei dem Unglücklichen, Horace.

Du gutes, herziges Weib, ja, gehe unter Gottes Schutz, antwortete der Graf, küßte ihre Hand, und fuhr dann fort:

Nimm Vaillant mit Dir, und behalte ihn bei Dir, wenn Du Lazare hersendest.

Dann winkte er dem Hunde zu, die Gräfin zu begleiten, und diese eilte nun leichten Trittes auf dem Wege zurück, den sie gekommen waren.

Der Indianer saß über sein Kind gebeugt in seinem Leid zusammengelauert, und Louvencourt stand innig theilnehmend an seiner Seite, ein schweres Unglück mußte den Mann betroffen haben, daß er nach dem Wiedersehen seines Kindes sich solcher Trauer hingeben konnte! Der Graf dachte, was ihn selbst wohl noch so schmerzlich berühren könnte, wenn ihm seine Adelaide zurückgegeben worden wäre? – Einzig und allein der Verlust seiner Madelaine! Ja, sicher hatte das Kind ihm den Tod seines Weibes verkündet!

Louvencourt erschrak bei dem Gedanken an seine Gattin, er hatte sie allein längs des Waldes zurückgehen lassen, und wie leicht konnte ihr auf dem Wege ein Unglück zustoßen! Doch es war ja nicht weit, und Vaillant war ja bei ihr. Er schritt eilig nach dem Ufer, und blickte ängstlich am Fluß hinauf, da sah er in der Ferne die Gräfin, von dem Hund gefolgt, wie sie über eine kleine Erhöhung hinglitt – nun mußte sie gleich im Lager sein!

Sein Blick wandte sich wieder zu dem trauernden Indianer und dann seitwärts auf das Pferd, von welchem er nur wenige Schritte entfernt stand.

Die Kugel war demselben in das Schulterblatt eingedrungen und hatte das kräftige Leben so schnell aus ihm verjagt! Schade für den schönen, edlen Hengst, doch sein

Tod hatte ein Menschenleben erhalten. Das Thier war über und über mit Schweiß bedeckt – wer weiß, wie weit es in seiner rasenden Flucht gerannt war, dachte Louvencourt, und malte sich in Gedanken die Leidensgeschichte des armen Indianers aus, als Lazare mit mehreren Dienern herangeeilt kam, welche Axt und Stricke mit sich führten.

Louvencourt trat nun zu dem Indianer, klopfte ihm auf die Schulter, und sagte freundlich zu ihm:

Ich habe meine Leute kommen lassen, damit sie Dich nach meinem Lager tragen, Du wirst wohl zum Gehen die Kraft nicht haben.

Du hast ein großes Herz, Ugahi der Shawneehäuptling aber wird Dir ein treuer Freund sein, antwortete der Indianer, und versuchte aufzustehen, doch seine Kräfte reichten nicht dazu hin.

Lazare hob ihn dann empor, und stellte ihn auf die Füße, er sank aber wieder in die Kniee.

Tragt mich in den Fluß, mein Herz verlangt danach, bat der Shawnee nun, und der Graf ließ ihn an das Ufer bringen.

Halt meine Hand fest, Du bist stark, hub der Wilde nun zu Lazare gewandt an, indem er sich an dem Ufer hinab in das Wasser sinken lassen wollte.

Lege Deinen Lederrock erst ab, damit er nicht naß wird, sagte Lazare zu ihm, und löste das einzige Kleidungsstück des Indianers von dessen Hüften. Dann ließ er ihn in das Wasser hinab, in welchem der Kranke lange Zeit verweilte.

Jetzt werde ich gehen können, sagte er, als Lazare ihn wieder auf das Land gesetzt und ihm seine Kleidung angelegt hatte; und wirklich war er im Stande, mit Lazare's und eines Dieners Hülfe vorwärts zu schreiten, so daß keine Tragbahre gemacht zu werden brauchte.

Der Graf mit dem Kinde an der Hand folgte dem Indianer nach, dessen Schritt immer leichter und sicherer wurde und der bald nur von Lazare unterstützt gehen konnte.

Dennoch bedurfte es geraume Zeit, ehe sie das Lager erreichten, wo die Gräfin ihnen entgegenkam und den Wilden freundlich willkommen hieß.

Es wurde ein Ruhelager für ihn bereitet, und Remi Louvencourt untersuchte nun seine Wunden, von denen jedoch keine gefährlich war, der große Blutverlust nur und das feste Binden seiner Glieder hatte ihn seiner Kräfte beraubt. Remi wusch die Verletzungen mit heilenden Essenzen, man reichte dem Kranken Speise und Trank und überließ ihn dann der Ruhe und der wohlthuenden tröstenden Gegenwart seines Kindes.

Während des Frühstücks drehte sich die Unterhaltung Louvencourts um das gräßliche Schicksal, welches allen Anzeichen nach den Indianer betroffen hatte, und von aller Lippen wurde die wärmste Theilnahme für den Unglücklichen ausgesprochen.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Warnung. – Mitleid. – Die Mittheilung. – Der dankbare Wilde. – Die Verabredung. – Die beiden Feinde. – Ueberlistet. – Der Abschied. – Die Verstellung. – Befestigung. – Neue Unruhe. – Das Vertrauen. – Der Verräther.*

Nach Beendigung des Mahles hatte Remi sich wieder zu dem Kranken begeben, und der Graf schritt in den Wald, um zu sehen, wie weit die Leute mit dem Zurichten des Holzes für das aufzustellende Haus gediehen wären, als Moiré mit einer Verbeugung zu ihm trat, und sagte:

Herr Graf, Sie haben da einen Indianer mit sich gebracht, dessen Aufenthalt in Ihrem Lager Ihnen Gefahr bringen kann. Es ist Ugahi, der Häuptling eines kleinen Stammes der Shawnee-Nation, welcher schon seit längerer Zeit mit Monocatoocha, dem Sachem (Könige) der Mingoës in Feindschaft lebt, wenn dieser es hört, daß Sie Ugahi bei sich bewirthen, so wird er es als einen Freundschaftsbruch ansehen.

Er ist ja aber krank, ich habe ihm das Leben gerettet und das wilde Pferd, auf dessen Rücken er festgebunden war, unter ihm todtgeschossen, wie kann ich ihn jetzt aus meinem Lager weisen? antwortete der Graf.

Monocatoocha selbst wird ihn gefangen genommen und ihn auf das Pferd gebunden haben, dies ist eine gewöhnliche Todesstrafe unter den Indianern. Mein Rath bleibt, daß Sie ihn sobald als möglich fortsenden, ehe

Monocatoocha von seinem Hiersein hört. Ich habe diesen ja in Ihrem Namen eingeladen, zu Ihnen zu kommen, als er uns friedlich bei sich vorüberfahren ließ, und er wird Sie gewiß bald besuchen, entgegnete Moiré, doch der Graf fuhr fort:

So werde ich ihm sagen, wie die Sache sich verhält, und damit wird er und muß er zufrieden sein.

Ein Weißer würde es – ein Indianer gewiß nicht, versetzte Moiré, und mit den Mingoos in Feindschaft gerathen, hieße sich den Untergang bereiten.

Der Graf schwieg und sah sinnend vor sich hin, nach einer Pause sagte er:

Ich werde mit Ugahi darüber sprechen und hören, was er sagt.

Doch nennen Sie ihm meinen Namen nicht, er haßt mich, weil ich Freund der Mingoos bin und könnte die Shawnee-Nation gegen Sie aufbringen; sie sind gefährliche Feinde, fiel Moiré ein, worauf der Graf schon gut! sagte, dann dem Halbindianer einen Gruß zuwinkte und in den Wald hineinging.

Wiederholt besuchte der Graf den Kranken im Laufe des Tages, doch fand er ihn immer schweigsam und mit seinem Kinde beschäftigt, als wolle er mit dem Glück, welches dieses ihm gebracht, ein sehr schweres Leiden bekämpfen.

Abends spät begab sich der Graf aber nochmals zu ihm, um ihm eine gute Nacht zu wünschen, und als er an das Feuer trat, vor welchem Ugahi ruhte, setzte sich dieser auf und sagte:

Es ist gut, daß Du kommst, ich habe Viel mit Dir zu reden; setz' Dich zu mir.

Louvencourt folgte der Aufforderung, ließ sich neben dem Indianer nieder und nach einer langen Pause hob dieser an:

Ich habe Dir an diesem Morgen gesagt, daß mein Leben Dir gehört und daß ich Dir ein guter Freund sein will. Darum muß ich Dich vor Gefahren warnen, welche Dir drohen und auch Hülfe schaffen, um solche von Dir abzuwehren. Beides werde ich thun. Höre nun zuerst mein Schicksal, es wird Dir wahr machen, was ich Dir über drohende Gefahren sagen werde.

Ich gehöre zu der einst so großen Nation der Shawnee-Indianer, welche jetzt nicht mehr zwanzig Stämme zählt. Ich war Häuptling eines Stammes von dreihundert Seelen und lebte an den Ufern des rothen Flusses, wo derselbe sich mit dem Mississippi vereinigt. Auch mehrere Stämme der Mingoos lebten dort, mit denen ich wenig verkehrte, doch immer auf freundlichem Fuße stand.

Unter einem dieser Stämme befand sich ein Sohn einer Mingoefrau und eines weißen Vaters, und dieser Sohn war ein guter Jäger und tüchtiger Bootführer geworden. Vor zwei Jahren ging derselbe hinab nach New-Orleans und überredete eine reiche französische Familie, sich am rothen Flusse niederzulassen. Er führte sie selbst mit all ihren Schätzen herauf und auf einen reichen Platz, wo er ihnen behülflich war, ihre Häuser zu bauen. Er hatte sie aber schon an den Mingoos-Stamm, in welchem er geboren war, verkauft, und wollte diesen Indianern in der



Nacht die Thore und Thüren der Ansiedlungen öffnen. Die Nacht war schon dazu bestimmt, als mir die Kunde davon zukam, worauf ich mit meinem Stamme hineilte und mich dicht bei ihren Häusern lagerte.

Die Mingoos bestanden darauf, daß ich weiter ziehen sollte, ich aber theilte in ihrer Gegenwart den Ansiedlern ihren Verrath mit und erklärte, daß ich für diese kämpfen würde bis auf meinen letzten Krieger. Ich rieth den Franzosen, fortzuziehen, weil ich nicht immer zu ihrem Schutz in ihrer Nähe bleiben könnte; sie hörten aber nicht auf meinen Rath und sobald ich mich von ihnen entfernt hatte, wurden sie von den Mingoos beraubt und sämmtlich getödtet. Seitdem haßten mich diese Mingoos und wir lebten in Feindschaft. Jener Halbindianer aber zog wieder hinunter nach New-Orleans, um mehr und reichere Ansiedler heraufzuführen und sie an die Mingoos zu verkaufen.

Hier schwieg der Indianer einige Augenblicke, dann neigte er sich näher zu dem Grafen hin und fuhr halblaut fort:

Du bist der Erste, den er heraufgebracht hat, um ihn wieder an die Mingoos zu verrathen. Moiré ist der Verräther, ich habe ihn hier in Deinem Lager erkannt, obgleich er sich vor meinem Blick verbirgt.

Der Graf schreckte zusammen und sah dem Shawnee scharf in die Augen.

Was sagst Du – Moiré sei ein Verräther? hob er dann heftig bewegt an.

Ja, ja, er ist's, so wahr der große Geist Dich zu meiner Rettung sandte, als der Hengst sich mit mir in die Fluth stürzen wollte, antwortete der Indianer feierlich.

So mag Gott mir beistehen, mich mit meinen wenigen Leuten gegen die Mingoos zu vertheidigen! fuhr der Graf entsetzt fort.

Auch Dir wird der große Geist Hülfe senden, und zwar durch mich, dem Du das Leben rettetest und dem Du sein Kind wiedergabst; höre mich weiter, fuhr der Shawnee fort: ich lagerte mit meinem Stamm an den Ufern des rothen Flusses und auch Monocatoocha war mit seinen Kriegern dort, denn er hatte von Moiré die Nachricht erhalten, daß er mit Dir und den Spaniern im Heranseheln sei, und er wartete ungeduldig auf Euren Anblick. Da plötzlich überfiel er mich beim ersten Scheine des Tages in meinem Lager, meine Krieger griffen zu den Waffen, die Uebermacht aber erdrückte uns, mein ganzer Stamm, Alt und Jung, Weib und Kind wurde von den Mingoos ermordet. Ein Schlag auf den Kopf warf mich zu Boden, meine Frau sah mich fallen, stürzte sich mit unserm Kind in den reißenden Strom und rettete sich mit ihm auf einen dahintreibenden Baumstamm. Ein Alligator zog sie von dem Baum in die Fluth und Du rettetest mein Kind!

Hier verstummte der Indianer wieder, wie von seinem Schmerz überwältigt, für einige Augenblicke, dann aber fuhr er gefaßt fort:

Monocatoocha ließ mich binden und nahm mich mit sich nach dem schwarzen Flusse, wo er Euch erwartete und die Spanier angriff.

Er hatte viele Todte und Verwundete, so daß er gestern meiner nicht gedachte, heute früh aber ließ er mich auf den wilden Hengst binden, löste dessen Fesseln und durch den dichten Wald jagte das geängstigte Thier mit mir hinaus in die Prairie, bis Deine Kugel seinen Lauf hemmte.

Das ist meine Geschichte, fuhr der Shawnee nach einem tiefen Athemzug fort, nun zu dem Schicksal, welches Deiner harret und welches Ugahi von Dir abwenden will.

Moiré weiß, daß Du treue Diener hast und daß es Monocatoocha viele Krieger kosten würde, wenn er Euch mit Gewalt überfallen wollte; er wird zur List greifen und namentlich glaube ich, daß er vorher noch einmal mit allen Mingoos und allen Miamis, deren Vettern, das Fort stürmen wird, denn hat er Sarzano besiegt, so befreit er dieses Land leicht von allen Fremden. Den spanischen General fürchten die Mingoos, er hat ihnen schon manchen großen Schaden zugefügt.

Jedenfalls werde ich Zeit haben, Dir Hülfe zu verschaffen, nur darf Moiré keinen Argwohn schöpfen und nicht ahnen, daß ich Dir dankbar bin und Dir beistehen will. Er muß mich für einen undankbaren, zweizüngigen Mann halten, wie er selbst einer ist, dann schließt er seine Augen vor jedem Verdacht.

Er hat uns aber sicher jetzt beobachtet und gesehen, daß wir Wichtiges zusammen gesprochen haben, das ist genug, um ihn argwöhnisch zu machen, fiel der Graf in höchster Unruhe dem Indianer in das Wort.

Dennoch wird er sein Herz beruhigen, sobald Du meinem Rathe folgst, antwortete Ugahi. Ich habe ein edles Pferd auf dem grünen Ufer gesehen, laß mich morgen, ehe der Tag kommt, das Thier besteigen und davonreiten; wenn Deine Leute dann erwachen und das Roß und ich fort sind, dann klagst Du laut über mein schlechtes Herz und sendest mir viele Verwünschungen nach. Du sagst Moiré dann, daß ich ihn einen doppelzüngigen Verräther genannt und Dein Herz hätte gegen ihn in Zorn bringen wollen, und nun wäre ich der undankbare Verräther. Sende Moiré auch auf einem schlechten Pferde oder auf einem Maulthiere hinter mir her und sage ihm, er solle mich tödten und Dir mein Herz bringen. Er ist ein guter Spürer, doch Ugahi kann er nicht auffinden, er wird ohne dessen Herz zu Dir zurückkommen. Alle Stämme meines Volkes sind weit, weit im Westen in den großen blumenreichen Prairien, wo der Büffel zu Tausenden weidet und das Gras nie stirbt. Dort sind auch unsre Vettern, die Delawaren, mit allen ihren Stämmen. Wenn sie Ugahi, als den Letzten seines Stammes, wiedersehen, so werden sie Trauer anlegen, ihr Antlitz mit der Farbe des Krieges bemalen und nicht eher das Kriegsbeil wieder begraben, bis der Letzte der Mingoos seinen Scalp an sie gegeben hat. Dann bist Du sicher in diesem Lande,

denn die Shawnees und die Delawaren sind treue Freunde. Sie haben immer für die Franzosen brav gefochten, haben in den letzten Jahren für die Amerikaner gegen die Engländer manchen blutigen Kampf bestanden, und mancher brave Krieger ist für sie zu seinen Vätern in die ewigen Jagdgründe gegangen.

Hier schwieg der Shawnee wieder und hob nach einer Pause noch einmal an:

Ich habe geredet, folge nun meinem Rath und laß gegen Morgen, wenn Moiré fest schläft, Dein Pferd geräuschlos am Fluß hinabführen. Laß Deinen Diener eine wollene Decke auf dessen Rücken und einen Lasso um seinen Hals binden, und laß ihn Büchse und Kugeltasche, sowie Brod für mich mitbringen, so daß ich zwei Tage nicht zu jagen brauche. Mein Kind laß ich Dir, es sei Dein eigen!

Darauf erfaßte der Indianer die Hand des Grafen, sah ihm noch einmal in die Augen, als wolle er ihn durch sie in seine Seele schauen lassen; Thränen füllten aber dieselben, und nochmals Louvencourts Hand drückend, sagte er:

Nun leb' wohl und vertraue auf Ugahi!

Dann sank er auf sein Lager zurück und schloß die Augen.

Der Graf aber erhob sich und schritt mit erzwungener äußerer Ruhe hin und her durch das Lager zu den Feuern, wo seine Diener ruhten, sah auch bei einem derselben Moiré hingestreckt, wie im Schläfe liegen, und begab sich dann zu seiner eignen Ruhestelle, wo seine Gattin mit der

kleinen Indianerin beim Feuer saß und es versuchte, derselben französische Worte verständlich zu machen, denn Ugahi hatte sie der Gräfin mit der Bitte zugesandt, sie während der Nacht bei sich zu behalten. Auch Remi Louvencourt saß beim Feuer und unterhielt sich mit Lazare, welcher neben ihm stand und auf den Grafen wartete, um nach gewohnter französische Weise verständlich zu machen, denn Ugahi hatte sie der Gräfin mit der Bitte zugesandt, sie während der Nacht bei sich zu behalten.

Als derselbe herzutrat, stand die Gräfin auf und empfing ihn mit den Worten:

Nun setz' Dich her zu mir und laß mich Theil an dem Glücke nehmen, welches Dir heute begegnete, Horace, – einen Menschen vom sichern Tode gerettet zu haben, muß ja die Brust mit Freude füllen!

Der Graf that sich Gewalt an, heiter und sorglos zu erscheinen, küßte die geliebte Frau und sagte dann:

Sogleich, meine Madelaine, ich will nur Lazare schnell etwas an einem der Boote zeigen, was morgen zeitig gemacht werden muß.

Dann winkte er dem treuen Diener und schritt ihm voran nach dem Flusse, wo die Schiffe lagen. In einem derselben ließ er sich mit Lazare nieder und theilte ihm nun mit, was der Shawnee-Indianer ihm gesagt und gerathen hatte.

Lazare hörte schweigend seinem Herrn zu, und als derselbe ausgeredet hatte, sagte er:

Der Indianer hat die Wahrheit gesagt, Herr, ich habe mich niemals in Moiré geirrt, denn schon in New-Orleans

rieth ich Ihnen ab, ihn mit sich zu nehmen. Wir müssen uns jetzt auf unsere eigne Kraft verlassen, wir haben einige dreißig waffenfähige Männer bei uns, Alle sind gute Schützen und Ihnen bis in den Tod treu ergeben, und durch unsre Feuerwaffen haben wir große Vortheile vor den Wilden; lassen Sie uns nicht verzagen. Den Shawnee-Indianer hat uns der Himmel zu Hülfe gesandt, ich werde dafür sorgen, daß er, ohne von Moiré bemerkt zu werden, fort kommt. Auf Ihrem Braunen soll ihn wohl Niemand einholen. Ich werde ihm meine eigne Büchse mitgeben und sogleich Alles für seine Flucht vorbereiten.

Sei aber vorsichtig, damit Moiré Nichts davon gewahrt, denn er wird lange auf der Lauer liegen, ehe er einschläft, bemerkte der Graf.

Verlassen Sie sich auf mich, Herr, er soll der Ueberlistete sein. Nun aber begeben Sie sich zur Ruhe, auch ich werde mich bald niederlegen, antwortete Lazare, begleitete den Grafen mit anscheinend größter Sorglosigkeit nach dessen Feuer, wünschte der Herrschaft eine gute Nacht und holte dann, wie am Abend vorher, die Pferde und Maulthiere aus dem Grase, wo sie an langen Stricken geweidet hatten, nach seinem Zelte, welches etwas weiter am Fluß hinab unter den Bäumen stand. Dort befestigte er sie an deren Stämmen und ging dann in sein Zelt, wo er Alles für Ugahi's Ausrüstung in Bereitschaft legte.

Es war eine sehr dunkle Nacht, die Feuer waren bald niedergebrannt und eine Todtenstille hatte sich über das Lager gelegt.

Alles schien in tiefen Schlaf versunken zu sein, denn auch Ugahi und Moiré, sowie der Graf und Lazare hatten sich auf ihre Lager hingestreckt, wenn ihre Seelen sich auch in Spannung und Aufregung befanden.

Es war gegen Mitternacht, als Moiré sich aufsetzte und bei dem matten Scheine der Kohlengluth auf die Schläfer schaute, welche bei ihm um das Feuer her lagen. Er hatte lauschend von einem auf den andern geblickt, und schien überzeugt zu sein, daß sie alle fest schliefen; denn er erhob sich leise und schlich lautlos und niedergebeugt nach dem nächsten Baume. Dort richtete er sich gerade und spähetete neben dem Stamme hin nach dem Lager des Shawnee-Indianer.

Die Entfernung war nicht groß, es war aber so dunkel, daß er die Gestalt des Wilden nicht erkennen konnte, denn das Feuer bei demselben war erloschen.

Wieder bückte er sich nun zur Erde nieder, und kroch auf Händen und Füßen bis zu einem zweiten Baum, hinter welchem er sich abermals aufrichtete. Von hier aus sah er nun deutlich den Shawnee-Indianer unbeweglich und dem Anscheine nach in tiefem Schlafe daliegen, und einige Minuten lang blieb er stehen und lauschte dessen Athemzügen. Doch er sah nicht, daß Ugahi die Augen nicht fest geschlossen hatte und daß er spähend nach ihm hin lugte.

Moiré war überzeugt, daß der Wilde ruhig und fest schlafe, und schlich nun ebenso behutsam, wie er gekommen war, von Baum zu Baum wieder zurück nach seinem Lager.



Noch aber hatte Moiré dasselbe nicht erreicht, als Ugahi schon hinter dem Baume saß, von welchem aus jener zuerst nach ihm hergeblickt hatte. Er hatte sich tief an die Erde gebeugt, und hielt seinen spähenden Blick fest auf den Halbindianer geheftet, der die große Büffelhaut, welche ihm als Bett diente, glatt legte und sich dann darauf ausstreckte.

Wohl eine halbe Stunde spähete und lauschte der Shawnee nach Moiré hin, bis er den schnarchenden Ton des Schläfers hörte, dann glitt er lautlos zurück, und stand nach wenigen Augenblicken neben Lazares Zelt.

Er lauschte und hörte, daß derselbe wach und mit irgend Etwas beschäftigt war. Leise trat er darauf an den Eingang, und flüsterte hinein:

Ugahi ist schon hier – es ist Zeit – Moiré schläft fest.

Bist Du es schon? Ich wollte jetzt das Pferd am Ufer hinunter leiten, antwortete Lazare überrascht und reichte dem Indianer Büchse, Kugeltasche und eine wollene Decke mit den Worten aus dem Zelte:

Nimm diese Sachen, ich trage das Uebrige.

Gleich darauf trat er nun selbst mit einem Brodsacke und einem Zaum aus dem Zelte und schritt dem Indianer voran nach dem Reitpferde des Grafen, welches unweit an einem Baume befestigt war. Schnell legte er demselben den Zaum auf, löste den Strick von dem Baume, band ihn um den Hals des Thieres und führte es nun langsam in das hohe Gras am Ufer wo sein Tritt keinen Ton gab.

Schweigend zogen sie am Flusse hinab bis an das Ende des Waldes auf den Platz, wo der todte Rappe lag, dann

blieb Lazare stehen, schnallte die wollene Decke auf den Rücken des Thieres, legte den langen Sack mit Lebensmitteln darüber, so daß der Inhalt desselben an beiden Seiten auf die Schultern des Pferdes herabhing, und sagte nun zu dem Indianer:

Reite mit Gott, und bringe meinem Herrn Hülfe!

Und nimm Du mein Kind in Schutz, wenn es dessen bedarf, antwortete der Indianer, schwang sich auf das Roß, reichte Lazare die Hand und ritt mit den Worten davon:

Der große Geist wird mich leiten, und mich bald zu Eurer Rettung zurückführen!

Lazare stand und schaute dem Reiter nach, bis derselbe auf der Grasflur in der Dunkelheit vor seinem Blick verschwunden war, dann ging er eilig nach dem Lager zurück und legte sich mit einem Gottlob! in seinem Zelt zur Ruhe.

Kaum graute der Morgen, als Moiré in Lazares Zelt gesprungen kam und ihm hastig zurief:

Der Shawnee ist fort, und auch der Braune des Herrn Grafen – der Schurke hat das Pferd gestohlen und ist auf ihm davongeritten!

Lazare hatte ihn kommen hören, that aber, als ob er fest schlief, und sprang bei Moiré's Worten, wie erschrocken empor, indem er rief:

Ist's möglich – das Pferd meines Herrn hat er gestohlen? O, dieser Undankbare – dieser Nichtswürdige, den der Graf soeben dem Tode entrissen hatte!

Er ist fort und kein Teufel bringt ihn wieder! versetzte Moiré wüthend. Ich habe es dem Grafen vorhergesagt,

daß der Kerl ein Schurke sei, und daß er ihn von sich weisen solle – nun ist's zu spät und er hat das Nachblicken!

Weiß es mein Herr schon? fragte Lazare mit anscheinender Besorgniß.

Nein, er schläft noch, antwortete Moiré.

So wollen wir es ihm sogleich mittheilen, sagte Lazare mit erzwungener Aufregung, und sprang, von dem Halb-Indianer gefolgt, nach dem Lager des Grafen.

Was giebt es Lazare? fragte dieser, dem Diener entgegen tretend.

Der Indianer ist fort, und hat Ihren Braunen gestohlen, Herr! antwortete der Haushofmeister.

Meinen Braunen? Das wäre ja unerhört! rief der Graf mit einem Tone tiefer Entrüstung.

Ich sagte es Ihnen ja gestern, Herr Graf, daß der Mensch ein Schurke, ein Verräther wäre und daß Sie ihn fortjagen sollten, fiel Moiré ein.

Und dasselbe hat der Elende mir gestern Abend von Ihnen gesagt, Motive, worauf ich ihm antwortete, daß ich Sie nur als einen ehrlichen, rechtlichen Mann kenne und Sie so lange dafür halten würde, bis ich Beweise vom Gegentheil hätte; er möge darum niemals wieder in meiner Gegenwart nachtheilig von Ihnen reden, sagte der Graf.

Unverkennbare Verlegenheit zog über Moiré's Züge, doch schnell hatte er dieselbe überwunden, und versetzte mit entrüsteter Stimme:

Wenn ich dem Kerl jemals wieder begegne, so kostet es sein, oder mein Leben!

So reiten Sie ihm nach und tödten Sie ihn, er hat nichts Besseres verdient, sagte der Graf heftig, er kann ja noch nicht weit sein, und Sie sind ein guter Spürer.

Und die Shawnees sind gute Reiter und Ihr Brauner ist ein gutes Pferd, das würde vergebene Mühe sein, antwortete Moiré rasch, besann sich aber einige Augenblicke, und fuhr dann fort:

Versuchen muß ich es dennoch. Ich will eines Ihrer Maulthiere satteln und sofort reiten.

Frühstücken Sie aber erst, so mit leerem Magen reiten ist nicht gut, bemerkte der Graf, worauf der Halbindianer sich eilig entfernte, um sich zu dem Ritte auszurüsten.

Er will dem Shawnee nicht folgen, er will zu den Mingo's reiten, um ihnen über denselben Bericht zu erstatten, und diese werden es sicher versuchen, ihn einzuholen; doch Ugahi hat weiten Vorsprung und der Braune wird ihn schon in Sicherheit bringen, hob Lazare an, als Moiré davongeschritten war.

Er hat auf uns wenigstens keinen Verdacht, daß wir eine Hand in der Flucht des Shawnees haben, sagte der Graf.

Laß nun aber so schnell wie möglich unser Lager befestigen, so daß wir uns vertheidigen können wenn wir angegriffen werden sollten. Vor allen Dingen laß Blockhäuser aufstellen, und zwar so, daß sie einen Hofraum bilden, dessen eine Seite an den Fluß gränzt, dann haben wir immer noch unsre Schiffe wenn wir fliehen müssen.

Sofort sollen alle Hände daran gehen, dann erhalten wir auch sichere Räume, in welchen wir unsre Ladungen unterbringen können, erwiderte Lazare, so lange der Himmel heiter bleibt, hat es nichts zu sagen, sollten wir aber heftigen Regen bekommen, so würden viele der Sachen und Vorräthe verderben. Wir können mit Leichtigkeit täglich zwei Blockhäuser aufstellen.

Sobald der Bösewicht Moiré fortgeritten ist, wollen wir die Plätze am Flusse aufsuchen, wo wir die Häuser errichten müssen, um uns eine leicht zu vertheidigende Stellung zu schaffen, versetzte der Graf, und begab sich dann zu seiner Gattin, die er schon am verflossenen Abend von allem Geschehenen unterrichtet hatte.

Dem Himmel sei Dank, daß unser wilder Freund glücklich entkommen ist, ohne bei Moiré Verdacht gegen uns zu erzeugen, sagte die Gräfin zu ihrem Gatten, als derselbe, um das Frühstück mit ihr zu verzehren, sich neben ihr niederließ.

Moiré will ihn verfolgen, wie er sagt, er wird aber wohl nur zu den Mingoos reiten, um dieselben von Allem in Kenntniß zu setzen, entgegnete der Graf, wenn er nur recht lange fortbleibt, so daß wir die Blockhäuser aufgestellt haben, ehe er zurückkehrt; denn unsre Befestigung wird ihm nicht lieb sein.

Ach Horace, kaum glaubten wir, in einem schönen Hafen der Ruhe gelandet zu sein, und schon treten Angst und Sorgen wieder an uns heran! begann die Gräfin nach einer Pause – sollen wir denn niemals Ruhe und Frieden finden?

Sei stark, Madelaine, Gott wird uns auch ferner beistehen. Die Shawnees und die Delawaren sind mächtige Indianer und edle treue Menschen, und gelingt es Ugahi, sie zu erreichen, so werden sie uns zu Hülfe kommen; der Himmel hat es ja augenscheinlich so gefügt, daß wir sie uns zu Freunden machen sollten.

Ja, gewiß, fiel die Gräfin mit einem Blick auf die kleine Indianerin ein, auch das Kind ist uns als Bürgschaft für ihre Freundschaft gegeben worden, doch wir hatten es ja schon lieb, ehe wir sein Schicksal und dessen Beziehung zu dem unsrigen kannten.

Das Frühstück wurde jetzt herbeigetragen, und die Gatten hatten sich mit Remi Louvencourt und dem Indianerkind dabei niedergelassen, als Moiré bis an die Zähne bewaffnet vor die Hütte trat, und dem Grafen meldete, daß er bereit sei, fort zu reiten.

Ich hoffe, es wird Ihnen gelingen, den Bösewicht zu bestrafen und mir mein Pferd zurück zu bringen, sagte der Graf zu ihm, ich rechne auf Ihre Geschicklichkeit und Ihre Ausdauer!

Dabei trat er zu ihm hinaus, reichte ihm die Hand und fügte dann, mit derselben grüßend, noch hinzu:

Nehmen Sie aber Ihr eigenes Leben in Acht.

Der kurze Abschied schien Moiré sehr erwünscht zu sein, er verbeugte sich gegen die Herrschaften, ging dann schnellen Schrittes nach dem gesattelten Maulthier, bestieg dasselbe, und ritt eilig an dem Flusse hinab.

Dabei hielt er seinen Blick auf die Schleife in dem Grase geheftet, welche am frühen Morgen die beiden Männer und das Pferd darin hinterlassen hatten, als er aber auf die Stelle kam, wo Ugahi in den Sattel gestiegen war, hielt er still und schaute umher, um zu sehen, welche Richtung derselbe von hier aus genommen habe. Nach wenigen Augenblicken hatte er die Spur erkannt, und folgte derselben eine Zeitlang in die Prairie hinaus, dann aber wandte er das Maulthier links von ihr ab dem nicht sehr fernen Wald zu.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Das Indianerlager. – Die Schreckenskunde. – Der Kriegsruf. – Die wilde Reiterschaar. – Großes Aufsehen. – Vermuthungen. – Das Geschäft. – Duldsame Liebe. – Hartherzigkeit. – Der Geldkasten. – Die erste Gesellschaft. – Die Lordstochter. – Die Vergeltung. – Der Gruß. – Die verlassene Braut.*

Nach Verlauf von einer halben Stunde hatte Moiré ihn erreicht, und ritt an dessen Saum hin bis an einen sehr betretenen Büffelpfad, der sich aus der Prairie in denselben hineinwand. Er folgte ihm nach kurzem Umsichschauen, und zog auf ihm ohne Hinderniß mit eiligem Schritt seines Thieres durch das Dickicht. Hin und her führte der Pfad ihn durch den Urwald, bis die Sonne im Zenith stand und er eine vom Wald umgebene weite Grasflur erreichte, an deren südlichen Rand in dem Schatten der Bäume sich viele Zelte und Reisholzstätten erhoben und blaue Rauchsäulen zwischen ihnen durch das Laubdach emporstiegen.

Es war das Lager Monocatoocha's, des Königs der Mingo's, von welcher Nation mehrere Stämme mit ihren Häuptlingen hier versammelt waren.

Am Walde hin schlängelte sich ein rauschender Bach bei den Wohnungen der Wilden vorüber, und auf der üppigen Grasfläche vor denselben weideten unzählige Pferde und Maulthiere.



Auf einem etwas erhöhten Platze in der Mitte des Lagers stand ein sehr großes, aus weißgegerbtem Büffelleder verfertigtes und bunt bemaltes Zelt in Form eines Zuckerhutes, nach welchem hin Moiré den Schritt seines Maulthiers lenkte, während neben dem Feuer vor demselben Monocatoocha sich von seiner Büffelhaut erhob und dem Halbindianer entgegenging.

Sei willkommen, Moiré, rief er ihm zu, bringst Du mir gute Nachrichten?

Nein, ich bringe Dir böse Kunde über die Folgen Deiner Unvorsichtigkeit, antwortete Moiré, indem er von seinem Maulthier stieg und dasselbe den Indianerweibern überließ, welche zu ihm geeilt waren, um für das Thier zu sorgen.

Was meinst Du mit Unvorsichtigkeiten? Monocatoocha ist klug und vorsichtig, versetzte der König.

Klug war es nicht und auch nicht vorsichtig, daß Du Ugahi, den Shawneehäuptling, auf ein wildes Pferd bandest und ihn dem Zufalle überließeest. Klug und vorsichtig wäre es gewesen, wenn Du ihn gar nicht gefangen genommen hättest, damit Du nicht mit seinem Volke und mit dessen Vettern, den Delawaren, in Feindschaft gerathen wärest. Wenn Du ihn aber dennoch gefangen nahmest und ihn tödten wolltest, so hättest Du es heimlich thun sollen, damit Niemand wußte, was aus ihm geworden war. So aber wird er und sein ganzer Stamm bei seinem Volke um Rache und um Hülfe schreien, und es wird

blutige Kämpfe zwischen Dir und den Shawnees und Delawaren geben, antwortete der Halbindianer, indem er die gebotene Hand des wilden Königs drückte.

Sein Stamm wird nicht um Rache und Hülfe schreien, denn es ist nicht ein Kind davon übrig geblieben, um den Shawnees Kunde von dessen Untergange zu bringen, ich habe seine Männer, Weiber und Kinder sämmtlich getödtet, weil Ugahi mir bei Allem, was ich that, in den Weg trat. Er selbst aber wird nach seinem Ritt auf dem Hengst wohl niemals ein anderes Roß besteigen, fuhr Momen-toochoa finstern Blickes fort.

Er ist schon auf dem Wege nach Westen, und hat schon viele Meilen hinter sich, versetzte Moiré.

Was sagst Du – Ugahi lebt und ist auf dem Wege nach dem Westen? schrie der König voll Schrecken und Entsetzen.

So ist's, Monocatoocha, und wenn ihn Deine Krieger nicht einholen, so hast Du bald alle Shawnees und Delawaren auf dem Halse, erwiederte Moiré.

So ist der Hengst mit ihm gestürzt! rief der Wilde, wer aber hat Ugahi losgebunden?

Der Franzose, den ich mit seinen Reichthümern hierherführte, um dieselben mit Dir zu theilen, hat gestern Morgen den Hengst auf dem Ufer des Flusses erschossen und Ugahi befreit und gepflegt, und heute früh hat dieser das beste Pferd des Franzosen gestohlen und ist damit fortgeritten; seine Fährte zeigt nach Westen. Nun weißt Du, auf welchem Wege er ist, sagte der Halbindianer.

So sollen meine besten Krieger ihm folgen und ihre Pferde jagen, bis ihnen das Blut aus den Nüstern fliegt; eines wird wohl darunter sein, welches den Shawnee einholt und wenn der Gott des Sturmes selbst sein Roß vorwärts treibt, rief der König in größter Wuth, und schrie dann mit aller Gewalt seiner Stimme den gellenden Ruf des Kriegsgeschreies in das Lager hinaus.

Im Augenblick stürmten aus allen Zelten und von allen Feuern die Männer zu dem König heran und drängten sich zu ihm, um den Grund zu dem unerwarteten Kriegsruf zu vernehmen.

Ugahi, der Todfeind der Mingoës, lebt! rief er den Kriegern zu, er reitet nach Westen, um sein Volk und die Delawaren zur Rache gegen uns herbeizurufen. Besteigt Eure besten Pferde, und laßt deren Haare nicht eher trocken werden, bis Ihr den Shawnee eingeholt habt. Bringt ihn lebendig zu Monocatoocha – wer ihn fängt soll der reichste unter den Mingoës sein! Moiré, unser Halbbruder, wird Euch die Fährte Ugahi's zeigen und Euch spüren helfen.

Da schallte das Kriegsgeschrei von den Lippen aller Krieger, und alle rannten nach ihren Wohnungen, um ihre Waffen zu holen, während die Weiber in das Gras zu den Pferden liefen, um dieselben für den langen Ritt auszurüsten.

Du mußt mir für mein Maulthier ein gutes Pferd geben, damit ich der Vorderste auf der Fährte Ugahi's bleiben kann, sagte Moiré zu dem Indianerkönig als die Krieger sie verlassen hatten.

Meinen besten Hengst, den ich einem Amerikaner am Ohio raubte, und wofür ich noch dessen Kugel in der Schulter trage, sollst Du reiten, antwortete Monocatoocha, und zeigte mit der Hand über seine Schulter, wo die vernarbte Wunde einer Büchsenkugel saß, er läuft, wenn andre Pferde laufen, er läuft, wenn andre Pferde grasen, und er läuft noch, wenn andre Pferde schlafen!

Ehe eine halbe Stunde verstrichen war, hatten sich einige vierzig Krieger auf ihren besten Rossen vor dem Zelt des Königs gesammelt, derselbe hielt nochmals eine dringende Ansprache an sie, Moiré bestieg den Schimmelhengst Monocatoocha's, und fort stoben die wilden Reiter über die Grasflur und in den Wald hinein um ihn auf Leben und Tod zu verfolgen.



In Philadelphia hatte Gatlards Auftreten das größte, allgemeinste Aufsehen erregt, in allen Kreisen der Gesellschaft wurde von ihm geredet, in allen Trinkhäusern, an allen öffentlichen Orten war er der Gegenstand des Gesprächs, und an der Börse steckte man ungläubig die Köpfe zusammen und prophezeihte, daß sein unerklärliches, so urplötzliches Reichwerden sich in eine großartige Schwindelei auflösen würde. Doch, was konnte alles Gerede ihm anhaben – sein Baarzahlen in Gold strafte es täglich immer wieder Lügen.

Das Schiffsvolk des Neptun hatte sich, weil derselbe ausgebessert werden und darum lange unthätig liegen

bleiben mußte, bald nach seiner Ankunft nach allen Weltgegenden auf andere Schiffe verdungen, und nur Kaptain Brooks war in Philadelphia zurückgeblieben, dennoch waren von den Matrosen während ihres kurzen Aufenthaltes in der Stadt hin und wieder Aeüßerungen gefallen, die auf die Quelle von Gatlards Reichthümern hingewiesen hatten und die nun mehr und mehr in dem Munde der Leute nach Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten bearbeitet und geformt wurden.

Die Einen sagten, daß die französische Regierung in St. Domingo ihm ungeheure Summen anvertraut habe, um sie vor den Rebellen zu sichern, und daß er damit davongefahren wäre, während die Regierung dort auf die Schwarzen übergegangen und keine Reklamation der Gelder von Gatlard möglich sei, Andere glaubten, er habe irgend einen französischen Nabob mit seinen Schätzen in St. Domingo an Bord genommen, und habe ihn dort in irgend gewaltsamer Weise für immer verschwinden lassen, und wieder Andere behaupteten, daß er in der Nähe von Cap Hayti einen dort vergrabenen Schatz gefunden und gehoben habe, mit welchem er schnell davongesegelt sei.

*Darin* kam man aber schließlich überein, daß sein Vermögen von Cap Hayti und zwar aus der Zeit des großen Massacres, welches die Schwarzen unter den Weißen angerichtet hatten, herstamme, und daß wahrscheinlich viel Blut an demselben hängen möchte.

Mit einer gewissen Scheu trat man Gatlard entgegen, wenn sein großartig eingeleitetes Geschäft und sein fortwährendes Baarzahlen die geschäfttreibende Welt ihm

auch zuführte, und ein Jeder bei ihm einen Nutzen zu erzielen suchte, denn die allgemeine Stimme, daß sein plötzliches Reichwerden nicht mit rechten Dingen zugegangen sei und irgend Etwas auftauchen könne, was ihn eben so plötzlich wieder von seiner Höhe herabstürzen würde, blieb vorhanden.

Gatlards sehr intimes Verhältniß zu Kapitain Brooks, welcher bei ihm im Hause lebte, trug auch viel dazu bei, den Verdacht, den man gegen ihn in Bezug auf den rechtlichen Erwerb seines unerschöpflichen Reichthums hegte, zu unterhalten, und man bezeichnete den Kapitain als seinen Mitschuldigen.

Gatlard aber lachte aller Gerüchte, und schritt unbekümmert seinem Ziel, der angesehenste höchststehende Mann in Philadelphia zu werden, entgegen.

Er hatte unweit seines Wohngebäudes ein zweites großes Haus gekauft und dasselbe zu seinem Geschäftslokal eingerichtet, er hatte mehrere Schiffe gekauft und sie unter seiner Privatflagge nach Westindien expedirt, und er hatte mit allen Welttheilen Geschäftsverbindungen unter der Firma ›Richard Gatlard‹ angeknüpft.

Dabei benutzte er jede Gelegenheit, um sein Vermögen so bald als möglich sicher anzulegen, damit er es nicht mehr in seinem Keller zu bewachen brauchte, und hierzu hatte er auch unter andern einen Weg eingeschlagen, auf dem er bedeutenden Nutzen zu erzielen hoffte.

Weit und breit um die noch nicht so bedeutende Stadt, war das Land wüst und öde und hatte nur sehr geringen Werth, und Gatlard kaufte meilenweit im Umkreis allen

Grund und Boden, den er für Geld erhalten konnte. Aber auch in der Stadt selbst kaufte er öde Plätze, wo man sie ihm für einen billigen Preis anstellte, und namentlich hatte er am Fluß ein bedeutendes Stück des Ufers an sich gebracht, wo er ein Werft bauen wollte.

So stand es mit der öffentlichen Meinung über Gatlard und mit seinen Vermögensangelegenheiten, doch noch viel mehr, als diese, hatten sich seine Verhältnisse zu der Astor'schen Familie geändert.

Seine Besuche bei Aglaja und deren Mutter waren immer seltener und sein Benehmen gegen sie immer kälter geworden, ohne daß er bis auf den Augenblick den Muth gehabt hätte, vollständig mit ihnen zu brechen.

Immer noch ging er von Zeit zu Zeit Abends zu ihnen und hoffte bei jedem Besuche, daß sie ihm eine Ursache geben möchten, alle ferneren Beziehungen zu ihnen aufzuheben.

Aglaja aber hatte keine Vorwürfe, kein hartes Wort für ihn, sie hatte nur Liebe und Thränen.

Das Herz ihrer Mutter aber war mit tiefster Verachtung und mit bitterstem Haß gegen Gatlard gefüllt, doch sie hielt es verschlossen, um sich ihr Kind zu erhalten. Und dennoch sah sie es Tag für Tag, wie Aglaja bleicher, wie sie hinfalliger wurde, wie der Gram ihr an Körper und Seele nagte, wenn sie auch nur lächelnd vor ihr erschien, um ihr Trost über sich selbst einzuflößen.

Ach, ihr Lächeln war das eines Engels, der bald die irdische Hülle verlassen wollte, und mit diesem Lächeln

drängte sie jedes böse Wort gegen Gatlard von den Lippen ihrer Mutter zurück.

Und wenn Gatlard nach langer Zeit einmal wieder Abends zu ihnen in das Zimmer trat, so machte sich Madame Astor immer bald außerhalb desselben etwas zu schaffen, um nicht der Folter ausgesetzt zu sein, den Bösewicht vor Augen zu haben, der mit hartem Herzen das heiligste Gefühl ihres einzigen, geliebten, guten Kindes mit Füßen treten und es langsam dem sichern Untergange zuführen konnte, ohne daß sie, dasselbe schützend, gegen ihn auftreten durfte.

Gatlard war freundlich und auch herzlich gegen Aglaja, sowie ein Bruder gegen eine geliebte Schwester ist, doch es war seit seiner Rückkehr nie wieder ein Wort von Heirathen über seine Lippe gekommen, und Aglaja war es unmöglich, selbst eine Sylbe darüber zu sagen. Wohl erinnerte sie ihn wieder und wieder an die seligen Stunden, die sie zusammen verlebt, an die Schwüre ewiger Liebe und Treue, welche sie gewechselt, und an die hochfliegenden Hoffnungen für ein dauerndes irdisches Glück, welches sie in diesem Häuschen sich hätten schaffen wollen. Gatlard zuckte dann nur die Achseln, und meinte, gegen das Schicksal könne der Mensch nichts thun, man müsse sich immer ihm fügen und sich der Lage anpassen, in welche man von ihm gestellt werde.

Und Du solltest Dich ja mehr als Andere über mein Glück freuen, Aglaja, sagte er eines Abends zu ihr, als sie an dem offenen Fenster im Mondschein saßen und Frau Astor das Zimmer verlassen hatte.



Ja, ja, das thue ich ja auch, Richard, mit meinem eignen letzten Glück bin ich bereit, das Deinige zu erkaufen, antwortete Aglaja, indem sie seine Hand an ihre Lippen zog und dieselbe mit ihren Thränen benetzte.

Nein, Aglaja, es muß Dich selbst auch glücklich machen, mich glücklich zu sehen, wie ich mich über alle meine Neider emporschwinge und der erste, angesehenste Mann in der Stadt werde, fiel Gatlard begeistert ein.

Glücklich, Richard, ohne Dich? entgegnete das Mädchen halblaut mit zitternder Stimme, und drückte wieder ihre Lippen auf seine Hand.

Gatlard verstummte für einen Augenblick, doch sammelte er sich schnell, und sagte mit erzwungenem Lächeln und ihr die Hand streichelnd:

Ich bin ja bei Dir, Aglaja, wenn Du mich aber immer mit Thränen bewirthest, so muß ich glauben, daß mein Besuch Dir keine Freude macht. Was kann ich dafür, daß meine Geschäfte, meine neue Stellung mir es nicht erlauben, Dich so oft zu sehen wie früher?

Aglaja erbebte, und hatte keine Antwort, sie ließ ihre Hand in ihren Schooß fallen und senkte ihr Haupt, Gatlard aber fuhr schnell leichten Tones fort:

Sieh, ich habe Dir auch noch nicht gesagt, daß ich für meinen Freund, Kapitain Brooks, ein neues Schiff bauen lasse, welches er für meine Rechnung fahren soll.

Dann erzählte er ihr von noch vielen Unternehmungen, welche er zu machen beabsichtigte, und verließ sie mit dem Bedauern, daß seine Zeit es ihm nicht gestatte, länger bei ihr zu verweilen.

So hielt er Aglaja hin und hielt sie fern von sich, immer hoffend, daß Madame Astor einen Machtspruch gegen ihn thun und ihrer Tochter Verhältniß zu ihm lösen würde, doch die Frau strafte ihn nur mit ihren Blicken und mit ihrer eiligen Entfernung von ihm, so bald er erschien.

Für ihn selbst aber war Aglaja bereits ein überwundenes Hinderniß, mochte sie ihre Beziehung zu ihm nun auch nach Belieben beibehalten, so lange sie wollte, von einer ehelichen Verbindung mit ihr war keine Rede mehr, und jeder Tag entfernte sie weiter von einander.

Gatlard hatte sein Geschäft in der That musterhaft eingerichtet und führte es mit großer Energie und Umsicht, so daß jeder Geschäftsmann in dieser Beziehung Achtung vor ihm haben mußte. Sein Comptoir war nett und sauber, zwischen seinem gesetzten, würdigen Buchhalter und seinen acht Comptoiristen wurde nie ein lautes Wort gesprochen, und jeder Fremde, welcher eintrat, fügte sich unwillkürlich der feierlichen Ruhe, welche ihn dort empfing. Das anstoßende Zimmer, das Privatgemach Gatlards, war reich mit rothsammetnen Möbeln, mit kostbarem Teppich, mit weißmarmorern Kamin und mit einer prachtvollen Bronzeuhr ausgestattet. Die größte Ordnung, die größte Genauigkeit herrschte auf dem Comptoir, sowie in den Lagerräumen, und Gatlard selbst überwachte und beobachtete Alles.

Der Quell seines Goldes war und blieb aber, wie jedem Bewohner der Stadt, namentlich seinen Comptoirdienern ein unerklärliches Räthsel, und mit stummem Erstaunen

sah der Buchhalter ihn jedesmal die schwere eiserne Kiste in seinem Privatgemach öffnen, wenn ungewöhnlich große Zahlungen zu machen waren, und er das dazu nöthige Gold daraus hervornahm und es ihm überlieferte. Oft leerte er bei solchen Gelegenheiten die Kiste vollständig davon aus, und war einige Tage später wieder eine bedeutende Zahlung zu leisten, so standen die Goldmassen dazu immer wieder in der Kiste aufgestellt.

Der Buchhalter war nicht abergläubisch, dennoch wandelte es ihn beim Anblick des eisernen Kastens wie Zauber an, und wenn er das Gold klingend durch seine Finger gleiten ließ, so kam ihm oft der Gedanke, ob es nicht einmal plötzlich, wie ein böser Spuk, spurlos in seiner Hand verschwinden möchte. Ueberhaupt berührte er das Gold, welches aus dieser Kiste kam gar nicht gern, – warum – das wußte er selbst nicht, ein Gefühl kam dabei aber immer über ihn, als wäre es Teufelsgeld, an welchem Blut oder unglückliche Seelen klebten.

Und doch kam das Gold auf ganz natürliche Weise in die Kiste, denn Gatlard wußte es ja recht gut, wenn solche Zahlungen zu leisten waren, wozu die Casse des Buchhalters nicht ausreichte, und dann trug er das Gold selbst in der Nacht aus seinem Keller in die Geldkiste.

Ein gleiches Ansehen, wie Gatlard sich durch sein Geschäft vor der Oeffentlichkeit erzwang, erstrebte er auch durch den Glanz, den er in seinem Privatleben nach und nach entfaltete. Sein Wohnhaus war fürstlich eingerichtet, seine Dienerschaft war zahlreich und solid fein in Schwarz gekleidet, seine Tafel war stets mit köstlichen

Speisen und den feinsten Weinen besetzt und immer waren Couverte für Freunde, die er mitbrachte, gedeckt.

Diese Freunde wählte er aber nur aus der ersten Gesellschaft und bewahrte in seinem Hause, an seinem Tisch stets gemessene Form und vornehmen Ton, nie aber artete ein Mahl bei ihm in Ausgelassenheit, in Schwelgerei aus.

Er hielt eine prächtige Equipage mit zwei edlen englischen Rossen, ein wundervolles Cabriolet mit einem Harttraber, und zwei Vollblut-Reitpferde.

Abends, wenn die Sonne ihre Gluth verlor, zeigte er sich zu Wagen oder zu Pferd auf den Promenaden, und erwiderte alle Grüße mit ernster, unabhängiger Verbeugung.

Die vielen Prophezeihungen, sein räthselhaftes Emporkommen bald in Schwindel auffliegen zu sehen, fielen in Nichts zusammen, da sein jetziges geschäftliches und häusliches Leben schon ein ungeheueres Capital erforderte, und Jedermann es wußte, daß er nicht allein keinen Dollar Schulden hatte, sondern daß er noch immer keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um Capitalien vortheilhaft anzulegen.

Statt der Zweifel, statt aller bösen Gerüchte und Prophezeihungen, stellte sich Bewunderung und Achtung ein, und Gatlard begann der gefeierte, der gesuchte Mann zu werden. Er hatte sich noch um keines Menschen Gunst bemüht, denn er wußte es nur zu gut, daß man um die seinige buhlen würde.

Sehr viele alte englische Familien, welche aus der Zeit der Herrschaft Englands in den Vereinigten Staaten zurückgeblieben waren, hatten sich in Philadelphia niedergelassen, und bildeten dort die vornehmste Gesellschaft. Sie machten große Häuser, und es war nicht leicht, in ihren Kreisen Zutritt zu erhalten.

Unter ihnen befand sich ein Lord Rowley, dessen Haus für den Glanzpunkt der eleganten Welt galt. Er war sehr vermögend, bezog von England für seine früheren Dienste eine bedeutende Pension, und benutzte sein Einkommen, um seinem Range gemäß zu leben.

Lord Rowley war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, und seine Gattin, welche einmal sehr schön gewesen sein mußte, hatte sich als angehende Vierzigerin recht gut conservirt. Sie hatten nur *ein* Kind, und zwar eine Tochter von neunzehn Jahren, welche Octavia hieß, und welche man in der Stadt die schöne Octavia nannte. Und in der That war wohl nie einem Mädchen diese Bezeichnung mit größerem Recht beigelegt worden, denn sie war wunderbar schön von ihrem Scheitel bis auf ihre Fußspitzen. Von einer Fülle dunkelbrauner Locken umwogt, trug sie ihr edles, stark geschnittenes, griechisches Antlitz auf üppigem Nacken stolz und hoch, als schaue sie nur von Oben herab auf die Welt, um sie mit der Gluth ihrer dunkeln Augen zu erwärmen und sie an dem Schnee ihrer Pfirsichhaut und dem Incarnat ihrer Lippen lüstern sich

ergötzen zu lassen. Sie war hoch und graziös gewachsen, ihre Formen waren voll, doch in makellosem Ebenmaß, und liefen fein und zierlich in ihren kleinen reizenden Händen und Füßen aus. Octavia war so auffallend schön, daß, wo sie sich zeigte, die Leute verwundert stehen blieben und sie anschauten, als hätten sie ihres Gleichen noch nie gesehen. Schön war sie, wenn sie in dem offenen Wagen sich nachlässig in die seidenen Kissen zurückgelegt hatte, schön war sie, wenn sie elastischen Trittes wie auf Sprungfedern über die Promenaden schritt und am schönsten war sie, wenn sie auf ihrem Schweißfuchs in Galopp dahinsprengte und die lange weiße Feder von ihrem Hute ihr, im Winde zitternd, nachflatterte.

Gatlard war der schönen Octavia schon in früheren Zeiten oftmals begegnet, auch er war dann stehen geblieben, und hatte sie bewundernd angeschaut, sie hatte aber den Commis nie eines Blickes gewürdigt, so sehr er sich auch in die Brust geworfen hatte.

Dies war die Ursache, daß Octavia Rowley schon seit langer Zeit Gatlard nicht gleichgültig gewesen war, das heißt, ihre Erscheinung war ihm eine unangenehme, eine widrige gewesen, sie hatte seine Eitelkeit verletzt, und darum haßte er sie.

Jetzt war die Zeit der Rache gekommen, Richard Gatlard, der gefeierte junge Mann würdigte sie seines Blickes nicht, der junge Millionair that, als ob er nie von einer schönen Octavia gehört, als ob er sie niemals gesehen habe. Dennoch wußte er genau, wann und wo sie auf den

Promenaden erschien, und verfehlte nie, sich dort einzustellen, um ihr zu begegnen, und fand sie dann so schön, wie er außer ihr nie im Leben Etwas gesehen hatte. Sein Blick begegnete dem ihren aber gleichgültig, als denke er an etwas ganz Anderes, als sähe er sie gar nicht, und oft wenn ihre Augen feurig und glänzend auf ihn geheftet waren, machte er mit irgend Etwas sich zu schaffen, er sah nach der Uhr, betrachtete den goldenen Knopf seines Spazierstockes, oder zog sein seidenes Taschentuch hervor, um sich die Fliegen damit abzuwehren.

Mit diesen Strafen aber, die er ihr auferlegen wollte, blies er den Funken der Leidenschaft in seiner eignen Brust immer mehr zur Flamme an, und wenn sie dann an ihm vorübergezogen war, schaute er sich jedesmal rasch um, damit er ihre schöne Gestalt mit seinem Blick umfassen könne.

Eines Abends war er auf seinem prächtigen Schimmel auf die Promenade geritten, und zwar in der Hoffnung, Octavia zu begegnen. In Galopp, im Trab hatte er die Wege hin und her durcheilt, und schließlich war er auf der Landstraße hingeritten, bis es düster zu werden begann, und er sein Pferd mißmuthig wieder der Stadt zuwandte.

Im Schritt lenkte er abermals auf die Promenade ein, und war nur kurze Zeit, die Spaziergänger betrachtend und Grüße erwiedernd, dahin geritten, als er plötzlich von Weitem die Equipage Lord Rowley's auf sich zukommen sah, und Octavia allein in dem zurückgelegten Wagen erkannte. Es berührte ihn wie ein freudiger Schreck,

es flammte heiß in seiner Brust auf – doch wieder wollte er sie ansehen, als sähe er sie nicht.

Er ließ, wie in Gedanken versunken, die Zügel hängen, und gab sich nachlässig der schaukelnden Bewegung des Sattels hin, als der Wagen herangerollt kam, und er Octavia's glühendem Blick begegnete. Ein bezauberndes Lächeln spielte um ihren schönen Mund, der goldig glänzende Fächer in ihrer kleinen Hand schwirrte vor ihrem Feenantlitz hin und her, und ihre vollen dunklen Locken wogten im Luftzug über ihrem schneeigen, leicht verdeckten Busen, als sie dicht bei Gatlard vorüber fuhr, und dieser, seinem Willen getreu, mit stockendem Athem von ihr weg auf die Brust seines Rockes sah und mit bebender Hand den Staub von demselben wehte.

Kaum jedoch war sie vorüber, als er pfeilschnell im Sattel herumfuhr und ihr nachschaute.

Wie ein zündender Blitz aber traf ihn jetzt ihr Blick, denn auch sie hatte, sich gerade setzend, sich nach ihm umgewandt, und ließ nun die Spitze ihres geschlossenen Fächers von ihren Lippen ihm entgensinken.

Fort war aller Haß, aller böser Wille aus Gatlards Brust, den Hut von seinem Kopfe reißend, verneigte er sich tief nach ihr hin und hielt sein Pferd an, um vielleicht noch einmal, wo ihr Weg sich wandte, einen Blick von ihr zu erhaschen. – Der Wagen drehte sich, und noch einmal sah er die Wunderaugen des Mädchens auf sich gerichtet, noch einmal sah er den Fächer sich nach ihm her neigen. Die lange verhaltene Gluth schlug jetzt in Flammen in seiner Brust auf, Octavia, die schöne, gefeierte Octavia,



die Tochter des angesehensten, vornehmsten Mannes in Philadelphia hatte ihm offen ihre Gunst zu erkennen gegeben – er hatte sie besiegt, und der Weg zu ihrem Herzen, zu ihrer Hand war ihm geöffnet!

Eitelkeit, Stolz und Leidenschaft für das schöne, vornehme Mädchen hatten ihn gleich mächtig ergriffen, er wollte ihr folgen, und an ihr vorübersprengend, sie nochmals begrüßen, doch seine überlegende, selbstsüchtige Natur hielt ihn zurück, und er folgte, jetzt aber im Galopp, seiner früheren Richtung in die Stadt hinein.

Seine Aufregung hatte sich auf sein Pferd übertragen, es hob sich feurig unter straffem Zügel, und ehe Gatlard daran dachte, hatte er das Häuschen der Wittwe Astor erreicht. Es lief ihm eiskalt durch die Glieder, als er Aglaja in der Hausthür stehen sah, doch zum Umwenden war es zu spät, er ließ dem Roß die Zügel, und seinen Hut ziehend und sich vor dem armen, verlassenen Mädchen verbeugend, sprengte er rasch vorüber. Bald hatte er die Straße erreicht, in welcher das Palais Lord Rowley's stand, er lenkte, den Galopp seines Schimmels verkürzend, in dieselbe ein, sein Auge spähetete nach dem Balken vor dem Hause des Lords, und jetzt trat Octavia auf denselben heraus und an die zierliche eiserne Balustrade vor.

Schnaubend und die weißen Schaumflocken von dem Gebiß werfend, paradirte das edle Roß mit Gatlard vorüber, dieser schaute wonnebebend nach der schönen Octavia hinauf, derselbe glühende Blick, dasselbe beseligende Lächeln kam ihm von ihr entgegen, und grüßend

und sich tiefverbeugend, sprengte er glücktrunken vor ihr vorüber.

Wohl trat das Bild der bleichen Aglaja in der Thür des kleinen Häuschens vor Gatlards Seele, er sah ihre Thränen, ihre krampfhaft gefalteten Hände, doch mit Gewalt verdrängte er es vor seinem geistigen Blick, und wandte ihn auf die schöne Lordstochter, wie sie sich im Wagen nach ihm umwandte und wie sie ihn von dem Balkon herab begrüßte.

In stürmischer Aufregung langte er zu Hause an, und übergab das schweißbedeckte Roß den Dienern.

Jetzt war sein Glück gemacht – auf und ab schritt er auf dem weichen Teppich durch seine prachtvoll ausgestatteten Zimmer, in Gedanken hatte er die schöne Octavia an seiner Seite, in Gedanken sah er sie, von seinem Arm umschlungen, in dem seidenen Sopha sitzen, in Gedanken speiste er mit ihr zu Nacht und füllte ihr Glas mit schäumendem Champagner – o – wie war sie schön, wie war sie reizend, welche Seligkeit wartete seiner an ihrem Herzen! Und dann – welcher Triumph über seine Neider, über Alle die ihn als armen Commis in dem Hause Pennels gekannt hatten, wenn er sich öffentlich mit der Lordstochter an seiner Seite zeigte, wenn er aus seiner prächtigen Equipage mit ihr auf die Leute herabblickte, die von dem Staub der Straßen verhüllt stehen blieben, und den Hut vor ihnen abzogen!

Gatlard war außer sich, er konnte sein Glück nicht bewältigen, die Brust war ihm so voll, und es drängte ihn, sich Luft zu machen und sich auszusprechen. Gern wäre

er zu Kapitain Brooks in dessen Zimmer gegangen, um ihn in sein beseligendes Geheimniß zu ziehen, doch der Egoismus ließ kein natürliches Gefühl in ihm zur Herrschaft kommen, – welchen Nutzen hatte er davon, wenn er sich Brooks mittheilte, und war es nicht möglich, daß ein einziges, unüberlegtes Wort ihm Nachtheil bringen konnte? Niemanden wollte er Etwas davon sagen, und nur mit sich selbst wollte er die nächsten Schritte zur Erreichung seines hohen Zieles überlegen!

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Der Lord. – Die Einladung. – Befangenheit. – Das Cabriolet. – Die Kokette. – Hohes Glück. – Der Morgenritt. – Im Garten. – Die Erklärung. – Die Blumen.*

Lord Rowley war täglich auf der Börse, immer hatte Gatlard den stillen Wunsch gehegt, daß der Mann sich mit einem Geschäft an ihn wenden möchte, denn derselbe hatte sehr häufig Gelder von England zu beziehen und Wechsel auf dort zu verkaufen, doch der Lord war stets durch andre Häuser bedient worden, die gern Etwas an ihm verdienten und auch eine Ehre darin fanden, die Geldangelegenheiten desselben zu besorgen.

Hierin lag nun eine Gelegenheit, sich Seiner Excellenz zu nähern, doch durfte dies nicht von Gatlard ausgehen, es mußte durch einen Geldmäkler eingeleitet werden, und dies war leicht zu erzielen, denn Gatlard brauchte nur einen solchen zu beauftragen, ihm Wechsel aus England anzuschaffen und ihm zu sagen, er wisse, daß Lord Rowley Gelder von dort zu beziehen habe. Irgend eine Veranlassung, wodurch er mit diesem in Unterredung kam, war hinreichend, das Weitere wollte Gatlard dann schon herbeiführen.

Er verbrachte eine schlaflose, doch glückliche Nacht, denn das Bild der schönen Octavia verließ ihn nicht, und mit Ungeduld erwartete er am folgenden Morgen die Börsenstunde.

Mit besonderer Aufmerksamkeit ordnete er, als dieselbe endlich erschien, seine Toilette und begab sich nach dem Börsengebäude, wo er am Eingange in die Halle von Mäklern und Agenten mit Auszeichnung begrüßt wurde. Er trat, mit seinem rothsaffianenen Portefeuille unter dem Arm, auf seinen Stand, wo sich sofort viele Geschäftsleute zu ihm drängten, um Aufträge von ihm zu empfangen und ihm Anerbietungen zu machen. Gatlard hatte seinen scharfen Blick durch die zahlreich versammelte geschäftige Menge gleiten lassen, ohne Lord Rowley's ansichtig zu werden und hatte verdrießlich schon viele Geschäfte abgeschlossen, als er plötzlich den ersehnten Mann in die Halle eintreten sah.

Es überraschte ihn freudig, daß der Blick des Lords mit einem unverkennbaren Interesse dem seinigen begegnete, während derselbe ihn früher niemals bemerkt zu haben schien. Rowley trat sofort zu einem sehr angesehenen Geschäftsmann, mit welchem Gatlard befreundet war, und nachdem sie wenige Worte mit einander gewechselt hatten, kamen Beide auf ihn zugeschritten.

Lord Rowley war ein großer, wohlbeleibter Herr mit dünnem, röthlichblondem Haar, sehr rein rasirtem, glänzend rothem Gesicht, großer Nase und kleinen hellblauen Augen.

Sein Begleiter führte ihn zu Gatlard und sagte, diesen freundlichst grüßend:

Erlauben Sie mir, Herr Gatlard, daß ich Seine Excellenz, den Lord Rowley, mit Ihnen bekannt mache.

Ich habe längst schon gewünscht, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Herr Gatlard, nahm der Lord nach gegenseitiger Verbeugung das Wort, und darum nehme ich gern die Gelegenheit dazu wahr. Ich habe Gelder in England liegen, welche ich durch Wechsel eincassiren möchte, und wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht dieser Tage dieselben gebrauchen könnten?

Mit Vergnügen, Excellenz; nennen Sie mir nur die Summe, welche Sie zu erhalten wünschen, und ich lasse Ihnen dieselbe sofort auszahlen. Sie können mir dann gelegentlich, wenn es Ihnen gerade convenirt, Wechsel dafür auf England geben, erwiederte Gatlard leicht hin, doch in höflichem Tone, und fuhr dann ebenso fort:

Auch ich habe schon lange auf eine Gelegenheit gehofft, persönlich mit Ihnen bekannt zu werden, und freue mich sehr, daß mir dies Glück zu Theil geworden ist. Kann ich Ihnen für die Folge in irgend einer Weise dienlich werden, so bitte ich, immer über mich zu verfügen.

Sehr gern werde ich von Ihrer Güte Gebrauch machen, fuhr der Lord sehr freundlich fort, Sie müssen mir aber auch Gelegenheit geben, Ihre Freundlichkeit zu erwidern und müssen mich in meinem Hause mit Ihrem Besuch beehren.

Es bedarf nur einer so artig ertheilten Erlaubniß, um diesem meinem eignen Wunsche zu folgen, erwiederte Gatlard hochbeglückt und verneigte sich tief.

So habe ich vielleicht heute Abend die Ehre, Sie bei mir zu sehen? Meine Damen werden sich gleichfalls sehr

freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen, sagte Lord Rowley mit einer Gegenverbeugung.

Ich werde nicht ermangeln, mir die Ehre zu geben, Excellenz, antwortete Gatlard sehr verbindlich, worauf der Lord das Gespräch auf den Aufschwung des Geschäftslebens in den Vereinigten Staaten lenkte und die Energie bewunderte, mit welcher die Amerikaner, nachdem sie sich von dem Mutterlande getrennt hatten, sich zu einer würdigen, selbstständigen großen Nation erhoben.

Leute von Ihrem Werthe sind die Früchte solch großer politischer Umgestaltungen, und wo solche Männer mit ihrem Beispiel vorangehen, kann es dem Volke nicht fehlen, groß und bedeutend zu werden, sagte Lord Rowley schmeichelnd. Ich habe vor einigen Tagen auch das Schiff betrachtet, welches Sie augenblicklich bauen lassen; es giebt ein Fahrzeug, wie wir es im alten England nicht besser, nicht schöner herstellen könnten. Ja, auch hierin scheinen die Amerikaner uns überflügeln zu wollen; in dem Bau ihrer Schooner haben sie es bereits gethan. Das Schiff wird Ihnen viel kosten?

Nun, doch so viel nicht, vielleicht sechzigtausend Dollars, entgegnete Gatlard leicht hin; es kommt mir auf den Preis nicht an, ich möchte in ihm nur zeigen, was die Amerikaner zu liefern im Stande sind.

Lord Rowley wiederholte nach längerer Unterhaltung, daß es ihm sehr angenehm sei, Gatlards Bekanntschaft gemacht zu haben, reichte ihm traulich die Hand und empfahl sich ihm auf Wiedersehen am Abend in seinem Hause.

Kaum hatte der Lord ihn verlassen, als die Mäkler sich zu ihm drängten und ihm Geschäftsofferten vieler Art machten, und Gatlard war wohl niemals schneller zu Abschlüssen aufgelegt gewesen, als in diesem Augenblicke. Er kaufte und verkaufte für große Summen, und zwar mit einer Heiterkeit, die Allen auffiel, weil sie gewohnt waren, bei ihm auf viele Bedenken, Schwierigkeiten und Bedingungen zu stoßen.

Nach abgemachten Geschäften bat Gatlard mehrere seiner anwesenden Freunde zum Mittagsessen bei sich und ging in sehr heiterer Laune mit ihnen nach seinem Hause. Allen fiel bei Tafel seine ungewöhnlich frohe Stimmung auf, er ließ seinen besten Champagner reichen und brachte selbst mehrere scherzhafte Toaste aus. Nach Tisch aber ließ er seinen Wagen und sein Cabriolet anspannen und fuhr mit seinen Gästen in das Land nach einer Kaffeewirtschaft, wo sie eben so munter den Nachmittag verbrachten.

Er mußte die Zeit bis zum Abend tödten, denn seine Sehnsucht nach der schönen Octavia ließ ihm keine Ruhe.

Es war düster, als er in sein Haus zurückkehrte und eilig seine Toilette für seinen Besuch bei Lord Rowley ordnete.

Bei seinem sehr feinen schwarzen Anzug kam das blendende Weiß seines Busenstreifs und seiner sauber gefalteten Manschetten recht zur Geltung, sein von Natur etwas dünnes Haar war sorgfältig gekräuselt und am



Goldfinger seiner Linken blitzte ein sehr kostbarer Solitär in einem Ringe.

Gatlard stand vor dem großen Stehspiegel und betrachtete sich mit Zufriedenheit, als die Equipage vorfuhr. Schnell goß er noch Parfüm auf sein schneeiges Batisttuch, warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel und befand sich wenige Augenblicke später, seines Sieges gewiß, in seiner prächtigen Karrosse auf dem Wege zu der bezaubernden Octavia Rowley.

Kaum hielt sein Wagen vor dem Palais des Lords an, als die Thür aufflog und ein in Schwarz gekleideter schwarzer Diener auf der weißen Marmortreppe herabsprang, um sich vor Gatlard, dessen Bediente bereits den Schlag für ihn geöffnet hatte, zu verneigen.

Zehn Uhr! rief Gatlard flüchtig seinem Kutscher zu und schritt die Stufen hinan in den luftigen Corridor und dort nach der breiten, mit Teppich belegten Treppe.

Trotz des Bewußtseins der hohen mächtigen Stellung, die er jetzt in der Welt einnahm, wandelte ihn, als er die Treppe hinaufstieg, ein Gefühl von Befangenheit, von Unbedeutendheit an, es war ihm, als gehöre er nicht hierher, als schmuggle er sich in eine Gesellschaftssphäre, in welche einzutreten er nicht berechtigt sei; er sah sich im Geiste ohne die geraubten Schätze als unbedeutenden, namens- und werthlosen Commis Pennels. Doch der Augenblick der Schwäche war schnell vorüber.

Millionair! rief er sich in Gedanken zu, warf sich in die Brust und trat festen Schrittes durch die sich vor ihm öffnenden Flügelthüren stolz in den Saal ein.

Lord Rowley kam ihm mit großer Artigkeit entgegen, ergriff seine Hand und sagte:

Ich freue mich unendlich, Sie in meinem Hause willkommen zu heißen und hoffe, daß unsre Bekanntschaft eine recht dauernde, freundschaftliche Beziehung zwischen uns herbeiführen möge.

Dann geleitete er ihn nach dem Sopha, aus welchem seine Gattin und seine Tochter sich erhoben hatten und den Gast mit vornehmer Haltung, doch unverkennbar angenehm durch sein Erscheinen berührt, erwarteten.

Lady Rowley, meine Gattin, Octavia, meine Tochter – Herr Gatlard, sagte der Lord, sich gegen die Damen und gegen diesen verneigend, worauf Alle sich gegenseitig verbeugten und Lady Rowley dann, zu Gatlard gewandt, das Wort nahm und sagte:

Wir müssen unserm Schicksal grollen, daß es uns Ihre Bekanntschaft so lange vorenthalten hat, Herr Gatlard.

*Ich* habe die größere Ursache dazu, meine Gnädige, denn *mir* ist dadurch hohes Glück vorenthalten worden, antwortete Gatlard, sich abermals verneigend und wandte seinen aufglänzenden Blick zu Octavia, die für einen Moment den Spiegel ihrer dunkeln Augen ihm entgegenhielt, als wolle sie ihm die tiefsten Gefühle ihres Herzens darauf lesen lassen, dann aber die langbewimperten Lider senkte und wie verschämt vor sich niederschaute.

Setzen wir uns, verehrter Herr Gatlard, unterbrach Lord Rowley schnell die eingetretene Pause, und dessen Gattin begann, auf das Sopha sinkend, die Unterhaltung

mit Erwähnung ihrer theuern alten Heimath, mit England, indem sie Vergleiche zwischen dort und Amerika zog.

Das Gespräch wurde sehr lebhaft, Gatlard schwärmte für Amerika und stellte es hoch über England, während Lady Rowley diesem den Vorzug gab und nach einer eingetretenen kurzen Pause wieder das Wort nahm und sagte:

Es ist schön hier, das ist wahr, die Natur ist hier jünger, großartiger, reicher, als in unserm Vaterland, doch die Gesellschaft ist nicht so geläutert, nicht so classificirt, wie bei uns, es ist hier ein Zusammenfließen aller Qualitäten und nur das Materielle, das Aeußere gilt, der Mann wird nicht nach seinem innern Werth gewürdigt. Man wird leicht ängstlich und zu vorsichtig in der Wahl seines Umganges und versäumt dadurch häufig mit den vortrefflichsten, den erhabensten Persönlichkeiten in nähere Beziehung zu treten.

Um so fester aber schließt man sich auch einander an, wenn man das Glück hat, mit solchen edlen Charakteren bekannt zu werden, fiel Lord Rowley mit einer leichten Verbeugung gegen Gatlard ein, worauf dieser geschmeichelt und selbstgefällig sagte:

Hierin liegt aber auch eine triftige Entschuldigung dafür, daß man oft zögert, sich den wahrhaft Höchststehenden der Gesellschaft zu nähern, ohne mit Sicherheit auf eine freundliche Ausnahme bei ihnen hoffen zu dürfen.

Nun, für die Erfüllung eines wirklich warmen Wunsches wagt man schon Etwas, bemerkte Octavia mit einem gefühlvollen Blick und süßem Lächeln, zumal wenn man, aus gleichem Vaterland stammend, sich in der Fremde trifft.

Je heißer der Wunsch, Fräulein, um so größer das Bangen, ihn nicht erfüllt zu sehen, entgegnete Gatlard begeistert und hing mit Wonne an Octavia's schwärmerischen Augen.

Lady Rowley gewahrte mit großem Wohlgefallen den Eindruck, welchen ihre Tochter auf Gatlard machte, hielt es aber für zweckmäßig, die Fortsetzung dieser Gefühlsäußerungen den Beiden für ungestörtere Augenblicke zu bewahren und sagte:

Sie zeigen in Allem einen vortrefflichen Geschmack, Herr Gatlard, wir haben mit Vergnügen Ihre Equipage bewundert. Besonders reizend finde ich Ihr Cabriolet, der Harttraber, den Sie darin fahren, würde in England Aufsehen machen.

Ein capitales Pferd, in der That, bemerkte Lord Rowley.

Ich habe Sie schon oft darum beneidet, wenn Sie Abends auf der Promenade so stolz an mir vorübersausen, fiel Octavia ein, ich ziehe ein Cabriolet überhaupt einer Kutsche bei Weitem vor, man sitzt freier und genießt mehr die frische Luft.

Es steht jeden Augenblick zu Ihrer Verfügung, Fräulein Octavia, betrachten Sie es als Ihr Eigenthum, entgegnete Gatlard rasch.

Sie wissen recht gut, Herr Gatlard, daß ich es nicht wagen würde, die Leitung eines so muthigen Rosses selbst zu übernehmen, fuhr Octavia weniger laut fort.

So müßten Sie zugleich über meine Dienste verfügen, Fräulein, und mich doppelt dadurch beglücken, erwiderte Gatlard mit strahlendem Blick.

Das thue ich mit Freude und Dank, einem so ausgezeichneten Rosselenker vertraue ich mich mehr wie gern an. Ich werde Sie beim Worte halten, antwortete Octavia und winkte Gatlard mit ihren schönen Augen verstohlen ihren Dank zu.

Da trat ein schwarzer Diener ein, und meldete, daß das Abendessen aufgetragen sei.

So will ich zur Probe mich sogleich einmal Ihrer Führung überlassen, sagte Octavia scherzend, indem sie aufstand und Gatlards Arm nahm, während Lord Rowley seiner Gattin den seinigen bot.

Dieser war zur Seite getreten und wollte Gatlard vorgehen lassen, doch Octavia sagte mit übermüthig heiterm Tone:

Dem Alter die Ehre, Papa, – wir folgen nach, worauf der Lord seine Gattin aus dem Saale führte, während Octavia, die Falten ihrer Robe ordnend, einige Augenblicke zögerte, und dann mit Gatlard folgte, indem sie halblaut sagte:

Morgen Abend sollen Sie mich fahren, Sie grausamer Mann, ich muß Sie dafür bestrafen, daß Sie so lange Zeit immer, wenn wir uns begegneten, thaten, als ob Sie mich

nicht sähen, als ob ich gar nicht des Ansehens werth wäre, bis ich endlich that, was ich eigentlich nicht hätte thun sollen – bis ich Ihnen durch meinen Fächer meiner Seele Grüße zusandte. – O, warten Sie nur, Sie hartherziger Mensch!

Aber, himmlische Octavia, Sie thun mir Unrecht, fiel ihr Gatlard verlegen und in Glück erbebend, in das Wort, und ergriff ihre Hand, Octavia aber entzog sie ihm, nachdem sie seinen Druck leise erwiedert hatte, und flüsterte:

Still jetzt! Ich sollte eigentlich gar nicht so gut gegen Sie sein – ein schwaches Mädchenherz so auf die Folter zu spannen!

Gatlard wußte nicht, wie ihm geschah, in den wenigen Augenblicken hatte das schöne Mädchen alles Fremde zwischen ihnen weggeräumt, in seiner Seligkeit preßte er ihren Arm an seine Brust, und ihr leichter Gegendruck fuhr ihm wie elektrisches Feuer durch die Nerven.

Sie müssen mich bitten, morgen Abend mit Ihnen auszufahren, flüsterte Octavia ihrem wonnetrunkenen Begleiter noch zu, als sie durch den langen Corridor geeilt waren, und dem Elternpaar nach in den Speisesaal traten.

Dort waren die Jalousieen geschlossen, und die schweren rothseidenen Vorhänge herabgelassen, um das letzte Tageslicht aus dem Saale zu verbannen und dem Kerzenlicht auf den schweren silbernen Kandelabern, und auf dem Kronleuchter volle Geltung zu verschaffen.

Blitz und Glanz, wohin das Auge sich wandte, doch die Tafel fesselte den Blick mit dem Reichthum von prächtig

gearbeitetem Silberzeug, welches auf ihr zur Schau gestellt war. Ein Aufsatz namentlich von getriebenem Silber in welchem frische Blumen prangten, war ein wahres Kunstwerk, und als Gatlards Auge darauf ruhte, fiel ihm ein ähnliches, noch bei weitem kostbareres Geräth ein, welches er zwischen des Grafen Louvencourts Schätzen besaß.

Wozu hielt er jetzt noch diese Meisterwerke der Kunst in seinem Keller verschlossen, dachte er, sie sollten morgen in seinen Zimmern, auf seiner Tafel paradiren, dann hatte Niemand in Philadelphia etwas so Schönes der Art aufzuweisen!

Die Speisen waren köstlich und so war der Wein; der feinste Madeira, der beste Champagner wurde gereicht, der Lord, sowie dessen Gattin munterten ihren Gast zum Trinken auf, und die schöne Octavia erwiederte den Toast, den Gatlard auf ihr Wohl ausbrachte.

Ich sollte eigentlich auch Ihren schönen Harttraber leben lassen, den Sie mit so viel Artigkeit zu meiner Verfügung stellten, sagte sie in heiterm Scherz zu Gatlard, worauf ihre Mutter, jedoch mit wohlgefälligem Lächeln, ihr mit dem Finger drohte und sagte:

Aber, Octavia, man muß seinen Freunden nicht lästig werden!

Erst dann, Fräulein, dürfen wir auf das Wohlergehen des Rosses ein Glas leeren, nachdem es sich in Ihrem Dienste als tüchtig bewährt hat, und um dies recht bald möglich zu machen, so wage ich die Bitte, morgen Abend

Sie zur Spazierfahrt abholen zu dürfen, nahm Gatlard jetzt das Wort und verneigte sich höflich.

Wenn es wirklich Ihr Ernst ist, und Sie mich ehrlich versichern, daß es Ihnen kein Opfer ist, so viel Ihrer kostbaren Zeit mir zu schenken, so nehme ich es mit großer Freude an, antwortete Octavia mit einem seelenvollen Blick, und fügte mit einem tiefen Athemzug noch hinzu: Habe ich doch so oft, wenn ich Sie vorüberfliegen sah, den heimlichen Wunsch gehegt, einmal in diesem Cabriolet – ja – ich will es Ihnen gestehen – an Ihrer Seite zu sitzen!

Nun hören Sie nur das Kind an, Herr Gatlard, das nennt man doch ein offenes Bekenntniß, fiel Lady Rowley lächelnd ein, wandte sich dann aber zu Octavia, und sagte:

So Etwas denkt man wohl, aber man sagt es nicht, meine Tochter!

Was man denken darf, darf man auch sagen, antwortete Octavia mit kindlich unbefangenen Tone, worauf ihre Mutter sich mit den Worten zu Gatlard wandte:

Sie verziehen unsre Octavia, Herr Gatlard, und haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie Ihnen lästig wird.

Das würde die schönste, süßeste Last sein, die mir im Leben auferlegt werden könnte, antwortete dieser außer sich vor Wonne, und fuhr zu Octavia gewandt fort:

So darf ich also auf das Glück rechnen?

Mit tausend Freuden und tausend Dank nehme ich Ihr Anerbieten an, und werde die Stunden bis morgen Abend



zählen, entgegnete Octavia mit anscheinend unschuldiger Kindlichkeit, und in demselben heitern Tone wurde die Unterhaltung fortgesetzt bis Gatlard nach der Uhr sah, und halb erschrocken sagte:

Mein Himmel, es ist ja elf Uhr – ich muß um Verzeihung bitten, so lange von Ihrer Freundlichkeit Gebrauch gemacht zu haben, die Stunden sind mir aber wie Minuten verfliegen.

*Wir* sind Ihre Schuldner für den heitern glücklichen Abend, den Sie uns bereiteten, verehrtester Freund! entgegnete der Lord, ergriff dann sein Glas und erhob es gegen Gatlard mit den Worten:

Unsern Dank mit der Bitte, um recht häufige Wiederholung Ihres lieben Besuchs, Herr Gatlard!

Alle standen auf, verneigten sich gegenseitig und leerten die überschäumenden Gläser.

Dann sprach Gatlard seinen Dank für das hohe Glück, welches ihm hier zu Theil geworden war, aus und empfahl sich, indem er zuerst Lady Rowley, und dann deren schöner Tochter die Hand küßte, welche Letztere ihm die seinige wieder leise drückte. Lord Rowley begleitete ihn an die Thür, bat nochmals um recht baldige Wiederholung seines Besuchs und empfahl sich ihm mit einer höflichen Verbeugung.

Gatlard eilte wonnetrunken die Treppe hinab aus dem Hause, wo seine Equipage seiner harrte, als er aber die Marmorstufen betrat, schaute er über sich nach dem Balkon hinauf, und – o – Entzücken – Octavia neigte sich

über das Eisengeländer zu ihm nieder, winkte mit ihrem Batisttuch, und flüsterte zu ihm herab:

Morgen Abend!

Gatlard war außer sich, er erhob beide Hände nach der Zauberin über sich, und rief leise hinauf:

Mein Glück – mein Alles!

Dann sprang er die Marmortreppe hinunter und in den Wagen hinein, die Pferde setzten sich in Trab und Gatlard winkte mit seinem Batisttuch aus dem Schlage nach dem Balkon hinauf.

Wie im Traume erreichte er seine Wohnung, wie im Traume trat er in sein Zimmer und blieb dort in Gedanken unbeweglich stehen.

Ist's möglich – ist's Wahrheit – ist's wirklich kein Traum? rief er plötzlich aus, und schlug seine Hände zusammen, indem er nun stürmischen Schrittes in dem Zimmer auf- und niederging.

Das Glück war so unerwartet, so urplötzlich über ihn gekommen, daß er es nicht zu fassen, zu überblicken vermochte, Octavia, die kindlich, unschuldige, gefeierte Schönheit, die Tochter des vornehmsten Mannes in der Stadt liebte ihn, wollte sein werden, darüber war kein Zweifel, wie hätte sie sonst in jener Weise zu ihm reden, wie hätte sie ihm sonst so warm die Hand drücken können? Und »morgen Abend« hatte sie ihm noch von dem Balkon herab zugeflüstert! Welch' Glück, welche Seligkeit harrete seiner morgen Abend! Wäre nur die Nacht schon herum!

Es war nach zwei Uhr als Gatlard sein Lager suchte, um noch einige Stunden zu ruhen, wenn auch der Schlaf seinen Augen noch fern war. Dennoch schlummerte er mit dem Bilde des reizenden Mädchens ein und nahm es mit in die Traumwelt hinüber, und sein erster Gedanke, als er am folgenden Morgen erwachte, war sie, die schöne, die bezaubernde Octavia.

Es war noch früh, der Morgen war kühl und erfrischend, vielleicht hatte auch Octavia schon ihr Lager verlassen, vielleicht war sie am offenen Fenster – auf dem Balkon – vielleicht auch in dem Garten neben dem Haus, wo Gatlard sie schon einige Male hinter dem eisernen Staket bei den Blumen gesehen hatte. Er zog hastig die Schelle und rief dem eintretenden Diener zu:

Den Schimmel satteln – schnell!

Dann machte er rasch Toilette, ergriff Hut und Reitgerte, als das Pferd auch schon vorgeführt wurde, und er hinauseilte und sich in den Sattel schwang.

Fort sprengte er durch die erquickende Morgenkühle, und hatte bald die Straße erreicht, in welcher Lord Rowley's Palais stand. Er hielt das Roß in Galopp, damit dessen laute Hufschläge vielleicht zu dem Ohr Octavia's dringen und sie an das Fenster rufen möchten. Vergebens aber schweifte sein Auge bei Annäherung an das Haus vor dessen Fensterreihen hin, die Ersehnte war nicht da. In immer kürzerem Galopp erreichte er das Palais und spähetete nach den Fenstern hinauf, da wurde sein Blick zur Seite des Gebäudes nach dem Eisengitter vor dem

Garten gezogen, durch welches eine weiße Gestalt ihm entgegenleuchtete.

Ja, sie war es, die Göttliche, die Ersehnte, der Schimmel war parirt und Gatlard hielt dicht an dem Gitter vor Octavia.

O Himmel, wie habe ich mich erschrocken! rief sie halblaut, und hüllte sich fester in ihr schneeigweißes, luftiges Morgengewand, daß Sie mich so in dieser nachlässigen Toilette überraschen müssen.

In der Sie womöglich noch schöner, noch lieblicher sind, als in Ihren Prachtanzügen, fiel Gatlard stürmisch ein.

Ach Sie machen sich über mich lustig, ich sehe ja so wüst aus, fuhr Octavia fort, und warf die wogende Lockenfülle ihres schönen Hauptes zurück. Wie konnte ich aber denken, daß Sie schon so früh –

Denken, süßeste Octavia? entgegnete Gatlard in größter Aufregung, haben Sie es denn nicht geahnt, nicht gefühlt, daß ich hierherkommen *mußte*, daß mich die Sehnsucht nach Ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt hierhertrieb?

Octavia schaute ihn einen Augenblick mit tiefinnigstem, sinnendem Auge an, dann sagte sie, wie wenn sie jede Scheu, jede Bangigkeit überwunden hätte:

Ja, ja, warum soll ich es Ihnen nicht sagen, ja ich habe an Sie gedacht, ich habe gehofft, daß Sie kommen

würden, wenn ich auch zu solcher Hoffnung nicht berechtigt war. O, was lassen Sie mich alles thun – ich glaube, müßte Ihnen den letzten Gedanken meiner Seele ausplaudern!

Und meine ganze Seele dafür erhalten, angebetete Octavia! entgegnete Gatlard, sich neben dem Hals seines Rosses zu ihr hinneigend.

Wissen Sie wohl, was Sie thun, Gatlard? sagte Octavia ernst, doch mild und schwärmerisch zu ihm aufblickend, es wäre böß von Ihnen, wenn Sie mit einem unerfahrenen Mädchenherzen spielten, welches in seiner Unschuld keine Waffen zu seinem Schutze hat.

Nein, nein, geliebte, theuerste Octavia, nicht spielen könnte ich mit einem solchen Herzen, Ihr Eigenthum bin und bleibe ich mit meinem ganzen Sinn, mit Allem was ich bin und was ich habe, und rufe Sie um Erbarmen an, nicht mit mir, mit meinem wahrsten, innigsten Gefühle zu spielen!

Ach ja, Gatlard, Sie sind gut, sonst hätte ich Ihnen ja auch nicht so gut sein müssen, antwortete Octavia, sah mit einem Seligkeit strahlenden Blick zu ihm auf, und fuhr dann mit wonnigem Lächeln fort:

Nun warten Sie, ich pflücke Ihnen einen Strauß zum Andenken an diesen Augenblick, worauf sie mit fliegendem Gewande in den Garten sprang, und schnell ein Bouquet von Rosen und Myrthen brach.

Nehmen Sie, Gatlard, mit diesen Blumen gebe ich Ihnen meine Seele – mich selbst! sagte sie, wieder an das Gitter tretend, und streckte ihre Hand mit den Blumen

und ihren schneeigen, wundervollen Arm aus dem weiten Aermel ihres Gewandes zwischen den Eisenstangen nach ihm hin.

Gatlard nahm die Blumen, und wollte seinen Dank stammeln, doch Octavia sprang mit den Worten:

Heute Abend! davon, und verschwand im nächsten Augenblick hinter dem Hause.

Gatlard wandte sein Pferd, und setzte es die Straße hinab in Galopp, er hielt die Blumen in seiner Hand, sie schauten ihn an, wie der vertrocknete Strauß, welchen Aglaja ihm einst bei seiner Genesung vom gelben Fieber gebunden hatte. Sie kamen ihm centnerschwer vor, und er hätte sie von sich werfen mögen, doch wieder schauten die Zauberaugen Octavias zwischen Ihnen heraus, und ihre letzten Worte »Heute Abend« klangen wieder in seinem Ohr.

Vergessen war Aglaja, vergessen ihr vertrockneter Strauß, und nur das Bild Octavia's, wie sie neben ihm im Cabriolet sitzen würde, stand ihm vor der Seele. So sprengte er dahin aus der Stadt, und langte auf schaumbedecktem Roß nach einem weiten Umweg wieder zu Hause an, wo er die Blumen sorgfältig in eine Vase stellte und ihnen Wasser gab.

Schnell hatte er gefrühstückt, und eilte dann nach seinem Comptoir, wo er viel Arbeit vorfand. Eine große Menge von Briefen harrte seiner Unterschrift, er durchlas sie flüchtig, und zeichnete seinen Namen darunter, während die Augen Octavia's vor ihm auf dem Papier tanzten, er machte sich Notizen für die Börse, er sprach mit dem

Buchhalter über zu machende Zahlungen und fällige Forderungen, er las die Börsenberichte von New-York, wohin er aber auch blickte, wovon er auch sprach, immer trat der Augenblick in seine Gedanken, wo Octavia zu ihm in das Cabriolet steigen würde. Sie war ein süßer, unschuldiger, kindlicher Engel, wie er nie im Leben einem andern begegnet war, und er fühlte, daß die Schale des Glückes zum Ueberströmen für ihn gefüllt war.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Der unschuldige Engel. – Der geheime Liebhaber. – Die Spazierfahrt. – Ewige Treue. – Seelenschmerz. – Das Begegnen. – Das Verleugnen. – Theilnahme. – Zwangsartikel. – Die Verlobung.*

Während Gatlard sich nun in dem Besitz der bezaubernd kindlich unbefangenen Octavia für seine Zukunft einen Himmel auf Erden träumte, saß diese in leichter Morgentoilette in einen Schaukelstuhl hingegossen hinter dem Hause unter der weinumrankten Veranda, und neben ihr auf einem Sessel, die Hand auf ihrem Stuhlarm, saß ein junger Engländer, Namens Tatnall, welcher mit ihren Eltern sehr befreundet war und sich schon seit einem Jahre zu seinem Vergnügen in Amerika aufhielt. Er war Hausfreund, war weitläufig mit Lady Rowley's Familie verwandt, und galt in Philadelphia für einen Lebemann, der seine sehr bedeutenden Einkünfte benutzte, um die Welt und die Menschen kennen zu lernen, und um sich zu amüsiren.

Er war ein schöner, hochgewachsener Jüngling mit blondem Haar, einer Adlernase, und frischer, jugendlicher Gesichtsfarbe, und besaß in hohem Grade die Gabe, sich überhaupt, namentlich aber bei dem schönen Geschlecht, beliebt zu machen.

Aber, süße Octavia, ich bitte Dich um aller Heiligen Willen, Du wolltest Dich an diesen Gecken, an diesen ordinären Emporkömmling, der noch vor so kurzer Zeit



elender Commis bei dem alten Pennel war, verkaufen? Es ist ja nicht möglich, sagte Tatnall entrüstet und ergriff Octavia's Hand.

Ja, mein verehrter geliebter Charley, so ist's, nenn' es verkaufen, nenn' es heirathen, wie Du willst; Gatlard wird mein Gemahl, antwortete Octavia lachend, und setzte ihren Stuhl in Bewegung. Du bist darum durchaus nicht aus meinem Dienst entlassen, schöner Jüngling, und darfst mir auch jetzt wohl die Mühe ersparen, mich selbst zu schaukeln. Vor allen Dingen aber, werde nie eifersüchtig, denn ein eifersüchtiger Mann beraubt sich selbst aller Freude, und macht sich und seine Geliebte unglücklich. Mich würdest Du nun nicht unglücklich machen, denn ich würde Dir sofort Deinen Paß ausstellen, und der Verlust, wenn ich Dir wirklich etwas werth gewesen bin, würde allein auf Deiner Seite sein.

Ich meine, es wäre Paß genug für mich, wenn Du heirathest, entgegnete Tatnall finster, doch Octavia fiel ihm schnell in das Wort, und sagte in demselben heitern Tone:

Keines von Deinen finstern Gesichtern, Geliebter, und nun höre mich ruhig an; und entscheide dann, ob Du mit meinem Vorhaben zufrieden sein willst, oder nicht; das steht bei Dir, ich thue darum doch, was ich beschlossen habe.

Mein erwählter zukünftiger Gatte besitzt viele Millionen, deren Herrin ich natürlich werde, sobald wir verheirathet sind. Es gibt dann keinen Wunsch mehr für mich,

den ich mir nicht erfüllen könnte. Für eine solche Machtstellung darf man dem Geber derselben wohl freundlich sein und sich Gattin von ihm schelten lassen. Wir werden in Glanz und Pracht leben, werden großes Haus machen und werden Herrn Charley Tatnall zum Hausfreund haben! – das heißt, wenn er sich vernünftig beträgt, und wenn ihm überhaupt Etwas an seiner Octavia gelegen ist. Wenn ich spazieren fahre, wenn ich verreise, wird er mich begleiten, wenn mein Gatte verreist, wird der Hausfreund mich statt seiner beschützen, und wenn Charley einmal in lustiger Gesellschaft beim Spiel mehr verloren hat, als ihm sein Herr Vater in England erlaubt, so wird die Millionairin ihm ihre Börse borgen. Sei nun zufrieden, Charley, mein Herz bleibt Dein, und meine Hand würdest Du ja nie begehrt, noch würde ich die Deinige angenommen haben. Du verlierst darum Nichts, und ich gewinne Millionen.

Aber, beste, theuerste Octavia, wie kann ich zufrieden sein, wenn ich Dich in den Armen eines Andern weiß? versetzte Tatnall mit bitterem Ton.

Eines Andern, den ich nicht liebe? Das kann Dir einerlei sein, Charley, entgegnete Octavia beruhigend. Diesen Abend wird Gatlard mich in seinem reizenden Capriolet spazieren fahren, und sobald ich mich bei ihm bedankt und ihn nach Hause geschickt habe, komme ich in den Garten dort in die Laube, wo Du mich erwarten mußt, und Du sollst sehen, wir werden uns eben so lieb haben, wie früher auch. Zerstöre unser Glück nun nicht.

Wie aber kannst Du einen Menschen, den Du nicht liebst, den Du nicht einmal achtest, weil er geistig so tief unter Dir steht, heirathen wollen? versetzte Tatnall wieder.

Man heirathet nicht aus Liebe, man liebt nur aus Liebe, antwortete Octavia, zum Heirathen bedient man sich der Vernunft, weil man etwas Nützliches, etwas Vortheilhaftes dadurch erzielen will. Und wo in der Welt könnte ich wohl größern Vortheil finden, als in diesem Krösus? Ich meine, Du solltest Dich darüber freuen, daß er kurzsichtig ist und Liebe nicht von Vernunft unterscheiden kann! Du wirst niemals darüber im Zweifel sein, daß ich Dich nur aus Liebe liebe!

Bei diesen letzten Worten erglühten Octavia's Wangen, sie schlang ihren Alabasterarm um des Jünglings Nacken, heftete ihre feurig glänzenden, dunklen Augen auf die seinigen, und preßte dann ihre vollen Lippen in stürmischem, langem Kusse auf seinen Mund.

Hierauf erhob sie sich rasch und sagte:

Nun geh hinein zur Mama, und mach ihr ein wenig den Hof, ich will schnell meine Toilette ordnen, denn es wird Zeit zum Mittagsessen.

Noch einmal brannten ihre Lippen zusammen, und Octavia glitt eilig in das Haus, während Tatnall, seinen Halskragen glättend, ihr langsam nachfolgte.

Gatlard verbrachte den Tag in Geschäften, denen er sich eifrig hingab, um seine Sehnsucht nach dem Abend zu bemeistern. Nach Tisch ging er mit Kapitain Brooks nach dem Werfte, wo das für ihn im Bau befindliche

Schiff lag, und von da wandelte er mit ihm nach einem fernern Ende der Stadt, wo er sich einen prächtigen Palast aus Marmor erbauen lassen wollte.

Dabei schaute er oftmals nach der Sonne; sie schien ihm heute so langsam ihre Bahn zu verfolgen, und wieder zu Hause angelangt, legte er sich in das Fenster, und richtete seinen Blick abermals nach ihr hin, bis sie endlich sich neigte, und die Schatten der Häuser sich dehnten.

Jetzt war der Augenblick der Seligkeit nicht mehr fern. Gatlard befahl seinem Kammerdiener, das Cabriolet anspannen zu lassen, und machte sich nun selbst zu der Glücksfahrt bereit. Wieder und wieder trat er vor den Stehspiegel, musterte seinen Anzug, und sagte sich mit Wohlgefallen, daß er das Bild des vollkommensten Gentleman's vor sich habe.

Er schritt hinaus bei das bereitstehende Cabriolet, und betrachtete dasselbe, so wie das Pferd rundum. Alles war in bester Ordnung, und nun stieg er ein, und ergriff Zügel und Peitsche.

So freudig, so kräftig hatte er niemals früher die Zügel gehalten, er zog sie straff an, ließ die Spitze der Peitsche auf den mächtigen Braunen sinken, und dieser hob sich feurig zum Galopp, doch Gatlard hielt ihn mit fester Hand zurück, bis er in Trab fiel und nun fliegend mit ihm dahinrannte.

Der Abend war reizend, die Luft leicht bewegt und kühl, und Alles schien sich günstig zu gestalten, um den

glücklichsten Moment in Gatlards Leben zu verherrlichen.

In gestrecktem Trabe bog er in die Straße nach Lord Rowley's Wohnung ein, und sein erster Blick in derselben hinauf erkannte Octavia, das Ziel seines Sehns, seines Wünschens, auf dem Balkon.

Ihr Gruß mit dem Batisttuch flog ihm entgegen, dann verschwand sie durch die Balkonthür, und Gatlard fuhr vor das Palais vor.

Schon war die Thür des Hauses geöffnet, und zwei Diener traten, dem Winke ihrer erwartenden jungen Herrin gewärtig an die Seite des Cabriolets, doch Lord Rowley selbst führte sein theures Kind an seinem Arm die Marmorstufen herab an den Wagen, und sagte, Gatlard höflich, doch traulich grüßend:

Ich theile die Freude, welche Sie, theuerster Freund, meiner Tochter bereiten, und fühle mich durch die Auszeichnung, welche Sie ihr angedeihen lassen, hoch geehrt.

Dabei lieb er Octavia die wenige Hülfe, deren sie bedurfte, um in das Cabriolet zu steigen, denn sie sprang leichten Fußes hinauf, und ließ sich mit den Worten auf das rothsammetne Kissen niedersinken:

Nun, verehrter, gütigster Herr Gatlard, liegt mein Leben in Ihrer Hand, doch bleibt mir, wenn Sie mich zu Tode bringen der Trost, daß wir zusammen sterben!

Dabei blickte sie ihn mit ihrem süßesten Lächeln an, und entfaltete ihren Fächer.

Ein süßer Tod würde es sein, doch Ihr Leben, Fräulein Octavia, ist mir zu theuer, als daß ich es auf ein leichtes Spiel setzen könnte, entgegnete Gatlard glückstrahlend, und zog die Zügel an.

Seien Sie vorsichtig, Herr Gatlard, der Braune ist ein muthiges, edles Thier, sagte Lord Rowley, und winkte noch einen Gruß nach, denn schon stob das gewaltige Roß mit dem leichten Fuhrwerk dahin, daß die Feder an Octavia's Hut im Winde flatterte.

O, Octavia, wie namenlos glücklich haben Sie mich gemacht! begann Gatlard mit bebender Stimme und sah ihr liebeschmachtend in die schönen Augen.

Zu meinem eignen Glück, mein Gatlard! – entgegnete Octavia mit einem Blick zum Himmel, und richtete dann ihre großen, prächtigen Augen liebeschwer auf ihn, indem sie ihre Hände vor ihrer Brust faltete. O, sagen Sie, wie soll ich es Ihnen danken, geliebter Mann, daß Sie mir, dem unbedeutenden unerfahrenen Mädchen, Ihre Freundlichkeit – Ihr Herz zugewandt haben?

Mit Deinem eignen Herzen, mit Deiner Liebe, süße, einzige Octavia! rief Gatlard außer sich, nahm die Zügel in seine Rechte, und ergriff mit seiner Linken die Hand des Mädchens, indem er stammelnd fortfuhr: O, sag' es mir, himmlisches Wesen, willst Du mein Leben beseeligen – willst Du mein sein?

Ja, Dein für ewig, mein Gatlard, mein Richard! sagte Octavia, wie von ihrem Glück überwältigt, mit halblauter Stimme, und senkte ihre Lippen auf Gatlards Hand, denn die letzten Häuser von Philadelphia waren hinter dem

flüchtigen Braunen schon zurückgeblieben, und kein beobachtendes Auge war auf der Landstraße zu sehen.

Gatlard aber hemmte des Rosses Lauf, schlang seinen Arm um die Geliebte, und sie schmiegte sich, mit dem ersten Kuß von ihm auf ihren Lippen, zärtlich an sein Herz.

O, geliebter, theuerster Mann, lange schon war ich Dein mit ganzer Seele, als Du meines Herzens Empfinden noch nicht erkennen wolltest, bis mich endlich die Verzweiflung dazu trieb, der Jungfrau Schüchternheit, der Jungfrau Verschämtheit zur Seite zu werfen, und Dir mit meinem Fächer zuzurufen, daß ich Dich liebte, so heiß, so innig, wie je ein Mann von einem Mädchen geliebt wurde. Gottlob, daß Du mich nicht verkanntest, daß Du die leidenschaftliche erste Liebe eines kindlichen Mädchenherzens nicht für Leichtigkeit – für Leichtsinn gehalten hast, denn hättest Du meine Liebe nicht erwidert, so hättest Du mich getödtet.

Bei diesen süß geflüsterten letzten Worten reichte Octavia ihrem liebetrunkenen Begleiter abermals ihre vollen Lippen zum Kusse und ließ ihn die Thräne sehen, die in ihrem Auge glänzte.

O, Du meines Himmels Seligkeit, mein ganzes Leben soll in Dank für Dich vergehen, rief Gatlard außer sich, und küßte die erzwungene Thräne von Octavia's Wimpern.

Dabei ging der Braune im ruhigen Schritt auf der von hohem Wald überragten Straße hin, durch dessen Dunkel nur hier und dort ein goldner Strahl der scheidenden Sonne über die üppig begraste Erde blitzte.

Sieh, Richard, hob Octavia beruhigter an, und legte sich liebevoll an Gatlards Brust, es bangte mir immer, daß Dir mein heiteres, lustiges Wesen eine unrechte Meinung über mich geben möchte, denn Du hast mich ja oft mit jungen Männern reiten und fahren, lachen und scherzen sehen, und wie leicht hättest Du darin mehr, als unschuldige Fröhlichkeit erkennen können. Gottlob, sage ich nochmals, weil Du es nun weißt, daß Du meine erste, meine einzige Liebe bist und ewig bleiben wirst!

Unter den Versicherungen ewiger Liebe und Treue waren die beiden Glücklichen langsam durch den dämmernen Wald dahingefahren, als Octavia zuerst an den Heimweg erinnerte, und Gatlard den Braunen nach der Stadt zurückwandte.

Ich werde noch heute Abend, sobald ich das Cabriolet nach meinem Hause gefahren habe, zu Euch kommen, um Deinen Eltern unser Bündniß zu verkünden und mir von ihnen Deine Hand zu erbitten, sagte Gatlard im überströmenden Gefühl seines hohen Glückes, ein so reizendes, makellofes Mädchen und zugleich die Tochter des vornehmsten Mannes in Philadelphia sein nennen zu können.

Thue es lieber morgen Vormittag – ich muß mich erst sammeln, mein Richard, ich bin so außer mir, das Glück



hat mich ganz verwirrt – und dann könnte möglicherweise Besuch kommen, Abends ist man nicht sicher, allein zu sein, und in solchem beseligendem Augenblick müssen wir ungestört bleiben, allein nur uns gehören können, antwortete Octavia, und fügte, sich fester in Gatlards Arm schmiegend, hinzu: O, wäre die Zeit doch schon da, wo ich allein nur für Dich, Du mein Richard, leben darf!

Bald, recht bald, Du Engelswesen soll uns Nichts mehr trennen, entgegnete Gatlard, durch die innige Zuneigung seiner angebeteten Octavia hoch beglückt, und wieder stob der Braune in fliegender Trabe dahin, um die Stadt noch vor eintretendem Duster wieder zu erreichen.

Um diese Zeit trat Madame Astor mit ihrer Tochter am Arm aus dem Gärtchen vor ihrem Hause, und wandte sich in der Straße hinauf der Promenade zu, welche um die Stadt führte.

Du sollst sehen, Aglaja, der Spaziergang wird Dir gut thun, die Luft ist stärkend, und auf die Bewegung wirst Du sicher schlafen, sagte die Mutter, mit einem bangen Blick seitwärts auf ihr bleiches Kind schauend, und führte dasselbe langsam auf dem Trottoir vorwärts.

Du bist zu besorgt, liebe, gute Mutter, antwortete Aglaja mit auffallend matter Stimme, den Schlaf entbehre ich nicht – ich habe ja niemals sehr viel geschlafen.

Jetzt aber, liebe Aglaja, ist er Dir nothwendig, Du bist angegriffen, und der Doctor sagt, Du müßtest Alles thun, um Dich zu stärken, und müßtest Alles vermeiden, was Dich aufregen könnte. Sei stark, mein geliebtes, einziges Kind, und suche aus Deinen Gedanken zu bannen, was

Dich grämt – mir zu Liebe, Aglaja – Deiner treuen Mutter zu Liebe! fuhr die Frau fort, und drückte ihrem Kinde die Hand.

Ich thue ja, was ich kann, Mutter, und will ja für Dich das Leben ertragen, antwortete Aglaja, den Handdruck erwiedernd.

Und meine Liebe soll es Dir versüßen, und Dich mir wieder froh und heiter machen, sagte Madame Astor liebevoll. Nächsten Winter reisen wir nach dem Süden, wo die herrlichen Blumen blühen, und die Luft immer mild und warm bleibt.

Ja, nächsten Winter in das Land des ewigen Frühlings, des ewigen Friedens, wo keine Thräne geweint wird, wo kein Herz bricht, murmelte Aglaja mit einem schweren Athemzuge vor sich hin, und stützte sich mehr auf den Arm ihrer Mutter.

Doch diese hatte die Worte wohl verstanden, sie schnitten ihr durch das Herz, sie schwieg aber, und wandte ihr Antlitz seitwärts, damit ihr Kind die Thränen nicht sehen sollte, die ihre Augen füllten.

Schweigend und langsam gingen sie dahin, und bogen in die Promenade ein, welche von Spaziergängern belebt war. Aglaja hatte ihren Schleier herabgezogen, und hielt ihren Blick vor sich auf den Weg geheftet, als der Hufschlag eines flüchtigen Pferdes von der Landstraße her ertönte, ein Cabriolet auf derselben heraneilte, und in die Promenade einbiegen wollte.

Madame Astor sah sich um, sie trat seitwärts, um dem Fuhrwerk aus dem Wege zu gehen, und erkannte mit Entsetzen Gatlard mit der Tochter des Lords an seiner Seite.

Sie wollte Aglaja wenden, so daß derselben der Anblick des Bösewichts erspart werden möchte, doch diese sah sich gleichfalls um, und starrte auf Gatlard und dessen glückstrahlende Gefährtin.

Ein durch Mark und Bein dringender Schrei entstieg Aglaja's Lippen, sie streckte beide Hände abwehrend nach den Heranfahrenden aus, und stürzte, ehe die Mutter sie auffangen konnte, rückwärts zu Boden.

Die nahestehenden Spaziergänger sprangen herzu, und sammelten sich um die leblos daliegende Aglaja und deren verzweifelnde Mutter, und das Pferd in dem Cabriolet scheute zurück, bäumte sich hoch und sprang zur Seite, doch Gatlard traf es heftig mit der Peitsche, gab ihm die Zügel und fort sauste es in Galopp auf dem Fahrweg an der Promenade hin.

Was war das – kanntest Du das blasse Mädchen, Richard? fragte Octavia, sich von ihrem Schreck erholend, während Gatlard das Pferd wieder meisterte und es in Trab setzte.

Nein, ich kannte sie nicht – ich weiß nicht, wer sie war, antwortete Gatlard entschlossen, und hielt seinen Blick auf das noch unruhige Pferd geheftet.

Sie kannte Dich aber, fuhr Octavia fort, ihr Blick stierte Dich ja an, als sei ihr ein Geist aus der Unterwelt erschienen.

Sie hat sich vielleicht in der Person geirrt, bemerkte Gatlard leichthin, und sprach wieder dem Pferde zu.

Höre, Richard, hob Octavia abermals, doch mit freundlichem Lächeln an, wenn Du gestern noch einer Andern angehört hättest, so habe ich kein Wort darüber zu sagen, von jetzt an aber gehörst Du mir, Deiner Octavia allein; wenn Du auch erst morgen das Jawort von meinen Eltern bekommst, so hast Du es von mir heute schon für alle Ewigkeit erhalten.

Theuerste, geliebteste Octavia, wie wäre es möglich, jetzt noch das leiseste Gefühl für eine Andre zu hegen! Kennst Du Deinen eignen Werth denn so wenig? Dein bin ich – allein Dein für die Ewigkeit! entgegnete Gatlard, seine Verlegenheit überwindend, und reichte Octavia verstohlen seine Hand.

So sausten sie an der Promenade hin, und Vieler Augen richteten sich verwundert auf sie, überrascht, die Tochter des stolzen Lord Rowley und den jungen Millionair zusammen zu sehen.

Der Lord empfing seine Tochter bei ihrer Rückkehr vor sein Haus wieder selbst, und vereinigte seinen Dank mit dem Octavia's für die Freude, welche Gatlard ihr bereitet habe. Diese aber reichte ihm, als sie ausgestiegen war, nochmals die Hand, sah ihn mit der ganzen Gewalt ihres Zauberblickes an, und sagte:

Bis morgen, mein gütiger Freund! Dann ließ sie sich von ihrem Vater die Stufen hinanführen, und winkte von dort Gatlard, welcher sein Pferd gewandt hatte und davon fuhr, noch einen innigen Gruß zu.

Der Unfall, welcher Aglaja Astor begegnet war, hatte unter den Zuschauern großes Aufsehen gemacht und allgemeine Theilnahme für das Mädchen erregt. Aglaja's Verhältniß zu Gatlard war ja seit Jahren bekannt, und mit Spannung und Neugierde hatte man seit dessen Aufschwung der Entwicklung desselben entgegengesehen. Man wußte, daß er noch immer von Zeit zu Zeit Astors Haus besuchte und nahm an, daß nun die eheliche Vereinigung des jungen Paares bald folgen werde.

Nähere Bekannte der Wittwe Astor und ihre Nachbarn freilich dachten anders darüber, wenn sie auch nichts Bestimmtes davon wußten, sie hatten aber die Seltenheit von Gatlards Besuchen bei Aglaja bemerkt, und namentlich war ihnen deren geistiges und körperliches Sinken seit Gatlards Rückkehr, so wie die gedrückte traurige Stimmung von Madame Astor aufgefallen.

Unbezweifelt war an diesem Abend das Entsetzen und die Ohnmacht Aglaja's durch das Erscheinen Gatlards mit der Tochter des Lords an seiner Seite herbeigeführt worden, und der Zusammenhang des Auftritts war leicht zu erklären.

Mit der größten Theilnahme drängten sich die anwesenden Damen zu der Ohnmächtigen, um ihr und ihrer verzweifelnden Mutter Beistand und Trost zu leihen, man trug Aglaja in das nächste Haus, während hunderte von Herren und Damen sie dahin begleiteten.

Es wurde laut geurtheilt, und die Entrüstung gegen Gatlard steigerte sich so sehr, daß man ihn einen gewissenlosen Emporkömmling, ja, einen herzlosen Schurken nannte.

Aglaja wurde, sobald sie wieder zu sich gekommen war, von ihrer Mutter nach Hause gefahren, und eine große Zahl von Leuten, welche selbst nicht näher mit der Wittve bekannt waren, erschienen am folgenden Morgen bei ihr im Hause, um sich nach dem Befinden ihres armen allgemein bedauerten Kindes zu erkundigen.

Wie ein Lauffeuer ging der Vorfall von Mund zu Mund durch die Stadt, aber auch die Zeitungen brachten schon an diesem Morgen Berichte darüber, in welchen über Gatlard sehr scharf gerichtet wurde.

Er hatte diese Artikel bereits gelesen, als er nach dem Palais Lord Rowley's fuhr, um sich bei ihm um die Hand seiner Tochter zu bewerben, und er bereute es jetzt sehr, daß er gegen Octavia seine Bekanntschaft mit der Ohnmächtigen abgeläugnet hatte. Er setzte voraus, daß Rowley's gleichfalls die Zeitungsartikel gelesen haben würden, und fürchtete einen nicht sehr freundlichen Empfang bei ihnen zu erhalten. Zu seiner Verwunderung aber kam man ihm bei seinem Erscheinen sehr herzlich und traulich entgegen, der Lord nannte ihn seinen theuersten verehrtesten Freund, dessen Gattin nannte ihn lebenswürdig und edel, und Octavia drückte ihm noch wärmer die Hand, als am Abend zuvor.

Dies ermuthigte ihn, sein Vorhaben schnellmöglichst auszuführen, und als Octavia sich einmal aus dem Saal

entfernte, wandte er sich sogleich an die Eltern und hielt um die Hand der Tochter bei ihnen an.

Beide thaten sehr überrascht und erstaunt, sagten, sie hätten keine Ahnung davon gehabt, daß ihnen diese Ehre, diese Freude zu Theil werden würde, und gaben sofort ihre Zustimmung und ihren Segen zu dem Bunde zwischen ihm und Octavia.

Kaum hatten die beiden Eltern ihrer Herzen Wünsche für das Glück Gatlards und ihrer geliebten Tochter ausgesprochen, als Lady Rowley nach der Thür lauschte und lächelnd flüsterte:

Da kommt das Kind, unsere Octavia selbst, wie wird sie überrascht werden! – Sie ist ja ihrem Gefühl und ihrem Thun und Lassen nach wirklich noch ein reines Kind.

Da flog die Thür auf, Octavia glitt herein, und Lord Rowley sagte mit freudig bewegter Stimme zu ihr:

Mein Kind, trete zu uns, es erwartet Dich eine sehr ehrende Ueberraschung.

Octavia aber warf sich ihrem Vater und dann ihrer Mutter in die Arme, und sagte mit schluchzender Stimme:

Ja, Vater, ja, Mutter, das höchste irdische Glück, die Liebe dieses edlen Mannes, meines Richards, ist mir zu Theil geworden, und es bedurfte nur noch Eures Segens, um uns dies Glück zu sichern.

Dann fiel sie Gatlard in die Arme, schluchzte laut, und ließ sich von ihm nach dem Sopha geleiten, in welchem sie mit ihrer Mutter Platz nahm, während der Lord und

Gatlard sich zur Seite niedersetzen. Octavia hatte ihre Fassung vollkommen wieder erlangt, und nun begann Lord Rowley die Angelegenheit als höchst wichtiges Familienereigniß zu bereden. Zuerst erwähnte er des altersgrauen Ursprungs seines Geschlechts, und wies nach, daß die Rowley's schon unter Richard Löwenherz hervorragende Persönlichkeiten und gewaltige Streiter gewesen waren. Dann entwickelte er den ganzen Stammbaum seiner glorreichen Familie, schloß ihn endlich mit dessen letztem Zweig, mit der ihrer Abstammung würdigen, makellosen Octavia Rowley, und wünschte schließlich seinem Hause Glück dazu, daß dieser letzte Sprößling mit einem so edlen Manne wie Gatlard vereinigt werden würde.

Darauf ging er zur Beredung der Schritte über, welche dieser Vereinigung vorangehen sollten, und fragte seinen zukünftigen Eidam, wie er es mit dem Veröffentlichen der Verlobung gehalten zu haben wünsche. Gatlard meinte, daß man sich durch zu frühes Bekanntmachen derselben unnöthig viele Belästigungen auflade, und daß es darum angenehmer sei, erst kurz vor der Hochzeit die Verlobung anzuzeigen. Octavia war derselben Meinung, weil, wie sie sagte, Nichts dadurch erzielt würde, als große Gêne, und weil auch in dem öffentlichen Geheimniß ihres Glückes ein süßer Zauber läge.

Nein, nur nicht lange als Braut und Bräutigam umhergehen, sagte sie in übermüthig fröhlichem Tone, das ist das Langweiligste von der Welt, jedes Lächeln, jedes Wort der Braut mit einem andern Manne als dem Bräutigam



wird kritisirt, man verlangt sie ernst, stumm, steif – ja, als Nonne zu sehen. Nicht wahr, mein Richard, eine solche Braut möchtest Du nicht haben?

So, wie Du bist, so sollst Du bleiben, als meine süße Braut und auch als meine angebetete, theure Gattin, antwortete der glückliche Bräutigam, welchem nach der gestrigen unangenehmen Scene auf der Promenade an einem Geheimhalten seiner Verlobung gelegen war.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Böse Nachrede. – Mutterliebe. – Der Gang zur Kirche. – Geistesstörung. – Das Brautpaar. – Das Schatzgewölbe – Die Candelaber und der Blumenaufsatz. – Die Erscheinung. – Wahnsinnig. – Die Mutter. – Der Segen. – Der gute Reiter. – Die Rast.*

Sehr bald nach diesem Glücksmorgen jedoch wurde Gatlards Verhältniß zu der Tochter Lord Rowley's bekannt, denn er ging nun täglich in dessen Palais ein und aus, er war Octavia's steter Begleiter zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, und der Lord schritt oftmals Arm in Arm mit ihm von der Börse nach Haus und speiste bei ihm zu Mittag.

Die Kunde von der, wenn auch noch nicht erklärten Verlobung erweckte großes Aufsehen und lebhaftes Betheiligung unter den Bewohnern Philadelphia's, sie rief aber keine guten Gefühle unter ihnen wach, denn die öffentliche Meinung war überhaupt dem, räthselhafter Weise so reich gewordenen, so stolzen, unabhängigen Gatlard nicht sehr hold, und sein Handeln gegen die arme Aglaja Astor hatte sie noch mehr gegen ihn gestimmt. Aber gleichzeitig mit ihm griff man nun auch seine Braut an, unzählige Geschichten über ihre Liebeleien mit der jungen Männerwelt und über ihre auffallende Vertrautheit mit einzelnen derselben gingen von Mund zu Mund und ins Besondere bezeichnete man den jungen Hausfreund Tatnall als ihren heimlichen Geliebten.

Wohl drangen solche Laute der Volksstimme zu Gatlards Ohr und berührten ihn nicht angenehm, doch, an die Feindseligkeiten gewöhnt, welche sein Aufschwung gegen ihn hervorgebracht hatte, setzte er sich auch über diese bösen Nachreden als Erzeugnisse des Neides und der Bosheit mit Verachtung hinaus.

Um so stolzer, um so unabhängiger trat er auf, und um so reger betrieb er die Vorbereitungen zu seiner Verehelichung. Sein Wohnhaus ließ er für die Ausnahme seiner Gemahlin auf das Glänzendste einrichten, die Räume für sie wurden mit Pracht und Reichthum überladen, und eine kostbare Equipage, nur für ihren Dienst bestimmt, ließ er von New-York kommen.

Jetzt war es auch an der Zeit, aus seinen Schätzen die werthvollsten Kunstwerke herauszuwählen und sie aus ihrem Dunkel an das Licht in seine Gemächer zu befördern.

Er war lange nicht in dem Keller gewesen, denn er hatte keine Veranlassung dazu gehabt, Geld aus demselben zu holen, alle seine Ankäufe von Land um die Stadt und von Bauplätzen innerhalb derselben waren baar bezahlt, und in sein Geschäft hatte er ein so übergroßes Kapital nach und nach eingelegt, daß der Buchhalter oftmals seine Schwierigkeiten hatte, um es nützlich zu verwenden.

Es war aber auch eine gewisse Scheu, ein unheimliches Grauen, welches ihn manchmal in dem Keller überfallen hatte und ihn von demselben fern hielt, wenn es nicht nothwendig war, hineinzugehen, und dies war auch der Grund, daß er so viel Geld in das Geschäft gelegt hatte,

wodurch ihm der öftere für ihn so unangenehme Besuch im Keller erspart wurde.

Jetzt aber, wo er durch Ausstellen solcher, in diesem Lande noch seltenen Kostbarkeiten vor der Welt sein Glänzen, sein Prangen noch höher steigern konnte, um Alles um ihn her als arm und klein erscheinen zu lassen, jetzt sehnte er sich danach, die Schätze, die er damals in Havanna beim Umpacken nur flüchtig betrachtet hatte, genau in Augenschein zu nehmen, das Kostbarste für seinen Gebrauch daraus zu wählen, und das Uebrige zu Geld zu machen.

Die erste Nacht, in welcher er sich frühzeitig von seiner Braut entfernen würde, bestimmte er zur Ausführung dieser ersehnten Arbeit; denn es wurde immer sehr spät bei Rowley's zu Nacht gespeist, und nach Tisch blieb man dann noch lange in heiterer Unterhaltung zusammen unter der Veranda oder in der Gartenlaube sitzen.

In dem Hause der Wittwe Astor sah es still und traurig aus. Aglaja hatte nach jenem erschütternden Vorfall auf der Promenade mehrere Wochen ihr Stübchen nicht verlassen können, der entsetzliche Anblick Gatlards mit der Lordstochter hatte zu tief in ihr Seelenleben eingegriffen und dadurch ihren, schon von Leid und Weh geschwächten Körper noch mehr niedergeschmettert. Der letzte, matte Hoffnungsfunke war in ihrem Herzen erstickt, und die letzte freudige Regung ihrer Seele für die Welt war erstarrt. Nur der Anblick ihrer Mutter und der Gedanke an sie fesselte sie noch an das Leben, und mit aller ihr noch zu Gebote stehenden Seelenkraft klammerte

sie sich an dasselbe an, um die geliebte Frau vor tiefstem Jammer und Elend zu bewahren.

Frau Astor hatte sie Tag und Nacht nicht verlassen und der Mutterliebe war es gelungen, das Kind dem nahen Grabe wieder zu entreißen und dessen hinsterbende Lebensflamme wieder anzufachen. Die Mutterliebe war mächtiger gewesen, als die Erinnerung in dem Kinde, sie drängte gewaltsam mit ihrer himmlischen Gegenwart die trübe Vergangenheit aus dessen Seele zurück, und an dem Mutterherzen zog wieder Ruhe in Aglaja ein.

Sie erholte sich, wenn auch langsam, sie ging wieder hinaus in das Gärtchen, sie pflegte und begoß Abends wieder die Blumen, doch sie pflückte keine wieder; Madame Astor selbst schmückte das Zimmer mit Blüten.

Aglaja war von klein auf immer gern und oft in die Kirche gegangen, und da an jedem Abend dort bei Licht Gottesdienst gehalten wurde, und die Kirche nicht weit von ihrer Wohnung stand, so hatte sie sich regelmäßig Abends, namentlich während der Reise Gatlards, wenn ihre Mutter nicht mitgehen wollte, allein dahin begeben.

Seit sie sich erholt hatte, besuchte sie fast jeden Abend am Arm ihrer Mutter das Haus Gottes, und jetzt ging sie auch wieder allein hinein, wenn die geliebte Frau aus irgend einem Grunde zu Hause zu bleiben wünschte.

Die Trottoirs von der Wohnung der Wittwe Astor bis zur Kirche waren Abends stets so sehr mit Spaziergängern gefüllt, welche sich von der Hitze des Tages erholen und sich ergehen wollten, daß einem jungen Mädchen

auch nicht die allerentfernteste Gefahr drohte, wenn es diesen Weg allein wandelte.

Es war ein sehr heißer Tag gewesen, und die Nacht war schnell hereingebrochen, als Madame Astor ihre Tochter an ihrem Arm im Gärtchen auf- und abführte, und mehrere Nachbarn mit Gesangbüchern in den Händen vorüberschritten.

Es ist Kirchenzeit, liebe Mutter, sagte Aglaja zu ihr, wirst Du zum Gottesdienst gehen?

Ich wollte eigentlich heute Abend zu Hause bleiben, doch wenn Du die Kirche besuchen willst, so werde ich Dich begleiten, antwortete die Frau liebevoll.

Nein, gute Mutter, das sollst Du nicht, dann würde ich unbedingt nicht hingehen, und ich möchte es doch, fuhr Aglaja bittend fort.

So gehe in Gottes Namen allein, mein geliebtes Kind, ich begleite Dich dann morgen Abend, entgegnete die Frau freundlich.

So will ich mich gleich bereit machen, sagte Aglaja, legte ihren Arm um den Nacken ihrer Mutter und küßte sie.

Dann ging sie in das Haus, hing ihren Schleier über, nahm ihren grauen Shawl und ihr Gesangbuch, und kehrte zu der Mutter in das Gärtchen zurück.

Gehe mit Gott, meine Aglaja, sagte die Frau zu ihr, küßte sie, und gab ihr bis an die Gartenthür das Geleit, von wo aus Aglaja langsam auf dem Trottoir hinschritt, um die nächste Straßenecke bog, und nun der hell erleuchteten Kirche sich näherte.

Sie hatte sich dicht verschleiert, und die Nacht war sehr dunkel, so daß die Nachbarsleute, welche an ihr vorübergingen, sie nicht erkannten.

Mit ihr zugleich traten viele Andere in die Kirche ein, und nahmen in dem mittleren Raum derselben Platz, während Aglaja sich zur Seite wandte, und sich in dem Schatten der Säulenreihe hinter derselben in einer Bank an der Wand niederließ.

Sie hatte den Schleier zurückgelegt, ihr Antlitz auf ihre gefalteten Hände gegen das Pult vor sich gesenkt und in frommer Andacht ihr Gebet verrichtet, als ein altes Mütterchen zu ihr in den Stand trat, und sich neben ihr niederließ.

Jetzt tönten die feierlichen Klänge der Orgel durch die Kirche, und die anwesenden Andächtigen begannen zu singen.

Auch Aglaja hatte ihr Buch aufgeschlagen, und stimmte, auf dasselbe schauend, in das Lied ein, während der Geistliche die Kanzel erstiegen hatte und sich gleichfalls an dem Gesang betheiligte.

Da rauschte es durch die Thür in die Kirche herein, Aglaja erhob ihren Blick über das Gesangbuch hinweg, und sah Richard Gatlard an der Seite der in glänzendem Seidengewande strahlenden Lordstochter in dem mittleren Gange in das helle Kerzenlicht treten.

Ein Laut, wie ein Todesschrei, erstickte auf Aglaja's Lippen, das Gesangbuch fiel ihr aus der Hand, und starr, wie versteinert, stierte sie mit entsetzten, bleichen Zügen nach dem Paare hin.

So saß sie einige Augenblicke unbeweglich mit vor sich herabhängenden Händen da, als die alte Frau neben ihr sie bei dem Arm erfaßte, und leise zu ihr sagte:

Mein Kind, was fehlt Dir?

Da verklärten sich Aglaja's Züge, ihr Blick verlor seinen wilden Glanz, ein mildes Lächeln zog über ihr Antlitz, und sich nach der Frau wendend, flüsterte sie mit freudigem Tone:

Still, Mütterchen, es ist mein Bräutigam, der gekommen ist, um sich mit mir trauen zu lassen, sobald der Gottesdienst vorüber ist.

Die alte Frau sah sie verwundert an, denn das freundlich, glückliche Bild, welches sie jetzt in Aglaja vor sich hatte, war ein so ganz anderes, als das entsetzlich starre, verzweifelnde, welches sie bei deren Schrei in ihr erblickte, und wieder legte sie ihre Hand theilnehmend auf Aglaja's Arm, und sagte:

Du bist nicht wohl, liebes Kind, soll ich Dich nach Hause begleiten?

Dabei bückte sich die Frau, hob das Gesangbuch auf, und reichte es Aglaja, welche es schnell aufschlug, doch das Unterste oben in der Hand hielt, und wieder lächelnd flüsterte:

Still, gute Frau, damit es Niemand merkt, denn die Leute wollen nicht, daß wir uns heirathen sollen. Nach dem Gottesdienst aber wird er mein!

Dann sah sie wieder auf das verkehrt gehaltene Gesangbuch und stimmte leise vor sich hin in das Lied ein.



Die alte Frau schüttelte mitleidig den Kopf, und richtete wieder und wieder ihren Blick auf die bleichen, heitern Züge Aglaja's, die nun bald auf ihr Buch, bald wieder nach Gatlard hinschaute, welcher sich mit Octavia Rowley in die vordere Reihe der Andächtigen gesetzt hatte.

Der Gesang verstummte, der Geistliche hielt seine Rede, und Aglaja sang immer noch, doch kaum hörbar, vor sich hin.

Alles Leid, aller Schmerz hatte sie verlassen, wie ein vernichtender Blitzstrahl war der Anblick des treulosen Geliebten ihr durch das Gehirn gefahren und hatte ihre Sinne zerrüttet.

Wieder wogten die Orgeltöne durch das Haus Gottes, wieder erklang das Lied der Andächtigen, und Aglaja verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Schleier. Dabei sah sie nun unverwandt nach Gatlard hin, bis das Lied zu Ende war und nur die Orgelklänge noch fortwogten.

Die Leute erhoben sich und verließen die Kirche, doch Aglaja hielt ihren Blick immer noch nach Gatlard hingekichtet, als die alte Frau neben ihr aufgestanden war, und zu ihr sagte:

Komm Kind, der Gottesdienst ist zu Ende.

Aglaja hörte sie nicht, sie sah aber jetzt, daß Gatlard mit seiner Dame aufstand, und lautlosen Trittes huschte sie, sich in ihren Schleier und ihren Shawl hüllend, zwischen der Menge hindurch aus der Kirche in die Dunkelheit der Straße hinaus. Sie ging nach deren anderer Seite hinüber, blieb dort an einem Zaune stehen, und blickte nach der Kirchenthür, aus welcher die Leute, von dem

daraus hervorströmenden Lichtschein beleuchtet, in die Straße traten.

Da erschien Gatlard mit der Tochter des Lords an seinem Arm, und ging in der Straße hinab, und Aglaja folgte ihnen in einiger Entfernung nach.

So willst Du wirklich nicht mit uns zu Nacht speisen, mein Richard? hob Octavia während des Gehens an.

Heute nicht, geliebter Engel, antwortete Gatlard, indem er seinen Arm um die Braut schlang, ich habe eine schon oft aufgeschobene, jetzt aber dringende Arbeit auszuführen, und will diese Nacht dazu verwenden, dann ist sie beseitigt, und um so froher widme ich Dir jede Stunde, welche mein Geschäft nicht beansprucht.

Und ich werde in Gedanken bei Dir sein, und Dir bei Deiner Arbeit helfen, dann wird sie Dir noch einmal so leicht von der Hand gehen, versetzte Octavia, sich in den Arm ihres zärtlichen Bräutigams schmiegend, und so erreichten sie bald das Haus des Lord Rowley's. Gatlard führte dort die Geliebte die Marmorstufen hinauf, und nahm in der Hausthür liebevoll Abschied von ihr.

Dann eilte er in der dunkeln Straße hin und seiner Wohnung zu, und hinter ihm her, lautlos, wie die leicht bewegte Luft, glitt Aglaja in Shawl und Schleier gehüllt.

Anstatt an der Hausthür die Schelle zu ziehen, schritt Gatlard durch das offen stehende Thor in den Hof und durch den hintern Eingang in den hellerleuchteten Corridor des Hauses. Er blieb einen Augenblick stehen, und blickte sich um, es war kein Diener zu sehen, und er

schloß sehr richtig, daß dieselben ihn erst spät erwarteten und ihrem Vergnügen nachgegangen waren. So sehr er diese Freiheit sonst aber auch gerügt haben würde, so war ihm die Abwesenheit der Leute augenblicklich willkommen, da er von ihnen ungesehen in den Keller zu seinen Schätzen hinabsteigen konnte.

In dem Augenblick, als er sinnend stehen blieb, schlich Aglaja, mit der Vorsicht der Schlauheit und der Spannkraft, welche so oft mit dem Wahnsinn gepaart sind, in das Haus und seitwärts in eine dunkle Ecke, wo durch eine offenstehende Thür die Treppe in den Keller hinabführte. Kaum hatte Aglaja dieselbe bemerkt, als sie hinunter glitt, und unten in der tiefen Finsterniß an der Wand hin zur Seite trat.

Gatlard nahm, ohne sich zu besinnen, von einem Tisch neben der Treppe einen der darauf stehenden Handleuchter, zündete das Licht an der Wandlampe an und eilte in den Keller hinab. Unten angelangt, wandte er sich seitwärts nach einer schweren eisernen Thür, vor welcher er den Leuchter niedersetzte, einen Schlüssel aus dem Busen hervorzog, und die Schnur von demselben löste, an die er festgeschlungen war. Nun nahm er das Licht wieder in die Hand, schloß die Thür auf und schritt in das Gewölbe hinein.

Im Augenblick nachher aber kam er wieder aus der Thür hervor, und sprang die Treppe hinauf, um die obere Thür, welche offen gestanden hatte, von Innen zu verschließen, so daß keiner der Diener ihn unten bei seiner Arbeit stören könne.

Dann kam er wieder herab, ging in das Gewölbe hinein und zündete eine, zu diesem Behuf in einer Mauernische stehende Lampe an, deren Schein nun den mit Kreuzbogen gewölbten unterirdischen Raum hell erleuchtete.

In der Mitte desselben auf den Steinplatten des Fußbodens waren viele Säulen blanker Goldstücke nebeneinander aufgethürmt, und rund um standen noch verschlossene, mit solchem Gelde gefüllte Fässer, hinter denselben aber nach den Wänden des Kellers hin, befanden sich Kisten, Kasten, Koffer und Fässer, von denen viele bereits geöffnet waren und künstlich gearbeitetes Silbergeschirr aus sich hervorsehen ließen.

Hier blitzten die Arme eines Candelabers, eines Kronleuchters, dort ein reich verziertes Theebrett, eine Theemaschine, eine Kaffeekanne hervor, und auf diesen blanken Silbersachen, sowie auf dem Gold spiegelte sich der volle Glanz des Lichtes.

Gatlard hatte seinen Rock gegen einen grau leinenen Kittel vertauscht, ein Beil ergriffen, und öffnete nun mehrere Kisten, in welchen gleichfalls silberne Geschirre sichtbar wurden. Aus einer derselben hob er zwei riesig große vierarmige Leuchter hervor, stellte sie auf dem Fußboden nieder, und betrachtete sie mit großem Wohlgefallen. Sie waren wunderbar schön gearbeitet. Die Füße stellten die Köpfe eines Drachens vor, dessen Schwanz sich nach oben hob und die Säule des Leuchters bildete, während ein anderer Drache sich von Oben herab mit ihm verschlang und seine vier Köpfe als Arme des Leuchters von sich streckte.

Die Leuchter stammten von dem Grafen Louvencourt her, in dessen Wappen sich ein vierköpfiger Drache befand und welcher diese Candelaber in Paris hatte anfertigen lassen, um sie seiner Braut zum Geschenk zu machen.

Nachdem Gatlard die Kunstwerke von allen Seiten betrachtet hatte, hob er einen ebenso prächtig gearbeiteten großen silbernen Tischaufsatz aus der Kiste, welcher gleichfalls Drachengestalten zur Schau trug, und zum Halten von Blumen bestimmt war. Auch dieser hatte Louvencourt angehört, und war von ihm seiner Gattin bei der Hochzeit zum Geschenk gereicht worden.

Gatlard hatte ihn gleichfalls auf den Boden gestellt, und sich mit dem Licht in seiner Linken dabei niederkniet, um ihn recht genau in Augenschein zu nehmen, da kam es ihm vor, als ob hinter ihm sich Etwas bewegt hätte.

Zusammenschreckend ergriff er das Beil und fuhr herum, und in der Thür hinter ihm stand eine, in einen grauen Shawl und einen schwarzen Schleier verhüllte Gestalt.

Zurück – wer bist Du? schrie er wie von Todeshand berührt, fiel, seine Rechte mit dem Beil nach ihr ausstreckend, auf den Boden zurück, und stierte sie, von eisigem Schauer erfaßt, bebend an, da hob Aglaja langsam den Schleier von ihrem todtbleichen Antlitz, und richtete ihren wirren Blick auf den treulosen, von ihr einst so heißgeliebten Richard.

O, Gott! stieß er mit ersticker Stimme aus, raffte sich, wie von einem Gespenst aufgejagt, empor, und sprang hinter die nächste Kiste.

Still Richard, der Pfarrer betet, und dann will er uns trauen – laß uns mitbeten, sagte Aglaja mit hohler Stimme, und winkte Gatlard lächelnd zu sich heran.

Allmächtiger – Aglaja! rief dieser entsetzt aus, und trat wankend hinter der Kiste hervor.

Wo hast Du den Blumenstrauß? fuhr Aglaja in demselben Tone fort. Sieh, ich habe Dir zu unsrer Hochzeit einen frischen mitgebracht!

Gerechter Himmel – was sagst Du da? stammelte Gatlard, jetzt rasch zu ihr hintretend, und faßte sie bei der Schulter, wie kommst Du hierher, was willst Du hier?

Mit Dir zur Kirche fahren, die Lichter brennen schon, antwortete die Wahnsinnige.

Thorheit! sagte Gatlard, sich ermannend. Wie kommst Du hierher?

Das schöne Silber und Gold gieb an die Armen, Richard, es hat uns Unglück gebracht; wir haben ja Blumen in unserm Gärtchen; fuhr Aglaja wieder fort, ergriff dann schnell Gatlards Arm, und flüsterte:

Hörst Du die Orgel nicht, komm sing mit mir.

Dabei hob sie das Gesangbuch vor sich, und schlug es auf.

Gatlard bebte an allen Gliedern. »Wahnsinnig!« sagte erhalblaut, und wandte sein Gesicht von Aglaja ab, was soll ich thun – wohin soll ich sie bringen? – Ihre Mutter wird sie suchen, ein neuer, öffentlicher Auftritt!

Dabei fuhr er sich mit der Hand durch das Haar, daß es gerade empor stand und wankte unentschlossen hin und her.

Da ist der Wagen, um uns zur Kirche zu fahren, Richard, hub das Mädchen wieder an, worauf Gatlard rasch sagte:

Ja, ja, laß uns gehen, Aglaja.

Dabei warf er den Kittel von sich, zog seinen Rock an, nahm den Handleuchter vom Boden auf und führte Aglaja aus der Thür. Schnell hatte er dieselbe verschlossen, ergriff wieder den Arm der Wahnsinnigen, und leitete sie eiligst die Treppe hinan. Dort öffnete er die Thür, zog Aglaja mit sich fort durch den Corridor die Treppe hinauf, und brachte sie in sein Wohnzimmer.

Ich will sie nach Hause fahren, das wird das Beste sein, sagte er vor sich hin, und wollte klingeln, um den Wagen zu befehlen, als plötzlich die Schelle an der Hausthür so stürmisch gezogen wurde, daß es ängstlich durch das Gebäude tönte.

Zu spät – da ist die Alte! sagte Gatlard entsetzt, stand unentschlossen, was zu thun, und sah nach Aglaja und dann nach der Thür hin, da verstummte die lärmende Schelle an der Hausthür; und statt ihrer hörte Gatlard jetzt die Stimme der Madame Astor unten im Corridor.

Wo ist Dein Herr? schrie sie in wilder Verzweiflung, und rannte die Treppe hinauf, während Gatlard zitternd an die Thür trat, um sie zu empfangen.

Schurke, Du hast mein Kind geopfert! schrie sie ihm entgegen, und stürzte in das Zimmer, wo ihr erster Blick auf Aglaja fiel.

Gerechter Gott – Aglaja, Du hier, bei diesem Bösewicht? schrie die Frau von Entsetzen erfaßt, und sprang nach ihrer Tochter hin, doch Aglaja lächelte sie freundlich an, und sagte:

Still, Mutter da kommt der Pfarrer, um uns zu trauen; ich habe ja den Kranz schon aufgesetzt.

Madame Astor fuhr zurück, das Wort erstarrte auf ihren Lippen, und ihre Hände bebend nach Aglaja ausstreckend, stierte sie dieselbe an.

Sing doch mit, Mutter, hörst Du die Orgel denn nicht? fuhr Aglaja lächelnd fort.

Mit einem Zetergeschrei schlug die Frau beide Hände vor ihre Stirn, und ihre zitternden Lippen stammelten: Wahnsinnig!

Dann fuhr sie herum nach Gatlard, erfaßte ihn bei der Schulter, wandte ihn nach Aglaja hin und sagte mit eisigem, schauerlichem Ton:

Sie hier, Ungeheuer, da steht Dein Werk – mag Gott Dich dafür richten! Doch höre den Segen, den die Mutter Deines Opfers Dir ertheilt: Möge der gerechte Gott über uns Dir langes Leben, lange Qual auf Erden geben, möge dieses Bild Deine Seele nie einen Augenblick, weder bei Tag noch bei Nacht verlassen und möge es Dich dereinst, zu Tod gefoltert, aus dieser Welt in das Jenseits begleiten!

Dabei hob sie die Hände wie zum Segnen empor, und rief schließlich mit entsetzlichem Tone:



Fluch, Fluch, ewiger Fluch über Dich!

Dann wandte sie sich zu Aglaja, schloß ihre Arme um sie, und führte sie wimmernd aus dem Zimmer und aus dem Hause.

---

Der Shawneehäuptling Ugahi war ein guter Reiter, und so sehr er die Entfernung zwischen sich und dem schwarzen Flusse zu vergrößern verlangte, so schonte er sein Pferd doch während des Rennens mit der größten Sorge und Vorsicht. Er wählte, mit scharfem, geübtem Auge vorausspähend, den sichersten Boden für das Thier, wo das Gras nicht zu hoch stand, und wo die Erde nicht mit Rankengeflecht überzogen war, er trieb es nicht zu übergroßer Eile an, und gab ihm Zeit, sich zu erholen, wenn es ermüdete.

Der Tag zog vor ihm hin über die weite Grasflur, als der helle, silberglänzende Spiegel des Catahoula-Sees ihm entgegenblitzte und er seines Rosses Eile mäßigte. Er klopfte ihm den schweißbedeckten, festen Hals, und glättete liebkosend seine wild um dieselbe hängende Mähne.

Das Pferd, als verstände es die Absicht seines Reiters, es kühl werden zu lassen und ihm dann in der klaren Fluth des Sees neue Kräfte zu geben, schnaubte freudig aus seinen weiten, rothen Nüstern und schlug behaglich mit dem edlen Kopf auf und nieder.

So naheten sie sich langsam dem wunderbar schönen See, dessen Ufer, sich hin- und herschlängelnd, von dem

krystallhellen, im frischen Morgenwind leicht bewegten Element bespült hier mit buntem, glitzerndem Kies, dort mit üppig blühenden Pflanzen und saftigem Gras, oder mit hohen rauschenden, schattigen Baumgruppen bedeckt waren.

Ugahi lenkte das Roß nach einer der Baumgruppen hin, nahm ihm dort Decke und Zeug ab, und band es an dem Lasso in das hohe Gras daneben, wo es sich niederwarf, sich hin und her überschlug, und dann, sich schüttelnd, aufsprang und in das saftige Gras biß.

Dann legte der Indianer sein Lederröckchen und seine Kugeltasche ab und stürzte sich in die Fluth, um sich selbst zu erfrischen und zu stärken. Und nun setzte er sich unweit des grasenden Pferdes unter eine alte Cypresse, nahm Speise aus dem Sack hervor, und verzehrte sein Morgenmahl.

Eine Stunde lang hatte er seinem Rosse Ruhe und Pflege gegönnt, dann machte er es schnell wieder zum Reiten fertig, schwang sich auf seinen Rücken, und ritt es nun in den See hinein. Das Wasser war seicht, so daß man allenthalben den sandigen Grund sehen konnte, und das Pferd nur hier und dort zu schwimmen brauchte.

Ugahi lenkte das Thier nach dem jenseitigen Ufer, zog auf ihm durch das hohe Gras bis auf eine Stelle, wo es mit Kies bedeckt war und das Roß keine Spur hinterließ, und leitete dieses wieder in den See hinein und nach dem andern Ufer zurück, und zwar wieder nach einem Platz, wo dasselbe mit Steinen überlagert war. Der Kiesboden zog sich von hier auf einer Höhe weit nach Westen in

die Prairie hinaus, und dieser Höhe folgte der Indianer, bis wo sie in einen Wald führte, und er absteigen mußte, um sein Thier in dessen Dickicht hinein zu leiten. Hin und her führte er es durch das Gehölz und langte nach Verlauf von einer Stunde an dessen jenseitigem Saume an, wo die weite, baumlose Prairie wieder vor ihm lag.

Dort bestieg er sein Roß abermals, setzte es in Galopp, und richtete seinen Lauf wieder nach Westen, dem rothen Flusse zu.

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Die Verfolger. – Die Spur. – Der Häuserbau. – Die Rückkehr. – Anerbieten. – Unangenehme Ueberraschung. – Die Kolonie. – Der Kaplan. – Fromme Bemühung. – Der Eid. – Die Verjährung. – Reue.*

Es war gegen Mittag, und die Sonne brannte glühend auf die Erde nieder, als die wilde Reiterschaar der Mingoe-Indianer, Moiré an ihrer Spitze, dem Catahoula-See zustürmte, und den Platz erreichte, wo Ugahi gefrühstückt und wo sein Pferd gegrast hatte.

Ich sagte es Euch ja, Ugahi ist ein zu guter Reiter, rief Moiré seinen wilden Gefährten zu, und zeigte auf den Platz, wo dessen Pferd sich gewälzt hatte, er hat hier sein Roß neue Kräfte sammeln lassen, und zwar noch sehr früh, ehe die Sonne aufging, denn das Gras ist wieder aufgestanden. Wir dürfen unsern Thieren keine Ruhe geben, wollen wir ihn einholen. Laßt uns ihm gleich folgen.

Dabei lenkte er sein Pferd auf der Spur Ugahi's nach dem Wasser, und rief dort:

Der Shawnee weiß aber auch seine Spur zu verdecken, er ist in das Wasser geritten und es wird uns Zeit und Mühe kosten, auszufinden, wo er dasselbe wieder verlassen hat. Theilt Euch in zwei Haufen, der eine folge dem Ufer rechts, der andre links, und macht Eure Augen auf, denn Ugahi's Fährte ist nicht leicht zu erkennen.

Dann ritt er mit der Hälfte der Schaar rechts am Ufer hin, während die übrigen Krieger links um den See eilten.

Derselbe war sehr lang, wenn auch nicht breit, und erst nach einer Stunde langte Moiré mit seiner Abtheilung auf dem Platze an, wo Ugahi zuerst das Wasser verlassen und durch das hohe Gras geritten war.

Hier ist seine Spur, rief er, und folgte derselben rasch bis er auf den Kies kam, wo er keinen Huftritt mehr erkennen konnte. Er folgte nun dem Rande der Kiesfläche in dem Grase, doch nirgends war eine Fährte zu sehen.

Er ist wieder in das Wasser geritten, rief Moiré abermals, wir müssen seine Spur weiter suchen.

So zogen sie an dem Ufer hin, und nach langer Zeit trafen sie mit den andern Indianern zusammen, welche ihnen entgegen kamen und berichteten, daß sie keine Fährte gefunden hätten.

Ihr habt die Augen nicht aufgemacht, Ihr habt schlecht gespürt, ich will Euch seine Fährte zeigen; denn im See ist er nicht geblieben.

Moiré führte nun die ganze Schaar um den See, bis zu der mit Steinen bedeckten Höhe, welcher Ugahi gefolgt war.

Hier wird sein Weg liegen, hub der Halbindianer an, indem er auf der steinigen Höhe hinzeigte. Der Kies zieht sich nach jenem Wald hin, und dorthin wird der Shawnee geritten sein, weil auf den Steinen hier keine Fährte zu sehen ist. Folgt mir nach!

Dann ritt er mit dem Blick vor sich auf dem Boden langsam vorwärts, und sie hatten den See schon weit hinter sich liegen, als Moiré plötzlich anhielt, und sagte:

Hier steht der Huftritt von Ugahi's Pferd zwischen den Steinen im feinen Sande, seht her – Moiré spürt besser als Ihr Alle.

Langsam und bedächtig folgten die Reiter der steinigen Höhe, während viele von ihnen zu beiden Seiten ritten, um zu sehen, ob der Flüchtling in das Gras abgebogen sei, und so erreichten sie den Wald, wo Moiré den Fleck bezeichnete, aus welchem der Shawnee in das Dickicht eingedrungen war.

Er ist abgestiegen, und hat sein Pferd geleitet, sagte er wieder, und sandte nun abermals eine Zahl der Krieger links um das Holz, während er mit den andern dem Saume desselben rechts folgte.

Das langsame Reiten hatte wieder viel Zeit gekostet, und als Moiré nun auf dem Platz anlangte, wo Ugahi den Wald verlassen und sein Pferd in Galopp gesetzt hatte, sagte er:

Er hat wieder mehrere Stunden Zeit gewonnen und lange Strecken hinter sich zurückgelassen, wir sind jetzt viel weiter von ihm entfernt, als vorher. Ich sage Euch, wir holen ihn ebenso wenig ein, wie den Falken, der über die Prairie fliegt; wollt Ihr ihm noch weiter folgen?

So lange noch eines unsrer Pferde die Hufen heben kann, folgen wir; antwortete ein alter Krieger und fügte, auf Moiré's Schimmel zeigend, hinzu, das Deinige wird das Letzte sein, welches zusammenbricht.

So laßt uns eilen, rief Moiré, und fort stob die wilde Schaar, wie Wölfe auf der blutigen Fährte eines Hirsches,

auf der Spur des fliehenden Shawnee-Indianers über die unabsehbare Grasfläche.

---

In Louvencourts Lager war während dieser Zeit Alles in größter Thätigkeit, die Männer fällten Bäume und hieben die Stämme derselben für den Bau von Blockhäusern zurecht und die Weiber zogen die abgehauenen Aeste nach dem Ufer hin, wo die Häuser aufgestellt werden sollten. Lazare war allenthalben thätig, half hier, beschied dort und munterte die Leute zur Arbeit auf.

Der Graf und dessen Bruder aber waren auch nicht müßig, sie schleiften mit Maulthieren die Baumstämme nach den bestimmten Bauplätzen hin, wo eine Zahl der Männer sie in Empfang nahm und im Viereck aufeinander fügte, um die Wände der Blockhäuser davon aufzurichten. Andere schleppten Dachsparren herbei, und mehrere Negerinnen spalteten aus Cederholz Schindeln, um die Dächer damit zu decken.

Als die Sonne sich neigte, stand ein Haus aufgerichtet da, und nur die Thür und Fensterladen fehlten noch, um die in die Wände eingeschnittenen Oeffnungen damit zu schließen.

So blieben sie sämmtlich Tag für Tag emsig an der Arbeit, bis acht starke Blockhäuser einen großen viereckigen Raum zwischen sich bildeten, vor dessen einer offenen, nur von dem Fluß begrenzten Seite die Schiffe lagen.

Aber auch diese Seite wurde durch hohe, hart am Wasser stehende Palisaden befestigt und nur eine Oeffnung zwischen ihnen gelassen, um durch sie nach den Schiffen gehen zu können.

In allen Blockhäusern waren Schießöffnungen angebracht, und zwischen den Palisaden war Raum genug, um hindurchfeuern zu können.

So ward die Festung vollendet, und weder Moiré, noch ein Indianer hatten sich blicken lassen.

Der Graf mit seiner Gattin bezog nun eines der Häuser, in welchem ein Fußboden von gespaltenem Cederholz gelegt war, ein anderes nahm Remi in Besitz, noch eines wurde als Vorrathshaus benutzt, und in den fünf übrigen nahm eine Anzahl der Diener ihre Wohnungen ein, während die andern sich auf den Schiffen Obdach bauten, und sich dort einrichteten.

Etwas weiter am Flusse hinauf, wo der Wald entfernter vom Ufer stand, legte Lazare nun einen großen Garten an, um Gemüse aller Art zu ziehen, und oberhalb desselben, wo der Raum bis zum Holze noch breiter war, begann er das Gras umpflügen zu lassen, um ein Maisfeld dort zu schaffen.

Die Gefahr, von den Indianern überrascht zu werden und widerstandslos ihnen zum Opfer zu fallen, war augenblicklich beseitigt, und so unsicher Louvencourts Lage auch noch war, so hatte seine Energie doch wieder einen Boden, auf dem sie fußen konnte. Das Land hier war ein Paradies, ein Land des ewigen Frühlings, und war es werth, für dessen Besitz zu kämpfen.



Mit der größten Spannung sah man einer Nachricht über das Schicksal Ugahi's entgegen, da von dessen glücklichem Entkommen zu seinen Freunden wahrscheinlich Louvencourts Zukunft hier abhing.

Hätte Moiré mit seinen geheimen Verbündeten ihn aber eingeholt, so würde derselbe wohl schon zurückgekehrt sein, schloß der Graf, und jeder Tag, welcher ohne das Erscheinen des Halbindianers verstrich, mehrte die Hoffnung in ihm, daß der Shawnee seinen Verfolgern entronnen sei.

Und so war es auch wirklich, denn zwei Wochen nachdem die Krieger mit Moiré das Lager Monocatoocha's verlassen hatten, um Ugahi zu fangen, kehrten sie Abends bei Sonnenuntergang mit todtmüden abgehetzten Pferden in dasselbe zurück, und berichteten, daß sie die Spur des Flüchtlings verloren und dessen Verfolgung hätten aufgeben müssen.

Und konnte auch mein weißer Hengst, der die flüchtige Antilope an Schnelligkeit übertrifft, den Shawnee nicht einholen, und konnte Moiré, der beste Späher, seine Fährte nicht sehen? rief Monocatoocha erschrocken aus, als die Krieger sich vor seinem Zelt gesammelt hatten, so mögt Ihr nun Eure Kriegsbeile schärfen, denn die Shawnees und die Delawaren werden nach Eurem Blut und nach Euren Scalpen trachten und Euch im dichtesten Walde suchen. Wenn Ugahi sie alle findet und alle mit sich bringt, so wird mancher Mingoe und mancher

Miami in die ewigen Jagdgründe zu unsern Vätern gehen! Sendet Boten an alle unsre Stämme und an die Miami's, sie sollen schnell hierherkommen, nicht einer ihrer Krieger darf zurückbleiben, denn nur mit unsrer ganzen Macht können wir dem Beil der Shawnees und der Delawaren begegnen. Fort, noch in dieser Nacht müssen die Boten reiten.

Dabei winkte Monocatoocha den Kriegern zu, sich zu entfernen, und nur Moiré blieb bei ihm zurück.

Jetzt haben wir nicht lange Zeit dazu, um die Schätze des Franzosen uns zu theilen, denn die Shawnees und Delawaren sind gut beritten und werden bald hier sein, hub Moiré an, als sie allein waren.

Der Mond wird zweimal rund, ehe sie ihre Rosse im schwarzen Flusse tränken, antwortete der Indianerkönig; die Prairiesen im Westen sind groß, und alle Stämme der Shawnees und der Delawaren jagen weit von einander entfernt. Sie werden auf langsamen Pferden zusammenkommen und einen langen Rath halten.

Doch der Franzos wird sich eine Festung bauen, und dann wird es Dir viele Krieger kosten, um sie zu erstürmen, versetzte Moiré dringend.

Das hat er schon gethan, entgegnete der Wilde, er hat sie an den Fluß gestellt, wo seine Schiffe liegen, so daß er in ihnen fortschwimmen und seine Schätze mit sich nehmen kann, wenn wir stürmen.

Wenn ich Deinen Kriegern aber die Thüren öffne, während die Franzosen schlafen, so werden sie ihre Schätze

und auch ihre Scalpe hinterlassen, bemerkte der Halbindianer.

Monocatoocha hat, ehe die Feinde kommen, einen bessern Schatz zu holen, als den des Franzosen, antwortete der König und schlug beide Hände auf sein Herz, Whelika, mein einziges Kind, ist in der Gewalt des bösen Spaniers, und sehnt sich nach dem Kriegsgeschrei der Mingoes; zuerst Whelika – dann die Schätze des Franzosen!

So will ich wieder zu diesem hinreiten und bei ihm wohnen, bis Du bereit bist, ihn zu überfallen. Ich werde ihn Deiner Freundschaft versichern und überlegen, wie wir ihn und seine Leute in unsre Hände bekommen, ohne daß Du einen Krieger verlierst, versetzte Moiré, halb in Gedanken versunken.

Thue das, die Hälfte seiner Schätze sollen Dein sein, entgegnete Monocatoocha.

Vergiß nicht unsre Abrede, Du weißt, daß ich mir außer der Hälfte seiner Schätze auch seine Frau als Eigenthum vorbehalte, sagte Moiré mit aufleuchtendem Blick.

Sie soll Dein sein, und kein Mingoe soll ihr nahe kommen, antwortete der König, und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

Doch bei dem Sturm der Festung Sarzano's hast Du mir Deine Hülfe versprochen, sobald alle meine Krieger hier sind, mußt Du zu mir kommen, und mit mir gegen den Spanier ziehen, um Rache an ihm zu nehmen und meine Whelika zu befreien.

Lasse den letzten Baum des Waldes bei dem Lager des Franzosen, dort, wo derselbe das Roß Ugahi's tödtete, in

der Nacht anhauen, damit ich daran erkenne, daß Du bereit bist, gegen Sarzano aufzubrechen, dann werde ich zu Dir kommen und Dir helfen, entgegnete Moiré, als die Weiber des Königs zu dessen Lagerfeuer, bei welchem sich derselbe mit dem Halbindianer hingestreckt hatte, traten, und vor ihnen das Abendbrod auf eine auf der Erde ausgebreitete Büffelhaut niedersetzten.

Mit dem ersten Grauen des Morgens bestieg Moiré das Maulthier, welches ihm der Graf geliehen hatte, um Uga-hi zu verfolgen, und die Sonne stand schon hoch, als er sich der Ansiedlung Louvencourts nahete.

Der Graf stand mit Lazare vor dem Walde, und beendete mit demselben die zuerst vorzunehmenden Arbeiten, als er den Halbindianer am Ufer herauf reiten sah, und bestürzt sagte:

Mein Gott, dort kommt Moiré, vielleicht haben sie doch den armen Shawnee eingeholt und getödtet.

Der Anblick unsrer Festung wird ihm nicht angenehm sein, wir müssen ihn, wenn er wieder hier bleiben will, sehr scharf im Auge haben, damit wir ihm keine Gelegenheit geben, den Verräther an uns zu spielen, bemerkte Lazare.

Es ist ein Unglück, daß ich keine Ursache habe, ihn fortzuschicken, und thue ich es ohne einen Grund, so wird er um so mehr Alles aufbieten, um mir zu schaden, bemerkte der Graf, erwiderte aber den Gruß, welchem ihm der Halbindianer schon von Weitem zuwinkte.

Da bin ich wieder, Herr Graf, sagte dieser, als er nach wenigen Augenblicken zu ihm heranritt und aus dem Sattel sprang, doch ich komme unverrichteter Sache; ich habe des Schurken Ugahi's nicht habhaft werden können, denn ich verlor schließlich seine Spur und hatte den langen Ritt umsonst gemacht.

Das Maulthier ist aber dabei in recht gutem Stand geblieben, bemerkte Lazare, dasselbe betrachtend.

Maulthiere und Neger nehmen sich die Zeit bei ihrer Arbeit, versetzte Moiré mit einem boshafteu Blick auf den schwarzen Haushofmeister.

Nur sind die Maulthiere, wie alle Bastarde, falsch und hinterlistig, während Neger ohne die Beimischung andern Blutes treu und ehrlich sind, antwortete Lazare mit Verachtung.

Der Halbindianer ballte seine Faust, und warf dem Haushofmeister einen giftigen Blick zu, doch dieser schaute selbstbewußt und kalt auf ihn nieder, wie der Fels, an dessen Fuß sich die ohnmächtige Welle bricht.

Die Kunde, daß Ugahi glücklich zu seinen Freunden entkommen war, hatte den Grafen beglückend berührt, und mit würdevoller Ruhe sagte er zu dem Halbindianer:

Sie handeln nicht weise, Moiré, mit einem Ihnen in jeder Beziehung weitüberlegenen, von mir hochgeschätzten Manne, wie Lazare, Hader zu veranlassen, Sie wissen doch, daß ich unter meiner Umgebung durchaus keine Zwistigkeiten dulde. Ich habe es Ihnen schon früher gesagt, und bringe es Ihnen jetzt zum letzten Mal in Erinnerung.

Moiré wollte sich rechtfertigen, doch der Graf fiel ihm in die Rede, und sagte:

Kein Wort mehr darüber, die Sache ist abgemacht. Ruhen Sie sich, und gegen Abend reiten Sie hinaus, um etwas Wildbret anzuschaffen.

Der Halbindianer verbiß seinen Ingrim, machte eine Verbeugung gegen Louvencourt, und führte dann sein Maulthier davon, um es in das Gras zu binden.

Neben der, für fast Jedermann unangenehmen Rückkehr Moiré, hatten aber in den letzten Tagen mehrere erfreuliche Ereignisse in der Ansiedlung stattgefunden. Zwei Negerfrauen hatten, die eine einem Knaben, die andere einem Mädchen das Leben gegeben, zwei Hennen hatten Küchlein ausgebrütet, eine Sau hatte ein Dutzend Ferkel geworfen und im Garten war vieler Gemüsesamen aufgegangen, alles Ereignisse, welche sehr willkommen waren.

Die Gräfin selbst nahm freudigen Antheil an dem neuen Zuwachs der Colonie, besuchte und pflegte die glücklichen Mütter der zwei Kinder, fand die kleinen Schweinchen allerliebste, nahm die Küchlein unter ihre eigne Aufsicht in ihr Haus und wandelte mit ihrem Gatten und Remi in dem Garten, um die aufgegangene Saat zu betrachten.



Während die Ansiedler nun, trotz der sie umgebenden Gefahren, sich der Hoffnung des Gedeihens ihrer

Arbeiten hingaben und mit Muth und Vertrauen auf Gott der Zukunft entgegen sahen, hielt General Sarzano, unberückt von Besorgnissen und unbekümmert um die Wechselfälle des Lebens, sein Schicksal in eigener eiserner Hand, denn hinter seinen Mauern und Kanonen lachte er der ohnmächtigen Feindseligkeiten der Wilden, sah stolz auf die über ihm wehende Flagge Spaniens und schwelgte in dem Glück, welches ihm der Besitz seiner Donna, der reizenden Königstochter bot.

Freilich war deren Gunst nur eine erzwungene, doch in der Ausübung der Gewalt, in dem Gefühle, Alles seiner eigenen Macht und Stärke zu verdanken, lag für ihn ein hoher Reiz, und Whelikas innrer Haß und ihre Wuth, wenn sie sich unter seine Befehle beugte, entzückten ihn mehr, als Jammer, Thränen, oder freiwillige Liebe es im Stande gewesen wären, zu thun.

In Allem hatte er sie seinem Willen unterthänig gemacht, nur an *einem* scheiterte seine Gewalt immer wieder: er konnte sie nicht zwingen, ihren Glauben aufzugeben und Christin zu werden.

Sarzano war ein frommer Mann, er hatte in seiner Festung eine kleine Kapelle erbauen lassen, wo sein Burgkaplan jeden Morgen Messe las, der er selbst, sowie seine Soldaten regelmäßig beiwohnten, und es war ihm störend und verhaßt, eine Person in seiner Umgebung zu haben, welche seinem Glauben fremd blieb. Der Glaube aber war von dem Körper vollständig unabhängig und hier sah Sarzano die Grenze seiner Macht, seiner Gewalt über die wilde Schöne.

Er hatte sie allerdings zu verschiedenen Malen in die Kapelle gehen lassen, um der Andacht beizuwohnen, sie hatte dort die Augen geschlossen und in jeder Weise gezeigt, daß sie keinen Theil daran nähme.

Der Kaplan, der Bruder Antonio, war der Mann, auf den er immer noch seine Hoffnung setzte, daß derselbe über den Unglauben der schönen Prinzessin doch endlich siegen und sie zum Christenthum bekehren werde, und täglich drang er mehr und ernster in denselben, allen seinen Einfluß auf sie geltend zu machen, um sie der christlichen Kirche zuzuführen; denn Antonio war der einzige Mensch im Fort, welchen Whelika nicht abstoßend behandelte.

Wenn sie an der Seite Sarzano's durch die Festung, oder auf den Wällen promenirte, so hatte sie für Niemanden einen andern, als einen stolzen zurückweisenden Blick, und gegen die schwarzen Dienerinnen hatte sie nur Zorn und Verachtung.

Dem Bruder Antonio aber begegnete sie duldend und leidend, und es lag immer, wenn sie ihn ansah, ein Bitten, ein Anflehen auf ihren schönen Zügen.

Der Kaplan war noch ein junger Mann, wenn auch der kahl geschorene Scheitel, der Ernst und das Duldsame seiner Züge und die schwarze härene Kutte ihm die Würde des Alters gab. Er war zierlich, doch kräftig gebaut, hatte dunkelbraunes, lockiges Haar, sanfte blaue Augen und ein regelmäßig schönes, bleiches Antlitz.



Man hatte ihn von Spanien zu Sarzano herübergesandt, weil man dort glaubte, er würde hier viel Gelegenheit haben, Wilde zu bekehren, und weil er ein wahrhaft frommer, zuverlässiger Diener der Kirche war.

Sie sind der einzige Mensch, der auf Isabella's wilden Geist eine Macht ausübt, sagte Sarzano zu ihm, als er Abends mit ihm auf dem Söller seines Hauses auf- und abging, und darum lasse ich die Hoffnung nicht fahren, daß Sie dieselbe doch noch unserer Kirche gewinnen werden; denn der Glaube ist es ja nur, der Ihnen einen Einfluß auf sie giebt. Sie müssen sie öfters besuchen, müssen länger, anhaltender mit ihr reden, und das Vertrauen, welches sie augenscheinlich in Sie setzt, benutzen, um sie ihrem Unglauben zu entreißen und ihr Herz für unsre Kirche zu öffnen.

Ich habe schon meine ganze Kraft aufgeboten, Excellenz, um ihren Sinn zu erweichen, antwortete der Kaplan, und manchmal schien es mir, als wolle sich ihr Herz aufthun, dann aber verfiel sie wieder in ihren unseligen Unglauben, sprach von ihrem großen Geiste, der liebevoll über sie wache und sie beschütze, und von den ewigen, herrlichen Jagdgründen ihrer Väter, in die sie einst einziehen werde, um alles Leids, aller Beschwerden dann überhoben zu sein, und im Verein mit den vorgegangenen Lieben in ungetrübter Seligkeit fortzuleben. Ich versuchte es, ihr klar zu machen, daß sie ihren großen Geist nur noch nicht kenne, daß derselbe unser Gott sei, und daß die ewigen Jagdgründe, von denen sie irrhümlich rede, unser Paradies wäre, in welchem aber

nicht gejagt würde, sondern welches nur der Aufenthalt frommer Seelen sei, die in der klaren Ansicht Gottes und in dessen Verehrung ihr ungetrübtes Glück fänden; dann gab sie mir aber immer zur Antwort, daß wir ja demnach ein und denselben Glauben hätten, nur unter andern Namen und andern Bildern, und daß ich mir dann ja keine Mühe zu geben brauche, ihr unsern Glauben aufzunöthigen.

Das zeigt ihren wilden, unbändigen, heidnischen Sinn, der gebrochen werden muß, und das mache ich Ihnen zur Aufgabe, Bruder Antonio, lassen Sie kein Mittel unversucht, gehen Sie oft zu ihr, nehmen Sie sie mit sich in die Kapelle, beten Sie dort für sie, die heilige Umgebung wird wohlthätig auf ihre Seele wirken, sagte Sarzano wieder dringend, und schwieg nun, eine Weile sinnend vor sich hinschauend, dann fuhr er fort:

Sie wissen, ich habe unabänderlich bestimmt, daß Isabella, wenn mich der Tod ereilt hat, getödtet, mit mir in meinen zinnernen Sarg gelegt und derselbe mit uns in dem tiefen Fluß vor dem Fort versenkt werden soll, damit die Wilden niemals unsrer Leichen habhaft werden können. Sie haben selbst meinem Kapitain Torrejon den Eid leisten lassen müssen, daß er diesen meinen Willen nach meinem Tode ausführen will, und Sie werden es selbst nicht wünschen, daß eine Ungläubige mit mir in ein und demselben Sarge ruhe!

Sarzano's Züge hatten sich bei diesen Worten verfinstert, seine langen Brauen hatten sich zusammengezogen

und seine Augen glühten unter deren Schatten wild und unheimlich auf Antonio nieder.

Dieser schreckte bei der Erinnerung an den fürchterlichen Eid, den er gezwungen worden, dem Kapitain abzunehmen, wandte seinen Blick von dem Sarzano's ab, und sagte mit gepreßter Stimme:

Ich werde mein Möglichstes thun, Excellenz, um ihre Seele zu erweichen und zu bekehren.

Mein Zimmer soll stets unverschlossen bleiben, so daß Sie zu jeder Zeit bei Isabella ein- und ausgehen können. Ich rechne auf Sie, Antonio, sagte Sarzano, indem er dem Kaplan die Hand reichte und ihm dann ein Zeichen gab, daß er entlassen sei.

Ich werde sogleich wieder einen Versuch machen, Excellenz, antwortete Antonio, und verließ ihn mit einer tiefen Verbeugung.

Der Kaplan hatte damals auf Befehl Sarzano's dem Kapitain Torrejon jenen schrecklichen Eid leisten lassen müssen, nachdem er es gewagt hatte, dem General Vorstellungen dagegen zu machen, doch Widersetzung gegen dessen Willen bestrafte derselbe unabänderlich mit dem Tode, und erst, nachdem er Antonio die Wahl zwischen diesem und der Vollziehung seines Befehls gelassen hatte, war dieser zur Abnahme des Eides geschritten.

Entsetzt von der Erinnerung daran, ging er jetzt von dem Söller die Treppe hinab nach Sarzano's Zimmer, und trat an die Thür, welche zu Whelikas Gemach führte.

Einen Augenblick blieb er stehen, um sich zu sammeln, dann ergriff er mit bebender Hand den Riegel, und zog

ihn mit dem Gefühl zurück, als öffne er die Thür einer zum Tode Verurtheilten.

Whelika war von ihrem Lager, in der Meinung, Sarzano erscheinen zu sehen, aufgesprungen, und hatte ihren wilden Blick auf den Eingang geheftet, als sie dem sanften Auge Antonio's begegnete.

Du bist es, Bruder Antonio? sagte sie mit einem tiefen Athemzug, und ihre schönen Augen nahmen ihren natürlichen, milden, schwärmerischen Ausdruck wieder an, der große Geist sendet Dich immer zu meinem Trost, wenn meine Verzweiflung am höchsten ist. Komm, setz Dich zu mir und rede zu mir, Deine Worte klingen in mein Herz, wie die milde Frühlingsluft nach eisigem Sturme.

Dabei ergriff sie des Jünglings Rechte, senkte ihre Lippen darauf, und wollte ihn zu sich in den Divan ziehen, doch Antonio erbebte, entriß ihr seine Hand, und sagte:

Setz Dich, Isabella, und laß mich stehen.

Und warum willst Du Dich nicht zu mir setzen? Du hast mir ja doch oft gesagt, daß Du mich liebtest, und daß Du aus Liebe zu mir mich Deinem Gotte zuführen wolltest.

Und nun willst Du Dich nicht zu mir setzen – wie soll ich an Deine Liebe glauben? erwiderte Whelika, wehmüthig ihre Augen senkend.

Meine Liebe zu Dir ist die christliche Liebe, die alle Menschen gleich warm umfängt, sowie mein Gott alle Menschen ohne Unterschied liebt, antwortete Antonio mild.

Dann liebst Du das Ungeheuer Sarzano eben so warm, wie Du mich liebst, wie aber kannst Du mich lieben und Sarzano nicht hassen, der mir mein Glück, meine Freiheit genommen hat und mein Leben vergiftet? fuhr die Indianerin fort.

Wir sollen auch den Sünder lieben und ihn durch Liebe zu bessern suchen, antwortete Antonio nicht ohne Befangenheit.

So liebst Du ihn, sag' es mir gerade heraus, und dann muß *ich* Dich hassen, und auch mein letzter Trost ist mir genommen! sagte Whelika, ihnen Blick verfinsternd, und heftete ihn fragend auf den Geistlichen.

Dieser zögerte mit einer Antwort und blickte vor sich nieder, da plötzlich erfaßte die Indianerin seine Hand, warf sich vor ihm auf ihre Kniee, und rief:

Nein, nein, Du liebst ihn nicht, o, sag es mir, Antonio! Du liebst ihn nicht, Du liebst Whelika, die Dich mit ihrer Seele umschlingt, wie das Sonnenlicht die Welt, die Dich liebt, wie die Blume den Thau!

Dabei zog sie den Geistlichen zu sich nieder, preßte seine Hand gegen ihren stürmisch wogenden Busen und sah flehend zu ihm auf.

Der Kaplan schreckte zitternd vor ihr zurück, er zog seine Hand von ihrem Herzen weg, und wandte seinen Blick zur Seite, doch Whelika sprang empor, zog ihn, ihre weichen Arme um ihn schlingend, mit sich in den Divan nieder, bedeckte seine Lippen mit ihren glühenden Küssen, und flüsterte, sich fest um ihn windend, mit überströmender Gluth:

Mein, mein Antonio, mein bist Du und mein bleibst Du, meine Liebe, meine glühende Liebe soll Dich ewig an mich binden, mich sollst Du lieben, allein mich, und Sarzano sollst Du hassen.

Entsetzt, und wie im Taumel, sträubte sich der Kaplan gegen die stürmischen Liebkosungen der wilden Schönen, doch wo er ihre sammetzarte Haut berührte, durchzuckte es ihn wie electriche Strömung und wo sein Blick sie traf, sah er ihre wunderbaren Reize, bis er zuletzt in Verzweiflung sich aus ihrer Umarmung riß, und, die Augen von ihr abgewandt, aus dem Zimmer stürzte. Taumelnd rannte er die Treppe hinab, aus dem Hause und in die Kapelle, wo er sich in rasender Aufregung vor dem Altarbild niederwarf und die heilige Jungfrau um Gnade, um Beistand, um Rettung anflehte.

Thränen entquollen seinen Augen, und wie in Verzweiflung rang er die Hände und schlug sich die Brust, bis nach und nach der Sturm in seinem Innern sich legte, und wieder Ruhe in seine Seele einzog.

Was habe ich denn Böses gethan? fragte er sich vor sich selbst entschuldigend, und antwortete sich in Gedanken, daß die Wilde ihn ja überwältigt habe; doch die leise Stimme, die in ihm sagte, daß er nicht seine volle Kraft angewandt habe, um sich ihrer Umarmung zu entwinden, daß sein Blick länger als er mußte, auf ihren Reizen gehaftet habe und daß ihre Liebkosungen ihn mit nie gefühlter Wonne durchströmt haben, konnte er nicht zum Schweigen bringen, und wieder und wieder rang er

die Hände und flehte um Vergebung, um Barmherzigkeit zur Jungfrau auf.

So lag er lange in Thiänen auf seinen Knieen und die Nacht hatte sich schon über die Festung ausgebreitet als er die Kapelle verließ und sein Ruhelager suchte.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Belobung. – Die Liebe. – Entsetzliche Mittheilung. – Entschlossen. – Die Befehle. – Das Gebet. – Aufmunterung. – Das Zögern. – Der Sturz. – Das Sargtuch. – Die Verwundete.*

Am andern Morgen nach gehaltener Messe erwartete Sarzano den Kaplan vor der Kirche, reichte ihm seine Hand, und sagte:

Sie haben gestern Abend wohlthätig auf Isabella eingewirkt, denn, als ich später zu ihr kam, war sie milder und in die Verhältnisse ergebener, als sonst, und sagte, Sie hätten wohlthuende Worte zu ihr gesprochen und ich möchte Sie wieder zu ihr senden.

Der Kaplan wurde bleich, und wagte es nicht, zu antworten, denn er fühlte, daß seine Stimme beben würde, doch Sarzano fuhr fort:

Ich habe mich nicht geirrt, daß Sie die Ausgabe lösen und mich von dem Gedanken befreien würden, eine Heidin mit mir in mein Grab zu nehmen. Fahren Sie so fort, gehen Sie oft zu ihr, und Sie sollen meinen Dank ernten.

Bei diesen Worten reichte er dem Geistlichen die Hand, und verließ ihn, indem er hinzufügte:

Gehen Sie bald zu Isabella, sie verlangt sehr nach Ihnen.

Dem Kaplan war es, als sinke der Boden unter ihm weg, als drehe sich Alles mit ihm im Kreise, er verbeugte



sich, und stand noch gesenkten Hauptes, als der General ihn schon lange verlassen hatte.

Schweren Herzens wankte er dann nach seiner Zelle, und betete dort wieder lange Zeit, bis er gestärkt zu dem Entschluß gekommen war, die Wilde wieder zu besuchen und jeder Versuchung fest zu widerstehen.

Nach dem Frühstück, als Sarzano die Soldaten musterte, begab sich der Kaplan wieder nach Whelika's Gemach, er wollte unerschütterlich ruhig bleiben, und doch schlug sein Herz viel schneller, als er den Riegel von der Thür zog.

Kaum war dies vollbracht, als dieselbe sich öffnete, und die Wilde ihm die Hände entgegenstreckend, vor ihm stand.

Der große Geist sei gelobt, daß er Dich mir wieder sandte! rief sie ihm zu und erfaßte seine Hand, Whelika würde wie die Liane, der man ihren schützenden, schattigen Baum genommen, gestorben sein, wenn Du nicht zu ihr zurückgekehrt wärest.

Die christliche Liebe führt mich abermals zu Dir, doch niemals darfst Du Dich wieder so vergessen, wie gestern Abend, oder Du siehst mich nicht wieder bei Dir, antwortete der Geistliche kalt und ernst.

Ich will Alles thun, was Du mir befehlst, nur sei freundlich mit mir und zeige mir, daß Du mich liebst, denn wenn Du mich nicht liebst, so will ich Dich nicht sehen und will Deine Worte nicht hören, fuhr die Wilde fort.

Ich liebe Dich als christliche Schwester, und Du sollst mich als Deinen Bruder lieben, Isabella, nahm der Kaplan wieder das Wort.

So setz Dich als mein Bruder zu mir, und ich will Deine christliche Schwester Isabella sein, entgegnete Whelika, ja, ein jeder Name, den Du mir gibst ist mir lieb und erfreut mein Herz! Dabei zog sie den Kaplan an der Hand nach dem Divan, und er ließ sich, wenn auch zögernd, neben ihr nieder.

Dein Haar ist so weich, Deine Augen sind so blau und Dein Herz ist so gut, Antonio, daß ich Dich lieben muß, hob Whelika mit einem sehnsüchtigen Blick nach dem Kaplan an, und die langen Wimpern ihrer Augen verschleierten dieselben mehr und mehr, und doch liebst Du mich nicht genug, um glücklich durch meine Liebe zu werden.

Der Kaplan wich scheu und bangend dem Blick der Indianerin aus, und wollte ihr seine Hand entziehen, indem er sagte:

Ich liebe Deine Seele, und die will ich retten!

Meine Seele wohnt in meinem Körper, so mußt Du auch diesen retten, antwortete Whelika rasch, und hielt seine Hand fest, o rette mich, Antonio, rette mich aus den Händen dieses bösen Mannes, ich kann es selbst nicht thun. Schon längst würde ich ihn getödtet haben, er trägt aber ein von Eisen geflochtenes Hemd unter seinem Rock, durch welches ein Messer nicht eindringen kann, doch höre mich, wenn Du mich nicht retten kannst, nicht

retten willst, so werde ich ihn über die Brüstung des Söllers von diesem Hause stürzen, dann hilft ihm sein eisernes Hemd nichts.

Der Kaplan fuhr zusammen, ergriff mit beiden Händen des Mädchens Linke, und sagte:

Nein, nein, das thue nicht, Kapitain Torrejon würde Dich tödten, und Dich mit dem General in den großen zinnernen Sarg legen, um Euch zusammen in den Fluß zu versenken; der Kapitain hat es schwören müssen, daß er diesen Befehl Sarzano's nach dessen Tode ausführen wolle.

Mich mit Sarzano in einen Sarg legen? schrie Whelika mit entsetzter, wilder Geberde, Whelika sollte mit diesem Todfeinde in dem Wasser begraben werden und nicht zu ihren Vätern in die ewigen Jagdgründe gehen können? So wird sie allein sterben!

Dabei stand sie auf, löste das rothe Band, welches ihr prächtiges Haar zusammenhielt, nahm Perlen von ihrem Nacken und die Spangen von ihren Armen, und sagte:

Du hast viel von Deiner christlichen Liebe zu mir geredet, Antonio, und hast sie besser genannt, als die der Indianer, und bei allen Deinen süßen Worten willst Du nichts thun, um mich aus den Händen dieses gräßlichen Mannes zu befreien, der meinen Körper vernichten und meine Seele zerreißen wird! Deine Liebe ist nichts werth, die der Indianer ist besser, denn Whelika würde ohne Thräne, ohne Schmerzenslaut für Dich sterben, um Dir zu helfen. Leb' wohl, Antonio, Whelika wird sich selbst retten!

Erschrocken war der Kaplan aufgesprungen, sein Blick hing wie festgezaubert an der wundervollen, von der Fülle des losen Haares umwogten Gestalt der Indianerin, welche die Perlen und die Spangen von sich warf und ihm die Hand zum Abschied entgegenhielt.

Nein, Whelika, sagte er, in seinem Sinnentaumel den Namen Isabella, den er ihr selbst bei der Taufe gegeben hatte, vergessend, nein, Du sollst, Du darfst nicht sterben – ich will Dir beistehen, ich will Dir helfen – wie aber soll, wie kann ich Dich retten?

Mit Deiner Liebe, Antonio! rief die Wilde jubelnd aus, und warf sich dem Kaplan an die Brust, die Liebe ist stark, sie wird Dir Kraft geben, mich aus den Händen des Wütherichs zu befreien und mich vor Untergang zu bewahren!

Dabei schmiegte sie sich so zart, so innig um den, von ihrem Zauber betäubten Jüngling, und hielt ihn so liebevoll an ihrem Herzen, daß seine Sinne sich verwirrten und er nur noch den pochenden Schlag ihrer Pulse, den brennenden Kuß ihrer wollüstigen Lippen auf den seinigem fühlte.

Laß uns fliehen, geliebter Antonio, flüsterte sie mit weicher, lieblich tönender Stimme, ich will Dir, ich will Deinem Gott angehören für diese und für jene Welt, Du sollst meine Seele führen, sie soll eines mit der Deinen werden, und zusammen, sollen sie in Deinen Himmel gehen. Mein Vater ist ein mächtiger Mann, Deine guten frommen Worte werden auch *ihm* in das Herz bringen, und auch er, so wie sein Volk werden sich Deinem Gotte

zuwenden. Laß uns fliehen, stürze Dich mit mir in den Fluß hinab, ich bringe Dich sicher an das andere Ufer, und keines Spaniers Fuß soll sich uns wieder nahen.

Ja, ja, Whelika, ich will Dich retten, murmelte Antonio, berauscht von den süßen Liebkosungen der Indianerin, die ihn leise mit sich in den Divan niederzog, und seine Sinne mehr und mehr mit nie gefühlter Seligkeit gefangen nahm.

O Gott, was thust Du, Whelika! sagte er, wie halb aus seinem Wonnetraum erwachend, ich thue Sünde, Deine Küsse zu empfangen.

Nein, nein, Geliebter, dann würden unsre Herzen nicht so glücklich sein, flüsterte ihm die Wilde leise zu und erstickte seine Worte abermals mit ihren Küssen.

Da wirbelte der Ton der Trommeln durch das offene, mit Eisenstangen befestigte Fenster in das Zimmer, und der Kaplan riß sich aus der Umarmung der Indianerin los.

Verstört, und wie erschrocken über sich selbst, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich von der Wahrheit des Augenblicks überzeugen, und wandte sich der Thüre zu, doch Whelika schmiegte sich, ihren Arm wieder um seine Schultern legend, an ihn, und sagte flehend:

Nicht wahr, Du wirst mich retten, Antonio?

Ich muß Dich retten und Dein Volk zu unserer Kirche überführen, um mein Unrecht zu sühnen und wieder Gnade vor meinem Gott zu finden, antwortete der

Kaplan tief erschüttert, und wollte gehen, doch Whelika küßte ihn abermals, und sagte zärtlich:

So gehe, Antonio, und denke an unsre Flucht, ich bin Dein Eigenthum.

Dann hüllte sich der Geistliche in sein schwarzes Gewand, verließ das Haus, und ging nach seiner Wohnung an dem Platz vorüber, wo Sarzano noch beschäftigt war, die Truppen zu mustern und seine Befehle zu geben, denn er sandte täglich Patrouillen aus, welche die Umgegend der Festung durchstreifen und spüren mußten, ob Indianer in der Nähe gewesen waren, und er schickte auch häufig Jäger fort, welche Wildpret, namentlich Büffel erlegten, um die Besatzung mit frischem Fleische zu versorgen. Außerdem war stets ein Theil der Mannschaft in dem großen Maisfeld beschäftigt, welches unter den Kanonen der Festung zwischen den beiden, vor derselben zusammenfließenden Strömen lag, und auf welchem nicht allein Mais, sondern auch Bohnen, Erbsen, Melonen und Kürbisse für die Besatzung gezogen wurden.

Lassen Sie die Patrouillen genau spüren, ob wieder so viele neue Indianerfahrten in dem Felde zu finden sind, wie gestern, damit wir die Schurken mit unsrer dort angelegten Pulvermine in die Luft sprengen, sagte Sarzano zu Kapitain Torrejon, einem kurz gedrunenen, breit schultrigen Manne von finstern, unschönen Gesichtszügen und schwarzem, schon mit Grau gemischtem, kurzem struppigem Haar.

Wenn Excellenz erlauben, so werde ich selbst mitgehen, um mich genau davon zu überzeugen, man kann

sich zu wenig auf die Leute verlassen, antwortete der Kapitain. Ich glaube nicht, daß sie gestern richtig gespürt, oder richtig angegeben hatten, sie sprachen ja von hundertn von Indianerspuren, welche sie dort gesehen haben wollten. Der alte Monocatoocha liegt eine Tagesreise weit nach Südwest im Lager, und hat keine Ursache wieder in unsre Nähe zu kommen, denn die letzte Lehre, die wir ihm gaben, wird er sobald nicht vergessen.

Gut, gehen Sie selbst mit, Kapitain, aber nehmen Sie hinreichend Mannschaft, um gegen einen Ueberfall gesichert zu sein, Sie wissen, ich kann Sie nicht entbehren, entgegnete Sarzano, und fügte nach kurzer Pause noch hinzu:

Sehen Sie auch nach, ob die Wilden nur auf ihrem Marsche vorübergezogen sind, oder ob sie sich in der Nähe der Festung aufgehalten haben, und wohin ihr Weg zeigt. Die Jäger werde ich nach der andern Seite des schwarzen Flusses senden, damit sie auskundschaften, ob das Gesindel sich vielleicht nicht weit von hier gelagert hat, in welchem Falle ich ihm einen Besuch abstatten würde. Gehen Sie aber bald, Torrejon, damit Sie vor einbrechender Nacht zurückkehren.

Der Kapitain wählte sich die Leute, welche ihn begleiten sollten, und verließ das Fort auf dessen hinterer Seite, wo ein Thor nach dem Felde führte, während die Jäger sich durch das Thor an der vordern Spitze der Festung entfernten, wo die Schiffe lagen und von wo sie sich mit den nöthigen Packthieren über den Fluß fahren ließen.

Der Tag verstrich ohne Störung, und die Sonne begann sich zu neigen, als Sarzano zu dem Kaplan in dessen Zelle trat und ihn auf seinen Knien im Gebet fand. Der General faltete gleichfalls seine Hände, und blieb gesenkten Hauptes an der Thür stehen, bis Antonio seine Andacht verrichtet und sich erhoben hatte.

Ich komme zu Ihnen, Bruder Antonio, um Ihnen für das fromme Werk zu danken, welches Sie mit so segensreichem Erfolg bei Isabella begonnen haben, ihr Geist ist schon ein ganz anderer geworden, sie ist mild und duldsam, und sagt, daß Ihre Worte ihr Herz erfreut hätten; der Glaube hat Wurzel in ihrer Seele geschlagen.

Auch ich fand sie an diesem Morgen sehr empfänglich für meine Lehre, und ich hoffe das Beste für sie, erwiderte der Kaplan, ohne zu dem General aufzublicken.

Fahren Sie so fort, Antonio, und Sie werden sich meinen Dank verdienen. Gehen Sie mit ihr oft in die freie Luft, sie klagte über ihre enge Haft, und es scheint, daß ihre strenge Gefangenschaft eine Hauptursache von ihrer Unzufriedenheit gewesen ist. Sie können während des Gehens ja Ihre Belehrungen fortsetzen. Isabella hält unglaublich Viel auf Sie, und an Ihrer Seite wird ihr kein Fluchtversuch einfallen, der ihr ja doch auch nicht gelingen könnte, denn die Posten auf den Wällen haben die strengste Ordre, sie niederzuschießen, im Fall sie jemals einen solchen wagen sollte. Abends, wenn die Sonne versunken ist und die Luft sich kühlt, gehen Sie mit ihr auf den Wällen spazieren, denn dort zieht der Wind frei über Sie hin und Isabella wird ihre Gefangenschaft weniger



fühlen, besonders, wenn Ihre Worte sie immer mehr mit ihrer Lage befreunden.

Hier schwieg Sarzano einen Augenblick, und fuhr dann, sich hoch aufrichtend, mit rauher Stimme fort:

Sie kennen meinen Beschluß, daß Isabella dereinst mit mir begraben werden soll, und werden dafür sorgen, daß keine Ungläubige an meiner Seite ruhen möge.

Der Kaplan schauderte bei den letzten Worten des Generals innerlich vor ihm zurück, faltete unwillkürlich seine Hände, und sagte mit einem Blick nach Oben:

Der Himmel wird mir beistehen, sie zu retten und sie zur guten Christin umzuwandeln.

Führen Sie diesen frommen Vorsatz aus, Antonio, die Belohnung dafür wird Ihnen nicht entgehen, versetzte Sarzano mit einem beifälligen Blick, und verließ den Kaplan.

Der mächtige Urwald an der andern Seite des schwarzen Flusses hatte die Festung schon lange in seinen Schatten gehüllt, die Sonne war versunken und mit der Abenddämmerung zog die Luft kühlend auf dem Strom herauf, als der Kaplan zu Whelika in das Zimmer trat und diese ihm mit den Worten entgegenflog:

Mein Antonio, mein Retter, hat es Sarzano erlaubt, daß ich Abends mit Dir auf den Wällen spazieren gehen darf?

Er hat es mir sogar anempfohlen, Dich dort umherzuführen, und ich komme, um Dich dazu abzuholen, Whelika, antwortete der Kaplan in großer Aufregung, und reichte ihr seine Hand, doch die Wilde zog ihn an ihr Herz, und sagte:

So laß uns gleich fliehen, der Augenblick ist günstig, Torrejon mit einem Theil der Mannschaft ist, wie Sarzano mir sagte, auf Kundschaft ausgeschickt, die besten Schützen sind auf die Jagd gezogen, und so werden die Wälle leer von Soldaten sein, wenn auch vielleicht eine Schildwacht dort auf und niedergeht. Sie hält uns nicht zurück! Wir stürzen uns von dem Wall am schwarzen Flusse, wo er senkrecht aus der Fluth aufsteigt in dieselbe hinab, und nach wenigen Minuten haben wir dann das jenseitige Ufer erreicht und sind frei, denn bis man uns Soldaten in einem Schiffe nachsenden kann, hat uns lange der Urwald aufgenommen, und einmal dort, leitet Dich Whelika sicher in das Lager ihres Vaters.

Ich kann aber nicht schwimmen, Whelika, antwortete der Kaplan bedenklich.

Whelika schwimmt für Dich, Du darfst mich nur nicht ergreifen, dann führe ich Dich leicht zum andern Ufer, Du kannst Dich unbedingt und fest auf mich verlassen, fiel die Indianerin überredend ihm in das Wort, und preßte glühende Küsse auf seinen Mund.

Mein ganzes Volk soll Deinem Gotte angehören, und meine Liebe soll Dein Herz beglücken. Komm, laß uns gehen, wer weiß, was Sarzano morgen beschließt, fuhr die Wilde dringend fort, und bedeckte seine Lippen abermals mit ihren Küssen.

Noch immer stand der Kaplan zögernd da, doch Whelika's stürmisch heiße Liebkosungen siegten bald über seine Unentschlossenheit, und sich ermannend, verließ er mit ihr das Zimmer.

Gemessenen, langsamen Schrittes wandelten sie wie in ernstem Gespräch über den Platz vor Sarzano's Haus, und sahen nur verstohlen nach den Soldaten, welche vor ihren Wohnungen zusammensaßen und sich an der zunehmenden Kühle labten.

So schritten sie einigemale um den Platz und um das Haus des Generals und schlugen dann den Weg ein, welcher zu den Wällen hinaufführte. Auf dem Wall an der Ostseite der Festung, unter welcher die Bayou Macon vorüberfloß, gelangt, blieben sie stehen, und schauten um sich, als ob sie der frisch wehenden Luft sich erfreuten.

Sarzano sitzt auf dem Söller unter der Fahne, sagte Whelika zu ihrem Begleiter, zeigte aber mit der Hand auf den Fluß hinab, als deute sie ihrem Begleiter dort in der Ferne Etwas an.

Er ist dort oben, um uns zu beobachten, und wird uns sofort verfolgen lassen, entgegnete der Kaplan besorgt.

Das mag er thun, uns wird er nimmer einholen. Sieh nur, wie dunkel es schon im Walde ist.

Laß uns ruhig weiter bis auf den Wall am schwarzen Flusse gehen, ich glaube nicht, daß Sarzano uns dort von seinem Sitz aus sehen kann, entgegnete Whelika, vor sich niederschauend, und der Kaplan schritt mit gefalteten Händen mit ihr langsam vorwärts.

Ueber dem Thor an dem Zusammenfluß der beiden Ströme blieben sie abermals stehen, wobei die Indianerin sagte:

Du mußt aber Dein Gewand abwerfen, denn es wird Dich im Wasser schwerer machen. Du kannst es schnell zusammenrollen, und Deine Arme darüber vor Deiner Brust kreuzen, dann kommst Du auch nicht in Versuchung, nach mir zu fassen. Schließe nur den Mund und die Augen, wenn wir hinunterspringen, und laß mich dann für Dich sorgen. Wir kommen sogleich wieder auf die Oberfläche, und dann halt ich Dich mit dem Kopf über Wasser. Vertraue auf mich, ich stehe für Deine Sicherheit, Geliebter.

Der Schritt des Kaplans wurde immer kürzer, immer langsamer, je mehr sie sich der verhängnißvollen Mauer am schwarzen Flusse näherten, wo sie steil aus demselben emporstieg.

Da kam ihnen die Schildwacht langsam entgegen geschritten, und präsentirte, stehenbleibend, das Gewehr vor dem Kaplan, als derselbe mit der Indianerin an ihr vorüberging.

Der Geistliche sprach einige Worte des Segens über den Mann, und winkte ihm, weiter zu gehen.

Jetzt hatten sie die dreißig Fuß hohe Mauer erreicht, an welcher die Wellen vorüberschäumten, und Whelika sagte:

Da sind wir, fasse Deinen ganzen Glauben und Deine ganze Kraft zusammen, damit Du Dich unbeweglich mir überlässest.

Laß uns nur einmal vorüber gehen bis an das Ende der Mauer, entgegnete der Kaplan zögernd, und fügte noch hinzu:

Bis wir zurückkehren, wird auch die Schildwacht wohl an der andern Seite der Festung sein.

Warum noch zögern? versetzte Whelika mit unterdrückter, doch wilder Stimme, wie Du aber willst, Antonio, Dir zu Liebe warte ich auch noch, sonst trügen mich die Wellen jetzt schon davon. Ich fühle meine Freiheit, Sarzano und alle seine Soldaten halten Whelika nun nicht mehr zurück.

Dabei blieb sie, langsam vorwärts schreitend, neben dem Kaplan, und Beide hielten ihre Häupter gesenkt und ihre Hände gefaltet.

So erreichten sie das Ende der Mauer, und Whelika wandte sich, stehen bleibend, auf dem Weg zurück, als der Kaplan sagte:

Wollen wir nicht noch einmal um die ganze Festung gehen, Whelika?

Nicht einen Schritt weiter, sagte diese jetzt entschlossen, gehst Du nicht mit, so gehe ich allein. Komm, Geliebter, bald sollst Du an meinem Herzen ruhen.

In Gottes Namen, murmelte der Geistliche vor sich hin, und preßte seine gefalteten Hände krampfhaft gegen seine Brust.

So ist es Recht, festen Muths hinunter! sagte die Wilde, und that sich Gewalt an, gleich langsamen Schritt mit ihrem Begleiter zu halten.

Gleich sind wir da, flüsterte die Wilde dem Kaplan zu, löse Dein Gewand, damit Du es schnell zusammenrollst und die Schildwacht dort nicht gewahrt, was wir thun wollen; die Augenblicke sind kostbar. Springe mit den

Füßen voran gerade hinunter, und presse die Arme vor Deiner Brust zusammen; noch in dieser Nacht schläfst Du ruhig an dem Herzen Deiner Whelika!

Noch wenige Schritte hatten sie gethan bis dahin, wo die steile Mauer sich in die tiefe Fluth senkte.

Schnell jetzt, mein Antonio, wirf das Gewand ab! sagte die Indianerin mit wilder Entschlossenheit und zog das Kleid des Kaplans von dessen Brust zurück, im nächsten Augenblick hatte derselbe es abgestreift, drückte es mit seinen Armen vor der Brust zusammen, und mit den Worten: Gott steh' uns bei! sprang er mit der Wilden von der Mauer hinweg über die Tiefe hinaus.

Pfeilschnell schossen sie hinunter in das wogende Element und in dasselbe hinein, und über ihnen schlossen sich die schäumenden Wellen, doch im nächsten Augenblick tauchten sie Beide wieder aus dem Wasser empor, Whelika hielt mit ihrer Linken den Kaplan bei der Schulter über der Fluth, und zog ihn mit raschen Zügen ihres rechten Armes mit sich fort dem jenseitigen Ufer entgegen.

Da brüllte die Stimme Sarzano's von dem Söller herab der Schildwacht zu:

Feuer – schieß die Wilde nieder – Feuer!

Der Soldat war näher herangesprungen, hatte sein Gewehr auf die Schwimmende hinabgerichtet, Blitz und Donner fuhr aus dem Rohre, und mit einem gellenden Schrei zuckte Whelika die Hand von dem Kaplan hinweg, griff nach ihrem Fuß, und versank unter der Fluth. Im nächsten Augenblick aber tauchte sie weiter den Fluß

hinab wieder auf, und theilte mit beiden Armen abermals die Wellen.

Auch der Kaplan war versunken, auch er tauchte von dem Strom fortgerissen, wieder auf, doch nur seine Arme streckten sich über der Wasserfläche empor, dann drehten sich die Wellen mit ihm im Kreise, und er sank in die Tiefe zurück, während sein Gewand sich wie ein Sargtuch ausgebreitet hatte und mit dem Strome dahintrieb.

Die Wilde aber strebte mit allen Kräften dem jenseitigen Ufer zu, während Sarzano's wüthende Stimme im Hofe erschallte, und die Soldaten nach den Booten trieb, um der Entflohenen nachzusetzen.

Whelika hatte das Ufer erreicht, mühsam gelang es ihr, sich auf dasselbe hinauf zu schleppen und sich unter den hohen Pflanzen zu verkriechen, denn die Kugel hatte ihren Fuß getroffen, und sie unfähig gemacht, denselben zu gebrauchen.

Sarzano selbst war in eines der Boote gesprungen, und sah, wie die Indianerin sich zu verbergen suchte.

Wart, wilder Teufel, das sollst Du mir büßen! schrie er ihr mit höllischer Freude zu, und stand auf der Spitze des Nachens, bereit, auf das Ufer ihr nach zu springen. Nach wenigen Minuten war der Nachen gelandet, Sarzano hatte die Wilde erreicht, und schleifte sie unter Flüchen und Verwünschungen an ihrem langen Haar nach dem Schiffe hinab, auf dessen Boden er sie erbarmungslos niederwarf, und den Soldaten befahl, nach dem Fort zurückzurudern.

Dort mußten dieselben Whelika aus dem Boote heben, und nach ihrem Zimmer tragen, wo der Arzt ihr in Gegenwart des Generals den Fuß verband.

Kein Schmerzenslaut entstieg ihren Lippen, keine Thräne entquoll ihren Augen, in starrer Verzweiflung vor sich hinschauend, lag sie auf dem Divan hingestreckt, und gab Sarzano weder auf seine Zornesausbrüche, noch auf seine Fragen eine Antwort.

Als nächste Strafe aber für ihr Vergehen gab der General den Negerinnen, welche Whelika bedienten, den Befehl, sie nie wieder einen Augenblick allein zu lassen.



ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Die Gefangenen. – Grausamkeit. – Das Frühstück. – Trotz der Gewalt. – Gräßlicher Beschluß. – Große Vorsicht. – Sehnsüchtige Wünsche. – Der Urlaub. – Früher Aufbruch. – Der Willkommen. – Kriegerische Rüstungen. – Die Musterung.*

Hörnerton erschallte aus dem Walde am schwarzen Flusse nach der Festung herüber, und bald darauf gaben die Jäger an dem jenseitigen Ufer das Zeichen von ihrer Rückkehr.

Zwei große glatte Boote wurden sofort bemannt, um die Heimkehrenden nach dem Fort überzuschiffen, und während dieselben noch auf dem Fluß fuhren, zog an der hintern Seite des Fortes auch Kapitain Torrejon mit seinen Leuten in dasselbe ein.

Sarzano empfing ihn an dem Thore, und erhielt von ihm die Nachricht, daß viele hundert Indianer theils zu Fuß, theils zu Pferd nahe und fern den schwarzen Fluß überschritten hätten, und daß es nur Männer zu sein schienen, welche sich auf einem Kriegszug befänden, weil man durchaus keine Spuren von Zeltstangen, die auf der Reise neben den Packthieren auf der Erde schleifen, gefunden habe, welche einen mit Weib und Kind wandernden Indianerstamm stets bezeichneten.

Und dieser Kriegszug wird gegen uns gerichtet werden, sagte Sarzano mit unheimlichem Lächeln, wir haben seit langer Zeit unsere Wälle nicht mit Wilden geschmückt! Sie sollen mir willkommen sein!

Der Kapitain berichtete dem General, nun mit ihm vor dessen Haus auf- und niederschreitend, genau, an welchen Orten er die Spuren der Wilden gefunden habe, und war der Ansicht, daß man doch auf seiner Hut sein müsse, da es schien, als ob sie diesmal ihre ganze Macht verwenden wollten.

Und wenn sämtliche Indianer Amerika's gegen mich vorrücken, so lache ich der Ohnmacht des Gesindels, versetzte der General stolz, denn Kapitain Valencia hat uns so reichlich mit Pulver und Kartätschen versehen, daß ich Tausende dieser Elenden zerschmettern würde, ehe einer von ihnen in die Festung käme. Und eine sehr lange Belagerung können sie nicht ausführen, da sie selbst dabei verhungern müßten. Hoffentlich kommen sie, ich habe meine Kanonen lange nicht gehört!

Wenn man es hätte ahnen können, so würden wir wohl einige von der Mannschaft Valencia's hier behalten haben, da er sie auf seiner Rückreise nach New-Orleans doch nicht sämtlich nöthig hatte, bemerkte Torrejon, und fügte noch hinzu:

Wir haben nicht voll sechszig Mann im Fort.

Hinreichend gegen diese feigen Bestien, entgegnete Sarzano verächtlich, und theilte dem Kapitain nun mit, was sich so eben mit Whelika und dem Kaplan zugetragen hatte.

Das ist ja unerhört, dieser Schurke hätte einen andern Tod verdient, als zu ertrinken, versetzte der Kapitain.

Auch mir ist es leid, daß er der Strafe durch mich entgangen ist, ich hätte ihm etwas Zeit zur Buße gegeben, sagte Sarzano mit grimmem Tone, als von dem vordern Thore her Gelächter und Jubel erschallte, und die Jäger mit den beladenen Maulthieren in die Festung einzogen.

Es war schon so dunkel, daß Sarzano und der Kapitain nicht erkennen konnten, was die Jäger brachten, doch als sie ihnen entgegenschritten, riefen die Leute triumphirend:

Zwei Indianer lebendig gefangen!

Auf einem der Maulthiere lagen wirklich zwei Wilde fest zusammengeschnürt, so daß sie weder Hand noch Fuß rühren konnten, und als Sarzano zu ihnen trat, lachte er laut auf und sagte:

Ihr kommt mir eben recht, ich werde morgen früh mit Euch die Wälle zieren, damit, wenn Eure Kameraden eintreffen, dieselben gleich sehen, wie gastfrei sie bei mir aufgenommen werden sollen.

Dann wandte er sich zu seinen Leuten, und sagte:

Legt sie so gebunden, wie sie sind, in das Gefängniß, bis ich morgen das Weitere über sie bestimme.

Die Soldaten führten das Maulthier mit den Gefangenen fort, und dann zogen die Jäger mit den schwer mit Wildpret beladenen übrigen Packthieren an Sarzano vorüber nach den seitwärts vom Platz gelegenen Häusern.

Lassen Sie die alten Galgen bei Tagesanbruch wieder aufstellen, Kapitain, hub Sarzano an, als er mit demselben wieder allein war, richten Sie einen an der Ostseite des Fortes auf dem Walle auf, und den andern an der Mauer über dem schwarzen Fluß, damit sie den Wilden nach beiden Seiten des Fortes hin als Einladung dienen mögen.

Noch lange schritt der General mit Torrejon auf dem Platze auf und nieder, und sagte, ehe er ihn verließ:

Lassen Sie die Wache über dem hintern Thore verdoppeln, und schärfen Sie den Leuten die größte Achtsamkeit ein, denn nur von dieser Seite wäre eine Ueberraschung durch die Indianer möglich, obgleich der Graben tief und breit ist und von beiden Seiten her mit Kartätschen bestrichen werden kann. Von dorthier sind ja auch immer alle Angriffe gemacht worden.

Die Nacht verstrich ruhig, doch als kaum der Morgen graute, waren die Soldaten schon beschäftigt, die beiden Galgen aufzurichten, und als der Tag sein heiteres Licht über die Gegend ausgebreitet hatte, standen die beiden Todeswerkzeuge auf den Wällen und harrten ihrer Opfer.

Bald aber trat Sarzano aus seinem Hause, und hinter ihm gingen zwei Soldaten, welche eine Anzahl eiserner Folterwerkzeuge trugen.

Der General schritt zuerst auf den Wall an dem schwarzen Flusse, wo der Galgen auf der Stelle errichtet war, von welcher Whelika und der Kaplan sich in die Fluth gestürzt hatten. Dort ließ Sarzano die eisernen Geräthschaften niederlegen, und befahl nun, die gefangenen

Wilden herbeizuholen. Sein Befehl ward sogleich vollführt, und als die Unglücklichen zu ihm getragen waren, ließ er die Stricke lösen, welche sie aneinander fesselten.

Dann gab er einem alten graubärtigen Soldaten einen Wink, und dieser, augenscheinlich mit dem ihm übertragenen Geschäft schon früher vertraut, ergriff mehrere sehr spitze eiserne Haken, an welchen Stricke befestigt waren, trat zu dem einen Wilden und drückte demselben die scharfen Spitzen auf beiden Seiten in den Leib.

Dann band er die Stricke an das Tau fest, welches von dem Galgen herabhing, und zog den Wilden dann einige Fuß von der Erde in die Höhe.

Nun löste er alle Fesseln von den Händen und Füßen des Indianers, so daß diese und sein Kopf rücklings herabhängen, während sein Leib von den eisernen Haken emporgezogen wurde. Das Blut rieselte aus den Wunden an die Erde herab, doch der Wilde gab keinen Laut von sich und hielt die Augen geschlossen.

Er schläft, sagte Sarzano zu dem alten Henker, weckt ihn auf!

Schnell erfaßte der Alte eine schwere Zange, und kniff dem Schlachtopfer die Nägel von den Fingern und von den Füßen, doch der Indianer blieb stumm und regungslos.

Zieh ihn hinauf, damit er dort oben ausschlafen kann, rief Sarzano jetzt, und nach wenigen Augenblicken hing der Unglückliche hoch unter dem Arme des Galgens.

In gleicher Weise ließ Sarzano den zweiten Gefangenen an den andern Galgen ausziehen, und begab sich dann in sein Haus, um zu frühstücken.

Nach gehaltenem Mahl schritt er zu Whelika in deren Gemach, trat mit untergeschlagenen Armen vor sie hin, und ließ seinen zornflammenden Blick eine Zeit lang auf ihr haften. Dann hub er mit dumpfer, gewaltsam verhaltener Stimme an:

Elende, undankbare Creatur, an der ich so viel Liebe verschwendet habe, Du hast sie mit Untreue belohnt und hast Dich meiner Güte, meiner Wohlthaten unwerth gemacht, jetzt sollst Du in mir nur noch Deinen strengen Herrn finden, der jeden Deiner nichtswürdigen Gedanken mit Strafe beantwortet. Jetzt hast Du nur noch zu gehorchen, oder ich lasse Dich zu Tode foltern.

Whelika gab ihm keine Antwort, heftete aber unverwandt ihren Blick mit solcher Verachtung auf den General, daß derselbe ihm auswich und zornbebend einen Schritt zurücktrat.

Steh auf und schau zum Fenster hinaus nach dem Platze, von wo Du mit dem Schurken Antonio mir zu entfliehen versuchtest, sagte er mit gebietender Stimme, und winkte ihr nach dem Fenster hin; Whelika aber schloß die Augen und blieb regungslos liegen.

Du konntest Dich doch an dem Ufer hinaufschleppen, so kannst Du auch bis an das Fenster kommen, rief Sarzano mit wachsendem Zorn, sofort geh' an das Fenster!

Whelika aber rührte sich nicht.

Führt sie an das Fenster, schrie er nun in höchster Wuth den beiden Negerinnen zu, die sich hinter ihm in die Ecke des Zimmers zurückgezogen hatten, und diese sprangen herbei und legten Hand an die Indianerin.

Whelika sträubte sich, doch die starken Slavinnen hoben sie empor, und stellten sie vor dem Fenster nieder, während die Wilde die Augen geschlossen hielt.

Sieh einen Deiner Kameraden dort, wie er sich amüsert, ich habe große Lust, Dich ihm zur Gesellschafterin zu geben, fuhr Sarzano wüthend fort, als Whelika die Augen aufschlug und den Indianer am Leibe aufgehangen erblickte.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen, sie preßte beide Hände schaudernd vor ihre Augen, und stöhnte laut, dann aber wandte sie sich nach Sarzano um, sah ihn mit flammendem Blick an, und rief:

Ungeheuer, so thue es gleich, ich lache Deiner Gewalt, Deiner Wuth, hänge mich zu ihm, und befreie mich selbst aus Deiner Gewalt, damit ich dem ewigen Fluch, der Schande entgehe, mit Dir Nichtswürdigem, begraben zu werden.

Sarzano fuhr zusammen, und sein Blick sprühte Zorn und Wuth, dann aber zog ein boshafes Lächeln über seine Züge, und mit erzwungener Ruhe sagte er:

Gut, so kennst Du Dein Schicksal, der Kaplan, den Du verführtest, hat es Dir gesagt. Ja, Du sollst mit mir begraben werden, doch ich wollte Dich vorher tödten lassen, jetzt soll man Dich lebendig zu mir in den Sarg legen und Dich Tage lang mit mir im Forte stehen lassen, ehe

wir zusammen in den Fluß versenkt werden. Du sollst leben, sollst länger leben, als ich, und sollst bei Tag und bei Nacht den Augenblick im Gedächtniß halten, wo Du an meiner Seite ruhen wirst.

Dann wandte Sarzano sich zu den Negerinnen, und sagte:

Ihr verlaßt sie keinen Augenblick und steht mir mit Eurem Leben für das ihrige!

Whelika sank lautlos in die Kniee, und Sarzano verließ das Zimmer.



Wochen verstrichen, und weder das Fort, noch die Ansiedlung Louvencourts wurden durch die Indianer belästigt; während Sarzano aber deren Erscheinen mit blutdürstigem Verlangen entgegensah, schauten der Graf und die Seinigen mit Sorgen in die nächste Zukunft; denn auch ihre Jäger hatten wiederholt die Nachricht mit nach Hause gebracht, daß sie sehr viele Indianerspuren gesehen hätten.

Mit der allergrößten Vorsicht wurden die Arbeiten bei Louvencourts fortgesetzt; wenn die Leute in das Feld gingen, so geschah dies stets bewaffnet und in größerer Zahl, um sich im Fall eines Angriffs nach den Häusern zurückziehen zu können, auf die Jagd begaben sie sich gleichfalls nur in starker Mannschaft, und bei Allem, was unternommen wurde, rechnete man auf ein feindliches Zusammentreffen mit den Wilden.



Nur Moiré ging stets allein auf die Jagd und redete gegen alle Vorsichtsmaßregeln als vollständig unnöthig, denn Monocatoocha, sagte er, sei den Ansiedlern aufrichtig befreundet und würde niemals Etwas gegen sie unternehmen. Namentlich, sagte er, wäre das Ausstellen von Wachen während der Nacht gänzlich überflüssig und der Ansiedlung nachtheilig, da die Leute, wenn sie sich des Schlafes beraubten, bei Tage nicht zur Arbeit tüchtig seien.

Der Graf aber ließ sich durch die Reden des Halbindians nicht beirren und steigerte seine Vorsicht nur noch mehr.

Weit brauchten sich seine Leute ja überhaupt nicht von der Ansiedlung zu entfernen, denn Wildpret aller Art war in sehr großer Zahl ganz in der Nähe vorhanden, und der Fluß bot einen unerschöpflichen Reichthum an köstlichen Fischen und Schildkröten.

Es blieb aber immer ein Zustand der Unruhe und der Unsicherheit, der störend in das häusliche Leben eingriff und der nur mit der Aussicht auf eine Aenderung getragen werden konnte. Und auf diese Aenderung hoffte man mit dem Erscheinen der Freunde Ugahi's, von welchem man ja wußte, daß er seinen Verfolgern glücklich entgangen war.

Allabendlich, wenn der Graf mit den Seinigen vor dem leichten Flackerfeuer des Kamins saß und die kleine Sauvée bei ihnen umherspielte, wurde deren Vaters gedacht, und manch heißer Wunsch für dessen Rückkehr mit seinen Freunden wurde dann ausgesprochen.

Wenn der gütige Gott doch geben wollte, daß das Volk unseres wilden Freundes hierherkäme und die Herrschaft über diese wilden Länder erhielte, dann würden wir gewiß in Ruhe und Frieden das Glück genießen können, welches der Himmel uns in uns selbst gegeben hat, hub eines Abends die Gräfin an, während sie dem Indianerkind Nüsse auf den Fußboden vor das Kamin legte, und ihm einen Hammer gab, um dieselben damit zu öffnen.

Die Freunde Ugahi's werden kommen, Madelaine, sagte der Graf vertrauensvoll, denn die Treue und aufopfernde Anhänglichkeit unter den Indianern ist größer, als unter uns Weißen, sie stehen einander auf Tod und Leben bei, wenn auch diese edle Eigenschaft durch Grausamkeit gegen ihre Feinde wieder getrübt wird.

Ich fürchte, wenn sie kommen, wird manch schreckliches Blutbad zwischen ihnen und den Mingoos stattfinden.

Wird man es aber den Freunden Ugahi's verdenken können? entgegnete die Gräfin, haben sie durch die Vernichtung des Stammes unseres unglücklichen Freundes nicht eine schwere Strafe verdient?

Freilich, Madelaine, fuhr der Graf fort, wenn aber alle Verbrechen mit verdientem Lohne bestraft würden, was würde aus dem Ungeheuer werden, welches mit unsern und so vieler hundert Menschen Vermögen von Cap Hayti fortsegelte, und außer uns alle Uebrigen vor seinem Augen auf dem Strande niedermetzeln ließ? Für ihn würde es schwer sein, die gerechte Strafe zu bestimmen. Schon für das Unglück, welches er über uns gebracht hat, ist

kaum eine weltliche Strafe ausreichend; denn er trägt die Schuld an dem Tode unsrer armen Adelaide!

Armes Kind! seufzte die Gräfin, trocknete ihre Thränen, und fuhr dann, sich schnell sammelnd, fort:

Ja, mein Horace, in ihr lag die höchste Vollkommenheit unsres Glückes, doch glücklich, sehr glücklich sind wir ja noch immer in unsrer Liebe, und diese Seligkeit kann kein Mensch uns rauben.

Dabei legte sie ihre Hand auf die ihres Gatten, und sah ihn mit seelenvoller Innigkeit an, der Graf aber zog sie an sein Herz, und sagte:

Wer weiß, Madelaine, ob der Himmel unser Glück nicht doch noch erhöht und uns unsre Adelaide ersetzt!

Die Frau sah mit einer Freudenthräne im Auge zu dem geliebten Manne auf, und empfing seinen Kuß mit wonniger Hingebung.

Bald darauf hob sie heitern Tones wieder an:

Unsre Schätze will ich dem Manne gönnen, mögen sie ihn glücklich machen, nur von zwei Dingen thut es mir recht leid, daß ich sie nicht mehr besitze, obgleich sie in unsre jetzige Einrichtung wenig passen würden. Es sind die beiden schönen silbernen Candelaber, die Du mir als Braut zum Geschenk machtest, und dann der prächtige silberne Aufsatz, um Blumen zu halten, welchen Du mir bei unsrer Hochzeit gabst, beide waren mit dem Drachen aus Deinem Wappen verziert und an beide knüpften sich die glücklichsten Erinnerungen meines Lebens.

Gerade so geht es mir, Madelaine, entgegnete der Graf, immer, wenn ich an die verlorenen Reichthümer denke,

fallen mir diese Leuchter und der Aufsatz ein, ich glaube, ich würde sie unter tausenden wieder erkennen. Doch laß sie dahin sein, die Erinnerung an jene seligen Tage bleibt uns ja doch!

Da klopfte es an die offene Thür, und als der Graf sich nach ihr umschaute, erblickte er Moiré, welcher vor derselben stand, und sich verneigte.

Wollten Sie mich noch sprechen, Moiré? fragte der Graf sich erhebend, und schritt zu ihm hin.

Ich wollte mir auf einige Wochen Urlaub von Ihnen erbitten, Herr Graf, sagte der Halbindianer, ich erfuhr heute von einem Indianer, dem ich auf der Jagd begegnete, daß der Stamm, welchem meine Mutter angehörte und in welchem sich noch viele meiner Verwandten befinden, weit oben an dem Wachitafluß, wie der schwarze Fluß oberhalb des Fortes genannt wird, lagert, und sich einige Zeit dort aufhalten wird. Ich möchte meine Angehörigen gern einmal wiedersehen und bitte um die Erlaubniß, mich für diese Zeit von Ihnen entfernen zu dürfen.

Recht gern ertheile ich Ihnen die Erlaubniß dazu, antwortete der Graf, wollen Sie denn die Reise zu Fuß machen?

Es ist rathsamer, wenn auch beschwerlich, entgegnete Moiré, das Land dort oben ist vollständig mit dem dichtesten Urwald bedeckt, und sehr viel von sumpfigen Gewässern durchzogen, wo ein Reitthier kaum durchkommen kann, zu Fuß findet man allenthalben schon einen Pfad und ist im Stande, sich fortzuhelfen. Ich danke Ihnen für den Urlaub, und werde nach meiner Rückkehr

mich um so mehr bemühen, mir Ihre Gewogenheit zu verdienen. Ich will mich Ihnen gleich jetzt empfehlen, da ich vor Tage aufbrechen muß, um morgen einen langen Weg zurück zu legen.

Dabei verneigte sich der Halbindianer tief, und der Graf wünschte ihm glückliche Reise.

Gottlob, daß der Mensch sich von uns entfernt, hob die Gräfin an, als Moiré davongegangen war, er wird mir alle Tage mehr zuwider. Sein Blick ist mir unerträglich, denn es liegt in ihm eine, unter seiner Höflichkeit verborgene Frechheit, ein Etwas, das mich mit Schauder erfüllt.

Was mag er vorhaben? nahm der Graf das Wort, die Geschichte mit seinen Verwandten ist offenbar eine Unwahrheit, denn sein Gefühl für sie würde ihn keine Stunde Weges gehen lassen. Mag er aber thun, was er will, ich bin froh, daß er geht, und hoffe, daß er nicht wieder komme.

Alle Ansiedler, außer dem wachthabenden Posten, ruhten am folgenden Morgen noch im tiefen Schläfe, und noch zeigte sich kein Schimmer des nahenden Tages, als Vaillant vor dem Hause seines Herrn, wo er an der Kette lag, seine Stimme wüthend erschallen ließ und alle Schläfer in der Niederlassung aus ihrer Ruhe weckte.

Moiré, den der Hund nicht leiden konnte, war aus seiner Wohnung getreten, und wollte sich entfernen. Er ging leise dem Thore zu, welches zwischen zwei Blockhäusern angebracht war und bei welchem ein Wachtposten auf- und abging. Als er aber zu demselben trat, um ihn zu

bitten, das Thor zu öffnen, stand auch Lazare schon bei demselben.

Guten Morgen, Lazare, sagte der Halbindianer zu ihm, Sie werden für einige Wochen von meiner Gegenwart befreit, ich will Verwandte oben im Lande besuchen.

So wünsche ich Ihnen glückliche Reise, antwortete der Haushofmeister kalt, und öffnete selbst das Thor für ihn.

Ich danke Ihnen, sagte Moiré hinausschreitend, worauf Lazare eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe machte, und das Thor hinter dem ihm verhaßten Menschen schloß.

Wart nur, schwarzer Goliath, wir sprechen uns wieder! murmelte der Halbindianer, und hob die Faust nach dem Thore hin, als er in dem Duster des Morgens davon schritt.

Er nahm seinen Weg in der That an dem Flusse hinauf, aber nicht, um seine Verwandten zu besuchen, sondern, um sich zu Monocatoocha zubegeben, welcher sein früheres Lager weiter südlich verlassen und zwischen der Ansiedlung und dem Fort ein neues aufgeschlagen hatte. Dasselbe lag einige Meilen westlich von dem Flusse an dem Saume des Waldes, wo derselbe an die unabsehbare Prairie grenzte.

Moiré verließ, als der Tag kam, das Ufer des Flusses, und schlug einen Büffelpfad ein, welcher in den Wald führte. Mit eiligen Schritten folgte er demselben hin und her durch das dichte Gehölz, und wehrte links und rechts die Büsche zur Seite, von denen der Thau wie Regen auf ihn niederrieselte, so daß er bis auf die Haut durchnäßt

wurde. Er hatte aber ein Tuch um das Schloß seiner Büchse gewunden, damit dasselbe nicht naß werde, für sich selbst fragte er nicht danach.

Die Sonne stand im Zenith, als er den Saum des Waldes erreichte, und nun demselben folgte, bis er bald darauf einen Hügel betrat, von wo aus er das Lager des Mingoe-Königs erblickte.

Es war sehr belebt, vor allen Zelten hatten sich große Mengen von Indianern gesammelt, und unzählige Pferde und Maulthiere weideten in Heerden weit in die Prairie hinaus.

Als der Halbindianer das erste Zelt erreichte, riefen ihm die Leute in dessen Nähe einen jubelnden Willkommen zu, und der Name Moiré flog von Mund zu Mund bis zum Zelte Monocatoochas.

Der wilde König stieß in seiner Freude, den erwarteten Freund zu erblicken, einen geltenden Schrei aus, und ging ihm dann entgegen, um ihn zu bewillkommen.

Nach geschehener Begrüßung zeigte Monocatoocha mit der Hand nach den Zelten hin, und sagte:

Sieh hin, Moiré, und erkenne meine Macht, Monocatoocha ist der größte König. Noch sind nur Mingoe-Krieger hier, und doch zähle ich schon über dreihundert. Wenn die Miami's kommen, so bringen sie noch eben so viele mit, und ich brauche die Shawnees und die Delawaren nicht zu fürchten.

Der Spanier Sarzano soll mir aber jetzt mein Kind und seinen Scalp geben, und sein Fort soll der Erde gleich gemacht werden.

Darum bin ich gekommen, und will Dir mein Wort lösen, Dir dabei zu helfen, sagte Moiré, doch Du darfst nicht auf die Miami's warten, die wenigsten von ihnen werden erscheinen; was Du thun willst, thue bald, sonst ziehen die Mingoe-Krieger wieder davon. Der Büffel wird nach wenigen Jagdtagen aus der Umgegend verschwinden, Hirsche und Antilopen fliehen in die Wälder und die vielen Krieger haben Nichts zu essen. Verliere jetzt keinen Tag mehr. Laß uns zuerst das Fort stürmen, dann laß uns die Schätze des Franzosen theilen, und dann ziehe fort, ehe die Shawnees und die Delawaren kommen, sonst möchtest Du nicht viele Krieger behalten.

Du hast weise geredet, sagte der König, morgen wollen wir in die Nähe des Forts ziehen, und in der Nacht, wenn die Spanier schlafen, wollen wir es stürmen. Ich muß mein Kind, meine Whelika, befreien, und mir den Scalp Sarzano's holen.

Während des ganzen Tages waren die Krieger und auch die Weiber emsig beschäftigt, sehr lange, schmale Leitern zusammenzubinden, leicht, doch stark genug, um *einen* Mann zu tragen und ohne große Anstrengung von *einem* getragen zu werden.

Am Abend, als die Sonne sich neigte, hielt der König Musterung über sein Heer. Er saß vor seinem Zelte und rauchte wohlgefällig aus einer langen Pfeife die Blätter des Sumach-Baumes, während Moiré an seiner Seite saß, und die Krieger zwei und zwei in langem Zuge von der Seite herangeschritten kamen. Die ersten zweihundert waren nur mit Bogen und Pfeilen und der Streitaxt



bewaffnet, und trugen jeder eine lange schwanke Leiter, die darauf folgenden hielten aber statt der Leitern lange Lanzen über sich empor, an deren Spitze rothe Lederbänder flatterten. Alle hatten sich mit der Farbe des Krieges geschmückt, das heißt, sie hatten ihre Gesichter mit allen Farben auf das Scheußlichste bemalt, so daß sie eher Teufeln, als Menschen ähnlich sahen.

Es waren größtentheils junge kräftige Männer, doch befanden sich an ihrer Spitze eine Anzahl alter Krieger, welche gleichfalls, statt der Leitern, Lanzen trugen.

In langsamem Schritte zogen sie schweigend an dem Könige vorüber, und als der letzte von ihnen davonschritt, sagte dieser zu dem Halbindianer:

Glaubst Du nun noch, daß die Shawnees und die Delawaren die Herzen der Mingoos erbeben lassen könnten?

Die Mingoos werden nicht vor ihnen erbeben, antwortete Moiré, sie werden aber ihrer Uebermacht erliegen müssen, denn Du weißt, daß die Shawnees und Delawaren für die Amerikaner gegen die Engländer tapfer gefochten haben, daß sie in den Diensten der Amerikaner stehen, um zwischen ihnen und den feindlichen Indianern zu unterhandeln, und daß die Amerikaner sehr vielen von ihnen Büchsen gegeben haben und sie mit Pulver und Blei versorgen; ihre Kugeln fliegen weiter und sicherer, als die Pfeile der Mingoos. Außerdem werden die meisten der hier versammelten Krieger nur so lange bei Dir bleiben, wie Du ihnen zu essen giebst, sobald sie hungern, ziehen sie selbst wieder auf die Jagd. Ich rathe Dir, sobald wir das Fort gestürmt und uns die Schätze

des Franzosen getheilt haben, von hier fortzuziehen, damit Dich die Shawnees und die Delawaren nicht finden; lange werden sie nicht hier bleiben, denn sie lieben die weiten Prairien des Westens.

Dein Rath ist gut, wenn er auch das Herz Monocatoocha's nicht erfreut, sagte der König mit finsterem Blick, doch mein Kind, meine Whelika, wird meine Stirne wieder glätten und mein Herz wieder froh schlagen lassen.

Es begann düster zu werden, als verschiedene Abtheilungen Indianer von der Jagd heimkehrten, und eine ganze Karavane von Maulthieren mit sich führten, welche schwer mit Büffelfleisch beladen waren.

Die Bürde wurde den Thieren hier und dort in dem Lager abgenommen, und die Weiber eilten herzu und holten Vorräthe von dem Fleische nach ihren Zeiten, wo sie dasselbe an die Bäume des Waldes aufhingen.

Alle Lagerfeuer loderten hell auf, und um sie her streckten sich die Krieger in das hohe Gras, um sich von den Weibern bedienen zu lassen und ihre Abendmahlzeit zu verzehren.

Dann erloschen die Feuer, und die nächtliche Ruhe legte sich über das Lager.

Mit dem heranziehenden Morgen aber waren schon wieder viele Jäger zu Roß, und eilten mit ihren Packthieren davon, um Büffel zu erlegen und die Vorräthe an Fleisch zu vermehren, von denen ein großer Theil dann während des Tages von den Weibern in dünne Scheiben geschnitten und über Holzrauch in der Sonne getrocknet

wurde, damit sich die Krieger für ihren Zug gegen das Fort mit Lebensmitteln versorgen könnten.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

*Der Kriegszug. – Eiserner Wille – Der späte Besuch. – Der Allarmschuß. – Der Kampf. – Das Siegesgeschrei. – Die Flucht. – Der Pfeil. – Der Arzt. – Die Wuth. – Das große Grab. – Trauer. – Die Häuptlinge.*

Der Tag verstrich mit den letzten Vorbereitungen zum Kampfe, bis die Sonne sich senkte und Monocatoocha den Kriegsruf durch das Lager erschallen ließ.

Schnell traten die Männer in langem Zuge zusammen, der König und Moiré schritten an ihre Spitze, und schweigend bewegte sich die grimme Schaar in den Wald und folgte einem Büffelpfad durch denselben in der Richtung nach dem Forte hin.

Die Nacht war im Hereinbrechen, als die Indianer eine Meile oberhalb des Fortes an dem schwarzen Flusse anlangten, wo dessen Wasser seicht und leicht zu durchschreiten war. Hier ließ Monocatoocha Halt machen, um seine Befehle zum bevorstehenden Angriffe auf die Festung Sarzano's zu geben.

Fünzig Mann theilte er von seiner Schaar ab, sie sollten am Flusse hinab bis gegenüber der Südspitze des Fortes ziehen, dort mit ihren Leitern leise durch die Fluth schwimmen, und an dem vordern Thore die Mauer zu ersteigen suchen, sobald durch einen Kanonenschuß ihnen das Zeichen zum Angriff gegeben werde. Namentlich aber sollten sie dabei ihr lautes Kriegsgeschrei ertönen

lassen, um den Spaniern glauben zu machen, daß bei ihnen die Hauptmacht der Indianer versammelt sei.

Der König wollte selbst den Angriff auf die Nordseite der Festung leiten, und den Graben und die Mauern mit seinen Kriegern übersteigen.

Darauf überschritt er den Fluß mit der Hauptmacht, und die Abtheilung zog geräuschlos auf dem Ufer am Strome hinab.

Es war eine stockfinstre Nacht, und Sarzano saß noch spät mit Kapitain Torrejon auf dem Söller seines Hauses, um sich von der schwülen Hitze des Tages zu erholen.

Die feigen Hunde wagen es nicht, uns anzugreifen, sagte Sarzano verächtlich, der Hunger wird sie wohl wieder auseinander getrieben haben.

Ich glaube das nicht, denn vor einigen Tagen haben unsere Jäger ja noch ihre Lagerfeuer wenige Meilen von hier an der Westseite des Waldes brennen sehen, und wie sie sagten, sollen es sehr viele Feuer gewesen sein, antwortete Torrejon, der alte Monocatoocha setzt Leib und Leben daran, um seine Tochter zu befreien, und wenn die Wilden in großer Menge bei dem hintern Thore die Mauern erstiegen, so würden unsre Leute kaum ausreichen, sie zurückzuhalten.

Sie müssen erst über die Außenmauer in den Graben hinein und dann an dem hohen Wall hinauf, und dabei sind sie von beiden Seiten dem Kartätschenfeuer ausgesetzt, entgegnete Sarzano ruhig, und fügte lachend noch hinzu:

Erst wenn der Graben mit ihren Todten angefüllt ist, wird es möglich, und dann werden nicht Viele mehr Lust haben, meinen Soldaten auf dem Walle noch einen Besuch abzustatten.

Es ist ein großer Fehler bei Anlage des Fortes, daß der Graben nicht tief genug gemacht wurde, um von beiden Seiten das Wasser der Flüsse in sich aufzunehmen, versetzte Torrejon.

Das würde Riesenarbeit gekostet haben, denn das Erdreich steht dort mehr als fünfzig Fuß über dem Wasserspiegel, sagte Sarzano; gegen dieses Gesindel ist das Fort übrig stark genug. Lassen Sie unsre Leute außer den doppelten Posten sich nur schlafen legen, der unnöthige Nachtdienst hat sie ermüdet.

Wäre es nicht gut, Excellenz, wenigstens bei den beiden Geschützen an dem Graben Mannschaft zu lassen? fragte Torrejon.

Unnöthig – es kommt kein Feind, und wenn er es doch wagen sollte, so haben wir Zeit genug, die Kanonen zu bemannen. Gehen Sie auch zur Ruhe Kapitain, Sie haben sich in letzter Zeit gleichfalls unnöthig zu viel Schlaf entzogen, antwortete Sarzano.

Was ich für die Sicherheit Eurer Excellenz thue, ist nicht unnöthig und geschieht mit Freuden, versetzte Torrejon mit einer Verbeugung.

Und wie ich für Ihre Sicherheit thue, Kapitein, thue ich in eigenem Interesse, entgegnete Sarzano, ich muß Sie mir erhalten Sie wissen, Sie haben meinen letzten Willen auszuführen.

Und treulich werde ich es thun, mag es mir der Himmel aber noch lange Jahre ersparen, sagte der Kapitain.

Wir sind sterblich; gegen das Schicksal reicht unser Wille, reicht unsere Kraft nicht hin. Das Eine aber will ich im Leben und noch im Tode erzwingen, diese nichtswürdigen Halbmenschen sollen mich nicht von diesem meinem Posten vertreiben.

Bei diesen Worten stand Sarzano auf, reichte dem Kapitain die Hand, und sagte dann:

Nun schlafen Sie wohl – bis morgen!

Darauf schritten Beide die Treppe hinab bis an den Gang, wo sich die Wohnung des Generals befand, dieser sagte dem Kapitain nochmals gute Nacht, und begab sich dann in sein Zimmer, welches durch eine Lampe erleuchtet war.

Whelika hatte, auf dem Divan hingestreckt, geschlummert, schreckte aber, als der Tritt Sarzano's im andern Zimmer ertönte, auf, und sah bei dem matten Schein der kleinen Lampe vor dem Spiegel ängstlich nach der Thür hin. Dieselbe blieb geschlossen, doch hörte sie den verhaßten Mann in seinem Zimmer auf und nieder schreiten. Dann schaute sie nach den beiden gleichfalls verhaßten Negerweibern, welche an dem andern Ende des Gemachs auf dem Fußboden in festem Schläfe lagen, und mit einem zitternden, tiefen Athemzug richtete sie ihren verzweifelnden Blick über sich, und faltete krampfhaft und bebend ihre Hände.

Seit ihrem verunglückten Fluchtversuch hatte sie entsetzliche Tage verlebt, ihre Wunde am Fuße war zwar

wieder geheilt, ihre Seele aber war in noch tiefere Verzweiflung gesunken, als früher, denn damals hatte sie immer noch einen Hoffnungsfunken in ihrer Brust getragen, daß sich eine Gelegenheit finden werde, zu entfliehen, es war ihr gelungen, Sarzano glauben zu machen, daß sie sich mit ihrer Lage befreundet habe, und sie hatte dadurch mehr und mehr Freiheit erhalten, jetzt aber war jede Hoffnung in ihr erloschen, denn sie durfte ihr Zimmer nicht mehr verlassen, und Sarzano selbst hatte sie nicht wieder mit sich auf den Söller genommen, aus Furcht, sie möchte sich von demselben in den Hof hinabstürzen, um sich das Leben zu nehmen, und so hatte sie die Wochen in Schmerz, in Elend und in Verzweiflung verbracht.

Mit ängstlich verhaltenem Athem hatte sie lange Zeit dem Tritt Sarzano's im Nebenzimmer gelauscht, als derselbe sich plötzlich der Thür zuwandte, und dieselbe sich öffnete.

Sarzano trat herein, und warf einen wilden, wenn auch nicht zornigen Blick auf die Indianerin. Dann kehrte er sich nach den schlafenden Negerinnen, stieß sie mit dem Fuße an, und winkte ihnen, das Zimmer zu verlassen.

Whelika erbebte, sie senkte ihr Haupt und sah vor sich nieder, während die Negerweiber sich aus dem Zimmer entfernten und die Thür hinter sich schlossen.

Isabella, Du hast Dein eignes Glück mit Füßen getreten, hob Sarzano jetzt mit erzwungen ruhigem Tone an, Du hast meine Güte, mein Vertrauen mißbraucht, und



hast meine Liebe mit Undank belohnt. Deine Gunst war das Einzige in der Welt, was ich auch ohne Zwang zu besitzen wünschte. Ich habe vergebens danach gerungen, habe mich vergebens bemüht, Deine Zuneigung mir zu erwerben, und dies war die Ursache, daß ich dem Bösewicht Antonio sagte, ich wollte Dich mit mir in *einem* Sarg begraben lassen. Deine Zuneigung, Deine Liebe allein konnten diesen meinen Beschluß ändern. Du hast sie mir vorenthalten, und hast durch Dein undankbares Benehmen nur meinen Beschluß noch geschärft. Sage mir, soll er so bleiben, oder willst Du, daß ich ihn ändere?

Dabei war Sarzano nahe vor die Indianerin getreten, seine Stimme war immer milder und sein Blick immer glänzender geworden, doch Whelika gab ihm keine Antwort und schaute regungslos vor sich nieder.

Ist das alle Antwort, die Du mir geben wirst, sagte Sarzano jetzt mit dumpfer Stimme, und seine buschigen Brauen zogen sich finster zusammen, doch die Indianerin rührte sich nicht, und schwieg.

Hörst Du mich nicht, Isabella, soll ich anders zu Dir reden? fuhr er mit zorniger Stimme fort, und erfaßte ihre Schulter, da zuckte Whelika, wie von einer Natter gebissen, zusammen, setzte sich Sarzano von sich abwehrend, empor, und rief entsetzt:

Zurück, Ungeheuer, thue was Du willst, ich fürchte Dich nicht, ich hasse, ich verachte Dich nur, und Dein Zorn, Deine Wuth sind mir lieber, als Deine weichen Schlangenworte; doch Sarzano ließ sich neben ihr nieder, erfaßte sie mit seinem Arm und zog sie an seine Brust; da

fiel ein Schuß, und noch ein zweiter, und ein Geheul wie Stimmen der Hölle schallte durch die Festung.

Ha – da sind sie, die Hunde, jetzt sollen sie bluten! schrie Sarzano aufspringend, und stürzte zur Thür hinaus in sein Zimmer, wo er sein Schwert umschnallte, und seinen Federhut auf den Kopf warf, und dann in den Gang und nach der Treppe rannte.

Dort standen die beiden Negerweiber, und bei ihnen vorüberstürmend, rief er ihnen zu:

Hinein zu Isabella – mit Eurem Leben steht Ihr mir für sie!

Sogleich hatte er den Hof erreicht, und von der vordern und hintern Seite des Fortes zugleich drang das furchtbare Kriegsgeschrei der Indianer zu seinem Ohr, während die Soldaten aus ihren Häusern hervorstürzten, und auf ihre Posten eilten.

Einen Augenblick blieb Sarzano stehen, ungewiß, wohin er sich zuerst wenden wolle, da blitzte es an der Nordseite, und der Donnerkrach einer Kanone erschütterte das Fort.

In wenigen Augenblicken gelangte Sarzano dort zu dem Wall, und fand seine Soldaten schon im Kampfe mit den Wilden, welche in großer Zahl die Außenmauer überstiegen hatten, auf ihren Leitern in den Graben hinunter geeilt waren und jetzt den hohen Wall erklommen, wo die Spanier sie mit Bajonetten und Hellebarden zurücktraten und in den Graben hinunter stürzten.

Wie ein dunkler Strom drangen die Wilden aber unaufhaltsam über die Außenmauer in den Graben hinab, und

von Außen drängte sich ihre dichte Menge heran, während in dem Graben die dunkeln Gestalten in der Finsterniß der Nacht wie eine schwarze Masse hin und her wogten. Dabei erfüllte ihr Wuthgebrüll und der Donner der Kartätschenschüsse nach dem Graben die Luft, während die Kanonen auf dem Walle ihren Eisenregen in die Masse der herandrängenden Wilden außerhalb des Fortes schleuderten. Nur ein fortwährender Hagel von Pfeilen und Mord und Todesschreien waren die Antworten der Indianer, deren Leichen sich in dem Graben häuften, während ihre Kameraden über sie weg immer wieder gegen den Wall vordrangen.

Die Spanier aber waren sämmtlich mit eisernen Kürassen versehen, an denen die Geschosse der Wilden harmlos zerbrachen, so daß nur der Kopf und die Arme, welche über der Wallmauer hervorragten, einer Gefahr ausgesetzt waren.

Trotz dem Kanonen- und Gewehrfeuer mehrte sich die Zahl der Stürmenden und die Wuth derselben von Augenblick zu Augenblick, und trotz dem schützenden Kürass wurden viele Spanier durch Pfeilschüsse kampfunfähig, doch Kapitain Torrejon führte selbst ein furchtbares Schwert, und stürzte bald hier bald dort die Wilden in den Graben hinab, während Sarzano's Klinge gleichfalls Tod und Verderben unter sie schleuderte.

Sein Schlachtruf übertönte noch das Kriegsgeschrei der Indianer, und wo diese über dem Walle auftauchten, stürzte er ihnen mit seinen Spaniern entgegen.

So wogte der Kampf auf der Nordseite der Festung immer noch zum Nachtheil der Stürmenden, als plötzlich an der Südspitze des Fortes lautes, gellendes Siegesgeschrei der Wilden ertönte, und Sarzano dorthin stürmte, um zu sehen, ob dort Gefahr drohe.

Während dieser ganzen Zeit hatte Whelika, wie erstarrt, regungslos auf dem Divan gesessen, und hatte flammenden Blickes dem Donner der Geschütze und dem Kriegsgeschrei ihres Volkes gelauscht, während die beiden Negerinnen an der Thür standen und die Gefangene im Auge hielten.

Da drangen die Siegesrufe der Mingoos in das Gemach, und Whelika schoß empor.

Gesiegt, gesiegt, die Mingoos haben gesiegt! schrie sie mit jubelnder Stimme, und stieß selbst einen gellenden Siegeschrei aus, mein Vater kommt – Sarzano und Ihr Alle im Fort müßt jetzt sterben! schrie sie wieder, da rissen die Negerweiber die Thür auf, und sprangen von Schrecken und Entsetzen ergriffen, davon.

Whelika stürzte ihnen nach die Treppe hinab und aus dem Hause, in dem Augenblick, als Sarzano vorüber gerannt war. Mit wenigen fliegenden Sätzen hatte sie die Höhe der Mauer erreicht, von wo sie mit dem Kaplan in den Fluß gesprungen war, noch einen Blick nach Sarzano hin, und hinunter schoß sie in die dunkle Fluth.

Die Wilden hatten den Wall an der Südspitze des Fortes erstiegen, Mann gegen Mann waren sie mit den Spaniern im Kampfe, und Fuß für Fuß wichen diese vor ihnen zurück, als Sarzanos furchtbare Stimme durch die

Siegesrufe donnerte, und er zwischen seinen Soldaten hindurch sich unter die Indianer stürzte.

Nach allen Richtungen hin blitzte sein langes Schwert auf die Köpfe der Feinde nieder, mit neuem Muth drangen seine Leute wieder vor, und die Wilden wurden niedergehauen, oder stürzten sich fliehend von dem Walle hinab, da zischte ein Pfeil durch Sarzano's linkes Auge tief in seinen Kopf hinein, und taumelnd und mit einem Zetergeschrei wankte er zurück.

Mit beiden Händen hatte er den Pfeil erfaßt, und wollte ihn im ersten Augenblick heraus ziehen, er saß aber so fest in dem Knochen eingeklemmt, und der Schmerz war ein so rasender, daß er die Hände auf beide Seiten seines Kopfes preßte, und den Soldaten zuschrie:

Führt mich nach meinem Zimmer und ruft den Arzt!

Blitz und Donner der Kanonen folgten sich jetzt ununterbrochen auf allen Seiten der Festung, und erschütterten sie in ihren Grundmanern, und der Pulverdampf rollte sich in dichten Wolken über ihr empor, die Wilden hatten den Sturm aufgegeben, und die Spanier, jetzt ihres Sieges gewiß, bedienten nun alle Geschütze, die sie den, in der Dunkelheit davon ziehenden Feinden nachrichten konnten, als Sarzano, von zwei Soldaten aufrecht gehalten, langsam vorwärts wankend, sein Haus erreichte, und gesenkten Hauptes den furchtbaren Pfeil in seinem Auge herabhängen ließ.

Unter den entsetzlichsten Schmerzen erstieg er die Treppe, und gelangte in sein Zimmer, als Torrejon bestürzt mit dem Doctor ihm folgte, und ausrief:

Heilige Mutter Gottes – Sie verwundet, Excellenz?

Ja, ja – die Hunde haben mich zum Grabe reif gemacht, schrie Sarzano unter den schrecklichsten Qualen, ziehen Sie mir den Pfeil aus dem Auge, Doctor, ich ertrage den Schmerz nicht länger!

Dabei zuckte und bebte er an allen Gliedern und hielt die Arme der ihn stützenden Soldaten krampfhaft umklammert.

Der Arzt war ängstlich zu ihm getreten, und legte seine Finger leise an den Pfeil, da schrie Sarzano, wie rasend:

Sie bringen mich um – heraus mit dem Pfeil!

Der Doctor, von der wüthenden Stimme des Mannes getrieben, faßte das Geschöß und riß es mit all seiner Kraft heraus, er hatte den Schaft in der Hand, doch die Spitze des Pfeiles blieb in dem Kopf zurück, und ein dicker Blutstrahl schoß aus dem Auge des Generals hervor.

Mit einem durch Mark und Bein dringenden Schrei schlug Sarzano beide Hände vor sein Gesicht, und stand im Krampfe zitternd einige Augenblicke da, dann zeigte er nach seinem Ruhebett, und die Soldaten leiteten ihn nach demselben hin.

Unter Stöhnen und Aufschreien sank er auf das Lager nieder, und um ihn standen seine Begleiter, in stummen Entsetzen auf die lange, bebende Gestalt des Ritters schauend, da raffte dieser plötzlich seine letzte Kraft zusammen, und schrie mit keuchender Stimme:

Bringt Isabella hierher an mein Lager, legt ihr Ketten an, damit sie lebendig mit mir in meinen Sarg gelegt werde, denn es ist aus mit mir – Torrejon, halten Sie Ihren Schwur!

Dieser wandte seinen Blick nach der Thür, welche zu Whelika's Gemach führte, und war erstaunt, zu sehen, daß sie weit offen stand, hastig schritt er in dieselbe hinein, doch die Indianerin war verschwunden.

Isabella ist nicht in ihrem Zimmer, die Thür steht weit offen, Excellenz, sagte Torrejon zu Sarzano, da sprang dieser wie ein Rasender von seinem Lager auf, streckte seine Arme krampfhaft zitternd nach der Thür, und stürzte mit den Worten:

Wo ist sie, die Verwünschte, die Verfluchte, die Vermaledete? – fort – entflohen – frei! in das Zimmer, und fiel dort machtlos zu Boden.

Schnell hob man ihn auf und trug ihn auf sein Lager zurück. Sarzano aber versuchte es, sich emporzurichten, und schrie:

Lassen Sie die Negerweiber aufhängen, Torrejon, lassen Sie sie zu Tode foltern, lassen Sie ihnen ein Glied nach dem andern abschneiden – Isabella fort, und ich muß allein in meinen Sarg!

Der Kapitain suchte ihn zu beruhigen, versprach ihm seine Befehle auszuführen und machte ihm Hoffnung, daß man die Indianerin wieder einfangen würde, doch Sarzano tobte und wüthete fort bis er die Kraft zu reden verlor, und nur noch murmelnd um sich schlug.

So raste er fort, der Kanonendonner verhallte, eine Todtenstille legte sich über die Festung, und als das Morgenroth am Himmel aufzog, war ihr Commandant, der General Don Sarzano, eine Leiche.

Torrejon trat in seine Stelle, beschloß aber, sofort ein Boot zu bemannen und nach New-Orleans zu senden, um sich von dem Generalgouverneur Don Ballarta y Zum-pango weitere Befehle zu erbitten.

Noch war die Sonne nicht aufgestiegen, als das Boot mit der Depesche an den Generalgouverneur abfuhr, und dann begann Torrejon, die todten und verwundeten Indianer in den Fluß werfen zu lassen. In dem Graben allein lagen über hundert derselben, und außerhalb der Festung fand man noch über fünfzig, welche alle, viele noch lebend, der Fluth übergeben wurden.

Auch die Spanier hatten einige zwanzig Todte, welche hinter dem Forte zur Erde bestattet wurden, so daß, als der Abend kam, nur noch die Leiche Sarzano's zu begraben war.

Der große zinnerne Sarg wurde geöffnet, und der General, wie er es befohlen hatte, in voller Uniform mit seinem Schwerte und mit seinem Federhut hineingelegt, dann wurde er fest geschlossen, durch das vordere Thor an das Ufer des Flusses gezogen, und mit Stricken zwischen zwei Schiffe gehängt.

Die Sonne war versunken, die Schatten des Urwaldes hatten sich über die Festung gestreckt, und die spanische Flagge hing, halb an ihrem Stabe herabgelassen, regungslos über dem Söller von der verlassenen Wohnung



des Generals, als die Mannschaft, Torrejon an ihrer Spitze, die Schiffe bestieg, die gedämpften Trommeln den Trauermarsch schlugen, und der Commandant nach seinem großen Fluthengrab gefahren wurde. In kurzer Entfernung unterhalb der Festung wurde auf dem, von ihm selbst bestimmten Platz angehalten, und unter dem Donner sämmtlicher Geschütze des Fortes sank Don Pedro Sarzano in die Tiefe des Stromes hinab, um noch in spätem Jahren der Nachwelt zu der Benennung dieses Theils des schwarzen Flusses, Sarzano's Grab in schauerlicher Erinnerung zu bleiben.



Die Indianer waren in wilder Flucht vor den ihnen folgenden Kartätschen in den Wald hinter dem Feld des Fortes gerannt, und blieben, da ihnen jetzt schwere Kugeln nachgesandt wurden, welche die Aeste der Bäume zersplitterten und unter sie warfen, noch im Laufen, bis sie die Furt am schwarzen Fluß erreichten. Dort machte Monocatoocha Halt, um seine Krieger wieder um sich zu sammeln. Deren Zahl war über die Hälfte zusammengesmolzen, und unter denen die mit dem Leben davon gekommen waren, befanden sich sehr viele Verwundete.

Der König hatte sich, mit dem Haupt in seine Hände gesenkt, unter eine alte Cypresse, welche mit ihren Wurzeln weit in den Fluß hinein stand, niedergesetzt, und stieß von Zeit zu Zeit laute Klagen aus, denn er hatte in

den vielen Kriegern einen großen Theil seiner Macht geopfert, und doch weder sein Kind, seine Whelika, befreit, noch seine Rache an dem verhaßten Spanier gekühlt.

Je mehr das Dunkel der Nacht verblich, um so deutlicher erkannte er in der geringen Zahl seiner Krieger den ungeheuren Verlust, den er erlitten hatte, und immer einzelner fanden sich die Nachzügler, meist Verwundete, bei ihm ein.

Auch Moiré kam erst, als der Tag heraufzog, angeschritten und brachte noch eine kleine Zahl Krieger mit sich.

Monocatoocha's Herz ist schwer, sagte der König, zu ihm mit traurigem, niedergeschlagenem Tone, er hat seine besten Krieger verloren, und doch sein Kind nicht gerettet, und der Spanier lacht seiner Ohnmacht.

Der Kriegsgott ist gegen Dich gewesen, entgegnete Moiré, es ist Deine Schuld nicht, daß Du nicht gesiegt hast, die Mingoos haben brav gefochten. Doch was diesmal nicht glückte, kann ein anderes Mal gut gehen!

Du vergissegst, daß es viele Jahre erfordert, bis mir aus einem Kinde ein Krieger erwächst, und wenn ich noch einmal das Fort stürmte, so könnte ich ohne Krieger in mein Lager ziehen und die Weiber und die alten Männer auf die Jagd schicken, um nicht zu verhungern, fuhr Monocatoocha fort. Die Shawnees und die Delawaren würden, wenn sie jetzt kämen, leichtes Spiel mit mir haben.

Darum laß uns bald die Schätze des Franzosen theilen, und dann ziehe fort hinauf in die Berge an der Waschita, dorthin, wo das Wasser kochendheiß aus der Erde quillt,

dort können die Feinde Dich nicht finden, sagte der Halbindianer.

Um die Schätze des Franzosen mit Dir theilen zu können, muß ich wieder Krieger opfern, denn er hat viele Diener, und alle schießen Kugeln, antwortete der König, und setzte noch hinzu: Ich darf nicht einen Krieger mehr verlieren.

Das sollst Du auch nicht, wir müssen durch List siegen, ich werde Dir, wenn sie Alle in der Ansiedlung schlafen, Eingang in dieselbe verschaffen, so daß Deine Krieger die Franzosen tödten können, ohne einen Mann zu verlieren, versetzte Moiré beruhigend und aufmunternd, doch der König versank wieder in trübe Gedanken und schwieg.

Bald darauf gab er das Zeichen zum Aufbruch, und wie ein Trauerzug setzte sich die entmuthigte Schaar wieder in Bewegung, durchschritt den Fluß und folgte dem Büfelpfad durch den Wald, auf welchem sie am verflommenen Abend hierher gelangt war.

Die Sonne schoß ihre Strahlen vom hohen Himmel herab über die in allen Blütenfarben schillernde Prairie jenseits des Urwaldes, als der König mit seinem zertrümmerten Heere sein Lager erreichte, und die alten Männer und die Weiber ihn schweigend empfingen, denn die niedergeschlagene Haltung des zusammengeschmolzenen Heeres hatte ihnen schon von Weitem den Ausgang des Kampfes verkündet.

Laute Wehklagen und wildes Schmerzgeheul der Weiber, die ihre Männer unter den Kriegern vermißten, erfüllten jetzt die Luft und schallten weit in den Wald hinein. Die zurückgekehrten Streiter legten sich traurig bei ihren Lagerfeuern nieder, und der König hatte sich in sein Zelt verborgen, als die Häuptlinge der durch ihn zu Hülfe gerufenen Mingoestämme zusammen vor dasselbe traten und mit ihm zu reden verlangten.

Monocatoocha trat zu ihnen bei sein Lagerfeuer, und der älteste der Häuptlinge begann:

Du hast die Mingoestämme zu Hülfe gerufen um die gemeinschaftlichen Feinde, die Spanier, aus diesem Lande zu vertreiben, und wir sind Deiner Stimme gefolgt. Der Kriegsgott aber ist Dir nicht gut, Du hast Dir seinen Zorn zugezogen, und wir haben darum unsre besten Krieger verloren, ohne die Spanier zu besiegen. Wir können Deiner Stimme nicht wieder zum Kampfe gegen unsre Feinde folgen, und ziehen, um unsre gefallenen Kameraden trauernd heim zu unsern Frauen und Kindern, um sie jammern und klagen zu hören.

Monocatoocha hat von seinen eigenen Kriegern mehr verloren, als Ihr, und seine Klage um sie und sein Kind ist stärker, als die Eurige. Er will nicht mehr gegen die Feinde der Mingoës kämpfen und will denselben deren Land überlassen. Zieht hin, möge Euch der Jagdgott freundlicher sein, als der Kriegsgott, antwortete der König in tiefster Betrübtheit und ging in sein Zelt zurück.

DREISSIGSTES KAPITEL.

*Die zurückgekehrte Tochter. – Der Kanonendonner. – Der Unwillkommene. – Wachsamkeit. – Die nächtlichen Arbeiter. – Der treue Hund. – Der Kampf im Dunkeln. – Die Wilden. – Kampfbereit. – Der Rettungsbote. – Der Sturm. – Das Gefecht. – Die Shawnees und Delawaren. – Der Verwundete.*

Die Häuptlinge hatten sich zu ihren Kriegern zurückbegeben und machten Vorbereitungen zu ihrer Abreise, als plötzlich das Klagen und Schreien der Weiber im Lager verstummte und lauter Jubel von einem Ende bis zum andern ertönte.

Der König und Moiré sprangen aus dem Zelte und schauten verwundert um sich, da sahen sie einen Trupp Indianer am Waldsaume sich dem Lager nahen, welchem die Weiber jauchzend entgegen liefen, und erkannten jetzt Whelika, wie sie in fliegendem Laufe ihre Begleiter verließ und mit weit geöffneten Armen heraneilte.

Whelika, mein Kind, meine geliebte, einzige Tochter! schrie Monocatoocha mit jubelnder Stimme, stürzte ihr jauchzend entgegen, und empfing sie unter Freudenthränen und Liebkosungen an seiner Brust.

Whelika, meine Whelika! rief er freudebebend wieder und wieder aus, und gab durch Lachen, durch Weinen und durch Zärtlichkeiten seinem Glücke Ausdruck.

Sein ganzer Stamm, Alt und Jung, hatte sich um die allgemein geliebte Whelika versammelt, und führte sie

im Triumph zu des Königs Zeit, und jeder Einzelne drückte ihr die Hände und sprach seine Freude über ihre Rückkehr aus.

Ihre Begleiter waren die Krieger von Monocatoocha's Stamm, welche die Südspitze des Fortes in der Nacht erstiegen hatten, und welche Sarzano selbst wieder über den Wall hinabtrieb. Bei ihrer Rückkehr auf das andre Ufer des schwarzen Flusses hatten sie im Walde den Ausgang des Sturmes auf die Festung erwartet, und dort war Whelika auf ihrer Flucht zu ihnen gestoßen.

Sarzano, das Ungeheuer, ist tödtlich verwundet, rief Whelika jubelnd ihrem Vater zu, und fuhr, auf einen ihrer Begleiter zeigend, fort:

Haringo hier hat ihm einen Pfeil in das Auge geschossen.

Auch die fremden Krieger waren herzugetreten, worauf Monocatoocha triumphirend zu ihnen sagte:

Hört, hört – der Erzfeind, der Spanier Sarzano, ist tödtlich getroffen, der Kriegsgott ist Monocatoocha doch gut gewesen, wenn er auch viele Krieger von ihm genommen hat!

Kein Klagelaut wurde weiter im Lager gehört, die Freude über Whelikas Rückkehr war überwiegend und leichten Herzens sah Monocatoocha Abends die fremden Häuptlinge mit ihren Kriegern davonziehen.

Er hatte alles Unglück in dem Wiederbesitz seines geliebten Kindes vergessen, er dachte nicht mehr an den Verlust seiner Krieger, nicht an die mögliche Ankunft der racheschnaubenden Shawnees und Delawaren, in dem

Glück der Gegenwart sah er nur Freude für die Zukunft. Abends beim Feuer saß Whelika an seiner Seite auf seiner Büffelhaut und erzählte, wie es ihr in der langen Zeit ihrer Gefangenschaft ergangen war.

Da drang plötzlich der Kanonendonner während des Begräbnisses Sarzano's zu dem Lager herüber, und Whelika rief jubelnd aus:

Er ist todt, Sarzano wird begraben!

Dann berichtete sie, daß es Gebrauch in dem Forte sei, wenn dort ein Soldat begraben würde, daß seine Kameraden über seinem Grabe die Gewehre abfeuerten, und jetzt würde mit Kanonen geschossen, darum müßte es der General sein, welchem man die letzte Ehre erzeuge.

Ihre Annahme erhielt dadurch noch mehr Gewißheit, daß der Donner der Geschütze bald verhallte, und als Whelika nun erzählte, daß Sarzano einen großen Sarg für sich bereit gehalten und bestimmt habe, daß sie nach seinem Tode neben ihn hineingelegt werden und mit ihm in den Fluß unterhalb des Fortes versenkt werden sollte, da schwur Monocatoocha, daß er den Spanier aus dem Wasser hervorholen und den Wölfen hinwerfen wolle.

Noch spät in der Nacht saßen sie bei dem Feuer zusammen und Monocatoocha lauschte den Worten seines Kindes, als er sich aber dann zur Ruhe niederlegen wollte, sagte er, daß er der glücklichste König auf Erden sei.

Früh am folgenden Morgen trat Moiré zu ihm, und fragte ihn, wann er die Schätze des Franzosen mit ihm theilen wolle, worauf Monocatoocha antwortete:

Sobald Du meinen Krieger in der Nacht, wenn die Franzosen schlafen, deren Häuser öffnen willst, denn wenn sie wach sind und schießen können, greife ich sie nicht an. Wie ich Dir schon sagte, ich darf keinen Krieger mehr verlieren. Ich habe deren jetzt noch einige achtzig, und beinahe eben so viele habe ich für die Rettung meines Kindes und für den Untergang Sarzano's geopfert.

So will ich zu den Franzosen zurückgehen, und sehen, in welcher Weise ich Deinen Leuten in der Nacht Eingang bei ihnen verschaffen kann, versetzte der Halbindianer. Sende jeden Morgen einen Deiner Krieger von hier aus an den ersten Baum des Waldes bei der Niederlassung des Franzosen, und wenn er Dir berichtet, daß an dem Baum die Rinde frisch abgehauen sei, dann komme Abends selbst dorthin, damit ich Dich spreche und Dir sage, wie ich es eingerichtet habe.

Monocatoocha wird thun, wie Du gerathen hast, und wird die Schätze des Franzosen mit Dir theilen, antwortete der König, und wandte sich dann, seine Arme öffnend, nach dem Zelte um, aus welchem Whelika hervortrat und, froh und freudig ihn begrüßend, an seine Brust eilte.

Nach dem Frühstück machte sich Moiré auf den Weg, und traf zur größten Verwunderung der Ansiedler gegen Mittag bei Louvencourts ein.

Sie haben ja für mehrere Wochen Urlaub von mir erhalten, und schon sind Sie wieder zurück? sagte der Graf, unangenehm überrascht durch das Erscheinen des Halbindianers, wollen Sie Ihren Urlaub denn nicht benutzen?



Es muß oben in den Bergen sehr viel geregnet haben, antwortete Moiré, die Gegend, durch welche mein Weg führte, ist grundlos, und alle kleinen Gewässer sind außerordentlich angeschwollen, so daß ich auf gar zu viele Hindernisse traf. Ich habe die Reise aufgegeben.

So können Sie uns wohl Auskunft ertheilen, was in vorletzter Nacht das Schießen mit Kanonen in dem Forte für eine Veranlassung gehabt hat, wir haben es hier ganz deutlich gehört, fuhr der Graf fort.

Auch ich habe es gehört, doch ich lag, als die Kanonade begann, einige Meilen seitwärts vom Flusse im Walde bei meinem Feuer; ich kann nichts über die Veranlassung sagen, erwiederte Moiré.

Ich dachte, daß die Mingoos, welche die Schiffe der Spanier angegriffen, auch vielleicht einen Sturm gegen das Fort unternommen hätten, bemerkte Louvencourt.

Die Mingoos? entgegnete der Halbindianer, o nein, dieselben haben wahrscheinlich die Gegend verlassen, sie ziehen regelmäßig in dieser Jahreszeit weiter westlich in die großen Prairien, wo die Büffel zahlreicher sind, als hier. General Sarzano ist ein alter Narr, wer weiß was er im Kopf gehabt hat.

Nun in der Nacht verschießt man so viel Pulver nicht, ohne eine ernste Veranlassung, wenn es die Mingoos nicht waren, so haben andere Indianer einen Angriff auf die Festung gemacht, versetzte Louvencourt, und wandte sich von Moiré ab, welcher sich nach seiner Wohnung begab um sich von seinem langen Marsche auszuruhen.

Moiré's Reise hat ohne Zweifel mit der Kanonade im Forte in Beziehung gestanden, sagte der Graf, indem er mit Remi und Lazare nach dem Garten ging, wo Letzterer mehrere starke Maulbeerbäume pflanzen ließ, welche er aus dem Walde hatte hierherschaffen lassen.

Er sagt, daß er nichts über die Ursache des Schießens wisse, und daß die Mingoos von hier fort nach den westlichen Prairien gezogen wären; ich glaube ihm aber Beides nicht.

Es ist auch Beides Unwahrheit, wir müssen ihn aufmerksam überwachen, bemerkte Lazare.

Es ist wirklich ein hartes Schicksal, diesen unheimlichen, gefährlichen Menschen in unsrer Mitte behalten zu müssen, sagte Remi Louvencourt, ich an Deiner Stelle, Horace, würde mich seiner unter jeder Bedingung entledigen.

Nur nicht unter der Bedingung, daß ich ihm ein Unrecht anthue, antwortete der Graf, ich habe ihn in New-Orleans in meine Dienste genommen, und er hat mir bis jetzt noch keine Ursache gegeben, ihn hier ohne Weiteres fortzusenden. Hätte ich eine Gelegenheit, ihn nach New-Orleans zurückzuschicken, so würde ich es thun, aber wie kann ich ihn rechtlicher Weise hier hinaus in die Wildniß jagen?

Ich werde ihn im Auge behalten, er soll uns keinen Schaden zufügen, fiel Lazare ein, wenn er Vaillant nur nichts zu Leide thut, denn der Hund ist ihm augenscheinlich im Wege, besonders seit der Zeit, wo ich es ihm verbot ihn zu füttern und Versuche zu machen ihn mit

sich zu befreunden; denn Vaillant hat eine unversöhnliche Abneigung gegen ihn.

Ich hoffe immer darauf, daß wieder Zufuhren für das Fort von New-Orleans hier vorüberkommen sollen, dann würde ich mit dem Führer derselben sprechen, damit er Moiré mit sich zurücknähme, sagte der Graf, als die Gräfin mit der kleinen Sauvée an der Hand und Vaillant hinter sich zu ihnen in den Garten trat, um gleichfalls die Bäume, welche im nächsten Jahre ihren Tisch mit ihrer Lieblingsfrucht versorgen sollten, pflanzen zu sehen.

In emsiger Thätigkeit verstrichen den Ansiedlern die Tage, und mit ihrer vollbrachten Arbeit zufrieden, erquickte sie Nachts ein gesunder fester Schlaf, nur Lazare gab sich demselben niemals gänzlich hin, er schlief, wie man sagt, nur mit *einem* Auge und *einem* Ohr. Mit dem Gedanken, daß Moiré in der Nacht thätig sein und einen Verrath gegen seinen Herrn vorbereiten könne, legte er sich nieder, und sobald der Schlaf ihn fest in seine Arme schließen wollte, wehrte er ihn zurück, und lauschte von seinem Lager durch die Nacht, oder öffnete die Thür seiner Wohnung, um in den Hof zu schauen, oder hinaus zu dem Wachtposten zu gehen, welcher an dem Thor ausgestellt war.

Vaillant gab ihm außerdem sehr oft Ursache zu unnöthiger Besorgniß, indem derselbe in das Geheul vorüberjagender Wölfe bellend einstimmte, oder einem Uhu, der von einem nahen Baume herab seinen unheimlichen Ruf ertönen ließ, mit wüthender Stimme antwortete, so daß

Lazare erschrocken von seinem Lager auffuhr und in den Hof hinausschaute.

Doch nicht allein zu Haus hielt er ein wachsames Auge auf den Halbindianer gerichtet, er beobachtete auch seine Wege, wenn derselbe sich von der Ansiedlung entfernte, und nach Verlauf von einer Woche nach Moiré's Rückkehr, bemerkte er, daß derselbe nicht, wie früher, bald hier, bald dort hinaus, namentlich häufig nach der andern Seite des Stromes auf die Jagd ging, sondern daß er immer die Richtung am Flusse hinauf einschlug.

Auch meinte er, eine Art von Scheu auf seinen Zügen und in seinem Blick zu erkennen, wenn er ihm begegnete, und überhaupt kam er ihm verdächtiger vor, als früher, wenn er aus seinem Thun und Lassen auch keinen Verdacht schöpfen konnte.

Mit solcher Unruhe begab sich Lazare eines Abends spät auf sein Lager, nachdem die Sichel des neuen Mondes der Gegend ihren matten Schein entzogen und eine tiefe Finsterniß sich über die Ansiedlung gelegt hatte.

Von der Anstrengung des Tages ermüdet, war Lazare in Schlaf gesunken, und zwar fester, wie gewöhnlich, so daß er durch das Bellen Vaillants nicht geweckt wurde. Und der Hund hatte sehr laut angeschlagen und war, an seiner Kette reißend, emporgesprungen, weil er Moiré aus dem Hause treten sah, in welchem derselbe mit mehreren der Diener des Grafen wohnte.

Sehr leise und vorsichtig hatte Moiré die Thür geöffnet, und wieder hinter sich geschlossen, und beeilte seine lautlosen Schritte um so mehr, als der verhaßte Hund ihn so wüthend anbellte.

Er glitt seitwärts nach dem letzten Blockhaus am Flusse auf der nördlichen Seite des Hofes, welches als Vorrathshaus diente, drückte leise den hölzernen Riegel an der Thür zurück, und zog sie, in das Haus tretend, hinter sich zu.

Es war stockfinster in dem sehr geräumigen Gebäude, doch trotz der Dunkelheit wußte sich Moiré sehr gut darin zurecht zu finden, und ging, allerdings mit den Händen fühlend, zwischen den Kisten, Fässern und Ballen hindurch nach der hintern Seite des Hauses an die Wand, an welcher keine solchen Gegenstände aufgestapelt waren.

Er wandte sich nach rechts zu einem Fasse, hinter dem er einen Spaten und eine Hacke hervorzog, mit welchen beiden Werkzeugen er sich vor der freien hintern Wand niederkniete und auf dem leichten sandigen Boden an dem untersten Baumstamme derselben hin- und herfühlte. Die Hacke hatte er zur Seite gelegt, erhob sich mit dem Spaten, und grub dicht an der Wand in den losen Boden hinein, indem er die Erde hinter sich in das Haus warf. Nach wenigen Minuten war die Vertiefung schon bedeutend, und indem er die Erde nun unter dem Baumstamme mit der Hacke heraus arbeitete, flüsterte er leise

Worte, welche ihm eben so leise von Außen her beantwortet wurden. Draußen waren auch Hände eifrig beschäftigt, die Erde hinweg zu schaffen, so daß die Oeffnung unter dem Balken hin bald weit genug für einen Mann war, um hindurch zu kriechen.

Moiré flüsterte wieder, und die Hände und der Kopf eines Indianers kam durch das Loch unter der Wand hervor, und nach wenigen Augenblicken befand sich der ganze Mann bei Moiré in dem Hause, während ein zweiter Wilder ihm seines Streitaxt nachreichte.

Da stieß Vaillant abermals ein kurzes aber grimmes Gebell aus und Lazare schreckte aus seinem Schläfe auf. Er sprang empor und lauschte, der Hund bellte nicht mehr, statt dessen aber ließ er ein zorniges Knurren hören, welches Lazare als ein gewisseres Zeichen von naher Gefahr kannte, als dessen laute Stimme. Rasch trat er aus dem Hause in den Hof zu dem Hund, und löste ihn von der Kette.

Mit weiten, flüchtigen Sätzen hatte Vaillant im Augenblick die Thür des Vorrathshauses erreicht, hatte dieselbe mit der Nase aufgestoßen, und war hineingesprungen, und ein gellender Schrei zugleich mit der wüthenden Stimme des Hundes zeigten, daß derselbe mit irgend Jemanden im Kampfe sei.

Lazare aber war ihm auf dem Fuße gefolgt, stürzte in die Dunkelheit des Hauses hinein, und erhielt einen Messerstich in die Nähe der Schulter. Doch er erfaßte die Hand seines unsichtbaren Gegners, ergriff mit seiner Rechten dessen Hals, hob ihn empor, und schlug ihn

mit solcher Gewalt auf den Erdboden, daß derselbe einen Schmerzensschrei ausstieß, in welchem Lazare die Stimme des Halbindianers erkannte. Im nächsten Augenblick hatte er ihm das Messer aus der Hand gerissen, und stach es ihm wiederholt bis an das Heft in die Brust, während Vaillant mit seinem Gegner auf ihn stürzte, und Alle in der Finsterniß wie ein Knäuel sich über einander hinrollten.

Da drang ein heller Schein durch die Thür, und der Graf mit einem Licht und einem Degen in den Händen, sprang in das Haus.

Lazare raffte sich von einem zweiten Gegner, welchen er in dem Geringe erfaßt hatte, empor, es war ein Indianer, der sich blutend unter ihm krümmend, auf Moiré lag, während Vaillant einen andern Wilden getödtet hatte, und ihn am Halse wüthend hin- und herschlug.

Herr Gott – Lazare – Du blutest, rief der Graf mit Entsetzen aus, und hielt seinen Blick auf das blutige Hemd des treuen Freundes geheftet.

Es ist Nichts, Herr Graf, der Schurke stach zu hoch, er hat seinen verdienten Lohn erhalten, Gottlob, daß sein Schelmenstück so fehlgeschlagen ist. Sehen Sie dort den Weg unter der Wand hinaus, den er den Wilden geöffnet hat, und durch welchen diese beiden schon hereingekommen waren.

In diesem Augenblick fielen aus den Schießscharten der Häuser zehn – zwölf Schüsse kurz nach einander und gleich darauf erschallte das gräuliche Kriegsgeschrei der Mingoës ganz in der Nähe. Dieselben zogen sich aber

schnell nach dem Walde zurück, um den Kugeln der Ansiedler zu entgehen, welche, sämmtlich auf ihren Posten, jetzt ein ununterbrochenes Feuern auf sie unterhielten.

Lazare rollte schnell ein schweres Faß in die Oeffnung unter der Wand des Vorrathshauses, nahm seinem Herrn das Licht ab und beleuchtete Moiré und die beiden Indianer, und als er sich überzeugt hatte, daß in keinem mehr Leben vorhanden war, folgte er dem Grafen in den Hof hinaus.

Das Schießen hatte aufgehört, und auch von den Wilden her schallte nur noch einzeln ein Kriegsschrei aus dem Walde, während der Graf und Lazare in alle Häuser gingen und die Leute mit Rath und That unterstützten, um die Vorbereitungen zu ausdauernder, energischer Vertheidigung der Niederlassung zu treffen. Während die Männer ihre Schießwaffen in Bereitschafthielten, hatten die Negerfrauen und Mädchen sich mit Spießsen, Beilen und Aexten bewaffnet und waren entschlossen, mit den Wilden auf Leben und Tod zu kämpfen.

Remi Louvencourt hatte sein Verbindzeug, seine Instrumente und seinen Medicinkasten geöffnet in Bereitschaft, um Verwundeten gleich zu Hülfe zu kommen, und begab sich dann zu der Gräfin in deren Wohnung, um sie zu beruhigen und ihr Trost einzusprechen.

Die Nacht aber verstrich, ohne daß die Wilden einen Angriff gemacht hätten, doch als der Tag den Wald hell beleuchtete, erkannte man in der Ferne unter den Bäumen die Indianer, wie sie hin- und hereilten und hier und dort zusammenstanden.



Sie verfertigen Sturmleitern, sagte der Graf zu dem Haushofmeister, nachdem er eine Zeit lang durch sein Fernglas nach den Wilden hingeschaut hatte; jetzt wird es Ernst, Lazare, es fragt sich nun, wie groß die Zahl der Feinde ist.

Es dürfen mehrere Hundert sein, Herr Graf, und sie würden mit Verlust zurückgeschlagen werden. Unsre Weiber und Mädchen zählen mit, erinnern Sie sich nicht der Nacht in Port au Prince? antwortete Lazare. Ich will aber alle vorhandene Gefäße mit Wasser füllen und sie hier in den Hof stellen lassen, für den Fall, daß die Wilden es versuchen sollten, unsre Häuser in Brand zu stecken.

Während der Graf sich nun bei seiner Gattin befand, um mit ihr und Remi ein eiliges Frühstück zu verzehren, ging Lazare mit mehreren Negern in das Vorrathshaus, ließ Moiré und die beiden Indianer nach einem der Schiffe tragen und sie von dessen Spitze aus in den Fluß werfen, damit sein Herr nicht auf ihr Begräbniß in der Nähe bestehen solle. Solche nichtswürdige Verräther, meinte er, wären nichts Anderes werth, als von den Alligatoren verzehrt zu werden.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, und der Graf sah die Indianer immer noch an der Arbeit, Leitern zu verfertigen, wonach kein Zweifel darüber blieb, daß dieselben einen Sturm auf die Häuser unternehmen wollten.

Doch bei Louvencourts war Alles auf ihren Empfang vorbereitet, und gefaßt und entschlossen sah man ihrem Erscheinen entgegen.

Da plötzlich rief der Wachtposten, welcher in einem der Schiffe aufgestellt war, mit dringender Stimme den Haushofmeister herbei, und als dieser durch die Palisaden an den Fluß trat, sah er, wie ein Indianer auf einem braunen Pferd von dem andern Ufer her in den Strom ritt und der Niederlassung zu schwamm.

Der Indianer hatte eine Kugeltasche auf den Kopf gebunden und hielt ein Gewehr, nach Lazare winkend, hoch über sich, als dieser frohlockend ausrief:

Das ist Ugahi, der Shawnee-Indianer!

Hiermit sprang er in den Hof zurück und nach dem Hause Louvencourts, und rief jubelnd aus:

Der Shawnee-Indianer Ugahi kommt, Herr!

Schnell aber rannte er nach dem Flusse zurück, dessen Mitte der Indianer bereits erreicht hatte, da plötzlich ließ dieser den Kriegsruf der Shawnees mit so gellender Stimme ertönen, daß es das fernste Echo der Wälder wiedergab.

Im Augenblick nachher schallte das Kriegsgeschrei der Mingoos von dem Walde her, und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet rannten viele derer Krieger zu beiden Seiten der Niederlassung nach dem Flusse herab, um nach dem Shawnee zu schießen. Doch die Büchschüsse aus den Häusern streckten einige derselben zu Boden und trieben die andern in die Ferne.

Ugahi erreichte bald auf des Grafen Pferd das Ufer, sprang von dessen Rücken, warf sich Louvencourt jauchzend und jubelnd zu Füßen, und schrie frohlockend aus:

Sie kommen, meine Brüder und meine Vettern, die Shawnees und die Delawaren, der große Geist hat Ugahi beigestanden, seinen Wohlthäter zu retten!

Louvencourt aber hob ihn auf, zog ihn an seine Brust, und führte ihn dann in den Hof hinein, wo die Gräfin mit dem Indianerkind herangeeilt kam.

Mein Kind, mein einziges, geliebtes Kind, rief der Indianer freudebebend, dasselbe flog in seine Arme, und mit ihm niedergekauert, saß der glückliche Vater eine Zeit lang, als habe er Alles um sich vergessen, da ertönte abermals der Kriegsruf der Mingoos vom Walde her, und Monocatoocha mit seinen sämtlichen Kriegern, von denen sehr viele Leitern trugen, traten aus dem Holz hervor.

Ugahi sprang mit seiner Büchse an die Schießscharte in dem Thore, sandte seinen gellenden Schrei als Antwort nach den Feinden hinüber, und feuerte den ersten Schuß nach ihnen ab.

Da kamen die Mingoos wie ein Sturmwind vom Walde her den Häusern zugerannt, es krachte ihnen aus allen Schießlöchern entgegen, viele stürzten zu Boden, doch die andern blieben im Laufen, und hatten nach wenigen Augenblicken die Ansiedlung erreicht. Zwischen den Häusern standen Palisadenwände aufgerichtet, gegen sie und gegen die Häuser legten die Wilden ihre Leitern,

kloppen an ihnen empor, und sprangen, ihre Streitäxte mit höllischem Geheul über sich schwingend, von den Dächern und von den Palisaden herab in den Hof.

Es waren ihrer an vierzig Mann, die sich nun mit wilder Wuth gegen die Ansiedler warfen und von ihnen kämpfend empfangen wurden. Die Schützen waren aus den Häusern in den Hof gesprungen und stürzten den Wilden entgegen, die Weiber und Mädchen griffen dieselben muthig an, und Lazare an der Seite seines Herrn, gegen welchen sich ein Trupp der Mingo's richtete, theilte tödtende Axthiebe unter denselben aus. Doch die Uebermacht dieses Haufens war in dem Augenblick zu groß, Lazare konnte die Wüthenden nicht alle zurückwehren, da sprang er vor den Grafen, um ihn mit seinem Körper zu decken, als ein Axthieb eines der Wilden ihn traf, und er rücklings gegen seinen Herrn taumelte.

Da gewahrte Ugahi die Gefahr seines Wohlthäters, sprang zwischen ihn und die Feinde, schlug zwei derselben zu Boden, Vaillant riß einen dritten nieder, und Lazare, wieder zu sich kommend, hieb wieder auf sie ein, während der Graf selbst mehrere mit dem Degen durchbohrte.

So wüthete der Kampf noch unentschieden, denn es sprangen immer wieder neue Indianer in den Hof herab, da plötzlich erfüllte das Kriegsgeschrei der Shawnees und der Delawaren aus vielen hundert Kehlen wie ein Sturm die Luft, und Schuß auf Schuß krachten deren Büchsen außerhalb der Häuser.

Die Mingoes in dem Hofe, wie vom Blitz getroffen, wandten ihre scheuen, erschrockenen Blicke nach dem Geschrei hin, und flohen, von den Ansiedlern verfolgt, durch die Palisaden am Flusse und stürzten sich in die Fluth.

Der Kampf in dem Hofe war vorüber, doch um so grimmer wüthete er außerhalb nach dem Walde hin.

Ugahi, ehe der Graf ihn zurückhalten konnte, hatte das Thor überstiegen, und stürzte sich mit der Streitaxt den zurückweichenden Mingoes nach, die sich dicht um ihren König drängten und ihn zu retten suchten.

An der Spitze mehrerer Shawnees hatte er den Haufen erreicht, sprang in denselben hinein, und hieb, selbst schon mit Wunden bedeckt, seine Axt dem König in das Haupt, so daß derselbe todt zu Boden stürzte. Aller Widerstand war jetzt zu Ende, in wilder Flucht stoben die Mingoes nach allen Richtungen auseinander, und wurden von den Shawnees und Delawaren verfolgt und sämmtlich getödtet.

Der Graf hatte das Thor öffnen lassen, und trat mit Lazare, der ein Tuch um den Kopf geschlungen hatte, hinaus, da kamen mehrere Shawnee-Indianer herangeschritten und trugen Ugahi ihnen entgegen.

Herr, laß mich bei Dir sterben, sagte dieser mit matter Stimme, mein Herz ist froh, Du bist jetzt sicher, denn meine Freunde sind Deine Freunde.

Louvencourt geleitete den schwer Verwundeten in den Hof, von wo Remi denselben in sein Haus bringen ließ,

und wo er sofort dessen Wunde untersuchte und verband.

Dann bestand der Graf darauf, daß die Kopfwunde Lazare's verbunden wurde, obgleich dieser Remi bat, erst seine Hülfe den andern Verletzten angedeihen zu lassen; denn es waren viele der Ansiedler schwer getroffen und leider auch drei der Männer getödtet worden.

Während der Graf und dessen Gattin für die Verpflegung der Verwundeten sorgten, und Remi sie mit innigster Theilnahme behandelte, sammelten sich die Shawnees und die Delawaren vor dem Thore, und deren Häuptlinge traten in den Hof herein. Einer derselben nahm das Wort, und sagte zu dem Grafen:

Du hast unsern Bruder Ugahi vom sichern Tode gerettet und ihm Wohlthaten erzeigt, er ist Dir dankbar dafür gewesen und will bei Dir sterben, oder, wenn der große Geist ihm freundlich ist, bei Dir leben.

Die Shawnees und die Delawaren sind Deine Freunde, und Deine Feinde sind ihre Feinde.

Lebe jetzt in Ruhe und Frieden, es wird kein Indianer es wieder wagen, Dich darin zu stören. Die Shawnees und Delawaren werden Dich in jedem Jahre einmal wiedersehen, und Dir sagen, daß sie Deine Freunde sind.

Nun lebe wohl, und gedenke unsrer in Liebe und Freundschaft.

Dann reichten sie sämmtlich dem Grafen die Hand, dieser sprach seinen heißesten, innigsten Dank für ihre Hülfe aus, und begleitete sie aus dem Thore wo die Häuptlinge ihm noch ein Lebewohl zuwinkten und mit

ihren Kriegern nach dem Walde davonschritten, hinter welchem sie ihre Pferde stehen hatten.

Der Tag verstrich den Ansiedlern unter betrübender Arbeit. Zuerst wurden ihre drei Gefährten, welche ihr Leben eingebüßt hatten, begraben, und dann beförderten sie alle erschlagenen Mingoos von Nahe und Fern nach dem Flusse, wo sie dieselben der eilenden Fluth übergaben.

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*Friede und Sicherheit. – Die neuen Ansiedler. – Der Gefeierte. – Das Banket. – Große Pracht. – Die Polonaise. – Die Störung. – Der Liebhaber. – Unruhe. – Gespenstige Bilder. – Champagner.*

Es war ein erschütternder, hart in das Leben der Louvencourts eingreifender Tag gewesen, doch mit seinem Verschwinden schien es ihnen, als ob nun der letzte Sturm über sie hingegangen wäre, sie fühlten sich mit Einemmale so sicher und so sorglos, wie es ihnen die letzten Jahre nicht gestattet hatten, und, frei aufathmend, mit hoffnungsvollen Herzen begaben sie sich an diesem Abend zur Ruhe.

Ihre frohe Stimmung wurde von Tag zu Tag noch durch die erfreuliche Aussicht auf die Genesung ihres indianischen Freundes Ugahi erhöht, welchen Remi schon nach Verlauf von einer Woche für außer Gefahr erklärte.

Das Glück aber schien noch immer Mehr für sie in seiner Schale zu haben, denn eines Morgens sahen sie eine ganze Flotte von großen und kleinen Schiffen auf dem Fluß heraufziehen, und fanden zu ihrer freudigsten Ueberraschung, als die Schiffer bei ihnen landeten, daß es sämtlich französische Familien aus St. Domingo waren, von denen Louvencourts, als sie in Port au Prince wohnten, mehrere persönlich gekannt hatten.

Bald nach ihrer Flucht von Cap Hayti hatte sich in St. Domingo ein Mann aufgethan und sich an die Spitze der



Revolution gestellt, welcher bisher als Negerslave dort gelebt hatte, und welcher später in der Geschichte der Insel als Patriot, als Soldat und als Staatsmann die erste Stelle einnahm. Dieser Mann war ein Neger Namens Toussaint Breda, im Jahre 1745 auf der Pflanzung Breda als Slave des Grafen Noë geboren. Er nannte sich, als er seine politische Laufbahn betrat, Toussaint-Louverture, und konnte damals noch kaum lesen oder schreiben, schwang sich aber bald zu den höchsten Würden empor, und wurde seines Genies, seines scharfen Verstandes und seiner patriotischen Verdienste wegen von der Welt bewundert.

Durch seinen damaligen Einfluß auf die zügellose, blutdürstige, schwarze Bevölkerung wurde es den letzten Weißen in St. Domingo möglich gemacht, Cap Hayti zu erreichen, wo eine französische Flotte lag, und von aus General Galbaud auf zwei Linienschiffen und gegen dreihundert großen und kleinen anderen Fahrzeugen nahe an zehntausend dieser französischen Flüchtlinge nach Nordamerika hinüber fuhr.

Unter diesen hatten sich auch die Familien befunden, welche jetzt bei Louvencourts landeten. Sie hatten bei ihrer Ankunft in New-Orleans gehört, daß der Graf sich an dem schwarzen Flusse niedergelassen habe, und waren schnell zu dem Entschlusse gekommen, ihm zu folgen und sich gleichfalls in seiner Nähe anzusiedeln. Da waren die le Boeuf's, die Piveteau's, Voghal's, Pommier's, Reynaud's, Morin's, Biassou's und viele Andere, deren Namen noch bis auf den heutigen Tag unter den ältesten

und angesehensten Pflanzern am schwarzen Fluß, und wie derselbe nördlich von ›Sarzano's Grab‹ heißt, an der Waschita, genannt werden.

Die Freude der Louvencourts über die Ankunft dieser Landsleute kannte keine Grenzen und der Graf that Alles, was in seinen Kräften stand, um ihnen zum Erreichen ihres Vorhabens hülfreich zu sein. Seine Lage nahm durch das Niederlassen so vieler Familien in seiner Gegend eine ganz andere, eine viel freundlichere Gestaltung an, es wurde dadurch eine rege Verbindung mit New-Orleans unausbleiblich, und wenn die Nachbarschaft, welche er bekam, auch auf weite Entfernung bemessen ward, so blieb es doch immer Nachbarschaft und er war nicht mehr allein in einer gänzlich von der Welt abgeschlossenen Wildniß. Er behielt den Vorzug, unumschränkter Herr auf einer weiten Landstrecke zu sein und nicht von den Menschen geplagt und in tausend Hinsichten von deren gutem, oder bösem Willen abhängig gemacht zu werden, und hatte doch Gelegenheit, einen freundlichen Verkehr mit denen zu erzielen, welche seinen Gefühlen, seinen Neigungen zusagten.

Die Gefahren, welche ihm durch die Wilden gedroht hatten, waren beseitigt, und Nichts stand mehr störend zwischen ihm und einer Zukunft, wie er und die Seinigen sie sich wünschten.

---

Auch Gatlard in Philadelphia ging mit Eilschritten der Vollendung seines Glückes entgegen; er war jetzt öffentlich vor aller Welt verlobter Bräutigam der schönen Tochter Lord Rowley's, von der jungen Männerwelt, und insbesondere von zärtlichen Müttern, welche heirathsfähige Söhne hatten, beneidet, denn außer ihrer seltenen Schönheit, außer ihrem hohen Rang, hatte Octavia, wie man sagte Aussicht, dereinst eine sehr reiche Erbin zu werden.

Jedermann beglückwünschte den jungen Millionair zu der seltenen, kostbaren, reinen Perle, welche er sich unter den Schönen Philadelphia's gewählt hatte, denn Jedermann, mit nur wenigen Ausnahmen, drängte sich zu Gatlard, um auf einem möglichst befreundeten Fuß mit ihm zu stehen.

Er beherrschte mit seinem unermeßlichen Vermögen die Gesellschaft und die öffentliche Stimme.

Freilich hatte die Kunde, daß die arme Aglaja Astor über seine Treulosigkeit dem Wahnsinn verfallen sei, abermals einen Aufruhr in der öffentlichen Meinung gegen ihn hervorgerufen – was in der Welt aber konnte der Macht seines Reichthums widerstehen, wer war stark genug, diesem Manne, dem Alles zu Gebote stand, öffentlich mit Verachtung entgegen zu treten.

Und wenn ein Einzelner mit Geringschätzung an ihm vorüberging, was kümmerte es ihn – was kümmerte es den Mond, wenn ein Hund ihn anbellte, meinte Gatlard, und blickte von Oben herab auf ihn nieder.

Ueber seine Fehler sah man hinaus, man vergaß sie, sein Gutes aber lobte man laut, und er ließ auch nie eine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, etwas Gutes zu thun und es schnell bekannt werden zu lassen. Bei allen Geldsammlungen für wohlthätige Zwecke stand sein Name mit bedeutenden Summen obenan, bei Anforderungen für städtische allgemeine Interessen war es Gatlard, der Kapitalien zeichnete, und niemals wandte sich ein Nothleidender an ihn, ohne daß er ihm zu Hülfe kam, wenn auch stets in einer Weise, daß die Oeffentlichkeit Kenntniß davon erhielt.

Durch seine Beziehung zu Rowley war Gatlard in die ersten Kreise der Gesellschaft gekommen, und wurde, wo er erschien, mit Auszeichnung behandelt.

Er hatte nun schon viele Monate hindurch Einladungen angenommen und Artigkeiten empfangen, und wünschte sie, obgleich er noch einen Junggesellenhaushalt führte, zu erwidern, nicht aber, weil sein Zartgefühl ihn dazu trieb, sondern weil er die Gesellschaften, welche er besucht hatte, an Pomp und Glanz überstrahlen und sie in Schatten legen wollte.

Sein Haus war mit kaiserlichem Luxus ausgestattet und mit Reichthum überladen. Die prächtigsten Silbergeräthe hatte er aus seinem Schatzgewölbe hervorgenommen und die Gemächer damit überfüllt, doch der Glanzpunkt der Pracht war der große Saal, in welchem vor den ungeheuren Wandspiegeln die beiden wundervollen Candelaber, und auf einem Marmortische der kostbare silberne Blumenaufsatz des Grafen Louvencourt prangten.

Gatlard hatte der Lady Rowley sein Vorhaben, ein Banket in seinem Hause zu geben, mitgetheilt, und dieselbe hatte mit Freude und Stolz es übernommen, die Rolle der Wirthin zu übernehmen.

Die Vorbereitungen dazu wurden mit dem unbegrenztesten Kostenaufwand gemacht, und täglich fand sich Lady Rowley mit ihrer schönen Tochter in Gatlards Palast ein, um die Anordnungen zu dem Feste zu leiten.

Der dazu bestimmte Tag nahete, und die Einladungen wurden umhergesandt. Sie ergingen nur an die vornehmste Schicht der Gesellschaft, und dennoch beliefen sie sich auf mehrere Hundert, unter denen besonders die Namen der alten, noch aus englischer Zeit hier zurückgebliebenen englischen Familien glänzten.

Die ganze Bevölkerung der Stadt aber betheiligte sich mit ihrem regsten Interesse an der bevorstehenden Fête, und als der Tag dazu erschien, waren schon Morgens die Trottoir vor Gatlards Haus von Neugierigen belebt, welche vorübergingen, um dasselbe anzuschauen und in Gedanken sich dessen innere Pracht, von welcher so viel geredet worden war, auszumalen.

Der Abend kam und die Flammen zweier ungeheurer Pechtöpfe vor dem Hause loderten empor und beleuchteten dasselbe und die Straße auf weithin mit ihrem rothen Feuerschein.

Die Marmortreppe war mit Teppichen belegt, zu beiden Seiten derselben bis auf das Trottoir herab standen hohe prächtige blühende Pflanzen und dehnten ihre Reihen bis in den hellerleuchteten Corridor aus.

Die in feine schwarze Anzüge gekleidete schwarze Dienerschaft stand auf der Treppe und in dem Eingang, um die nun bald erwarteten Gäste zu bedienen, als die Equipage Lord Rowley's heranrollte und vor dem Palaste anhielt.

Die Menschenmenge, welche sich vor demselben in der Straße gesammelt hatte, wich nur um so viel zurück, daß der Wagen vorfahren konnte, und drängte sich dann nahe zu ihm heran, um einen Blick auf die schöne Braut des jungen Millionairs frei zu haben.

Da erschien Gatlard auf der Treppe, und trat an den schon geöffneten Kutschenschlag, um die Geliebte selbst zu bewillkommen.

Wie leuchtende Blitze strahlten die Diamanten des Armbandes, als sie ihren Arm dem glücklichen Bräutigam entgegenreichte, und funkelnd wie Sterne am dunkeln Himmel strahlten die Brillanten ihres Diadems zwischen der Nacht ihrer dunkeln Lockenfülle hervor, als sie sich mit ihrem schönen Kopf aus dem Wagen zu ihm niederneigte und er die süße Bürde auf die Treppe niederließ.

Dann lieh er der Mutter seines Engels, gleichfalls mit blitzendem Geschmeide überdeckt, seine Hand zum Aussteigen, bewillkommnete Lord Rowley, und führte die Damen auf den weichen Stufen hinauf in den Corridor und die Treppe hinan, welche auch zu beiden Seiten mit blühenden Gewächsen geschmückt war.

Die Flügelthür des Salons öffnete sich vor ihnen, und Gatlard führte seine Braut durch das prunkende Gemach in den großen Saal, in welchem das Auge, geblendet von

dem Lichterglanz, den Blitzen auswich, welche das viele Silber, Gold und die Kronleuchter um sich warfen.

Lady Rowley ging stolz einen halben Schritt voran, und nickte wohlgefällig hin- und herschauend mit dem Kopfe, und als Gatlard die schöne Octavia an das Sopha führte, sagte Lady Rowley, mit einer vornehmen Handbewegung um sich zeigend:

Ja, mein geliebter Herr Sohn, es ist schön, es ist reizend, es ist feenhaft hier, der Lichtglanz bringt den edlen Geschmack des Schöpfers dieser kleinen Märchenwelt erst recht zur Geltung. Vortrefflich – vortrefflich, diese Anordnungen, und wunderbar herrlich dieser Blumenaufsatz und diese Candelaber. Man sollte glauben, es seien Antiken. Sagen Sie mir doch, woher haben Sie diese Meisterwerke der Kunst bezogen? Ich habe wirklich selbst in England nie etwas nur ähnlich Schönes gesehen!

Es ist Pariser Arbeit, ich habe sie mir kommen lassen, antwortete Gatlard leicht hin.

Wie sinnig diese vierköpfigen Drachen sowohl in dem Aufsatz, wie auch an den Candelabern angebracht sind, haben Sie vielleicht selbst die Angabe dazu gemacht?

Doch nicht, ich habe die Arbeit gänzlich dem Meister überlassen, antwortete Gatlard, dem der Gegenstand des Gesprächs sichtbarlich kein angenehmer war, denn er brach es kurz ab, und sagte zu Lord Rowley, welcher hinzutrat:

Nicht wahr, der Saal macht sich ganz hübsch bei solcher Beleuchtung?

Brillant, in der That, er ist pompös. Wissen Sie aber wohl, bester Freund, was das Schönste hier ist? antwortete der Lord.

Nun? fragte Gatlard geschmeichelt.

Das ist der Blumenaufsatz und die beiden Candelaber, sie sehen aus, als ob sie einem alten Geschlecht der Vorzeit angehört hätten, fuhr der Lord, wohlgefällig nach den Kunstwerken schauend, fort.

Das war es, wovon wir so eben sprachen, fiel Lady Rowley ein, die Sachen sind wunderbar schön gearbeitet, aber namentlich wahrhaft künstlerisch componirt, weshalb ich meinte, unser lieber Herr Sohn hätte selbst die Zeichnung dazu gemacht.

Ja, wirklich prächtig, bemerkte der Lord, wie kamen Sie dazu, diese vierköpfigen Drachen zu wählen? Dieselben sind sicherlich absichtlich darin angebracht, denn sie befinden sich sowohl an den Leuchtern, wie an dem Aufsatz.

Das ist Geschmacksache des Meisters gewesen, ich habe ihm die Composition allein überlassen, entgegnete Gatlard ausweichend und befangen, und wandte sich schnell an Lady Rowley, indem er sagte:

Ich weiß aber wahrlich nicht, wie ich Ihnen für Ihre Güte danken soll, daß Sie die Honneurs bei mir zu machen übernommen haben, es ist wirklich eine große Gefälligkeit und auch ein großes Opfer, welches Sie mir bringen.



Wodurch ich mir selbst die größte Freude und auch die größte Ehre bereite, entgegnete die Frau mit feiner Artigkeit, und fügte mit aufglänzendem Blick hinzu:

Und ist es nicht meine Pflicht – bin ich nicht die natürliche Wirthin bei meinem geliebten Schwiegersohn?

In diesem Augenblick rollte eine Kutsche vor das Haus, und Lord Rowley sagte, die Hand Gatlards ergreifend:

Die Gäste erscheinen, kommen Sie, Freund, zum Empfang derselben.

Hiermit schritt er und Gatlard in den Salon, und Lady Rowley mit ihrer Tochter stellten sich unweit des Ausganges in denselben auf. Die Flügelthür des Vorsaals öffnete sich, und der frühere General und Commandant von New-York, Lord Starton, trat mit Gemahlin und mit drei Töchtern ein.

Gatlard hieß sie verbindlichst willkommen, Lord Rowley freute sich ungemein, sie hier zu sehen, und Letzterer geleitete sie zu seinen Damen in den Saal, während Gatlard schon wieder andre vornehme Gäste auf's Höflichste empfing.

Die Säle und die daran stoßenden prächtigen Gemächer füllten sich schnell, und Aller Augen schweiften erstaunt und entzückt über den Glanz und die Herrlichkeiten, die sich ihnen, wohin sie blickten, darboten.

Gatlard ging, wie man sagt, von Hand zu Hand, ein Jeder drängte sich zu ihm, um ihm seine Anerkennung für seinen Geschmack auszusprechen und ihm für die gütige Einladung zu danken, und Octavia blieb fortwährend

von Alt und Jung, von Herrn und Damen belagert, die ihr etwas Schönes, etwas Schmeichelhaftes sagen wollten.

Dabei glitten die Diener lautlosen Trittes umher, und boten die köstlichsten Erfrischungen und die kostbarsten Weine dar, und das Lob für den lebenswürdigen Wirth ging über Aller Lippen.

Eine große Auswahl von seltenen Schönheiten war versammelt und eine strahlende reiche Toilette entfaltet, doch Octavia, die glückliche und beglückende Braut überglänzte alle ihre schönen Schwestern durch ihre natürlichen Reize ebenso, wie durch die Pracht ihres Anzugs und ihres Schmuckes.

Die Unterhaltung war eine rege, allgemeine geworden, Heiterkeit und Wonne lag auf Aller Zügen, und doch herrschte eine Ruhe in den Gemächern, als scheue sich Jeder, ein lautes Wort zu reden.

Da plötzlich ertönte in dem, an den Saal stoßenden Gemach Musik, und die Polonaise aus Mozarts Don Juan begann.

Wie ein Zauberschlag wirkte die Musik auf die versammelte Menge, verscheucht war die feierliche Ruhe, Alles war Leben und Bewegung, und Paar auf Paar ordnete sich hinter Gatlard, welcher die reizende Octavia zum Reigen führte und den Zug durch das Gemach, in welchem die Musik erschallte, nach dem Tanzsaal leitete.

Ein Lichtmeer, von den Kronleuchtern in allen Farben des Regenbogens blitzend und spiegelnd, empfing die bunt wogende Menge, die Augen aller Tänzer und Tänzerinnen, wie sie eintraten, strahlten Lust und Freude, und

hin und her in graziösen Windungen wandelte der Zug im Takte durch den großen Saal.

Auch die nicht tanzenden alten Herren und Damen hatten sich durch den offenen, mit einer schweren, seiden-damastenen Portière umhangenen Eingang in den Saal gedrängt, um die glänzende tanzende Menge zu bewundern, und Gatlard mit der von Diamanten strahlenden Octavia kam an deren Spitze von dem andern Ende des Saales auf sie zu geschritten, als plötzlich eine wirre Bewegung unter den, am Eingange stehenden Zuschauern entstand, dieselben sich wie erschrocken zu beiden Seiten zurückdrängten, und eine schwarz verschleierte Gestalt in feierlichem, langsamem Schritt zwischen ihnen hindurch in den Saal trat.

Ein unterdrückter Schrei des Entsetzens lief durch die Menge, denn die Fremde hatte jetzt ihren Schleier zurückgeworfen, ihr langes schwarzes Haar hing gelöst zu beiden Seiten ihres todtbleichen Antlitzes herab, und auf ihre Kniee sinkend und ihre Hände faltend, sagte sie mit lauter, hohler Stimme: Amen!

Es war Aglaja Astor, die unglückliche Wahnsinnige, deren tief eingesunkene dunkle Augen sich auf Gatlard hefteten, und dem sie jetzt ihre Hände entgegenstreckte. Gatlard ließ die Hand seiner Tänzerin fahren, wankte, beide Hände abwehrend nach dem Schreckbilde ausstreckend, zurück, und stand einen Augenblick, nach der Wahnsinnigen hinstierend, wie aller Bewegung beraubt da, dann sprang er, sich ermannend an ihr vorüber nach

dem Ausgang, und rief seinen Dienern zu, sie fortzuschaffen.

Doch in diesem Augenblick trat Madame Astor, ihre Hand zurückweisend nach ihm ausstreckend, ihm entgegen, schritt mit einem Fluch auf ihren Lippen und grasser Verzweiflung auf ihren Zügen an ihm vorüber, und trat zu ihrem unglücklichen Kinde. Sie hob Aglaja auf, schlang ihren Arm um sie, und führte sie durch die prunkenden Gemächer davon.

Die Musik war verstummt, starres, entsetztes Staunen lag auf Aller Zügen, und eine Todtenstille herrschte im Saale, als Lord Rowley der Musik befahl, die Polonaise weiter zu spielen, schnell Gatlards Hand ergriff, und ihn zu seiner Tochter führte, welche verstört neben ihrer Mutter stand.

Schnell, Freund, tanzen Sie weiter, was kümmert Sie eine Wahnsinnige! sagte er zu Gatlard, dieser trat wieder mit Octavia zur Polonaise an, und bei dem lautern, stürmischen Schalle der Musik setzte sich der Zug abermals in Bewegung. Bald darauf aber stellten sich die Paare zu dem fröhlichen amerikanischen Tanze Reel auf, lebendiger und fröhlicher wogten sie durcheinander hin, und nach und nach wich der erstarrende Gedanke an die gräßliche Erscheinung der Wahnsinnigen der Lust und Heiterkeit wieder.

Die Musik verhallte, der Tanz war vorüber, köstlicher Champagner wurde gereicht, und alle Gäste näherten sich Gatlard, um ihm ihr Bedauern über die unangenehme Störung und über das Unrecht auszusprechen, daß es

einer Wahnsinnigen nicht unmöglich gemacht werde, in Privatkreise einzudringen und derartige entsetzliche Vorstellungen zu geben.

Gatlard nahm Frau Astor in Schutz, bedauerte das arme Mädchen, welches sich ohne alle Veranlassung in den Kopf gesetzt habe, seine Frau zu werden, und empfahl den Champagner als eine besonders gute Qualität.

Aber, bester Herr Sohn, sagte Lady Rowley mit größter innerer Aufregung, doch äußerlicher, vornehmer Ruhe leise zu ihm, man muß dafür sorgen, daß diese tolle Person von Polizeiwegen unschädlich gemacht werde; so unbehindert in unsre Kreise eindringen zu dürfen, ist ja wirklich ein Scandal! Was können Sie dafür, wenn sich ein solches Mädchen Etwas in den Kopf setzt!

Gatlard that gleichfalls entrüstet, obgleich der Gedanke an das gräßliche Bild kalt und lähmend ihm durch dies Glieder fuhr, und sagte, er würde Morgen an Madame Astor schreiben und sie verantwortlich für die in seinen Hausfrieden eingreifenden Handlungen ihrer wahnsinnigen Tochter machen.

Das also war die verlassene Geliebte Deines glücklichen Bräutigams? flüsterte der junge Tatnall der schönen Octavia zu, der hinter deren Stuhl getreten war; es war eine famöse Scene!

Vortrefflich, er hat mir keinen Vorwurf zu machen, wenn mein lebenswürdiger Vetter Tatnall der Hausfreund der Madame Gatlard wird, antwortete Octavia lachend, nahm dem herzutretenden Diener ein Glas Champagner ab, und sagte zu ihrem geheimen Anbeter flüsternd:

Unsrer Liebe! worauf Beide ihre Gläser leerten.

Die Musik rief bald darauf zur Française, und Gatlard war abermals der glückliche Tänzer seiner angebeteten Octavia.

In Freude und Lust flogen die Stunden zu eilig an den Gästen vorüber, und auch Gatlard that sein Möglichstes, um heiter und sorglos zu scheinen, doch ihm lag es wie ein Alp auf der Brust, denn er konnte das entsetzliche Bild Aglaja's nicht aus seinen Gedanken verscheuchen.

Seine Unruhe, seine Beklommenheit wuchs mit jeder Viertelstunde, doch es war schon Mitternacht vorüber, und die freudige Stimmung seiner Gäste schien sich noch immer zu steigern.

Von allen Seiten rief man ihm zu, wie herrlich es bei ihm sei, welch ein unübertrefflicher Wirth er wäre, und mit erzwungener Freude auf seinen Zügen sprach er dann sein Glück aus, daß es in seiner Macht gestanden habe, seinen verehrten Gästen einige frohe Stunden zu bereiten.

Endlich – endlich – erhoben sich mehrere alte Damen und mahnten daran, daß es Zeit zum Aufbruch sei, die Familien sammelten sich, und man begann, sich bei Gatlard mit großem Dank für den wundervollen Abend zu

empfehlen, während er einem Jeden antwortete, wie unendlich leid es ihm sei, daß man so früh schon aufbreche.

Während Lord Starton und dessen Damen sich bei Gatlard verabschiedeten, trat der junge Tatnall für einen Augenblick an Octavia's Seite und flüsterte ihr einige leise Worte zu, worauf sie mit aufflammendem Blick ihm verstohlen zunickte und leise sagte:

Auf Wiedersehen!

Dann schritt Tatnall zu Gatlard und empfahl sich ihm auf's Angelegentlichste, dankte ihm für den deliziösen Abend, und hoffte auf das Glück, ihn recht bald bei seinen lieben Verwandten, Lord Rowley's, zu sehen.

Diese waren die Letzten, welche Gatlard verließen, er selbst hing Octavia den Shawl um, und führte sie zu dem harrenden Wagen hinab, wo er Lady Rowley nochmals seinen unbegrenzten Dank für ihren lebenswürdigen, gütigen Beistand aussprach.

Octavia reichte ihm ihre schöne Hand aus dem Wagenfenster, mit seligem Blick zu ihr hinauf drückte er seine Lippen auf ihre Alabasterfinger, die Kutsche rollte fort von ihm, und vor seiner Seele stand das Bild der wahn sinnigen Aglaja.

Löscht die Flammen aus und eilt Euch, daß Ihr fertig werdet, damit bald Ruhe in das Haus kommt, sagte er finster zu den Bedienten, welche auf der Treppe vor dem Palais und in dem Corridor ihn an sich vorüber schreiten ließen, und dann eilte er hinauf in den Saal, wo die Dienerschaft beschäftigt war, die Lichter auszulöschen.

Wenn Ihr damit fertig seid, so laßt nur Alles stehen und liegen bis morgen, und geht zu Bett, ich will Ruhe im Hause haben, rief er den Leuten zu, und eilte nach seinem Wohnzimmer.

Es war ihm, als folge ihm Aglaja auf den Fersen, darum schritt er so rasch, und als er in seinem Zimmer die Thür hinter sich zugezogen hatte, schlug er sich beide Hände vor die Stirn und blieb gebeugt in der Mitte des Gemaches eine Zeit lang unbeweglich stehen.

Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn, legte seine Hände auf den Rücken, und schritt, in Gedanken versinkend, in dem Zimmer auf und nieder.

Da hatte er nun geglänzt, hatte alle gegebenen Fêten in Schatten gelegt, und anstatt sich seines Triumphes zu freuen, war es in ihm selbst Nacht geworden. Folternde Unruhe, finstere Gedanken hatten sich seiner Seele bemächtigt, wohin sein geistiges Auge sich wandte, sah er Aglaja vor sich und um sie her schwarze Dunkelheit. So schwer, so beklommen war ihm noch nie um das Herz gewesen. Vergebens zog er gewaltsam das Bild Octavia's vor seinen Geist, es nahm gleich wieder die Züge Aglaja's an, und fortwährend war es ihm, als fühle er deren Nähe, als blicke sie mit ihren hohlen Augen über seine Schulter.

Und welch ein Gerede mußte der Auftritt von heute Abend, morgen in ganz Philadelphia hervorrufen, welche hämischen Artikel würden morgen wohl die Abendzeitungen darüber bringen und den Glanz von seiner Fête wischen!



Seine ganze geistige Kraft immer wieder zusammenraffend, kämpfte er gegen die drückende folternde Stimmung an, die sich seiner bemächtigt hatte und rief sich die Macht seines Reichthums in das Gedächtniß, dennoch kam er sich klein, erbärmlich und arm vor, und es war ihm, als müsse die Welt ihn verachten.

So war er rastlos eine Zeit lang in seinem Zimmer auf- und niedergeschritten, dasselbe schien ihm so eng, sah ihm ärmlich aus und erinnerte ihn an sein Stübchen bei Madame Astor, wo der vertrocknete Blumenstrauß an der kahlen Wand unter dem kleinen Spiegel steckte.

Er erfaßte den großen silbernen Armleuchter vor dem Wandspiegel und ging hastigen Trittes hinaus in den Corridor und nach dem Salon, durch welchen er mit solcher Eile in den Saal schritt, daß die Flammen der beiden Wachskerzen auf dem Leuchter fast erloschen und so wenig Licht in dem weiten hohen Raum verbreiteten, daß Alles um ihn her verschwommen und geisterhaft seinem Blick begegnete.

Nur die beiden Candelaber und der Blumenaufsatz warfen ihm helle Blitze zu, und zwischen denselben erschien vor seiner Phantasie die drohende Gestalt des Grafen Louvencourt. Er trat entsetzt zurück, streckte den Leuchter abwehrend von sich und fuhr sich mit der Linken durch das Haar, welches ihm sich aufzurichten schien; denn vor sich sah er jetzt wieder das alte, fast vergessene Bild auf dem Strande in Cap Hayti, wo die Tausende

von Unglücklichen die Arme flehend nach ihm ausstreckten und vor seinen Augen von den Schwarzen niedergemetzelt wurden.

Der Leuchter zitterte in seiner Hand, bebend wankte er nach dem Sopha, stellte das Licht auf den Tisch, und fiel, sein Antlitz mit den Händen bedeckend, in den Divan nieder.

Kalter Schweiß stand in Perlen auf seiner Stirn, denn obgleich er die Augen geschlossen hatte, sah er doch die um Hülfe flehenden Menschen in Cap Hayti und den drohenden Grafen Louvencourt noch vor sich.

Da sprang er plötzlich auf, schaute spähend umher, und erblickte auf einem Tische an der Wand eine Champagnerflasche. Er eilte hin, füllte ein Glas, leerte es hastig, und füllte und leerte es wieder und wieder, und Octavia, die schöne reizende Octavia erschien mit ihrem Gluthauge und mit ihren schneeigen Armen vor seinem Geiste.

Er leerte die Flasche, und stolz und begeistert schweifete sein Auge nun über die Pracht, die ihn umgab, als er den Armleuchter wieder ergriff und mit schwirrenden Sinnen sich nach seinem Schlafgemach begab.

Taumelnd sank er auf seinem Lager nieder, der Schlaf schloß ihm die Augen und er träumte von dem glänzenden Feste, von Musik und Tanz, von strahlenden Diamanten und von der göttlichen Octavia.

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*Sehnsucht. – Die Zeitungsnachricht. – Entsetzt. – Große Angst. – Der ersehnte Trost. – Die Schiffstaufe. – Der Leichenzug. – Gewissensbisse.*

Gatlards erster Gedanke, als er am Morgen erwachte, war Octavia, und er konnte kaum die Zeit erwarten, bis er zu ihr fahren durfte, um sie in Wirklichkeit wiederzusehen und sich zu überzeugen, wie ihr das Fest bekommen sei.

Es war eilf Uhr, als er seinen Wagen bestieg, und nach dem Palais Lord Rowley's eilte.

Den Lord und dessen Gattin fand er in dem Saal an der offenen Balkonthür sitzen und wurde von Beiden freudig bewillkommnet.

Schon ausgeschlafen, Herr Sohn? sagte Lady Rowley ihm die Hand reichend, wie freue ich mich Sie zu sehen und Ihnen sagen zu können, daß Sie gestern Abend wirklich Lorbeeren geerntet haben; es war magnifik.

Die fatale Störung abgerechnet, antwortete Gatlard, mit erzwungenem Lächeln.

Das war ein Zufall und hätte einem jeden Andern ebensogut begegnen können. Die tolle Person hat die helle Beleuchtung gesehen und die Musik gehört, und ist hinaufgerannt. Hätten wir Ball gehabt, so hätte sie uns wahrscheinlich ihren Besuch gemacht, sagte die Frau leichten Tones, und fügte, die Achseln zuckend, noch hinzu:

Man hätte viel zu thun, wollte man sich um das Gerede des Volkes kümmern.

Wo ist denn meine geliebte Octavia? fiel ihr Gatlard in das Wort.

Die Langschläferin hat sich noch nicht sehen lassen, sie mag wohl ein wenig zu viel getanzt haben. Doch jetzt wird sie nicht lange mehr auf sich warten lassen, wenn sie hört, daß ihr geliebter Richard hier ist, antwortete die Frau, und setzte, nach der Thür lauschend, noch hinzu:

Sehen Sie, da kommt sie schon!

Die Thür öffnete sich und Octavia sprang freudig lächelnd auf Gatlard zu, welcher sie an sein Herz drückte, und sie zärtlich fragte, wie sie geschlafen habe.

Ganz vortrefflich, nur zu lange, mein Richard, entgegnete Octavia, und zwang ihre Augen zu einem aufglänzenden Blick, denn dieselben schienen matt und schläfrig, und ihre Wangen hatten ihre gewohnte Frische nicht.

Du siehst etwas angegriffen aus, theuerste Octavia, ich werde Dich Nachmittags in unserm Cabriolet spazieren fahren, damit Du Dich in der frischen Luft erholst, sagte Gatlard, der Braut die Hand küssend, zog einen Stuhl für sie herbei und ließ sich mit ihr bei den Eltern nieder.

Lord Rowley hatte bis zu Gatlards Eintritt die neuen Zeitungen durchlesen, welche neben ihm auf einem Sessel lagen, und von welchen er jetzt eine ergriff und zu Gatlard sagte:

Da ist in der New-Orleans-Zeitung eine interessante Neuigkeit von St. Domingo. Dem neuen Negergeneral

Toussaint-Louverture ist es gelungen, dem Rest der weißen Bevölkerung aus allen Theilen der Insel freien Abzug nach Cap Hayti zu verschaffen, von wo aus General Galbaud gegen Zehntausend dieser unglücklichen Flüchtlinge auf zwei französischen Linienschiffen und noch dreihundert andern Fahrzeugen nach Nordamerika hinüberbrachte. Die größere Zahl derselben hat sich nach Louisiana begeben. Schade, daß das schöne Louisiana nicht zu den Vereinigten Staaten gehört und immer noch unter der trägen, verdorbenen Regierung der Spanier steht, dieser Zuwachs an Bevölkerung würde wohlthätig für das Land sein.

Gatlard fuhr bei dem Namen St. Domingo zusammen, doch er faßte sich schnell, und sagte mit gleichgültigem Tone:

Nun, diese französischen Creolen bringen einem Lande keinen großen Segen, sie sind an Ueppigkeit und Wohlleben zu sehr gewöhnt, um selbst arbeiten zu wollen.

Allerdings ist dies der Fall, nahm Lord Rowley wieder das Wort, doch es sind sehr energische Leute, die ihrer Habe durch elendes Gesindel beraubt, selbst Hand anlegen und dem Schicksal entschlossen die Stirn zeigen. Nach diesem Artikel hat einer dieser vornehmen Franzosen, welcher schon früher, während des großen Massacres in Cap Hayti glücklich entkam, sich von New-Orleans aus an den schwarzen Fluß begeben und hat sich dort trotz den Wilden, die jenes Land noch in Besitz hatten, angesiedelt. Er soll sich schon eine sehr schöne Farm

eingerrichtet haben, und viele der zuletzt angekommenen Franzosen sind ihm nachgefolgt, um sich gleichfalls in seiner Nähe niederzulassen.

Gatlard wurde es bei dieser Mittheilung eiskalt, seine Beklommenheit nahm noch durch den Blick des Lords zu, und in seiner Bestürzung griff er nach dem Blatte, und sagte, indem er sich zu ermannen suchte:

Wie heißt der Mann?

Graf Horace Louvencourt, antwortete Lord Rowley, ihm die Zeitung überlassend.

Gatlard wurde es schwarz vor den Augen, das Blatt zitterte in seiner Hand, doch erfaßte er es auch mit der andern, und neigte, um seinen Zustand zu verbergen, sein Antlitz über die Zeitung, als lese er den Artikel, doch die Buchstaben schwirrten vor ihm im Kreise, und das Papier von sich werfend, stand er auf und sagte mit tonloser gepreßter Stimme:

Ich weiß nicht – mir ist nicht wohl – ich habe Herzklopfen!

Octavia reich unserm lieben Freund ein Glas Wasser, sagte Lord Rowley besorgt, und ergriff Gatlards Hand, setzen Sie sich in die Balkonthür, die freie Luft wird Ihnen gut thun.

Sie sind ordentlich blaß geworden, lieber Gatlard, bemerkte Lady Rowley ängstlich, als Octavia ihm das Wasser reichte und er hastig davon trank.

Es ist schon vorüber, sagte er mit erzwungenem Lächeln und holte tief Athem, ich habe mich wahrscheinlich in letzter Zeit zu sehr mit Arbeiten angestrengt.

Und gestern Abend haben Sie sich zu sehr für Ihre Gäste bemüht, fiel Lady Rowley ein.

Armer, lieber Richard, wird Dir denn wieder besser? fragte Octavia zärtlich, seinen Arm in dem ihrigen an sich drückend.

Es war nur ein leichter Anfall, es ist schon gänzlich vorbei, antwortete Gatlard heiter, die Zärtlichkeit des Mädchens erwidern, und gab dem Gespräch schnell eine andere Richtung.

Er sprach von der außerordentlich raschen Vergrößerung der Stadt, von den vielen hundert Bauplätzen, welche er mit der Bedingung auf drei und dreißig Jahre verkauft habe, daß nach Ablauf dieser Zeit das ganze Grundstück mit Allem, was darauf stehe, an ihn als freies Eigenthum zurückfalle, sprach von dem Palast, den er für sich selbst zu bauen beabsichtige, weil sein jetziges Haus trotz der Anbauten, welche er daran gefügt habe, doch zu beschränkt für ihn sei, und bemerkte, daß das große Schiff, welches er für Kapitain Brooks habe zimmern lassen, in kurzer Zeit vom Stapel laufen solle.

Und weißt Du, welchen Namen ich ihm geben werde, wenn die Pathin, die ich dazu auserkor, mir die Freude machen will, ihm den ihrigen zu verleihen? wandte er sich scherzend zu Octavia.

Nun, natürlich Octavia soll es heißen, antwortete diese lachend, wie dürftest Du wohl eine andere Pathin wählen.

Richtig – hast es gerathen, und sollst bei dem Schiffe zur Taufe stehen. Dann muß es sicher glücklich fahren, entgegnete Gatlard, und küßte die Hand der Braut.

Bald aber erhob er sich, um sich zu entfernen, und nachdem er sich bei den Eltern verabschiedet hatte und Octavia die Hand reichte, sagte diese:

Du vergissest doch nicht, daß wir Nachmittags in unserm Cabriolet spazieren fahren?

Wie könnte ich! antwortete Gatlard liebevoll, und eilte nach kurzem Abschied nach Hause, wo er sogleich die Zeitung von New-Orleans zur Hand nahm, und den Artikel las, in welchem des Grafen Louvencourts erwähnt war.

Eine drückende Angst hatte sich seiner während des Lesens bemächtigt und das Blatt bebte in seiner Hand.

Louvencourt war also glücklich gelandet und befand sich mit ihm auf ein und derselben Erde. Freilich lag eine große Entfernung zwischen ihnen, und außerdem gehörte das Land, wo derselbe wohnte, nicht zu den Vereinigten Staaten, Philadelphia hatte aber vielen Verkehr mit New-Orleans, Kaufleute von dort kamen hierher, um Güter einzukaufen und Producte abzusetzen, und wie leicht konnten die, wenn auch weitschweifenden und unsichern Gerüchte, welche hier über sein plötzliches Reichwerden in Umlauf waren, zu des Grafen Ohren kommen und ihm auf die Spur helfen, wie leicht konnte er dann hier erscheinen und persönlich vor ihn treten, und dann – er schauderte vor dieser Möglichkeit, in so weiter Ferne



sie auch lag; denn wenn sie wahr werden sollte, so war es um ihn geschehen.

So stolz und so sicher auftretend er sich bisher auf der Börse gezeigt hatte, so kleinlaut erschien er heute dort, er hätte sich vor Jedermann verstecken mögen, denn es war ihm, als müsse ein Jeder seine Schuld auf seinem Antlitz lesen.

Wo er ging, wo er stand, dachte er sich in Louvencourts Stelle, und sagte sich, wie so leicht es ihm wäre, den Räuber der Schätze ausfindig zu machen. Er brauchte nur durch die amerikanischen Zeitungen eine bedeutende Belohnung für den auszusetzen, welcher ihm eine Auskunft über das zu jener Zeit vor Cap Hayti erschiene Schiff geben würde, und wie bald mußte ihm dann diese Auskunft zu Theil werden! Freilich hatte er Louvencourt glauben gemacht, daß der Neptun nach England segeln würde und daß er die Passagiere gegen die hohe Fracht nur im Vorüberfahren in Amerika absetzen wolle, doch das böse Gewissen ließ ihm keine Ruhe mehr, und malte ihm die Wahrscheinlichkeit immer klarer aus, daß Louvencourt über Kurz oder Lang ihm auf die Spur kommen müsse.

Dabei wollten ihn die Schreckensbilder von Cap Hayti auch nicht mehr verlassen, und zwischen ihnen drängte sich, wenn er allein war, stets die wahnsinnige Aglaja in seine Gedanken.

Octavia war sein einziger Trost, seine einzige Hoffnung, denn an ihrer Seite vergaß er alle trüben Befürchtungen, vor ihrem Blick schwanden alle bösen Bilder der

Vergangenheit und der Gegenwart, sie sollte, sie mußte bald seine Gattin werden und seinen Lebenshimmel von allen düstern Wolken befreien.

Die zu ihrer Vereinigung festgesetzte Zeit war ja nicht mehr fern, es waren nur noch Wochen bis dahin, und Gatlard betrieb alle Vorbereitungen zur Hochzeit mit größter Eile, um die Frist womöglich noch abzukürzen.

An diesem Nachmittag machte er eine lange Spazierfahrt mit Octavia, und fuhr durch alle Straßen der Stadt und hin und her über die Promenade, um vor der Oeffentlichkeit allen etwaigen Gerüchten über die Folgen des unangenehmen Auftrittes, den Aglaja ihm in seinem Hause geschaffen hatte, zu begegnen.

Während der Fahrt drang er wieder flehentlich in die Braut, ihre Vorbereitungen zu ihrer ehelichen Verbindung nach allen Kräften zu beschleunigen, da er ohne sie sich unzufrieden und verlassen fühle und erst mit ihrem Eintritt in sein Haus wahrer Friede, wahres Glück ihm bescheert werden würde.

Unter Liebkosungen und Zärtlichkeiten sagte sie ihm seine Bitte zu, versicherte ihn, daß auch sie keinen glücklichen Augenblick mehr ohne ihn habe, und daß sie noch viel sehnlicher danach verlange, mit ihm vereinigt zu werden.

O, mein Richard, giebt es wohl eine größere Seligkeit für mich auf dieser Welt, als Dich zu besitzen, Deine liebende Gattin zu sein, die nur für Dich lebt und jede Sorge, jeden trüben Augenblick von Dir fern hält? sagte Octavia, sich an sein Herz schmiegend und ihre Lippen ihm

zum Kusse reichend, und hörte nicht auf, das Glück mit süßen, lieblichen Worten auszumalen, welches sie ihm und sich selbst schaffen wollte.

Gatlard war von Tag zu Tag mehr und länger bei der geliebten Braut, jeden Augenblick, den er seinem Geschäfte entziehen konnte, verbrachte er in ihrer Nähe, denn sein Alleinsein wurde ihm immer unerträglicher.

Da erschien der Tag, an welchem das neue, prächtige Schiff, welches Gatlard hatte für Kapitain Brooks bauen lassen, von Stapel laufen und bei dessen Taufe Octavia Pathin sein sollte.

Auf hohem Gerüste stand das Fahrzeug auf dem Ufer des Flusses, und ein hölzerner Schienenweg führte unter seinem Kiel hinab bis in das Wasser, auf welchem es dieses sein künftiges Element nun bald erreichen sollte.

Schon früh Morgens war es mit Kränzen, Guirlanden und Blumen aufs Prächtigeste geschmückt, und alle Arbeiter, welche bei seiner Anfertigung thätig gewesen waren, fanden sich heute in ihren Sonntagskleidern bei ihm ein.

Es war die frühe Stunde zu der Feierlichkeit gewählt, weil voraussichtlich eine große Zahl der Bewohner der Stadt sich als Zuschauer dazu einfinden würden, und später die Sonne zu heiß und drückend war, um längere Zeit ohne Schutz ihren Strahlen ausgesetzt zu sein.

Um sieben Uhr morgens sollte die Taufe stattfinden, und schon um sechs Uhr waren beide Ufer des Flusses mit Tausenden von Zuschauern bedeckt, denn wenn man ein

solches Schauspiel auch schon oft hiermit angesehen hatte, so war dies doch ein ungewöhnlich großes und prächtiges Schiff, welches Gatlard, diese für Jedermann so interessante und ebenso räthselhafte Person, hatte bauen lassen.

Um halb sieben Uhr kam die Equipage des jungen Millionairs in der Straße herab dem Flusse zu gerollt, und auf dem Werfte angelangt, stiegen Gatlard nebst seiner Braut und Lord und Lady Rowley aus derselben hervor.

Ein reizendes Boot, über welchem die amerikanischen Farben und Gatlards Privatflagge wehten, nahm ihn und seine hohen zukünftigen Angehörigen auf, und führte sie über den Strom an das jenseitige Ufer, auf welchem das neue Schiff zu seiner Abfahrt in das Wasser bereit stand.

Auf dessen Verdeck hatten sich der Magistrat und die angesehensten Familien der Stadt, Gatlards Einladung zu Folge, eingefunden, um der Feierlichkeit beizuwohnen und mit in den Fluß hinunter zu fahren.

Sie hatten sich zu beiden Seiten des Verdeckes aufgestellt, und empfingen Gatlard, den jungen Herrn des Schiffes, mit Ehrerbietung, worauf sich dieser nach der vorderen Spitze des Verdeckes begab, wo der Schiffsbaumeister mit seinen Arbeitern ihn erwartete.

Gatlard hatte denselben früh bei ihrer Ankunft ein Frühstück und Getränk geben lassen, und der erste Geselle bot ihm das Glas, welches er ihm abnahm und von dessen starkem Inhalt nippte. Dann ging er zu seinen Gästen zurück, um mit ihnen auf das glückliche in den Fluß Gelangen des Schiffes ein Glas zu leeren, zu welchem

Zwecke er durch seine Dienerschaft Portwein, Madeira und Champagner herumreichen ließ.

Während dieser Zeit wurden alle Streben und Keile, welche das Schiff auf seinem nach dem Flusse abschüssigen Lager zurückhielten, bis auf *einen* Keil hinweggenommen, und dann wurde es als fahrfertig gemeldet.

Der Bürgermeister der Stadt hatte es übernommen, das Schiff zu taufen, und er trat zu diesem Zwecke nun auf das vordere Theil desselben, auf welchem die Gäste sich um ihn an der Brüstung aufstellten.

Gatlard führte Octavia vor ihn, stellte sie ihm als Pathin des Schiffes vor, und blieb selbst als Eigner und Erbauer desselben neben ihr stehen.

Eine feierliche Stille war eingetreten, und nun begann der Bürgermeister mit langsamer, doch sehr lauter Rede über den Zweck, weshalb man hier sich versammelt habe, über die Bestimmung des Schiffes und über dessen erwünschte und erhoffte Zukunft zu sprechen, und begrüßte schließlich Octavia als die gefeierte Pathin, welche dem Fahrzeuge den Namen geben wolle – Er sprach lange, ernst und schön, und fragte zuletzt die Pathin, welchen Namen sie dem Schiffe ertheilen wolle, worauf diese mit lauter, schallender Stimme »Octavia!« ausrief.

Und Octavia soll es heißen! rief der Bürgermeister, und sprach nun seinen Segen über das getaufte Schiff.

Der Schiffsbaumeister stand bereit, um seinen Leuten den Wink zu geben, die letzte Stütze unter dem Fahrzeuge wegzuschlagen, da reichte Kapitain Brooks dem

Bürgermeister eine Flasche Champagner und hielt vier Gläser auf einem silbernen Teller vor ihn.

Der Pfropf flog von der Flasche, der Wein schäumte in die Gläser, welche Octavia und Gatlard, der Bürgermeister und der Kapitain ergriffen, und sie hoch emporhebend, riefen sie mit lauter Stimme: »Auf das Wohl und den Segen der Octavia!«

Da krachten die Axthiebe unter dem Kiele des Schiffes, der letzte Keil flog zur Seite, das mächtige Gebäude begann sich zu bewegen, und im nächsten Augenblick schoß es mit fliegender amerikanischer Flagge pfeilschnell auf seiner hölzernen Bahn hinab, und stürzte mit dem Vordertheil so stürmisch in das Wasser, daß die Wellen sich brausend hoch vor ihm aufthürmten, als wollten sie es unter sich begraben.

Ein donnerndes Hurrah aus tausend Kehlen begleitete das Schiff auf seiner fliegenden Fahrt, Octavia und Gatlard, sowie der Bürgermeister und der Kapitain leerten ihre Gläser und warfen sie in die hochschäumende Fluth hinab, und die so eben getaufte Octavia schwamm, sich ruhig schaukelnd, auf dem sich glättenden Element.

Alle den Strom hinauf und hinab an dem Werfte liegenden Schiffe hatten geflaggt, und von mehreren derselben donnerten der heranstürmenden neuen Gefährtin Grüße aus ihren Kanonen entgegen.

Die Begeisterung war groß, und während die neue Octavia den Fluß hinabschwamm, um weiter unten an Gatlards Werft anzulegen und dort mit Masten und Segeln

versehen zu werden, erschallten ununterbrochen Hurrahs für sie und für Gatlard von beiden Ufern nach ihr hin.

Gatlard fühlte sich wieder gehoben, er hatte wieder vor der Oeffentlichkeit gegläntzt, und die Anerkennung und Ehre, welche das Volk durch den lebhaften Jubel ihm hatte zu Theil werden lassen, gab ihm sein Selbstbewußtsein, seinen Stolz wieder.

Die Menschenmenge war dem Schiffe am Strande hinab vorangeeilt, um es an seinem Ziele ankommen zu sehen, womit das Schauspiel zu Ende ging.

Die Equipage Gatlards harrte dort bereits, als das Fahrzeug an seinem Werfte landete, derselbe dankte dem Magistrat und seinen Gästen für die ihm erzeugte Ehre, und nachdem dieselben das Schiff verlassen hatten, um sich nach Hause zu begeben, schritt auch er mit Rowley's auf das Werft hinab und bestieg mit ihnen seinen offenen Wagen.

Die Volksmassen zogen in der geraden Straße hinauf vor Gatlard hin, so daß er nicht schnell fahren konnte, doch sah er eine Art von Triumphzug in der Fahrt, denn Aller Blicke von beiden Seiten waren auf ihn und die schöne Octavia gerichtet.

Da stockte der Menschengug an der nächsten Querstraße, dennoch machte man Platz für Gatlard, bis er die Straßenecke erreichte, und nun die Ursache der Hemmung vor sich erkannte.

Es war ein Leichenzug, welcher sich langsam in der Querstraße heranbewegte und für den die Volksmenge Raum machte.

Gatlards Wagen hielt an, er war in die Menschenmasse wie eingekeilt, und konnte nicht rückwärts, nicht vorwärts.

Da kam der Geistliche mit den Trauerdienern herangeschritten, und hinter ihnen folgte der Leichenwagen und trug einen reich mit Blumen geschmückten Sarg, auf welchem ein Myrthenkranz mit weißen Bändern lag.

Gatlards Blick hatte ernst an dem Sarge gehangen, da kamen die Leidtragenden hinter demselben hergeschritten, und vor ihnen hin ging eine tiefgebeugte und von zwei Begleiterinnen unterstützte Frau mit dem Tuche vor ihren Augen.

Gatlards Blick blieb auf ihr haften, großer Gott, es war Madame Astor!

Wie von Todes Hand berührt, starrte er erbleichend und zitternd nach ihr hin, da hob die Frau ihre Augen zu ihm auf, zeigte auf den Sarg vor sich und richtete dann ihre Hand gegen den Himmel.

Sie wankte, doch ihre Begleiterinnen hielten sie aufrecht und führten sie an dem Wagen vorüber.

Gatlard saß, bebend in sich zusammengesunken, als Lady Rowley ihn bei der Hand erfaßte, und ängstlich sagte:

Mein Gott, Herr Sohn, was fehlt Ihnen?

Da riefen von links und rechts her mehrere halblaute Stimmen:



Das ist die verlassene Braut Gatlards, die Tochter der Wittwe Astor – Aglaja Astor und, Aglaja Astor, – Gatlards verlassene Braut! lief es rund um von Mund zu Mund lauter und immer lauter und immer unwilliger, bis es wie ein Sturm aus der Volksmenge schallte, und Verwünschungen und Flüche gegen Gatlard ausgestoßen wurden.

Fahr zu! schrie Lord Rowley nach dem Bock hinaus, denn der Trauerzug war vorüber, der Kutscher knallte, er wagte es aber nicht, auf die Pferde zu schlagen, und nur langsam machte das aufgeregte Volk Platz, während immer noch Verwünschungen gegen Gatlard aus der Menge ertönten.

Endlich hatte der Wagen die nächste Querstraße erreicht, und in Galopp trieb jetzt der Kutscher die Pferde dahin der Wohnung Lord Rowley's zu.

Ein starres Schweigen war über Alle im Wagen gekommen, doch Lady Rowley brach es zuerst, und sagte:

Es ist unerhört, was sich dieser Pöbel stets erlaubt, sobald er eine Gelegenheit findet, seiner Gehässigkeit gegen anständige Leute Luft zu machen. Nehmen Sie es sich nicht zu Herzen, theuerster Herr Gatlard, diese gemeinen Menschen sind es nicht werth, daß Sie ihnen Beachtung schenken, sie stehen zu tief unter Ihnen. Außerdem schaden Sie Ihrer Gesundheit, wenn Sie sich alteriren, Sie wissen, Sie sind zu Herzklopfen geneigt, und Ihrer Octavia wegen müssen Sie sich schonen.

Sie haben Recht, Verehrteste, das Volk ist es nicht werth, daß man sich um seine Nichtswürdigkeiten kümmert, dennoch bleibt es hart, wenn man statt des Dankes

für Wohlthaten, solche Zahlung erhält, antwortete Gatlard mit hohler Stimme, und suchte sich zu sammeln, der Sarg mit dem Myrthenkranz aber und Frau Astor, wie sie nach Oben zeigte, um ihn an eine ewige Gerechtigkeit zu erinnern, hielten Ruhe und Fassung von ihm fern.

Steigen Sie mit uns aus und bleiben Sie zum Essen bei uns, liebster Freund, bat Lord Rowley dringend, wenn Sie allein zu Hause sind, so denken Sie nur noch mehr über die Ungezogenheiten dieses Gesindels nach und ärgern sich darüber; bei uns gibt Ihnen Octavia nicht die Zeit dazu, an etwas anderes als an sie selbst zu denken.

Es ist mir unmöglich, verehrtester Freund, meine Gegenwart im Geschäft ist dringend nothwendig, antwortete Gatlard, und fuhr, als er seine Freunde nach deren Wohnung gebracht hatte, nach seinem eignen Hause zurück.

Er befand sich in einer entsetzlichen, in einer verzweifelnden Stimmung. Es schien, daß das Schicksal sich gegen ihn verschworen hatte, Alles so gegen ihn zu wenden, daß er trotz seines Reichthums, trotz des vielen Guten, welches er that, doch in der Achtung der Welt nicht hoch stehen sollte; er war öffentlich beschimpft, gelästert worden, er der reichste, der erste Mann in Philadelphia – ach, und wie gern hätte er sich noch tausendmal beschimpfen lassen, hätte er den Sarg – hätte er die Wittwe Astor nicht gesehen – denn deren Anblick hatte mit eisernen Krallen in seine Seele gegriffen, und er fühlte, daß diese Bilder seiner Ruhe, seinem Frieden noch viel vernichtender entgetreten würden, als die von Cap

Hayti. Er fühlte dies, gestand es sich aber nicht ein, er wehrte nur den Gedanken daran zurück und sagte sich, daß das Unglück der Astors nicht seine Schuld sei, daß die Verhältnisse es ohne seinen Willen so gefügt hätten – daß er in seiner jetzigen Stellung doch das arme, einfache Mädchen nicht hätte heirathen können, und rechtfertigte sein Handeln immer wieder durch die Gewalt, welche das Schicksal ihm angethan habe.

So sehr er aber auch mit seinem Gewissen kämpfte, er konnte dessen Stimme nicht ersticken, und was er auch that, woran er dachte, wohin er blickte, der schwarze Sarg, die mahnende, alte, tief gebeugte Frau standen vor seiner Seele.

Vergebens warf er sich der Arbeit, der Thätigkeit in die Arme, besorgte Vieles in seinem Geschäfte selbst, was er sonst seinen Dienern überlassen hatte, bekümmerte sich eifrig um die Vergrößerung der Stadt, wozu er die Bauplätze liefern mußte und besprach den Plan zu seinem neuen Palast mit Sachverständigen, Alles war umsonst, er konnte die finstern Gedanken nicht von sich fern halten. Am Erträglichsten fühlte er sich, wenn er mit Kapitain Brooks auf dem neuen Schiff zusammen war und das Fortschreiten der Arbeit zu dessen Vollendung in Augenschein nahm, denn es sollte in wenigen Wochen zur Abfahrt nach Südamerika bereit sein.

Seine trüben Gedanken wirklich verbannen konnte Octavia allein nur mit ihrer Nähe, bei ihr vergaß er die beunruhigende Vergangenheit, ihre Reize, ihre Liebkosungen fesselten ihn an den seligen Augenblick und mit ihr schien ihm die Welt ein Himmel, ein Paradies.

So sehr er aber auch den Tag herbei sehnte, wo er sie als Gattin in sein Haus führen würde, um sich durch ihr Beihmsein das Leben heiter und glücklich zu machen, so wagte er es doch der öffentlichen Meinung wegen nicht, gerade jetzt nach dem Begräbniß Aglaja's, welches in allen Zeitungen heftig rügend besprochen worden war und die Stimmung des Volkes noch mehr gegen ihn aufgebracht hatte, seine Vermählung mit Octavia stattfinden zu lassen, denn sie sollte mit Glanz öffentlich begangen werden und er wollte seinen höchsten Triumph durch seine Verbindung mit der vornehmsten Familie der Stadt feiern.

Dazu aber mußte das Andenken an das Schicksal Aglajais unter der Einwohnerschaft der Stadt erst verbleichen, und er mußte der Todten die Ehre einer kurzen Trauerzeit angedeihen lassen.

Lady Rowley war nun sehr gegen diese Verzögerung, sie meinte, daß er eines kindischen Liebesverhältnisses wegen durchaus solche Rücksichten nicht zu nehmen brauche, daß diese Jungfer nur in ihrer Tollheit es sich hätte einbilden können, saß ein Mann wie Gatlard sie zur Frau nehmen würde, und sah nicht ein, wie er, der so hoch und so edel über dem vielköpfigen Ungeheuer, über der öffentlichen Meinung stehe, sich um dieselbe zu

genieren hätte; die Frau konnte aber nicht in Gatlards Inneres schauen, sie sah nicht das Ungeheuer, das böse Gewissen, welches ihm in der Brust saß und ihn in ewiger Angst und ewigem Bangen erhielt, so daß er sich im Bewußtsein seiner vielen Sünden scheute, etwas zu thun, was die Stimme der Oeffentlichkeit gegen ihn richten könnte.

Er meinte, es wäre doch besser, wenn er noch einige Wochen verstreichen ließe, und der Unglücklichen, die er von Herzen bedaure, und namentlich deren betrübter Mutter die Rücksicht zolle.

Alle Vorbereitungen aber zur Vermählung wurden beendet, alle Einrichtungen zu dem Empfang seiner Gattin in seinem Hause wurden vervollständigt, und durch um so öfteres, verlängertes Zusammensein mit Octavia suchte Gatlard seine Ungeduld nach ihrem beglückenden Besitz zu bemeistern.

Trotz der eingetretenen Aequinoctialstürme war das Wetter doch noch mild und angenehm, so daß Gatlard fast täglich seine Braut in dem Cabriolet spazieren fahren und sich öffentlich mit ihr zeigen konnte, worin für ihn ein erhebendes stolzes Gefühl lag.

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*Der Abend auf dem Schiffe. – Die Abfahrt. – Böse Nacht. – Rascher Entschluß. – Gescheitert. – Der Selbstsüchtige. – Der Abend vor der Hochzeit. – Feuerlärm. – Die Ueberraschung. – Zertrümmerte Hoffnung.*

Es hatte sich für Gatlard auch wieder eine Gelegenheit genahet, vor der Welt zu glänzen, denn sein neues Schiff Octavia war fertig zur Abfahrt nach Südamerika, und ein Fest an Bord desselben sollte seine Machtstellung, seine Größe einmal wieder in Erinnerung bringen.

An die Elite der Gesellschaft ließ er seine Einladungen zu dieser Feier ergehen, und der dazu bestimmte Abend erschien heiter und warm.

Rauschende Janitscharenmusik empfing die hohen Gäste auf dem, mit Blumen und Kränzen geschmückten Schiffe, und rief Tausende von Zuschauern an das Ufer, um der Feierlichkeit aus der Ferne beizuwohnen.

Das obere Verdeck war prächtig für die Bequemlichkeit der Gesellschaft ausgestattet, und die köstlichsten Erfriechungen wurden dort gereicht. Als der Tag aber verblich und die Nacht hereinbrach, wurde dasselbe sowie das ganze Schiff bis in die Spitzen seiner Masten mit Glaslampen erleuchtet, und die Musik stimmte zum Tanze an, welcher Aufforderung Tänzer und Tänzerinnen sofort folgten.

Es war eine reizende, stille Nacht, und Gatlard an der Seite der gefeierten Octavia warf alle Lasten, die seine

Seele drückten, von sich und war der Fröhlichste unter den Fröhlichen, denn er glänzte, und ward nicht allein von seinen Gästen gepriesen und geehrt, sondern auch das Volk am Strande jubelte ihm seine Hurrahs zu.

Mitternacht war lange vorüber, als sich die Gesellschaft bei Gatlard unter tausend Lobeserhebungen und Schmeicheleien für den reizenden Abend bedankte und sich Kapitain Brooks empfahl, indem ein Jeder ihm alles Glück für seine Reise wünschte.

Am folgenden Morgen erschien Gatlard mit seiner Braut und mit deren Eltern an Bord der Octavia, um Kapitain Brooks noch Lebewohl zu sagen und dann das Schiff abfahren zu sehen, und abermals hatte sich viel Volk auf dem Werfte versammelt, als er und Rowley's auf dasselbe herabstiegen und die Segel des Schiffes aufgezogen wurden.

Ein schöneres Fahrzeug war von Philadelphia nie in See gegangen, die Segel bis in die Spitzen seiner Masten aufgebläht, zog es majestätisch den Fluß hinab und wurde von den Hurrahs des Volkes begleitet.

Lange noch winkte Kapitain Brooks seinem Freunde und Schiffsherrn seine Grüße zu, bis das Fahrzeug hinter der nächsten Biegung des Flusses verschwand.

Gatlard schlug nun seiner Braut vor, zu Fuße nach Hause zu gehen und vorher noch eine Promenade zu machen, und da deren Eltern sich auch dafür erklärten, so sandte er seinen Wagen nach Hause, reichte Octavia seinen Arm, und führte sie in Begleitung des Lords und dessen Gattin stolz durch die belebten Straßen nach einem

entfernten neuen Theile der Stadt, dorthin, wo er seinen Palast zu bauen beabsichtigte.

An Ort und Stelle theilte er ihnen seinen Plan mit, wobei Lord Rowley ganz seiner Ansicht war, dessen Gattin seinen edlen Geschmack nicht genug bewundern konnte und Octavia seine Idee reizend und ganz nach ihrem Sinne fand.

Es war ein herrlicher Spaziergang, das Wetter war klar, wenn auch der Wind sehr heftig von Osten her blies, und Gatlard fühlte sich mit Octavia am Arm, von allen Seiten mit großer Höflichkeit begrüßt, wieder seinem Ziele nahe: der angesehenste Mann in Philadelphia zu werden.

Den Abend verbrachte er wie gewöhnlich bei seiner Braut, doch konnten sie nicht, wie sie es gern thaten, im Garten sitzen, denn das Wetter war sehr stürmisch geworden, und als er spät nach Hause fuhr blies ein Orkan durch die Straßen, und trieb den Regen schlagend gegen die Glasscheiben seines Wagens.

In seinem Hause waren alle Fenster geschlossen, und obgleich er die Luft in seinen Zimmern schwer und drückend fand, so wagte er es doch nicht, dieselben zu öffnen.

Es war schon spät, die Dienerschaft war zur Ruhe gegangen, doch Gatlard konnte noch nicht schlafen. Der Wind piff und sang so unheimlich durch das Haus, der Regen schlug so drohend gegen die Fensterscheiben, und Gatlard dachte an Kapitain Brooks und dann an den Abend, als er sich im Golf von Mexico im Sturme auf dem



Neptun befand und mit dem Schooner zusammenstieß, welcher den Grafen Louvencourt an Bord hatte.

Gatlard wurde immer unruhiger, die alten bösen Gedanken suchten ihn wieder heim, und dazu gesellte sich das Bild von Aglaja's Leichenzug, vergebens dachte er an Octavia, an seine nahe Verbindung mit ihr, Louvencourt und Aglaja traten zwischen sie und ihn, und es war ihm so eng, so beklommen, als müsse er ersticken.

Er eilte an das Fenster und riß es auf, sein Blitz blendete seinen Blick, und der Regen schlug ihm in das Gesicht, er warf das Fenster wieder zu und trat in die Mitte des Zimmers zurück.

Es war ihm so unheimlich, so einsam, Alle im Hause schliefen, er allein wachte in dem großen Gebäude und doch war er nicht allein, die Geister seiner Ankläger waren bei ihm, um ihn wieder durch die großen leeren Räume des Palastes zu jagen – hastig schritt er nach dem Schellenzug und zog ihn, als wolle er Sturm läuten, so daß es durch das ganze Haus schallte.

Er hatte die Thür geöffnet und schaute hinaus, in dem Corridor war es dunkel, er zog wieder die Schelle, da wurden Tritte unten im Hause laut, und ein Diener sprang hastig die Treppe herauf und zu Gatlard in das Zimmer.

Weck den Haushofmeister, laß Dir eine Flasche Champagner für mich geben und bring sie mir hierher. Laß auch die Lichter auf den Gängen wieder anzünden, sie sollen für die Folge während der ganzen Nacht brennen,

rief Gatlard dem Diener in größter Aufregung zu und winkte ihm, sich zu eilen.

Laß die Thür offen! rief er wieder, als der Schwarze dieselbe hinter sich schließen wollte, doch kaum war dessen Tritt in dem Corridor verhallt, als der Sturm das nicht fest geschlossene Fenster aufwarf und den Regen durch den Zug nach der Thür weit in das Zimmer schleuderte.

Gatlard fuhr erschreckend zusammen und wandte sich nach dem Fenster um, es kam ihm vor, als ob die Hülfschreie von Cap Hayti durch den Wind ertönten, und er wandte sich rasch nach der Thür, durch welche er draußen in dem dunkeln Corridor den Sarg Aglaja's wieder zu erblicken glaubte.

Entsetzt schlug er seine Hände vor die Augen und wankte zurück, da fuhr der kalte Regen ihm in den Nacken, mit einem halblauten Schrei stürzte er nach dem Sopha und warf sich, die Augen schließend, in demselben nieder.

Der zurückkehrende Diener fand Gatlard in der Sophaecke zusammengesunken, und sagte, die Champagnerflasche und ein Glas auf den Tisch vor ihm niederstellend:

Das Fenster steht auf, Herr, der Regen schlägt herein.

So schließe es! rief Gatlard auffahrend, und griff nach der Flasche, von welcher er schnell den Pfropf springen ließ, das Glas füllte und den schäumenden Wein hastig hinunter stürzte.

Befehlen Herr noch Etwas, fragte der Neger, seinen Herrn verwundert anschauend.

Nichts – nur die Lichter in den Gängen sollst Du anstecken, antwortete Gatlard, sich ermannend, und leerte abermals sein Glas.

Der Diener hatte sich entfernt, und Gatlard fühlte sich gefaßter, er trank und ging im Zimmer auf und nieder, bis er zu wanken begann und dann taumelnd sein Lager suchte.

Er schlief sogleich ein, doch seine Träume waren diesmal keine freudigen, er träumte nicht von Octavia, sondern von Sturm, von Donner und Blitz, von Louvencourt und von Aglaja, so daß er am folgenden Morgen erschöpft und wie im Fieber erwachte, unter dem rothseidenen, mit schweren goldenen Troddeln behangenen Baldachin sich aufsetzte und sich mit der Hand die Stirn trocknete.

Er frühstückte heute spät und hatte keinen Appetit – so konnte, so sollte es nicht länger gehen, nicht länger durfte er allein in diesem verwünschten Hause leben! – Er beschloß, daß binnen einer Woche Octavia seine Gattin sein solle.

Es war Sonntag Morgen, und am nächsten Sonntag sollte die Vermählung feierlich in der Kirche begangen werden.

Schnell machte er Toilette, befahl den Wagen und eilte zu seiner Braut, um sie und deren Eltern von diesem seinem Beschluß in Kenntniß zu setzen und sich ihre Zustimmung zu holen.

Seine Mittheilung wurde auf das Freudigste aufgenommen, Octavia vergoß Thränen des Glückes, Lady

Rowley meinte, daß es Wahnsinn wäre, anderer Leute Willen sich die eigne Seligkeit länger vorzuenthalten und Lord Rowley hielt langes Verlobtsein für nicht zuträglich.

Darum wurde nun fest beschlossen, daß nächsten Sonntag nach beendigtem Gottesdienst die Trauung der glücklichen Liebenden in der Kirche stattfinden solle, daß man alle Freunde und Freundinnen dazu einladen wolle, und daß diese sich später zum Mittagsessen und Ball in Rowley's Palais einzufinden gebeten würden.

Noch an diesem Nachmittag ließ Gatlard ein Formular zu den Einladungen nach der Druckerei bringen, damit dieselben gedruckt schon morgen umher gesandt werden könnten, und zugleich schickte er einige Artikel zum Abdruck in verschiedene Zeitungen, worin auf die so nahe bevorstehende Vermählung des reichen Herrn Gatlard mit der Tochter Lord Rowley's hingewiesen wurde.

Sehr leid that es Gatlard, daß der Congreß, welcher noch in Philadelphia gehalten wurde, seine Sitzungen erst im December eröffnete, denn gern hätte er dessen Mitglieder, und namentlich George Washington, den Gott Amerika's, bei der Feier seiner Vermählung zugegen gesehen.

Jetzt kamen keine trüben Gedanken mehr in Gatlards Seele auf, der eine, Alles überwältigende Gedanke, Octavia, die unvergleichliche, die tugendhafte, die so innig liebende Octavia sein eigen zu nennen, übertönte jede andere Stimme in ihm.

Der folgende Morgen brachte ihm nun Vieles zu besorgen, doch er that es mit Freuden und es ging ihm Alles leicht und schnell von der Hand.

Er hatte auch noch dringende Geschäfte an der Börse, sonst würde er sie heute nicht besucht haben, darum aber ging er hin und fand Lord Rowley dort seiner harrend, um ihn in Bezug auf die Vermählung um Vieles noch zu befragen.

Da drängte sich plötzlich ein Mäkler durch die geschäftige Menge zu Gatlard heran, und sagte leise zu ihm:

So eben ist die Nachricht gekommen, daß Ihre Octavia, Kapitain Brooks, gescheitert und mit Mann und Maus untergegangen ist. Der Sturm in vorletzter Nacht hat sie auf die Küste geworfen.

Gatlard erschrak, doch es schien ein freudiger Schreck zu sein, denn sein Blick leuchtete hell auf und seine Wangen überflog ein erhöhtes Roth.

Mit Mann und Maus – ist Kapitain Brooks auch dabei untergegangen? fragte er hastig mit augenscheinlich großem Interesse.

Leider ist der brave Mann auch dabei umgekommen, antwortete der Mäkler mit mitleidigem Tone.

Ei – ei! sagte Gatlard mit erzwungener Traurigkeit, der arme Mann, das ist ja recht betrübend; er war mir ein sehr lieber Freund!

Ist ein Unglück geschehen? fragte Lord Rowley, der die letzten Worte Gatlards gehört hatte.

Ja ja, ein großes Unglück mit meinem Freund Kapitain Brooks, er ist mit der Octavia gescheitert und mit

der ganzen Mannschaft untergegangen; antwortete Gatlard betrübten Tones.

Mein Gott, das ist ja ein großer Verlust für Sie, lieber Gatlard, versetzte der Lord theilnehmend.

Doch nicht – ich bin zum Vollen mit Schiff und Ladung versichert und zwar hoch, mit vollen zehn Procent Avance – ich mache ein gutes Geschäft dabei.

Aber ich meine den Verlust Ihres Freundes, bemerkte Lord Rowley.

Ja, so, sagte Gatlard, welcher sichtbarlich an etwas Anderes dachte, ja, das ist ein recht harter Verlust für mich – er war mir ein treuer Freund!

Warum ging der Mann aber auch wieder auf See, wie ich hörte, so hatte er ja Vermögen, fuhr Rowley fort.

Nun, Vermögen? – antwortete Gatlard, er hatte, was ich ihm gab, aber darum brauchte er nicht wieder zu fahren, denn er war bei mir versorgt. Es ist aber ein eigenes Ding mit diesen Seeleuten, sie können nicht von dem Wasser wegbleiben, und wenn sie es auf dem Lande auch noch so gut haben; sie müssen alle in dem Meere begraben werden. Ihm ist wohl, denn er stand in der Welt allein und hatte Niemanden weiter, als eine alte Schwester in Boston, für die ich sorgen werde.

Sie sind ein braver, ein edler Mann, Gatlard, und ich kann der Vorsehung nicht genug dafür danken, daß sie meiner theuern Octavia einen solchen Gatten bescheerte

und kann mich nicht genug darüber freuen, daß Sie, Edler, eine solche Gattin erhalten werden, sagte Lord Rowley, und fügte feierlich noch hinzu – ja – Sie sind eines solchen edlen Weibes werth!

Der Lord drang nun in Gatlard, bei ihm sein Mittagsmahl einzunehmen, welches Jener aber dankbar ablehnte, weil er zu viel zu thun habe, er ließ Octavia aber durch ihn sagen, daß er sie nach Tisch zur Spazierfahrt abholen werde.

Der Untergang des Kapitains war für Gatlard ein so wichtiges, bedeutsames Ereigniß, daß er allein sein mußte, um es zu überdenken.

Mit Brooks war der einzige Mitwisser seiner Verbrechen aus der Welt geschafft, derselbe allein hätte ihn unfehlbar, wenn er wollte, vernichten können, jetzt war sein Mund für ewig geschlossen.

Es war Gatlard, als sei ihm eine schwere Last von der Brust genommen, denn Brooks war zwar kein böser Mensch, er war Gatlard dankbar für das, was er an ihm gethan hatte, doch er war ein sehr schwacher Charakter, der durch Kleinigkeiten leicht unwillig wurde und möglicherweise, durch eine solche Kleinigkeit aufgebracht, für ihn hätte unabsehbare Gefahr heraufbeschwören können. Schon der Gedanke, in der Gewalt dieses Mannes zu sein, mit seiner ganzen Existenz von dessen gutem, oder bösem Willen abzuhängen, war Gatlard schrecklich und brachte immer das Gefühl über ihn, als säße er auf einer Pulvermine, in welche nur ein Funke zu fallen brauche, um ihn aufliegen zu lassen.

Der Mann war todt, und alle Besorgniß wegen seiner war zu Ende!

Außerdem machte Gatlard durch den Tod des Kapitäns ein gutes Geschäft, er verdiente hunderttausend Dollars, welche er ihm zum Geschenk gegeben, welche er aber immer noch in Händen hatte, und von denen ihm nur die Zinsen zugekommen waren. Niemand außer Gatlard wußte darum, und so fiel ihm die Erbschaft zu.

Hätte er Louvencourt bei ihn begraben können, so wäre alle Gefahr für ihn verschwunden, dachte Gatlard, doch die Gefahr, die ihm durch den Grafen drohte, lag ja so fern von ihm, daß es Thorheit wäre, sich darüber Sorgen zu machen. Brooks war der Stein, über welchen er hätte fallen können, und dieser war nun aus dem Wege geräumt!

Gatlard war ungewöhnlich heiter, als er an diesem Abend seine geliebte Braut zur Spazierfahrt abholte, er scherzte und lachte und blickte mit sicherm Stolze auf die zu Fuße an ihm Vorübergehenden hinab. Er fühlte sich einmal wieder so recht der erste, der angesehenste Mann in Philadelphia.

Octavia bedauerte sehr, daß ihr Name dem Schiffe nicht mehr Glück gebracht habe, worauf Gatlard scherzend antwortete:

Das ist ganz in der Ordnung, denn alles Glück, welches Du zu spenden hast, soll ja mir zu Theil werden, ich gönne keinem Andern, auch dem Schiffe nicht, den kleinsten Theil daran. Mir allein gehört es, nicht wahr, Du süßer Engel?



Ja, Dir allein, Geliebter, und jeder meiner Gedanken, jedes meiner guten Gefühle gehören Dir allein, und sollen ewig nur Dir angehören, antwortete Octavia mit ihrem süßesten Blick, hob ihren schneeigen Arm aus dem reichen Spitzenärmel hervor, und legte ihn zärtlich um seinen Nacken; denn sie waren außer der Stadt und außer dem Bereiche eines spähenden, neidischen Auges.

Mit fieberhafter Ungeduld zählte Gatlard jetzt die Tage, bis zum Sonntag, und jede Nacht träumte er von der Seligkeit, die ihn dann an dem Herzen seiner angebeteten, himmlischen Octavia erwartete.

Die Tage schlichen an ihm vorüber, die Zeit schien ihm einen langsameren Takt angenommen zu haben, und mit jubelnder Aufregung begrüßte er den Sonnabend Morgen, als den letzten Tag seines Alleinseins.

Frühzeitig schon befand er sich in dem Palais Lord Rowley's, um noch über die Festlichkeiten die letzten Verabredungen zu treffen.

Alle Zeitungen hatten über die bevorstehende Vermählung Gatlards und der Tochter Lord Rowley's geredet, und ganz Philadelphia sah mit großer Spannung derselben entgegen.

An diesem Sonnabend Abend wollte man nun eine kleine Soiree bei Rowley's geben, zu welcher nur die nächsten Bekannten und die intimsten Freundinnen Octavia's geladen werden sollten.

Man kam schon früh zusammen, um nicht zu spät aufzubleiben, damit man am folgenden Glückstage recht froh und heiter sei.

Auch der junge Herr Tatnall hatte sich eingefunden, und trug durch seinen Scherz und Witz recht viel zur Erheiterung der Gesellschaft bei.

Sie sollen Kammerherr bei mir werden, sagte Octavia lachend zu ihm, ich bitte, daß Sie sich eine recht schöne Dienstkleidung dazu machen lassen.

Die müßte gelb sein, denn gelb ist Ihre Lieblingsfarbe, antwortete Tatnall scherzend, befehlen Sie vielleicht rothe Aufschläge dazu?

Das geht nicht, Geliebte, fiel Gatlard lustig ein, ich habe mir unsern lieben Freund, Herrn Tatnall, zum Hofmundschenk auserkoren, damit er Deinen süßen Lippen immer das Köstlichste aus meinem Keller reiche.

Allerdings, für diesen Posten qualifiziren Sie sich vortrefflich, und so mögen Sie denn in den Dienst meines Gebieters und Herrn treten, denn mir wird ja doch das süße Resultat Ihrer Bemühungen zu Theil, sagte Octavia lachend zu Tatnall, und so ging Lust und Scherz von Mund zu Mund, und die wenigen Stunden bis zehn Uhr schwanden Allen im Fluge.

Tatnall war der Erste, welcher aus Rücksicht für die verehrte Familie an den Aufbruch mahnte, und in der heitersten Laune schieden die Gäste bis auf Wiedersehen morgen in der Kirche.

Alle hatten sich entfernt, und Gatlard sollte nun zum Letztenmale Abschied von der Geliebten seines Herzens nehmen, um sich dann niemals wieder von ihr zu trennen.

Es war ein ergreifender Augenblick für ihn, denn mit diesem Lebewohl nahm er auch Abschied von seinen finstern Gespenstern, mit Octavia's Besitz mußte ihm ungestörte Ruhe und Friede zu Theil werden.

Er drückte Octavia schweigend an sein Herz, denn der Gedanke an sein nahes, ungestörtes Glück hatte ihm Thränen in das Auge gebracht und hielt seine Worte auf seiner Lippe zurück. Lady Rowley war, seine Bewegung gewahrend, zurück getreten, um ihn nicht in seinem beseligenden Herzenserguß zu stören, und Octavia seufzte und barg ihr Antlitz an seiner Brust, und als Gatlard sich ermannte und ihr nun gute Nacht wünschte, hob sie ihre Lilienfinger an ihre Augen, als wische sie eine Freudenthräne von ihren langen Wimpern.

Gute Nacht, mein einziger Richard, sagte sie mit tiefinnigstem Ausdruck, zum Letztenmale nehmen wir Abschied auf nie wieder Trennen!

Gute Nacht, meine Octavia, mein Lebensglück, meine Seligkeit, träume von Deinem treuen Richard, sagte Gatlard, drückte seine Lippen auf den frischen, süßen Mund des Mädchens, und wünschte dann Lord und Lady Rowley eine recht angenehme Ruhe.

Mit solchem überströmenden Glücksgefühl, wie an diesem Abend, hatte Gatlard niemals früher sein Zimmer betreten, er wußte sich vor Glück nicht zu lassen, und ging, sich die Hände reibend, lange in seinem Gemache auf und nieder, und vor ihm hin schritt in seiner

Phantasie Octavia, die Geliebte, rückwärts, und hielt ihre Wunderarme ihm entgegen und ihren glühenden Blick voll zärtlicher Liebe auf ihn geheftet.

Es war eine Träumerei, von welcher Gatlard sich gar nicht trennen konnte, denn je länger erging, um desto lieblicher erschien ihm die Engelsingstalt der Angebeteten, ach sicher, sie träumte von ihm, sie lag in Gedanken in seinen Armen, denn lange schon mußte der Schlaf ihr die süßen Augen geschlossen haben.

Es war nach Mitternacht, als Gatlard sich zur Ruhe begab und mit den wonnigsten Bildern von seiner Octavia einschlief.

Er hatte wohl einige Stunden in süßen Träumen gelegen, als ihn heftige Töne weckten und ihn der Ruf »Feuer« emporschreckte. Sein Schlaf aber war zu lieblich gewesen, als daß er sich so schnell hätte von ihm trennen können, mochte es brennen, wenn es nur sein eignes Haus nicht war, seine Hülfe konnte ja doch wenig nützen. Dennoch lauschte er den Rufen in der Straße, die mit dem Läuten der Glocken immer stürmischer wurden.

Da plötzlich pochte es heftig an seine Thür, und ein Diener rief mit dringender Stimme:

Herr Gatlard – es brennt, es brennt bei Lord Rowley!

Bei Lord Rowley? Um Gottes Willen! rief Gatlard, wie vom Blitz getroffen, und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett.

Mit zitternden Händen fuhr er in die Kleider, ergriff seinen Hut, und stürzte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, aus dem Hause und in der Straße hinauf.

Der glühend rothe Schein am dunkeln Himmel zeigte ihm, daß das Feuer schon weit um sich gegriffen habe, halb athemlos rief er mehreren Männern über die Straße zu:

Wo ist das Feuer?

Bei Lord Rowley! war die Antwort, und mit doppelter Anstrengung sprang Gatlard vorwärts, und bog bald daran in die Straße ein, in welcher das Palais des Lords stand.

Schon von Weitem sah er die Feuerlohe aus den Fenstern des Hauses schlagen und eine große Menschenmenge vor demselben versammelt, Dabei schrie es noch unaufhörlich aus allen Straßen her »Feuer« und »Sturm – Sturm« wogten die Glockentöne über die Stadt.

Nach wenigen Augenblicken nahete Gatlard sich dem Hause. Sein Blick schoß nach Octavia's Zimmern in der zweiten Etage hinauf, und mit starrem Entsetzen sah er, daß die Flammen gerade aus diesen Fenstern und aus den Erkern darüber hervor schlugen. Nur das offene Fenster von Octavia's Schlafgemach zeigte noch kein Feuer, doch drang dichter Rauch daraus hervor.

Jetzt hatte er die verworrene, hin- und herwogende Menschenmasse erreicht, stürzte in sie hinein dem Eingange des Hauses zu, und hörte die verzweifelte Stimme Lord Rowley's von der Treppe herab »Hülfe – Rettung für sein Kind, seine Octavia«, schreien.

Gatlard sah ihn im rothen Feuerschein der Flammen, und neben ihm, die Hände ringend, Lady Rowley jammernd und Hülfe schreiend, er wollte zu ihnen die Treppe hinaufspringen, da schrie es Hülfe über ihm, und Octavia im weißen Gewand streckte ihre Hände flehend aus dem Fenster ihres Schlafgemachs, und rief Hülfe – Hülfe – Hülfe!

Zehntausend Dollars Dem, welcher meine Braut rettet, schrie Gatlard jetzt mit rasender Verzweiflung in das Menschengewühl hinein, und hob seine Hände nach Octavia auf, da kamen viele Männer mit einer Leiter herbeigerannt, während zugleich eine Feuerspritze anlangte und sofort ihren Wasserstrahl nach den Fenstern im zweiten Stock hinaufsandte.

Gatlard, wie ein Rasender, schrie wieder: Zehntausend Dollars Dem, welcher meine Braut rettet, und legte selbst mit aller Kraft Hand an die Leiter, um sie hinaus nach dem Fenster aufzurichten, aus welchem Octavia wieder verschwunden war und aus dem der Rauch immer dichter und schwärzer hervorquoll.

Auch Lord Rowley war mit an die Leiter gesprungen, und auf stieg sie an dem Hause – sie war um Manneslänge zu kurz. Da wurde die weiße Gestalt Octavia's mit fliegenderm Haar von Rauch umwölkt abermals in dem Fenster sichtbar, und wieder tönnten ihre Angst- und Hülfeschreie durch den Tumult vor dem Hause.

Doch die Leiter war zu kurz, Niemand konnte auf ihr das Fenster erreichen.

Alle starrten nach dem Hülfe rufenden Mädchen hinauf, da wandte sich Octavia nach dem Zimmer um, und es sah von Unten aus, als ob sie mit Jemandem kämpfte, worauf sie wieder in dem Rauche verschwand.

Da kamen mehrere Burschen mit einer leichten Leiter in fliehendem Laufe herangestürmt, und riefen Gatlard zu:

Wir retten Ihre Braut, Herr Gatlard!

Nach wenigen Minuten hatten sie die leichte Leiter an das obere Ende der schweren festgebunden, abermals stieg dieselbe an dem Hause empor und bis in das Fenster, aus welchem Octavia wieder schreiend hervorblickte.

Kaum sah sie aber die Leiter und den Mann, der auf derselben hinaufeilte, als sie sich abermals dem Zimmer zuwandte und augenscheinlich Jemanden bekämpfte und zurückstieß.

Der Mann auf der Leiter hatte jetzt das Fenster erreicht, hatte Octavia, welche wieder daraus hervorsah, erfaßt, half ihr rasch herauf, schlang seinen Arm fest um sie, und stieg unter dem donnernden Jubel der Menge auf den Sprossen herab.

Aller Blicke waren auf Octavia geheftet, und Gatlard stand an dem Fuße der Leiter mit zu ihr ausgestreckten Armen, um sie an seinem Herzen zu empfangen, da plötzlich schrie es höhnend, lachend, fluchend und verwünschend aus der Volksmasse hervor und nach dem Fenster hinauf, denn durch den Rauch sprang jetzt eine Mannesgestalt in Négligé aus dem Fenster und auf die

Leiter, und eilte hinter der schönen Braut Gatlards drein, um mit ihr die Erde erreichen.

»Tatnall!« schrie es jetzt aus hundert Kehlen unter den wüthendsten Flüchen, denn es war wirklich der junge Tatnall, welcher dem Feuertode entronnen war.

Gatlard stand wie versteinert da und stierte nach ihm auf, es war ihm, als sähe er eine Ausgeburt der Hölle auf der Leiter hinter seiner Braut herabsteigen, da traf der volle Wasserstrahl der Feuerspritze den jungen Liebesritter mit solcher Gewalt, daß er ihn von der Leiter herabstürzte und ihn somit vor der Wuth des Volkes rettete; denn ein stürmisches Gelächter erschallte, und Tatnall raffte sich schnell vom Boden auf und entsprang mit Windeseile aus dem tobenden Haufen.

Octavia nahm jetzt wieder die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch, denn sie ließ Kopf und Hände in den Armen ihres Retters herabhängen, so daß dieser nur langsam mit ihr die letzte Leitersprosse erreichte.

Gatlard hatte immer noch starr wie eine Bildsäule dagestanden, als könne er das ungeheure Geschehene noch nicht fassen, während Lord Rowley bebend und zitternd vor ihm stand, ihm beim Arme hielt und wiederholt sagte:

Bitte, bitte, Herr Gatlard, es wird, es muß sich Alles aufklären. Da plötzlich schrie Gatlard, wie wenn ein langverhaltener Sturm sich entfesselt:

Aufklären? – ich denke, es ist aufgeklärt genug dadurch, daß dieser junge Herr im *Négligé* Nachts um drei



Uhr mit Ihrer saubern Fräulein Tochter aus deren Schlafgemach hervorsteigt.

Zur Hölle mit Ihrer Tochter und mit Ihrem ganzen Gelichter!

Dabei wollte er sich davonwenden, doch der Retter trat mit seiner schönen Bürde und mit seinen Gefährten, welche die Leiter gebracht hatten, zu ihm, und Alle riefen:

Zehntausend Dollars, Herr Gatlard, haben Sie versprochen, und wir haben sie verdient!

Und morgen sollt Ihr sie bezahlt erhalten, rief Gatlard und eilte durch die Menge davon, während ein donnernes Hurrah für Gatlard auf das andere ihm aus der Masse nachgerufen wurde.

Das Feuer war in Octavia's Wohnzimmer entstanden, hatte dasselbe schnell in Flammen gesetzt, war durch die Thür nach dem Gange gedrungen, hatte die Treppe ergriffen und war an ihr nach den Erkern hinauf gestiegen.

Es wurde gelöscht, und nur die obere Etage und das Dach des Palais waren verbrannt.

Wie ein Wahnsinniger stürmte Gatlard durch die Straßen, und erreichte athemlos und kaum noch eines Gedankens mächtig seine Wohnung. Er rannte an seinen Dienern, wie des Verstandes beraubt, vorüber und in sein Zimmer, verschloß die Thür hinter sich, und warf sich in der Mitte der Stube auf den Fußboden nieder. Dabei stieß er die wildesten Schreie aus, schlug sich mit den Fäusten gegen Stirn und Brust und lag dann wieder regungslos

da, als sei das Leben aus ihm gewichen. Dann aber stöhnte er wieder, stieß fürchterliche Worte aus, rang die Hände, rauft sich das Haar, und fiel dann abermals in seine starre Abgestumpftheit zurück.

So lag er, als der Tag kam und durch seine Fenster auf ihn blickte, so lag er, als die Mittagssonne ihre Strahlen über ihn hinwarf und so lag er, als das Abendroth den Himmel in ein Feuermeer verwandelte.

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*Niedergeschmettert. – Die Schwester. – Ein Trostquell.  
– Die Veränderung. – Ein Gang durch die Stadt. – Der  
Tischgast. – Glückliche bewegt. – Frohe Nachricht. – Der  
Empfang. – Angenehme Häuslichkeit.*

Der Schlag war zu schwer gewesen, schwerer, als Gatlards geistige Kraft zu tragen vermochte; er war niedergedonnert und nicht im Stande, sich wieder zu ermannen. Sein Dünkel, seine Eitelkeit, seine Sucht zu glänzen waren in ihm erstickt, denn er war vor der Welt zum Spott, zum Hohn, zum Scandal geworden, und Nichts konnte das Gefühl der Lächerlichkeit, die auf ihm ruhte, die diese scheinheilige, nichtswürdige Kreatur, auf welche er sein ganzes Lebensglück gebaut, über ihn gebracht hatte, von ihm nehmen. Er verfluchte sie und mit ihr ihr ganzes Geschlecht, und schwur seinen Glauben an die Menschheit.

In seiner Wuth aber, die er gegen dieselbe richtete, rief ihm die Stimme seines Gewissens unaufhörlich zu, daß er tausendmal mehr gegen sie verbrochen habe, als ihm geschehen sei, und daß das ihm widerfahrene Unglück eine sehr gelinde Strafe für seine ungeheuren Thaten wäre.

Was halfen ihm jetzt seine Millionen, die ihm seine Ruhe, seinen Frieden gekostet und um die er jeden Augenblick seines Lebens vergiftet hatte, wo waren jetzt alle seine Hoffnungen, seine hochstrebenden Pläne, sich durch sie zu einem irdischen Gotte zu erheben?

Geistig zerschmettert und verdammt, ergab er sich der Last, die ihn zu Boden preßte, die Welt, ja, das Tageslicht war ihm verhaßt, er wollte allein, ungesehen sein, und jede Beziehung zu den Menschen, die er vermeiden konnte, wollte er aufgeben.

Im geschlossenen Wagen fuhr er nach seinem Geschäftslokal und zog sich dort in sein Privatzimmer zurück, in welches einzutreten nur sein Buchhalter die Erlaubniß hatte, nach der Börse ging er nur, wenn es wirklich nothwendig war, und in seiner Wohnung hatte Niemand Zutritt zu ihm, als seine Diener.

So lebte er, einsam und allein stehend, Monate lang fort, alle Liebhabereien, alle Neigungen waren aus ihm gewichen, nur die eine, sein Vermögen, für welches er Alles geopfert hatte, zu vergrößern, war ihm geblieben; ein Ziel aber, welches er dadurch erreichen wollte, hatte er nicht mehr.

Mit seinem Alleinsein jedoch verfiel er wieder mehr und mehr der Gewalt, der Folter seines Gewissens, und hin und her sann er auf Mittel, seine Einsamkeit zu beseitigen, ohne sich wieder einem Menschen in die Hände zu geben.

Wieder und immer wieder richteten sich seine Gedanken nach Irland, seiner alten Heimath, wo er eine Schwester hatte, welche dort bei Verwandten lebte.

Gatlard hatte schon seit Jahren alle und jede Beziehung mit seiner Verwandtschaft abgebrochen, weil sie ihm in dem Lebenskreise, in welchem er emporstrebte,

nicht vornehm genug war, und so hatte er sich auch um seine Schwester nicht bekümmert.

Sie war erst siebzehn Jahre alt, war bei ihren Verwandten aufgewachsen und erzogen, und war ihrem Bruder fremd, denn als derselbe nach Amerika auswanderte, war sie ein ganz kleines Kind gewesen.

Sie hatte wenig von ihm gehört, außer daß er ein sehr reicher Mann geworden sei.

Der Gedanke, die Schwester zu sich herüber kommen zu lassen, mahnte ihn in seiner Zerworfenheit mit seinem Leben täglich mehr, doch sie war ein Weib und gehörte dem Geschlechte an, welches er verflucht und gegen welches sich ein unversöhnlicher Haß, ein unbegrenzter Abscheu seiner in tiefster Seele bemächtigt hatte.

Als Schwester freilich stand sie anders zu ihm, als andere Weiber, und es blieb ihm ja frei, sobald sie seinen Anforderungen, seinen Bedürfnissen nicht entsprechen sollte, sie wieder nach Irland zurückzuschicken. Jedenfalls war sie das einzige menschliche Wesen, mit welchem er es versuchen konnte, zusammen zu sein, denn sein jetziges Leben war ihm eine Last, eine Qual, sein Alleinsein mit seinen schlimmen Gedanken drohte, ihn um den Verstand zu bringen.

Er beschloß, Jane Gatlard, seine einzige Schwester, zu sich kommen zu lassen, und befrachtete eines seiner Schiffe nach Irland, damit sie auf diesem Fahrzeug die Reise zu ihm antrete.

Dieser Beschluß hatte eine günstige Wirkung auf seine Stimmung, denn er gab ihm wieder etwas zu hoffen, für

Etwas zu sorgen, was außer seinem Geschäfte lag, was sein Leben, seine Ruhe, seinen Frieden betraf, und mit Ungeduld verbrachte er den Winter und sah der Rückkehr des Schiffes entgegen.

Noch eine andere Beruhigung war ihm zu Theil geworden, Lord Rowley hatte mit seiner Familie Philadelphia verlassen und war nach Quebeck gezogen.

Dieses Entfernen des Urquells seines Hasses gegen die Menschen trug sehr viel dazu bei, diesen zu mildern, und wenn auch in seinem Herzen noch keine Versöhnung möglich war, so fühlte er sich doch leichter in dem nothwendigen Verkehr mit denselben. Er argwöhnte nicht mehr, auf ihren Gesichtern Spott zu sehen, deutete das Lächeln eines Antlitzes nicht mehr als Hohn und fürchtete nicht mehr, ein Wort über sein unseliges Verhältniß zu jener tödtlich verhaßten Familie zu vernehmen, denn sie war fort und wurde in Philadelphia vergessen.

Noch eine andere Begebenheit übte augenblicklich wohlthätigen Einfluß auf sein Gemüth ein wurde sehr bedeutungsvoll für sein ganzes nachfolgendes Leben.

Er hatte eine sehr große Zahl von Arbeiterwohnungen gebaut, welche er vermietthete und welche ihm eine gute Rente brachten. In mehreren derselben, welche unter *einem* Dache standen, war der Typhus ausgebrochen und hatte sehr viele der Bewohner auf das Krankenlager geworfen, so daß sie ihrer Arbeit nicht nachgehen konnten, und dadurch unfähig wurden, die Miethe an Gatlard zu entrichten.

Dieser hatte eine sehr böse Nacht verbracht, denn die alten, gespenstigen Gedanken und Träumereien hatten ihn wieder durch die öden Räume seines Palastes gehend so daß der Morgen ihn noch schlaflos und zu Tode erschöpft fand.

Er begab sich bald nach seinem Comptoir, um im Geschäfte sich zu beruhigen, und der Buchhalter folgte ihm bangen Herzens in sein Gemach, um ihm Berichte abzustatten und Befehle zu erhalten, denn er sah die Spuren, welche die bösen Geister auf seinen Zügen hinterlassen hatten.

Unter vielen andern Meldungen berichtete der Buchhalter auch über die Zahlungsunfähigkeit der Miether, nannte zugleich die Ursache davon und bemerkte, daß die Leute sich in großem Elend befänden, keinen Arzt, keine Lebensmittel hätten und daß die Krankheit sie wohl alle hinraffen würde.

Gatlard furchte die Stirn und hatte ein böses Wort auf den Lippen, als er dem milden, mitleidigen Blick des mit seinem Schicksal so sehr zufriedenen treuen Dieners begegnete und das Wort zurückdrängte.

Den Kopf gesenkt, die Hände in den Taschen seines Rockes vergraben, ging er sinnend in dem Zimmer auf und nieder, als habe er die Gegenwart des Buchhalters gänzlich vergessen, bis er plötzlich stehen blieb, ihn mild anschaute, seine Hand auf dessen Schulter legte und sagte:

Ich gebe die armen Menschen in Ihre Hände, guter Poolmann, senden Sie sofort den besten Arzt der Stadt

und die besten Lebensmittel zu ihnen und sorgen Sie für Alles, was ihnen fehlt – auch für baares Geld – hören Sie, Sie sollen Nichts sparen – aber merken Sie es sich, es soll Niemand erfahren, daß *ich* für die Menschen Etwas gethan habe; sie sind es nicht werth!

Der Buchhalter staunte ihn an, als glaube er seinen Ohren nicht und fragte verzagt:

Soll ich? –

Ja, ja, Sie sollen, Poolmann – gleich – eilen Sie, fuhr Gatlard heftig bewegt fort.

Gott wird es Ihnen lohnen, Herr Gatlard, sagte der Mann bebend mit einer Thräne im Auge.

Gehen Sie, Poolmann, versetzte Gatlard, tief ergriffen, und drückte ihm die Hand.

Hier sind noch mehrere wichtige Sachen, Herr Gatlard, nahm der Buchhalter eilig das Wort.

Nichts – nichts jetzt davon – nichts ist wichtig – fort – verlieren Sie keine Minute – thun Sie Ihr Bestes – fort! stammelte Gatlard, schob den Alten aus der Thür und schloß sie hinter ihm.

Dann wankte er von ihr zurück, faltete zitternd seine Hände und blickte flehend nach Oben. Seine Augen waren feucht geworden, ein bebender Athemzug aus tiefster Brust begleitete den halblauten Ausruf: – »O Gott!« und dann ließ er sein Antlitz auf seine gefalteten Hände sinken, und ging wankend im Zimmer auf und nieder.

Ein Gefühl, ein ihm neues Gefühl hatte sich seiner bemächtigt, welches ihn beglückend durchströmte, es war



ihm, als sei plötzlich alle Last, alles Unglück von ihm genommen, als zöge Ruhe und Friede in ihm ein, und wieder und wieder erhob er zitternd seine gefalteten Hände und schaute flehentlich über sich.

So wurde er nach und nach ruhiger und gefaßter, er zog sein Tuch aus seiner Tasche hervor, wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich dann an seinen Schreibtisch nieder, wo er die angekommenen Briefe öffnete und durchlas.

Mehrere derselben, die er bei Seite gelegt hatte, nahm er jetzt auf und ging damit in das Bureau hinaus und zu dem Correspondenten.

Alle Comptoirdiener sahen ihn überrascht und erstaunt an, denn lange Zeit war es schon, seit er nicht mit einem Wort, mit einem Blick mit ihnen verkehrt hatte, doch Gatlard gab mit ruhiger, freundlicher Stimme dem Correspondenten die Briefe, und die Weisungen, wie er dieselben beantworten solle.

Dann fragte er nach verschiedenen Geschäftssachen, gab mehrere Aufträge, und schritt in sein Gemach zurück. Dort schrieb er einige Worte an den Buchhalter Poolmann, bat ihn bei ihm zu Mittag zu essen und versiegelte das Schreiben.

Mit derselben ungewohntem freundlichen Miene reichte er den Brief einem der Comptoirdiener mit der Bitte, denselben Herrn Poolmann einzuhändigen, sobald er zurückgekehrt sein würde, und ging dann, ohne seinen Wagen abzuwarten, zu Fuß auf dem Wege nach seiner Wohnung zurück.

Es war ein warmer, wonniger Frühlingstag, der Himmel sah so freundlich auf Gatlard nieder, die Luft spielte so erquickend und wohlthuend um seine Wangen, daß er recht tief und frei Athem schöpfte und leichter dahinschritt, als er es während der langen Zeit, wo er nicht in das Freie kam, in den öden Räumen seines Palastes im Stande gewesen war.

Auch die Leute, die ihm begegneten und ihn verwundert, doch ehrerbietig grüßten, kamen ihm freundlich vor, und es that ihm wohl, ihre Grüße eben so freundlich zu erwidern.

Und dabei verließ ihn der Gedanke an die armen, kranken, bedürftigen Menschen nicht, denen er Hülfe gesandt hatte, er sah sie im Geiste, wie sie ihm ihren Dank entgegenstammelten, und wie sie für ihn beteten.

Es kam ihm vor, als ob heute ein Festtag sei, er konnte noch nicht nach Hause gehen, er fühlte sich so wohl in der frischen Luft, in dem heitern Sonnenschein, und so wandelte er fort und fort, bis er die lange Häuserreihe seiner Arbeiterwohnungen vor sich sah.

Es zog ihn hin mit unwiderstehlicher Macht, mit einem beglückenden Gefühl, und als er an ihr vorüberschritt, fürchtete er doch, gesehen zu werden. Er beugte sein Haupt, schaute vor sich nieder, und drückte den Hut tiefer in das Gesicht, es war aber kein banges Verstecken vor den Menschen, es war ein freudiges, beglückendes Geheimhalten, mit welchem er sich dicht unter den Fenstern der Häuser hindrückte. Und als er das Ende derselben erreicht hatte und um die Ecke biegen wollte, blieb

er stehen und schaute noch einmal an der langen Fensterreihe hinunter.

Mit leichter Brust schritt er nun weiter, und erreichte sein Haus in dem Augenblick, als sein Wagen aus dem Thore hervorfuhr. Der Kutscher hielt erstaunt die Pferde an und sah fragend nach Gatlard hin, worauf dieser ihm freundlich zurief:

Ich bin zu Fuß gegangen, das Wetter war zu schön – bringe die Pferde wieder in den Stall.

Als er in den Corridor trat, begrüßte ihn sein Kammerdiener ebenso verwundert, doch Gatlard sagte heiter zu ihm: Bestelle ein Couvert mehr bei Tisch, es kommt ein Gast zu mir. Laß auch Champagner in Eis stellen.

Der Diener eilte voll Erstaunen davon, und Gatlard begab sich in sein Wohnzimmer, welches ihm niemals so freundlich erschienen war, wie jetzt.

Sein großer grauer Papagei, den er in letzter Zeit stets erschreckt und ihm finster gedroht hatte, sobald derselbe zu schwatzen begann, rief aus seinem glänzenden Bauer:

Guten Morgen, Herr Gatlard! und dieser drehte sich lachend nach ihm um, nahm ein Stück Zucker aus der Dose, und reichte es dem Vogel, indem er ihm den Kopf kraute und fröhlich zu ihm sagte:

Ei ja, Koko, ich bin Dein Herr Gatlard wieder, und Du bist mein liebes, schönes Thier; worauf der Vogel das Stück Zucker in seiner Pfote hielt, und nun Alles lustig herausschwatzte, was er gelernt hatte.

Da trat der Kammerdiener in das Zimmer, stellte, wie gewohnt, ein Paar reine Schuhe für Gatlard neben das

Kamin und wollte sich wieder entfernen, doch dieser rief ihn an der Thür zurück, und sagte:

Wenn Leute nach mir fragen und mich zu sprechen wünschen, so sollen sie nicht mehr abgewiesen, sondern mir gemeldet werden. Es mag sein, wer es will, auch arme Leute, worauf er den Diener entließ.

Es war Zeit zum Mittagsessen, und Gatlard stand an dem Fenster und blickte, den Buchhalter mit Sehnsucht erwartend, in die Straße hinunter. Endlich sah er den biedern Mann mit wehendem Lockenhaar schnellen Trittes auf dem Trottoir heraneilen und Gatlard ging ihm in den Corridor bis an die Treppe entgegen.

Nun, Poolmann, haben Sie es gut besorgt? fragte er ihn dort hastig, nahm seine Hand in die seinige und führte ihn in sein Zimmer.

Ja, Herr Gatlard, ich habe Alles aufs Beste so besorgt, wie Sie es wünschten, antwortete der Mann mit freudig glänzendem Blick, ich selbst geleitete den Doctor hinaus zu den armen Kranken. O, hätten Sie es sehen, hätten Sie es selbst hören können, wie die unglücklichen Familien sich so plötzlich ihrem Elend, ihrer Verzweiflung entrissen sahen, und wie sie ihrem Retter dankten und des Himmels Segen auf ihn herabwünschten! Ja, ja, Herr Gatlard, Sie haben ein sehr gutes Werk gethan, und Gott wird Sie dafür segnen!

Kommen Sie, setzen Sie sich, Poolmann, sie haben sich zu viel angestrengt, sagte Gatlard, und führte denselben nach dem Sopha, während er selbst sich in einem Sessel

neben ihm niederließ. Haben Sie denn auch für Lebensmittel gesorgt und den Leuten Geld gegeben?

Alles, Herr Gatlard, antwortete der Buchhalter, freudig bewegt, und ich habe ihnen versprochen, morgen wieder zu ihnen zu kommen und zu sehen, ob ihnen noch Etwas fehle.

Das ist gut, alter Freund, man muß Nichts halb thun, ich habe mich der Leute einmal angenommen, und will ihnen nun auch ganz helfen. Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie mich von deren Lage unterrichtet haben, versetzte Gatlard, und suchte seine innere Bewegung zu verbergen, wenn man nur alles Elend konnte – wie vieles Unglück, wie vieler Jammer mag in dieser Stadt im Verborgenen herrschen! Wenn Sie hier, oder dort etwas der Art hören, so lassen Sie es mich gleich wissen.

Mit Freuden, Herr Gatlard, antwortete der Buchhalter, es giebt ja auf Erden kein höheres Glück, als Das, den Armen, den Leidenden beizustehen.

Gatlard erfaßte bewegt Poolmanns Hand, und wollte augenscheinlich in Uebereinstimmung mit dessen Worten Etwas sagen, doch er hielt seine Rede zurück, sah einen Augenblick vor sich hin, und hub dann gelassenen Tones an:

Es ist heute ein herrlicher Tag, die Luft ist so rein und erfrischend; ich bin auch zu Fuß nach Hause gegangen und habe bis hieher noch eine recht lange Promenade gemacht.

Das freut mich von Herzen; denn es wird Ihnen wohl thun, antwortete der Buchhalter erstaunt.

Ja, ich werde auch wieder mehr an die Luft gehen, versetzte Gatlard, das viele im Hause sitzen ist mir nicht gut, aber ich fühlte mich während des ganzen Winters immer nicht wohl und verlor mehr und mehr die Lust am Leben. Je mehr man sich aber seinem Unwohlsein hingiebt, um desto fühlbarer wird es.

Ganz richtig, Herr Gatlard, man muß sich zusammen nehmen, sonst bekommt es die Oberhand, bemerkte Poolmann, als der Diener eintrat und meldete, daß das Essen bereit sei.

Gatlard führte seinen Gast nun nach dem Speisesaal zu Tisch, wo er die Unterhaltung heiter mit ihm fortsetzte, bald über Geschäftsangelegenheiten, bald über Politik mit ihm sprach, auch des von Irland erwarteten Schiffes erwähnte, mit welchem er seine Schwester erwartete, und dabei dem Alten fleißig Champagner einschenken ließ und selbst tüchtig davon trank.

Poolmann sah nach der Uhr, und meinte, es wäre Zeit, daß er sich nach dem Comptoir begeben, die Correspondenz von heute früh sei noch nicht nachgesehen, und da wäre vielleicht etwas eilig zu beantworten.

Das habe ich besorgt, ehe ich das Comptoir verließ, ich habe die Briefe schon zum Beantworten ausgegeben, antwortete Gatlard heitern Tones.

Sie selbst haben? – fragte Poolmann verwundert.

Ja wohl, ich selbst habe es gethan, Sie besorgten ja meine Geschäfte, da mußte ich die ihrigen schon wahrnehmen, entgegnete Gatlard scherzend, ließ das Glas

des Buchhalters wieder füllen, trank mit ihm, und sagte dann, wie sich dabei besinnend:

Apropos, Poolmann, da fällt mir bei, ich habe schon vor längerer Zeit einmal im Sinne gehabt, eine Kleinigkeit an die städtische Armenkasse zu gehen, ich fühlte mich aber immer so unwohl, daß ich es abscheulicher Weise vergessen habe. Uebermachen Sie derselben doch morgen, aber, ohne daß mein Name dabei bekannt wird, zehntausend Dollars.

Zehntausend? fragte der Buchhalter überrascht.

Ja, zehntausend, ich glaube, es werden Arme genug vorhanden sein, um dieses Betrages zu deren Unterstützung zu bedürfen, antwortete Gatlard, sorgen Sie aber dabei, daß Niemand erfährt, woher das Geld kommt.

Gottes Segen dafür findet Sie doch, Herr Gatlard, versetzte der Buchhalter freudig, verlassen Sie sich auf mich, Ihr Name wird nicht genannt.

Bald aber drang Poolmann darauf, daß er sich empfehlen und nach dem Comptoir gehen dürfe, er habe doch noch vielerlei Nöthiges dort zu besorgen, worauf Gatlard ihn aufs Freundlichste entließ, und sagte:

So werde ich noch eine Spazierfahrt machen, ich bin heute nicht zu Geschäften aufgelegt, Sie müssen allein fertig werden.

Glücklich bewegt, verließ der Biedermann seinen so plötzlich aufgeheiterten Brodherrn und dieser ließ seinen offenen Wagen anspannen.

Er fuhr weit in das Land hinaus, und kehrte erst spät nach Hause zurück.

In derselben heitern Stimmung, wie während des Tages, verbrachte er den Abend, nur die Bilder der Kranken und Armen, deren Schicksal er gemildert hatte, waren um ihn, und er sah in ihnen eine sichere Schutzwache gegen die alten, bösen Geister.

Sein Schlaf während dieser Nacht war ein ruhiger, ein gesegneteter, und seine Träume wonnig und erfreuend.

Schon sehr früh am folgenden Morgen begab sich Gatlard zu Fuße nach seinem Geschäftslokal, arbeitete mit Lust des Vormittags, und war im Begriff, sich nach der Börse zu begeben, als ihm gemeldet wurde, daß sein Schiff von Irland signalisirt sei.

Diese Nachricht wirkte gleichfalls sehr erheiternd auf ihn, und wenn er damals auch zögernd und mit Besorgniß die Einladung an seine Schwester hatte abgehen lassen, so sah er ihr jetzt doch mit unbedingtem Vertrauen auf ein beglückendes Zusammenleben mit ihr entgegen.

Das Schiff ließ sehr auf sich warten, denn Tischzeit war schon lange vorüber, als seine Masten über der nächsten Landspitze im Flusse sichtbar wurden. Gatlard sandte sofort nach seinem Wagen, und harrte nun auf dem Werfte mit Ungeduld des Augenblicks, wo er Gewißheit erhalten würde, ob seine Schwester sich an Bord befindet oder nicht.

Endlich wurde das ganze Schiff sichtbar und Gatlard richtete schnell das in Bereitschaft gehaltene Fernglas nach ihm hin, um sich schon jetzt aus der Ungewißheit zu reißen.



Ja, dort oben auf dem Verdeck stand ein Frauenzimmer neben dem Kapitain, und dieses mußte Gatlards Schwester sein. Er hielt das Glas jetzt recht fest auf sie gerichtet, um ihre Züge erkennen zu können, da sah er, daß auch sie durch ein Fernglas, welches der Kapitain ihr vorhielt, nach dem Werfte herschaute, auf welchem sich schon viele Leute gesammelt hatten, um das Schiff ankommen zu sehen. Schnell sprang Gatlard auf eine hohe Kiste, sah abermals durch das Fernrohr nach seiner Schwester, und da diese noch immer in derselben Weise nach ihm herschaute, so zog er rasch sein Batisttuch aus der Tasche und schwenkte es über sich durch die Luft. Dann hob er hastig das Rohr wieder vor das Auge, und sah zu seiner Freude, daß auch das Mädchen mit dem Tuche ihm ihren Gruß zuwinkte.

Es war ein eigenthümliches, ein ihm bisher völlig unbekanntes Gefühl, welches sich seiner jetzt bei dem Gedanken bemächtigte, einem menschlichen Wesen nahe zu stehen, mit Innigkeit sich zu ihm hingezogen zu wissen, ohne dasselbe zu kennen, nur weil die Bande des Blutes ihr Recht zwischen ihnen geltend machten. Immer eifriger, immer spähender sah er nach der Schwester hin, sie war eine angenehme, hübsche Erscheinung, und der Gedanke, daß er ihr ein beglückendes Loos bereiten konnte, that ihm wohl, während die gehässigen Zweifel, welche sich ihm beim Anblick jedes andern weiblichen Wesens zurückschreckend aufdrängten, ihm bei ihr fern blieben.

Näher und näher kam das Schiff, Gatlard war an den Landungsplatz getreten und hielt nun seinen eifrigen Blick der Schwester entgegen gerichtet, welche an der Brüstung auf dem Verdeck stand und seine Grüße, die er ihr mit der Hand zuwinkte, erwiderte.

Endlich zog das Fahrzeug an das Werft heran, die Treppe wurde an dessen Seite herabgelassen, und Gatlard sprang auf ihr hinauf und zu seiner Schwester hin.

O, Jane, bist Du es denn wirklich, bist Du meine geliebte Schwester? rief er freudig aus und erfaßte ihre beiden Hände.

Ja, Bruder Richard, ich bin es wirklich, bin wirklich Deine Schwester Jane, und freue mich unaussprechlich, Dich zu sehen, Dich kennen zu lernen; Du bist ja mein einziger Bruder, nach dem ich so oft recht sehnsüchtig verlangt habe, antwortete das Mädchen mit einer gewissen Befangenheit und doch großer Herzlichkeit.

So sei mir tausendmal willkommen, Schwester, Du sollst einen treuen Bruder in mir finden! fuhr Gatlard sehr bewegt fort, schlang seinen Arm liebevoll um die schöne Jungfrau und küßte sie herzlich.

Jane war eine jener angenehmen, wenn auch nicht blendenden weiblichen Erscheinungen, die durch ihre Ruhe, ihren offenen, redenden Blick und ihr bestimmtes, gerades Wesen zuerst Achtung und dann Zuneigung gebieten.

Sie war eine nicht sehr große, aber schön geformte, gesunde Gestalt, hatte prächtiges kastanienbraunes Haar, lichtbraune sinnige Augen, dunkle Brauen und Wimpern

und einen frischen, mit reizenden Zähnen prangenden Mund. Ihr Antlitz war lieblich und von reiner, blühender Farbe, und trug Heiterkeit und Sanftmuth auf seinen Zügen.

Nachdem durch schnelle, herzliche Begrüßung das erste sich Fremdsein zwischen den Geschwistern entfernt worden war, dankte Gatlard dem Kapitain recht herzlich für die Sorge, die er seiner Schwester auf der Fahrt hatte angedeihen lassen, nahm diese dann bei der Hand und geleitete sie von dem Schiffe auf das Werft hinab, wo seine Equipage bereits hielt.

Mit unverkennbarer Schüchternheit, doch sich zusammennehmend ließ Jane sich von ihrem Bruder dort nach dem Wagen führen, nahm in demselben neben ihm Platz, und sah ihn freudig und zutraulich lächelnd an, als er ihre Hand wieder ergriff und seine Lippen darauf drückte.

Es ist unverzeihlich von mir, Jane, daß ich Dich nicht schon lange zu mir herüberkommen ließ und daß ich überhaupt nicht für Dich gethan habe, hub Gatlard tief bewegt an, mein Verfahren gegen Dich hat sich aber an mir gerächt, denn ich habe sehr verlassen und nicht zufriedener gelebt. Gottlob, daß ich Dich bei mir habe, Deine Gegenwart wird mir Glück in mein Haus bringen.

Wenn sie es überhaupt im Stande ist, Richard, so soll es an meinem Streben danach nicht fehlen, antwortete Jane herzlich, Du mußt nur nachsichtig mit mir sein und Nichts von mir augenblicklich verlangen, was ich mit in den kleinen Verhältnissen, in welchen ich mich bis jetzt bewegt habe, nicht aneignen konnte. Ich will aber mein

Bestes thun, um Deinen Wünschen, Deinen Ansprüchen zu genügen.

Ich fordere nichts weiter, als Deine schwesterliche Liebe, gute Jane, ein theilnehmendes, ehrlich zugethanes Herz ist Alles, was mir fehlt, fuhr Hatlard, fort, ich habe schon seit einiger Zeit mit der Welt nicht verkehrt und zurückgezogen von ihr gelebt; wenn es Dir nur nicht zu einsam bei mit ist – ich halte keine Gesellschaften.

Dann bin ich froh und getrost, entgegnete Jane freudig, das war es, wovor mir bangte, ich fürchtete, daß ich in Deine vornehmen Zirkel mich nicht sogleich einzupassen im Stande sein würde; an die Einsamkeit bin ich gewöhnt.

So redend, erreichten sie Gatlards Palast, wo einige Diener ihrer vor der Marmortreppe harnten.

Als Jane aus dem Wagen stieg, sah sie neugierig und überrascht erst die schwarzen Diener und dann das große, prächtige Gebäude an, und als Gatlard sie die Treppe hinauf in den Corridor, führte, sagte sie:

Du hast ja ein sehr großes, schönes Haus, Richard!

Ich hoffe, es eird Dir darin gefallen, antwortete Gatlard, durch das Erstaunen des Mädchens angenehm berührt, komm herauf, damit Du Dir Deine Zimmer selbst wählst, das ganze Haus steht zu Deiner Verfügung. Du mußt Dich als die Herrin darin betrachten.

Hiermit geleitete er sie die Treppe hinan nach dem Salon, dessen Thür der schwarze Kammerdiener öffnete, und trat mit ihr in den prächtigen Raum ein.

Mein Gott, Richard, hier wohnst Du? hub Jane, überrascht um sich schauend, an, Du bist ja fürstlich eingerichtet.

Nicht wahr, es ist ganz hübsch hier, antwortete er geschmeichelt, und führte sie schnell in den großen Saal daneben, wo das Mädchen voll Verwunderung stehen blieb, und die Hände zusammenschlagend, sagte:

So prachtvoll hat es ja unser König nicht in seinem Schloß.

Nun, wenn es Dir nur gefällt, Jane, so bin ich schon zufrieden, versetzte Gatlard, freudig auf die erstaunten Züge des lieblichen Mädchens blickend.

Nein, so viele Herrlichkeiten habe ich niemals zusammengesehen, fuhr Jane bewundernd fort, und heftete ihren Blick auf den großen silbernen Blumen Aufsatz und dann auf die Candelaber des Grafen Louvencourt.

Ist das aber etwas Prächtiges, Richard, wo sind denn diese Sachen gemacht? sagte sie wieder, und trat nahe dabei, indem sie hinzufügte, ganz von Silber – die mögen Dich aber Viel gekostet haben!

Allerdings, sie waren nicht billig, entgegnete Gatlard mit herabgestimmtem Tone, und führte seine Schwester eilig aus dem Saale und in andere Räume. Sie wählte ihre Zimmer im zweiten Stock, von wo sie eine herrliche Aussicht über die Stadt und in das Land hatte, und Gatlard richtete sie prächtig darin ein.

Mit Umsicht, Ruhe und unermüdlicher Ausdauer nahm Jane das Hauswesen ihres Bruders in die Hand, Alles griff wie ein Uhrwerk ineinander, die Diener fürchteten sich

Etwas zu thun, was gegen ihre einmal gegebene Bestimmung war, und doch behandelte sie dieselben mit Milde und Freundlichkeit, und obgleich sich die Haushaltungsausgaben bedeutend verringerten, so lebte Gatlard doch außer allem Verhältniß besser, als früher.

FÜNFUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*Segensreiches Aufblühen der Niederlassung. – Der Tod Washingtons. – Der Regierungswechsel. – Der Ankauf von Louisiana. – Wohlthätigkeit. – Böse Gerüchte. – Der Frühmarkt. – Der Unbekannte. – Die gelben Rosen. – Der erste Gruß. – Der Liebesbote. – Die Anforderung. – Weigerung. – In der Uniform. – Der Entschluß.*

Während Gatlards Leben sich freundlicher gestaltet hatte, waren auch bei Louvencourts bedeutende Veränderungen eingetreten.

Am schwarzen Fluß, aber namentlich an der Waschita, wie derselbe oberhalb des Fortes heißt, waren sehr viele Ansiedlungen durch die französischen Flüchtlinge von St. Domingo entstanden, und zwischen ihnen und New-Orleans herrschte ein lebhafter Verkehr, es hatten sich einige Kaufleute unter ihnen niedergelassen, welche die nöthigsten Bedürfnisse für die Pflanzer zum Verkauf hielten und welche hier Produkte dagegen als Zahlung nahmen.

Die Ansiedlung des Grafen Louvencourt selbst war eine ganz andere geworden, die festungsartigen Blockhäuser am Flusse waren verschwunden, und statt ihrer stand in einiger Entfernung von dessen Ufer im Schatten des schönen Waldes ein stattliches, zweistöckiges Gebäude, wenn auch nur von Holz, aufgeführt, um welches sich eine breite, auf Säulen ruhende Veranda zog. Diese Säulen waren mit immer blühenden Rankenrosen und Lianen

umschlungen, und die prächtigsten Magnolien, Creppmyrthen, Juccas, Capjasmine und viele andere Blütenbäume reihen sich mit ihrem saftigen Immergrün um das Haus.

Louvencourt hatte die Arbeiter, welche dasselbe erbaut und fertig gestellt, von New-Orleans kommen lassen, sowie denn auch die ganze innere einfache, doch geschmackvolle Ausstattung von dort bezogen war.

Vor dem Hause breitete sich ein reizender Blumengarten bis nach dem Flusse hinab aus, auf dessen Ufer ein kleiner, netter Landungsplatz lag, vor welchem sich mehrere Schiffe schaukelten.

Der Wald selbst war durch sauber gehaltene Wege in einen Park verwandelt worden, in welchem weiter zurück die Wohnungen der Diener und die Wirthschaftsgebäude standen, und am Flusse hinauf streckte sich ein unabsehbares Feld, welches die Ansiedler nicht nur mit Nahrungsstoffen überreichlich versorgte, sondern auch noch große Vorräthe von Mais zum Verkauf in der Umgegend, oder zur Versendung nach New-Orleans lieferte.

Auf der weiten, immer grünen Prairie am Flusse hinab gingen Louvencourts Viehheerden, so wie dessen Maulthiere und Pferde zur Weide und einige hundert Hühner, Truthühner, Perlhühner und Tauben umschwärmten die Oekonomiegebäude.

Lazare leitete mit gewohnter Energie, Umsicht und Treue für seine Herrschaft alle Arbeiten, während Uga-hi in glücklichster Zufriedenheit den ganzen Viehstand überwachte und besorgte. Er trieb Abends die Milchkühe



nach Hause, holte die Maulthiere und Stiere zur Arbeit von der Weide, und jagte und fing die Raubthiere, die sich in der Gegend zeigten. Zugleich versorgte er Louvecourts Tafel stets mit dem besten Wildpret, mit Honig und mit den köstlichsten Fischen und Schildkröten, und trug manche schöne Blume aus der Ferne zum Pflanzen in den Garten, welchen die Gräfin unter ihre Fürsorge genommen hatte.

Der Graf selbst überwachte das Ganze, und zog bei allen Anordnungen seinen Bruder und Lazare zu Rathe.

Friede und Eintracht herrschte ungestört unter Herrschaft und Dienern. Erstere that Alles, was in ihren Kräften stand, um diesen das Leben angenehm und leicht zu machen, und die Diener fanden ihr Glück darin, die Zufriedenheit der Herrschaft sich zu erwerben. Sie hatten ja zusammen Einer für den Andern so schwer mit dem Schicksal gekämpft, daß sie nun nach errungenem Siege Einer dem Andern auch dessen Hülfe, dessen Beistand danken wollten.

Sauvée, die kleine Indianerin, war die stete Begleiterin der Gräfin, dieselbe behandelte das Kind, als ob es ihr eignes wäre, und es nannte sie auch Mutter. Sie erzog es sorgsam und hatte ihre große Freude an dem körperlichen und geistigen Gedeihen des reizenden kleinen Lieblings.

Ugahi sah mit stillem, hohem Glück, wie sein Kind unter der Pflege der verehrten Frau sich so ganz anders entwickelte, als wenn es unter seines Gleichen aufgewachsen wäre, und er vermied es, oft mit ihm zu verkehren, um seine Ausbildung, wie er meinte, nicht zu stören.

Nur manchmal, wenn er es allein im Garten, oder im Parke traf und glaubte, nicht gesehen zu werden, schloß er es stürmisch und unter Freudenthränen an sein Herz und nannte es sein einziges geliebtes Kind.

Dann aber ermahnte er es zur Liebe und Dankbarkeit gegen die Gräfin und entfernte sich eiligst wieder von ihm.

In gedeihlichem Vorwärtsschreiten aller Unternehmungen des Grafen Louvencourt lief das Jahrhundert zu Ende, doch noch in seinen letzten Tagen sollte es ihm eine Trauerbotschaft bringen, denn der Mann, welchem er seit Jahren die größte Anerkennung für seine hohen Verdienste um Amerika, ja um die ganze Welt, gezollt hatte, der Mann, welchen er wie einen menschlichen Gott verehrte, George Washington, der Vater der Amerikaner, war am Ziele seiner hohen Mission von dem Allmächtigen aus diesem Leben abgerufen worden.

Der Tod dieses großen, edlen Mannes ging Louvencourt sehr nahe, denn immer hatte er darauf gehofft, daß Louisiana aus der segenslosen Herrschaft Spaniens entkommen, unter die Regierung der Vereinigten Staaten treten und dann auch die väterliche Fürsorge Washingtons genießen würde.

Doch nicht allein Louvencourt schmerzte das Hinscheiden Washingtons, ganz Louisiana legte Trauer an.

Das neue Jahrhundert aber zog mit einer Jubelbotschaft durch dies Land, denn nach dem Vertrag von San Ildefonso hatte Spanien Louisiana an Frankreich abgetreten.

Louisiana's Bevölkerung war fast ausschließlich französischer Abkunft, doch ein großer Theil bestand in eingewanderten wirklichen Franzosen, so daß die Herrschaft Frankreichs über dies Land von dessen Bewohnern mit der größten Begeisterung jauchzend begrüßt wurde.

Namentlich aber in der Hauptstadt, in New-Orleans, äußerte sich diese Freude in der stürmischsten Weise, als die spanische Flagge herabgelassen wurde und die französische sich entfaltete.

Bei Uebergabe des Landes an die neue Regierung verließ auch Kapitain Torrejon mit seiner Mannschaft das Fort am schwarzen Flusse und zog nach New-Orleans, um sich mit dem spanischen General-Gouverneur nach Havanna einzuschiffen, während der französische dessen Palast bezog.

Mit diesem waren viele Beamte aus Frankreich herübergekommen, und bald nach ihnen langte von dort eine Schauspielergesellschaft, ein Balletpersonal, ein ganzes Orchester und ein Heer von Modistinnen, Parfümeurs, Haarkünstlern und Zuckerbäckern in New-Orleans an. Französisches Leben, französische Vergnügungen und Lustbarkeiten entwickelten sich in der

Hauptstadt und Musik und Tanz belebten sie Nacht für Nacht.

Um diese Zeit aber wurde Thomas Jefferson aus Virginien in den Vereinigten Staaten zum Präsidenten gewählt, ein alter Soldat aus dem Unabhängigkeitskriege, ein Freund und die rechte Hand des verstorbenen Washington, ein reiner edler Republikaner, der schon bei der Unabhängigkeitserklärung darauf drang, daß kein Stück amerikanischer Erde unter einer fremden Macht verbleiben dürfe.

Unter seinen ersten Schritten als Präsident befanden sich seine Unterhandlungen mit Frankreich um Louisiana von dessen Herrschaft frei zu machen und es den Vereinigten Staaten einzuverleiben.

Schon im Jahre 1800 wurden diese seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt, und Frankreich verkaufte Louisiana für fünfzehn Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten.

So sehr nun auch die Bewohner von Louisiana französisch gesinnt waren, und so sehr sie sich gefreut hatten, unter der Regierung des Mutterlandes zu stehen, so waren die Vortheile, welche ihnen durch diesen neuen Regierungswechsel zu Theil wurden, doch zu überwiegend und ihre Zukunft als Theil der Vereinigten Staaten eine zu glänzende, als daß sie die amerikanische Flagge nicht mit Freuden begrüßt hätten, konnten sie ja doch auch unter ihr im Herzen ächte Franzosen bleiben!

Louvencourt aber trat mit ganzer Seele unter die Regierung der Vereinigten Staaten, denn sie war seit ihrer

Entstehung unter Washington sein höchstes Ideal gewesen.

Eine Riesenflagge mit den amerikanischen Farben stieg über seinem Hause auf, und unter ihr sammelten sich seine Nachbarn von Nahe und Fern, um das bedeutsame Ereigniß mit einem glänzenden Feste zu begehen, wozu der Graf sie geladen hatte.

Durch die ganzen Vereinigten Staaten wurde die Besitznahme von Louisiana mit großem Jubel und Begeisterung gefeiert, denn dort lag die Herrschaft über den Mississippistrom, die Hauptpulsader Amerika's.

Nur Gatlard empfing die Nachricht wie einen Donnerschlag, denn nun wohnte der Graf Louvencourt mit ihm in *einem* Lande, in *einem* Staatenverband, unter ein und demselben Recht und Gesetz.

An und für sich war die Nachricht allerdings nur ein erschreckender Donnerschlag gewesen, denn Louvencourt hatte ja keine Ahnung davon, daß er mit Gatlard auf *einer* Erde wohne, dennoch schien es diesem, als sei die Gefahr, daß der Graf ihm auf die Spur kommen könne, um so viel näher an ihn herangerückt.

Er hatte während dieser Jahre ruhiger gelebt, denn er hatte sein Gewissen fortwährend durch gute Thaten einzuschläfern sich bemüht, er war allen Nothleidenden in Philadelphia zu Hülfe geeilt, hatte Amenanstalten, Krankenhäuser, Versorgungen für Waisenkinder gegründet, und hatte Hunderttausende für das Wohl der Einwohner von Philadelphia ausgegeben. Doch schlafen gegangen war sein Gewissen nicht, es ließ ihm keine dauernde

Ruhe und mahnte ihn immer und immer wieder, durch gute Thaten es einzuschläfern.

Seine Schwester Jane aber war ihm in seiner Noth stets ein Trost, eine Hülfe, und oftmals, wenn er Nachts aus seinen bösen Träumen aufschreckte und die alten gespenstigen Phantasiebilder ihn von seinem Lager jagten, rannte er an ihre Thür und bat sie flehentlichst, ihm Gesellschaft zu leisten, weil er nicht schlafen könne.

Diese Anfälle von Angst, von Visionen traten mitunter so heftig auf, daß er in seinem Entsetzen laut zu den, vor seinem Geiste stehenden Bildern sprach, aufschreiend vor ihnen floh, oder sich zu verbergen suchte, und wiederholt hatte ihn seine Dienerschaft in diesem Zustande gesehen und ihn belauscht, wodurch das Gerede in der Stadt verbreitet worden war, Gatlard werde oftmals Nachts von bösen Geistern besucht, die ihn dann im ganzen Hause umherhetzten. Man sagte, er müsse einen Mord auf seiner Seele haben, und Andere meinten, er habe sich für seine Schätze dem Teufel verschrieben, und darum thue er so viel Gutes, um sein Gewissen dadurch zu erleichtern.

Seiner vielen guten Thaten wegen ehrte und achtete man ihn jedoch, und wer ihm begegnete, sah mit Scheu und mit Bedauern nach ihm hin. Diese Jahre der ewigen Unruhe und der Zerfallenheit mit sich selbst hatten ihn vorzeitig altern lassen, die Haut seines Gesichts hatte eine gelbgraue trockne Farbe angenommen, er ging nicht mehr so gerade, wie er in seiner Glanzzeit zu thun pflegte und sein Blick war matt geworden. Er gab auch nichts

mehr auf sein Aeußeres, was ihm sonst so hoch stand, er ging in einem langen grauen Rock und es war ihm gleichgültig, wie das Tuch um seinen Nacken saß.

Jane trat öfters, wenn er ausgehen wollte, zu ihm, und machte ihm im Scherz Vorwürfe darüber, daß er, ein junger Mann, so wenig auf seine Toilette halte, und band ihm die Schleife an seinem Halstuch, oder knöpfte ihm die Weste gerade, wenn er sie in seiner Nichtbeachtung unrecht zugeknöpft hatte.

Auch hatte sie immer viel zu reden, bis sie ihn dazu brachte, mit ihr spazieren zu fahren, oder einmal einen Bekannten, wenn auch nur seinen Buchhalter, zum Essen einzuladen.

Jane selbst hatte die Jahre einsam und allein verbracht, ihre Zeit nur dem Hauswesen und ihrem Bruder gewidmet, und ihre Ausgänge hatten sich meist nur auf den Markt und auf die Kirche beschränkt. Dennoch war sie zufrieden in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihren Bruder, der, wie sie nur zu gut wußte, ihrer Hülfe, ihres Beistandes bedurfte.

In der heißen Jahreszeit wurde der Markt Morgens vor Tagesanbruch abgehalten, um das Fleisch, welches in der Nacht geschlachtet wurde, frisch zu verkaufen, und da Jane gern dafür sorgte, daß ihr Bruder das ihm liebste Stück erhalte und überhaupt vorzog, selbst die Lebensmittel auszusuchen, so ging sie regelmäßig mit einem Negermädchen zu Markte. Dort waren stets sehr viele Menschen versammelt, die sich hin und her durch die Hallen drängten, größtentheils Leute, welche einkaufen

wollten, doch auch viele, die nur des Vergnügens halber sich hier einfanden, um das Gewühl zu sehen, um eine Tasse Kaffee zu trinken, welcher hier feil gehalten wurde, oder auch einem Paare hübscher Augen zu begegnen. Zu diesem letzten Zwecke stellten sich stets Viele der vornehmen jungen Männerwelt ein, welche auf Abenteuer ausgingen, wofür sie hier ein ergiebiges Feld fanden.

Jane Gatlard, die Schwester des Millionairs, hatte schon lange die Aufmerksamkeit der jungen Herren auf sich gezogen, und mancher hatte einen Blick von ihr zu erhaschen gesucht, doch wenn dies auch mitunter gelang, so blieb ihr Blick doch immer nur ein und derselbe, er blieb immer ohne alles Interesse.

Nur einem jungen Manne war sie häufig bei dem Scheine der vielen Lichter und Lampen in dem Marktgebäude begegnet, welcher durch sein bescheidenes, anständiges Benehmen, und wohl auch durch seine schöne männliche Erscheinung ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, und wenn sie ihm zufällig in die großen schwarzen Augen gesehen hatte, so war sein Blick stets wie verlegen dem ihrigen ausgewichen. Sie wußte nicht, wer er war, doch regelmäßig stand er unweit des Schlächters, von welchem sie das Fleisch kaufte. Sie sah ihn immer schon von Weitem durch das Gedränge hinter dem nächsten Pfeiler neben dem Fleischer stehen und ihr entgegenblicken, denn er war groß, ragte über die Mehrzahl der Leute hinweg, und hatte so dunkle, glänzende Augen und so schwarzes Lockenhaar, daß er ihrem Blick gar nicht entgehen konnte.



Eines Morgens kam Jane auch in der Halle langsam herangeschritten, denn das Gedränge war groß, und als sie sich dem Schlächter nahete, schaute sie in gewohnter Weise nach dem Pfeiler neben demselben hin, und richtig, dort stand der hohe junge Mann wieder und blickte nach ihr her. Kaum aber hatte sie den Metzger erreicht, als der Unbekannte auch verschwunden war.

Der Fleischer bot ihr einen schönen freundlichen Morgengruß, und während er dann das gewohnte Stück Fleisch von dem aufgehängenen Ochsentheile trennte, fiel ihr Blick auf eine prächtige gelbe Rose, welche zwischen den Lichtern in einem Glase mit Wasser auf dem Tische stand.

Ei, Welch wunderschöne Rose haben Sie da stehen, Herr! sagte Jane überrascht zu dem Fleischer, und hob die Blume empor, um deren Duft zu kosten.

Nehmen Sie dieselbe mit, Fräulein, antwortete der Mann freundlich, für mich hat sie ja keinen Werth.

Wenn ich Sie wirklich nicht beraube, so nehme ich sie mit vielem Danke an, denn ich gestehe, ich habe niemals früher eine so köstliche Rose gesehen, antwortete Jane entzückt und nahm die Blume aus dem Glase.

Der Schlächter hatte das Fleisch der Dienerin Jane's in den Korb gelegt, diese dankte dem Manne nochmals für die herrliche Blume, und schritt weiter nach der Abtheilung des Marktes, wo Gemüse verkauft wurden.

Auch dort hatte sie gewisse Landleute, von denen sie gern kaufte, und als sie zu einer der feil haltenden Frauen trat, fiel ihr Blick abermals in nicht großer Ferne auf

den jungen Mann mit den schwarzen Augen, der nach ihr herschaute, sogleich aber wieder hinter einem Pfeiler verschwand.

Auch auf dem Fischmarkt sah sie ihn wieder, und dies öftere Begegnen fiel ihr auf, denn früher hatte sie ihn immer nur einmal gesehen.

Die Rose sorgfältig in ihrer Hand tragend, kehrte Jane nach Hause zurück, wo sie dieselbe in ein Glas mit Wasser auf ihren Nähtisch stellte und sich während des ganzen Tages darüber freute. Sonderbar, so oft sie die Blume ansah, mußte sie an den jungen Mann mit den schwarzen Augen denken, der ihr heute dreimal begegnet war.

Wer er nur wohl sein mochte? dachte Jane noch am späten Abend als sie sich zur Ruhe begeben wollte und die Rose hinaus vor das Fenster stellte.

Jedenfalls war er ein sehr anständiger Mensch, das lag in seinem ganzen Wesen ausgeprägt.

Am folgenden Morgen erwachte Jane ungewöhnlich früh, und war schon zum Ausgehen bereit, als die Dienerin zu ihr in das Zimmer trat, um sie zu fragen, ob sie heute wieder selbst auf den Markt gehen wolle; denn oftmals überließ sie es dem Mädchen.

Ja wohl, ich gehe selbst mit, mach Dich bereit, antwortete Jane, und kam dann bald hinunter in das Haus, wo die Negerin ihrer harrete.

Der Markt war noch ziemlich leer, denn es war noch sehr früh, als Jane in die Halle trat und weithin durch dieselbe spähetete, obwohl ihr unbekannter Freund schon da sei. Freilich war er da, er stand auf dem gewohnten

Platze nicht weit von dem Metzger und hielt seine großen Augen schon von Weitem auf sie gerichtet.

Jane fragte sich, was wohl die Ursache davon sein könne, daß er immer und zwar heute schon so früh dort stehe, und dann folgte der Gedanke, ob sie selbst wohl die Veranlassung dazu wäre.

Als sie sich ihm näherte, fühlte sie deutlich, daß ihre Wangen sich höher geröthet hatten, und sie wollte nicht wieder nach ihm hinschauen, doch als sie zu dem Fleischer trat, glitt ihr Blick doch noch einmal an dem jungen Manne vorüber, und sie meinte, so lebendig hätte er sie noch kein Mal angesehen.

Nein, aber, diese Rosen! stieß Jane überrascht aus, als sie vor sich auf den Tisch sah, wo in einem großen Glase ein ganzes Bouquet von gelben Rosen stand. Wo nehmen Sie dieselben nur her? Sie sind ja prachtvoll!

Sie sind für Sie bestimmt, Fräulein, weil Ihnen gestern die eine Rose so sehr gefiel, antwortete der Schlächter freundlich.

Nein wirklich, Ihre Güte ist zu groß, ich schäme mich ordentlich, die Blumen anzunehmen, versetzte Jane, indem sie das Bouquet zu ihren Lippen erhob.

Ach, ein Paar Rosen, Fräulein! entgegnete der Metzger, eifrig mit dem Fleische sich beschäftigend, ohne nach Jane hin zu sehen, bis er das gewünschte Stück in den Korb der Negerin gelegt hatte.

Wie soll ich Ihnen aber für Ihre Güte danken, Herr? sagte Jane wieder zu dem Fleischer, indem sie die Rosen abermals zu ihren Lippen führte.

Damit, Fräulein, daß Sie die Blumen annehmen und sich darüber freuen, antwortete der Mann lächelnd, worauf Jane ihn, nochmals dankend, grüßte und ihn verließ. Als sie sich aber nach dem Pfeiler wandte, da begegnete sie dem glänzenden Blicke des Unbekannten, diesmal war er nicht fortgegangen. Jane erglühte hoch, und drückte die Rosen gegen ihre Lippen, als sie an ihm vorüberschritt; da zog er ehrerbietig seinen Hut vor ihr ab, und Jane erwiderte den Gruß, kaum zu ihm hinschauend.

Es war ihr so heiß geworden, sie verdoppelte ihre Schritte und eilte aus der Fleischhalle geraden Weges nach Hause.

Nicht links, nicht rechts sehend, erreichte sie ihr Zimmer, stellte die Rosen in ein Glas, warf Shawl und Leinwand ab und trat vor den Spiegel. Ihre Wangen glühten noch immer, und ihre Augen, meinte sie, hätte sie noch niemals so glänzen sehen.

Sie schüttelte schweigend den Kopf, stellte die Rosen auf ihr Nähtischchen, sog noch einmal deren Duft ein, und verließ dann das Zimmer, um mit ihrem Bruder zu frühstücken und später ihren häuslichen Geschäften nachzugehen.

Damit verstrich der Morgen, und erst kurz vor der Zeit zum Mittagessen trat Jane wieder in ihr Zimmer, wo sie schnell nach den Rosen sprang und sie von dem Tischchen nahm, denn die Sonne schien darauf, und hatte sie sehr geöffnet.

Das war gerade noch Zeit, sonst wären sie verwelkt, sagte sie vor sich hin und blickte bewundernd auf die Blumen in ihrer Hand, doch plötzlich zuckte sie zusammen, stierte in die größte der Rosen, welche sich in der Sonne ganz geöffnet hatte, hinein, und sagte halblaut:

Mein Gott was ist das?

Dabei führte sie die zierlichen Finger ihrer Rechten in die Blüthe, und nahm ein kleines, zusammengedrücktes Papierchen daraus hervor, welches mit einer Stecknadel hineingesteckt gewesen war.

Das Papierchen zitterte in ihren Fingern, als sie es öffnete und damit an das Fenster sprang. Es war mit außerordentlich kleiner Schrift beschrieben, und Jane las:

Ich liebe Sie innig und wahr, Fräulein, doch ich bange, wegen Ihres Herrn Bruders Reichthum von Ihnen mißverstanden zu werden.

*Leo Horton,*

Lieutenant in der U. S. Artillerie.

Da stand sie regungslos lange Zeit und hielt ihren Blick auf das Papier geheftet, sie las das Schreiben wieder und wieder, und sagte endlich halb laut vor sich hin:

Leo Horton?

Mit dem Papier in der Hand ging sie nach dem Sopha und setzte sich in Gedanken versunken in demselben nieder. Es war ihr, als ob sich plötzlich eine Zukunft vor ihr aufgethan habe, wie sie sich ihrer Phantasie noch niemals gezeigt hatte. Wohl war ihr auch früher schon der Gedanke vor die Seele getreten, daß sie sich einmal

verheirathen möchte, doch ein bestimmtes Bild darüber hatte sie sich noch nie vorgestellt, jetzt aber sah sie ein solches klar und farbenreich vor ihrem Geiste, sie sah Leo Horton an ihrer Seite, sah ihn mit seinen schönen Augen ihr glückstrahlend entgegenblicken, hörte ihn liebevoll, zärtliche Worte zu ihr sagen, fühlte die Hand in der seinigen und – fühlte seine Lippen auf ihrem Mund. – Sie schreckte zusammen, denn in diesem Augenblick fiel ihr ihr Bruder ein, was würde derselbe dazu sagen, wenn sie sich verheirathen wollte – konnte, durfte sie ihn verlassen und einem Gatten folgen? Ihre rasche Antwort auf diese Frage war bejahend, doch gleich drängten sich ihr wieder Zweifel darüber auf, und sie gerieth mit sich selbst in Streit, ob sie sich einer Zuneigung gegen Horton hingeben dürfe oder nicht; denn sie war ihm gut, schon lange gut gewesen, und jetzt, da sie wußte, daß auch er ihr gut war, fühlte sie sehr wohl, daß es ihr schwer werden würde, von ihm zu lassen. Keinenfalls aber wollte sie morgen wieder auf den Markt gehen, es war ihr, als würde sie ihm dadurch eine ähnliche Erklärung geben, wie sie von ihm erhalten hatte, und das konnte sie nicht, das durfte sie nicht.

So hatte sie lange mit sich zu Rathe gegangen, als sie endlich zu dem Beschluß kam, es gehen zu lassen, wie es das Schicksal fügen würde, selbst keinen Schritt zu thun, der sie Horton näher bringen möchte, aber ihm auch nicht auszuweichen; denn sie war ihm gut und fühlte es, daß sie es auch bleiben werde.

Sie wurde in ihren Betrachtungen durch den Ruf zum Mittagsessen unterbrochen, und eilte in den Speisesaal, wo ihr Bruder ihrer bereits harnte.

Ich freue mich, Jane, daß Du so frisch und gesund ausiehst, Du hast heute eine besonders blühende Farbe, sagte Gatlard zu ihr, als sie am Tische Platz genommen hatten, und klopfte sie freundlich auf den Arm, der Himmel hat Dich mir zur Stütze und zur Pflege gesandt, damit Du mir meine letzten Stunden versüßen und mir die Augen zudrücken sollst.

Bei der ersten Anrede Gatlards war Jane das Blut noch mehr in die Wangen getreten, die letzten Worte aber drängten es wieder zurück, und mit mildem Tone entgegnete sie:

Aber Richard, rede doch nicht in solcher Weise, Du bist Mann, und dem Gesetze der Natur nach ist Dir ein längeres Lebensziel gegeben, als mir.

Nein, Jane, dies Gesetz wird bei uns nicht zur Anwendung kommen, ich werde lange vor Dir die Augen schließen und Dich als meine Erbin zurücklassen. Du sollst mir aber versprechen, daß Du nicht heirathen willst, denn man wird Deines großen Vermögens wegen um Deine Hand werben und Dich unglücklich machen.

Jane wurde bleich und zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, dann aber faßte sie sich, blickte ihrem Bruder ruhig in die Augen, und sagte:

Das kann und werde ich Dir nicht versprechen, Richard, denn sollte mir der Himmel ein ehrlich und wahrliebendes Männerherz zuführen, so würde es Undank

sein, es von mir zu weisen und meine natürliche Bestimmung zu verläugnen. Wer den Gesetzen der Natur mit eigenem Willen und vollem Bewußtsein zuwider handelt, der macht sich selbst unglücklich, denn es sind ja die Gesetze Gottes, die er uns in das Herz gelegt hat, damit wir sie befolgen sollen.

Hier schwieg Jane, hielt aber ihren Blick ruhig auf ihren Bruder geheftet, dessen Züge sich verfinsterten, dessen Brauen sich zusammenzogen und der eine Weile, augenscheinlich mit einer Antwort zögernd, schweigend ihren Blick erwiderte. Dann aber sagte er, sichtbarlich innerlich heftig bewegt, mit erzwungener Ruhe:

Wenn Du Dich also selbst nicht vor Unglück bewahren willst, so werde ich es thun müssen. Ich kann Dich nicht abhalten, Dich einem wahr liebenden Männerherzen, welches mein Reichthum Dir zuführen wird, hinzugeben, ich werde aber für einen solchen Fall Dich erblos machen und Dir nicht einen Dollar nach meinem Tode hinterlassen, damit das wahr liebende Männerherz Dich auch wirklich nur um Deiner selbst willen zur Frau nehmen kann. Dann neigte sich Gatlard über seinen Teller und begann zu essen, Jane aber war es bei dieser Erklärung eiskalt durch die Glieder geschauert; denn die Jahre, welche sie ihm bereits als treue Schwester in Einsamkeit und Sorgen für ihn freudenlos geopfert hatte, traten vor ihre Gedanken, und sie fühlte, daß sie diese Erklärung nicht verdient hatte.

Sie fühlte sich verletzt, beleidigt und hub mit kaltem Tone an:



Es ist mir lieb, Richard, und ich danke Dir für die Eröffnung, die Du mir gemacht hast, weil ich nun um so sicherer überzeugt sein werde, daß ein Mann nicht um Dein Geld, sondern rein um mich selbst meine Hand begehren kann.

Beide schwiegen, das Mittagessen war schnell beendet, und Gatlard erhob sich zuerst und verließ das Zimmer, ohne Jane noch eines Blickes zu würdigen. Diese ging heftig ergriffen nach ihrem Zimmer, trug das Glas mit den Rosen auf ihren Nähtisch an dem Fenster, und setzte sich vor demselben nieder.

Ihren Blick auf die Blumen heftend, stützte sie ihren Arm auf das Tischchen und senkte die Stirn auf ihre Hand.

Sie athmete tief auf, als ob ihr eine Last von der Seele genommen wäre. Ihr Bruder hatte sie selbst freigegeben; jetzt beging sie kein Unrecht mehr gegen ihn, wenn sie sich ihrer Neigung zu Horton hingab, sie würde aber ein großes Unrecht gegen sich selbst begehen, wenn sie es nicht that, denn er war ihr gut und sie war ihm gut, und alle die Schätze ihres Bruders konnten ihr als alte Jungfer das Lebensglück nicht ersetzen, welches ihr an der Seite eines liebenden Gatten zu Theil werden mußte. Jetzt war sie entschlossen, Horton näher zu treten, um ihn kennen zu lernen und sein zu werden, wenn er wirklich dem Bilde entsprechen sollte, welches von ihm, ohne ihr Zuthun, in ihr erstanden war.

Sie hob ihre Stirn aus ihrer Hand, lehnte sich mit dem Arme auf die Fensterbank und schaute ihren Gedanken folgend in die Straße hinab, fuhr aber freudig erschrocken zurück, denn an der andern Seite derselben kam Horton auf dem Trottoir langsam herangeschritten und richtete schon von Weitem seinen Blick nach ihrem Fenster herauf.

Diesmal war er in Uniform, in welcher Jane ihn noch nicht gesehen hatte. Dieselbe stand ihm gut – er war ein sehr schöner, athletisch gebauter Mann, und ging stolz und doch ungezwungen daher, als sei es das Gefühl seiner Kraft, das seine Schritte führte.

Jane war im ersten Augenblick von dem Fenster zurückgeschreckt, doch warum sollte sie ihm wehe thun, er kam ja vorüber, um sie zu sehen – sicher wollte er sie grüßen. Sie trat dicht an das offene Fenster, spielte mit ihrem Battisttuch und sah verstohlen nach dem schwarz gelockten Manne hinunter, da grüßte er zwei – dreimal nach ihr herauf, und sie erwiderte die Grüße mit einem freundlichen Blick.

Horton schritt vorüber und Jane legte sich in das Fenster. Sie schaute ihm seitwärts nach, bis er die nächste Straßenecke erreichte, wo er sich noch einmal nach ihr umsah, dann in die andere Straße einbog und vor ihrem Blick verschwand.

Die Würfel waren gefallen, Jane fühlte, daß sie Horton angehöre, und wußte sehr wohl, daß sie ihm soeben diese Erklärung als Antwort auf sein Schreiben gegeben

hatte. Sie machte sich keinen Vorwurf darüber, ihr Bruder selbst hatte sie zu diesem Schritt veranlaßt.

Jetzt mußte sie Horton wiedersehen, sie mußte ihn sprechen – doch wo – auf dem Markt? Das war nicht der Ort, wo sie wünschte seine Bekanntschaft zu machen – wo aber sonst? Sollte er es nicht ausforschen, wann sie zur Kirche ginge?

Ja, heute Abend wollte sie zur Kirche gehen, auf dem Wege hin oder zurück, meinte sie, müßte er zu ihr treten, und dann wollte sie ihm Rede und Antwort stehen.

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*In der Kirche. – Wahre Liebe. – Hochherzigkeit. – Peinigende Ungewißheit. – Die Nachricht. – Der Krankenbesuch. – Härte. – Frohes Erkennen.*

Der Tag verstrich, Jane's Verlangen nach dem Abend wuchs von Stunde zu Stunde und mit ihm die Hoffnung, der Glaube, daß Horton ihr begegnen werde.

Endlich zog die Dunkelheit über sie Stadt, die Laternen leuchteten und die Lichter blitzten in den Fenstern der Häuser.

Mit entschlossenem Geiste, doch bebender Hand hüllte sich Jane in Shawl und Schleier, ergriff ihr Gesangbuch und begab sich auf den Weg nach der Kirche.

Sie ging langsam und um sie her schritten viele Andere in gleicher Richtung durch die Straße. Sie spähte vor sich hin nach der hohen Gestalt Hortons, und je näher sie der Kirche kam, um so mehr hielt sie ihre Schritte zurück. Doch sie erreichte den Eingang derselben, ohne den Erhofften gesehen zu haben.

Das Haus war schon mit Andächtigen gefüllt, und Jane schaute sich, durch die Menge gleitend, nach einem leeren Platz um, als sie links an einem der Pfeiler Horton stehen sah und seinem Blick begegnete.

Es ergriff sie wie ein freudiger Schreck, sie trat schnell in eine Bank nach einem leeren Platz, setzte sich nieder und öffnete ihr Gesangbuch, dann aber schaute sie über dasselbe hinweg und abermals nach Horton hinüber.

Das Lied begann, und Jane sang mit frommem Herzen und sandte ihr Gebet zu Gott, daß er ihre Schritte zum Guten lenken möge.

Von Zeit zu Zeit aber blickte sie seitwärts nach Horton, der, im Schatten des Pfeilers stehend, seine dunklen Augen nicht von ihr abzuwenden schien.

Der Geistliche hielt eine erbauliche Rede, welcher Jane mit Andacht folgte, dann sagte er sein Gebet her und sprach den Segen über die Versammlung, und Jane neigte ihr Antlitz tief über ihr Buch, als aber das Lied wieder begann, sah sie abermals nach Horton hin, der immer noch an dem Pfeiler stand und nach ihr herüberschaute.

Der Gesang verstummte, die Orgeltöne wogten nach und die Leute erhoben sich von ihren Sitzen, da sah Jane, daß Horton nach dem Ausgange schritt und sie folgte mit der Menge der gleichen Richtung.

Sie hatte ihren Schleier über ihr Antlitz fallen lassen, ging in die Straße hinaus und hüllte sich, auf dem Trottoir hinschreitend, in ihren Shawl, als sie die nahe Straßenecke erreichte und Horton an ihre Seite trat.

Er grüßte sie höflich, und sagte mit befangener Stimme:

Ich wage es, Fräulein, Sie um Gehör für wenige Worte zu bitten.

Meine Erlaubniß dazu wird kaum nöthig sein, Herr Horton, antwortete Jane halblaut, und zog ihren Shawl dichter um sich, indem sie an seiner Seite die jenseitige Straßenecke erreichte.

Bitte lassen Sie uns in dieser Straße hinabgehen, damit wir aus dem Strom der Menge kommen, fuhr Horton höflich fort, und bog auf dem Trottoir links ab, während Jane schweigend an seiner Seite blieb.

Haben Sie meinen Gruß in der Rose erhalten, Fräulein? fragte Horton nun nach kurzer Pause.

Ja, Herr Horton, antwortete Jane, und versuchte es vergebens, sich zu fassen, denn Alles was sie sich vorgenommen hatte, ihm zu sagen, war ihren Gedanken entflohen.

Und Sie haben mir nicht darüber gezürnt? fragte Horton weiter.

Da raffte Jane all ihre Willenskraft zusammen, schlug den Schleier von ihrem Antlitz zurück und sagte:

Das hat Ihnen mein Gruß aus dem Fenster schon verkündet. Nein nein, wie hätte ich Ihnen für das gute Gefühl, welches Sie mir geschenkt haben, zürnen können!

Mein bestes Selbst ist es, Fräulein, welches ich Ihnen gab, Ihnen geben mußte, ich verehere, ich liebe Sie schon so lange Zeit, und wagte es nicht, es Ihnen zu sagen, weil Sie leicht auf den Gedanken kommen konnten, daß Ihres Bruders Reichthum mich zu Ihnen führe, versetzte Horton warm und bewegt.

Und wenn ich Ihnen nun sage, daß mein Bruder mich erblos machen wird, sobald ich einem Manne meine Hand reiche, und daß ich diesem dann außer mich selbst Nichts mitzubringen im Stande sein werde? fiel Jane fragend ein.

O dann ist es gut, dann steht Nichts mehr zwischen uns, dann darf ich frei und ohne Bedenken Ihnen mein treues, liebendes Herz und meine Hand anbieten, und thue es hiermit, Fräulein, – offen und ohne Bedingungen!

Bei diesen Worten hielt er Jane seine Hand hin, und sagte dann liebevoll bittend:

Seien Sie mein, Jane, aufrichtigere, innigere Liebe kann Ihnen kein Mann auf Erden bieten.

Ich gehöre Ihnen an, Horton, gehöre Ihnen mit meinem ganzen Sein, und meine treue Liebe soll Ihnen die Glücksgüter ersetzen, die ich nicht besitze. Sie sind mir schon lange, ehe ich es Ihnen zu erkennen gab, lieb im Herzen gewesen, antwortete Jane, ihre Befangenheit überwindend, und legte ihre Hand in die des jungen Mannes.

Meine Jane – mein guter süßer Engel – so bist Du mein für Lebenszeit, und keine Gewalt soll Dich mir wieder entreißen, sagte Horton mit halblautem Jubelton, schlang seinen starken Arm um die glückliche Jungfrau und preßte im ersten seligen Kusse seine Lippen auf ihren Mund.

Dein, mein Leo, so lange mein Herz schlägt, flüsterte Jane, von Seligkeit berauscht, und schmiegte sich innig an die Brust des liebenden Mannes.

Sieh, Jane, unsre Zukunft ist ja so wie so gesichert, freilich müssen wie uns im Anfange einschränken, mein Einkommen ist nicht groß, doch schon sehr bald werde ich Kapitain, und dann sind wir aller Sorge überhoben, sagte Horton, indem er mit Jane im Arm in der sehr

spärlich erleuchteten, einsamen Straße langsam dahinschritt. Außerdem bin ich ja der einzige Erbe des reichen Herrn Pennels; da meine verstorbene Mutter seine einzige Schwester war.

So ist der Herr Pennel Dein rechter Onkel – derselbe Herr Pennel, welcher meinen Bruder in sein Geschäft nahm, als er, ein armer Junge, von Irland hierher kam? fragte Jane überrascht.

Ja, derselbe, ein launiger alter Herr, bei dem ich es eigentlich verdorben hatte, weil ich nicht bei ihm in das Geschäft treten, sondern Soldat werden wollte. Doch wir stehen gut, obgleich er mir immer noch keinen Dollar giebt. Ich bedarf ja, Gott sei Dank, auch Nichts von ihm, denn ich komme mit meinem Gehalte aus. Und wenn wir heirathen, so werde ich Unterricht in Mathematik und im Feldmessen geben und mir dadurch noch recht hübsch etwas nebenher verdienen, denn dieser Unterricht wird sehr hoch bezahlt. Will dann der Onkel seine milde Hand aufthun, so ist es gut, wo nicht, so werden wir ohne ihn fertig werden.

Und ich will Dir nicht viel kosten, Leo, ich werde unsern Haushalt schon sparsam einrichten, sagte Jane freudig bewegt.

Was meinst Du, Jane, soll ich zu Deinem Bruder gehen und ihm unser Verlöbniß anzeigen? nahm Horton das Wort.

Laß uns dies noch überlegen, Leo, ich möchte ihm gern so wenig als möglich wehe thun, denn er will mich nicht von sich lassen, und denke Dir, heute bei Tisch verlangte



er von mir sogar, ich solle ihm das Versprechen gehen, auch nach seinem Tode nicht zu heirathen, widrigenfalls er mich erblos machen und mir nicht einen Dollar hinterlassen wolle. Ich verweigerte ihm aber das Versprechen rund heraus – ich hatte ja heute früh Deine liebenden Worte empfangen.

Können wir uns denn nicht schreiben? fragte Horton.

Das wird nicht gehen, Leo, denn die Briefe könnten leicht in meines Bruders Hände kommen, aber Morgens auf dem Markt kann ich Dich sehen und auch Abends wenn ich zur Kirche gehe.

Meinem Onkel Pennel aber muß ich unser Verlöbniß mittheilen, denn er ist ein eigner Mann, und könnte es mir sehr übel nehmen, wenn ich es nicht thäte, fuhr Horton fort.

Dann sage ihm aber, er solle es noch geheim halten, weil mein Bruder mich nicht von sich lassen wolle, antwortete Jane besorgt, und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

Wo wohnst Du denn? Für den Fall, daß ich Dir etwas Eiliges mitzutheilen haben sollte, kann ich meine Dienerin zu Dir senden, sie ist mir treu ergeben und ist zuverlässig.

Horton bezeichnete ihr seine Wohnung genau, und so langten sie an der Hauptstraße an, welche nach dem Flusse gerade hinunter führte.

Kaum hatten sie das Eckhaus erreicht, als ein heftiges Schreien und Hülferufen weiter hinauf in der Straße ertönte und das Rasseln eines Wagens und die flüchtigen Hufschläge jagender Rosse hörbar wurden.

Mein Gott, die Pferde sind durchgegangen! sagte Horton und trat vor das Haus, als die Thiere mit einem offenen Wagen, aus welchem die Hülferufe erschallten, in fliegender Carrière in der Straße herabgestürzt kamen und kein Kutscher in dem Laternenschein auf dem Bock zu sehen war.

Mit *einem* Sprunge setzte Horton in die Mitte der Straße, warf sich den daherrasenden Pferden entgegen, erfaßte das eine beim Kopf und Mähne, und sauste, an ihm hängend, bei Jane vorüber und nach dem Flusse hinunter.

O Gott – Horton! stieß Jane mit einem Angstschrei aus, schwankte taumelnd bis an die Treppe des Hauses, und sank dort, der Ohnmacht nahe, nieder in dem Augenblick, als die Thür sich öffnete, und ein alter Herr aus derselben hervortritt. Er erblickte Jane, beugte sich zu ihr nieder, und sagte:

Sind Sie durch den Wagen verletzt worden, Fräulein?

O nein, es war nur der Schreck, es ist schon vorüber, antwortete Jane sich ermannend, und richtete sich immer noch schwindelnd langsam empor.

Wie ist Ihr Name, Fräulein, und wo wohnen Sie, fragte der Alte theilnehmend.

Jane Gatlard heiße ich, Herr! antwortete diese, und wollte davon schreiten.

Mein Gott, Herrn Gatlards Schwester? fragte der Herr überrascht, so erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite, mein Weg geht ohnedem die Straße hinauf Sie kamen gewiß aus der Kirche.

Ja wohl, Herr, entgegnete Jane, und ich ging hierher, um etwas zuzustrecken.

Der Alte fragte nun nach dem Befinden ihres Bruders, nannte ihn seinen verehrten Freund und erzählte ihr, wie lange er schon das Glück habe, mit ihm bekannt zu sein.

So erreichten sie die Straße, in welcher Gatlards Palast stand, und Jane wollte ihren artigen Begleiter mit Dank entlassen, er ging aber mit ihr bis an ihre Wohnung, und empfahl sich ihr dann aufs Artigste.

Jane eilte nach ihrem Zimmer, legte Shawl und Schleier ab und begab sich nach dem Speisezimmer, wo sie dem Erscheinen ihres Bruders harrte, welcher um diese Zeit aus dem Lesecabinet zu kommen pflegte.

Derselbe trat mit seinem gewohnten freundlichen »Guten Abend, Jane«, bald darauf ein, reichte ihr die Hand zum Gruß, und nahm mit ihr Platz an dem Tische, um das Abendbrod zu verzehren. Er führte die Unterhaltung, und that, als ob die Störung zwischen ihnen beim Mittagessen gar nicht vorgefallen wäre. Er dachte, daß die Mahnung, welche er Jane gegeben hatte, hinreichend sein würde, um sie von Heirathsgedanken fern zu halten und wollte nun das alte, freundliche, friedliche Benehmen wieder herstellen.

Jane that ihr Möglichstes, um den Sturm nicht zu verathen, der ihr Inneres in Angst um den Geliebten bewegte, doch schützte sie Kopfweh vor, um sich bald entfernen zu können.

Sie verbrachte eine schlaflose Nacht und harrte mit Sehnsucht der Stunde, wo sie nach dem Markte gehen könne, und als endlich dieselbe erschien, eilte sie geraden Wegs nach ihrem Fleischer, um zu sehen, ob Horton dort sei, oder ob sie etwas über ihn hören könne. Er war aber nicht erschienen und der Schlächter hatte von dem Unfall mit dem Wagen am vergangenen Abend noch nichts erfahren.

Bebenden Herzens ging Jane über den Markt und spähetete nach Horton um sich, sie fand ihn aber nicht, und jetzt blieb ihr kein Zweifel darüber, daß ihm ein Unglück wiederfahren sei.

Was sollte sie thun, was sollte sie beginnen, um Nachricht über ihn zu erhalten, die Angst um ihn wollte ihr das Herz zerreißen. Sie eilte nach Hause, es war spät geworden und sie hatte noch Vieles vor dem Frühstück zu besorgen.

Wo sie ging, wo sie stand, ließ ihr der Gedanke an den Geliebten keine Ruhe, sie sah ihn im Geiste schwer verwundet, ja sie sah ihn todt vor sich, und sie kämpfte mit sich selbst, um nicht sogleich nach seiner Wohnung zu gehen und sich Auskunft über ihn zu verschaffen.

Bei dem Frühstück war Gatlard sehr freundlich gegen Jane, denn er bemerkte wohl, daß sie verstört war, und

glaubte, es sei noch die Folge seiner Erklärung von gestern.

Als er nach dem Comptoir gegangen war, drängte es Jane wieder mit aller Gewalt, selbst nach Hortons Wohnung zu eilen, denn so sehr ihr ihre Dienerin ergeben war, so bangte ihr doch, dieselbe in ihr Geheimniß einzuweihen, und der Gedanke wurde auch in ihr wach, daß Horton, wie ja schon oft, heute früh Dienst gehabt, der ihn vom Markt zurückgehalten haben könne.

So im Schwanken, was sie thun solle, verstrich der Morgen, und Jane setzte ihre Hoffnung auf den Abend, wo sie zur Kirche gehen werde.

Gatlard kehrte kurz vor dem Mittagsessen nach Hause zurück und war bei Tisch sehr guter Laune, denn er hatte an diesem Morgen wieder viele Bauplätze verkauft, was ihn immer froh stimmte, und er bemühte sich während des Essens Jane aufzuheitern, indem er ihr scherzend Vorwürfe machte, daß sie so sparsam wäre und namentlich für sich selbst so wenig gebrauchte.

Jane aber blieb ernst, wenn auch freundlich, denn sie konnte ihre Gedanken nicht von der Ungewißheit ablenken, welche sie über das Schicksal des Geliebten quälte.

In gewohnter Weise setzte sich Gatlard nach Tisch an das Fenster und öffnete die Zeitung, welche der Kammerdiener ihm brachte, während Jane den Kaffee schenkte.

Ei ei, das war haarbreit am Tode vorüber, hub er nach einer Weile, von der Zeitung aufschauend, an, die Frau und Kinder des Bürgermeisters sind gestern Abend nahe daran gewesen in den Fluß zu fahren, die Pferde sind mit

ihnen durchgegangen und nur dem Heldenmuth eines Artillerie-Officiers haben sie ihre wunderbare Rettung zu danken. Wer mag dieser Lieutenant Horton sein, er wird hier eine Zierde des Officiercorps, und sein Muster eines jungen Mannes genannt.

Jane erbebte und wurde bleich, sie ließ die Kanne auf den Tisch nieder, sie stützte sich mit der Hand auf denselben, um nicht umzusinken und wandte ihrem Bruder den Rücken zu, ohne ihm Antwort zu geben.

Er hat sich an eines der Pferde gehängt, hat sich bis an den Fluß von ihm mit ziehen lassen und, hat es gerade am Ufer noch zusammengerissen, sonst wäre der Wagen mit den Menschen in den Strom gestürzt. Der Gaul ist auf den jungen Mann gefallen, und man hat diesen für todt hinweggetragen und die ganze Nacht sein Ende erwartet, doch heute früh soll es besser mit ihm gehen.

Da fuhr Jane von dem Kaffeetisch herum:

Horton am Tode? schrie sie in höchster Verzweiflung – er ist mein Verlobter – ich bin seine Braut – ich muß zu ihm, muß ihn sehen! und mit diesen Worten stürzte sie aus dem Saal und die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer.

Gatlard, wie vom Sturm getrieben, rannte ihr nach und erreichte ihre Stube, als sie schon ihren Hut ausgesetzt und ihren Shawl umgeworfen hatte.

Zurück, Jane – was willst Du thun? schrie er vor Zorn und Bestürzung bebend.

Meine Pflicht! rief sie aus, stieß ihn zur Seite und rann-te fliegenden Fußes die Treppe hinab und aus dem Hause. Hin und her durch die Straßen eilte sie fort nach der

Wohnung Hortons und trat in deren Thür, als ein Militairarzt herausschreiten wollte.

Wie geht es Herrn Horton? stammelte sie bleich und bebend hervor, und der Arzt staunte sie an, und sagte:

Besser, Fräulein Gatlard, aber Sie hier?

Bitte, führen Sie mich zu dem Kranken, fuhr sie stammelnd fort, worauf der Doctor ihr voran durch den Gangschritt, und in eine Stube trat.

Gleich darauf sah er wieder aus der Thür hervor, und sagte zu Jane:

Treten Sie ein, Fräulein.

Zitternd und die Thräne aus ihrem Auge wischend, glitt sie in das Zimmer, wo ihr Blick dem des schwer verwundeten Geliebten begegnete, welcher, mit verbundnenem Haupt und bleichen Angesichts vor ihr auf dem Lager ruhend, mühsam die Hand nach ihr hob.

Mein Leo, mein armer Leo! sagte sie, seine Hand ergreifend, und senkte ihre Lippen darauf, ich mußte Dich sehen und wenn es mir das Leben gekostet hätte.

Um mir, das Leben dadurch zu erhalten, Du mein guter Engel, antwortete Horton mit schwacher Stimme, und drückte ihre Hand. Was aber wird Dein Bruder sagen, wenn er hört, daß Du bei mir warest?

Er weiß Alles, Leo, ich selbst habe es ihm gejagt, als ich bei der Nachricht über Dich, welche er mir aus der Zeitung vorlas, zu Dir eilen wollte. Er versuchte, mich zurückzuhalten, doch ich drängte ihn zur Seite und lief davon. Mag kommen, was da will, ich bin ja Dein und gehöre hierher an Dein Krankenbett, entgegnete Jane, und

küßte abermals die Hand des geliebten Mannes. So ist es gut, Jane, der Himmel wird mich für Dich erhalten, damit ich Dein Hort, Dein Schutz werden kann, sagte Horton und sank, die Augen schließend, auf sein Lager zurück, da trat der Arzt, welcher verwundert an der Thür zurückgeblieben war, neben Jane, und sagte bittend zu ihr:

Der Kranke darf nicht reden und muß die vollste Ruhe bewahren, sein Kopf ist schwer verletzt.

Wer wird ihn denn pflegen, fragte Jane ängstlich.

Eine vortreffliche alte Negerin, welche sein Hauptmann ihm zugesandt hat, man kann keine bessere Pflege für ihn wünschen. Sie steht vor der Thür.

So ist es wohl besser, wenn ich mich entferne, fuhr Jane betrübt fort.

Ich glaube, es würde gut sein, da Ihre Gegenwart den Kranken aufregt, antwortete der Arzt freundlich und höflich.

Darf ich ihn denn morgen auf einige Augenblicke sehen? fragte Jane, indem sie sich von dem Sessel erhob auf welchem sie Platz genommen hatte.

Ich hoffe es, und werde der Wärterin morgen bei meinem Besuche Nachricht darüber für Sie hinterlassen. Er ist ein starker Mann und seine kräftige Natur wird den Sieg davontragen, erwiederte der Doctor, worauf Jane noch einen innigen theilnehmenden Blick auf Horton warf, und dann leise das Zimmer verließ.

Sie ging langsam durch die Straßen nach Hause zurück, wo sie einem sehr ernstern Auftritt mit ihrem Bruder entgegen sah, doch in der Sorge um den Geliebten



verschwand jede Bangigkeit für ihre eigne Zukunft Entschlossen, ihm Alles zu opfern, betrat sie den Palast ihres Bruders wieder und begab sich, ohne demselben zu begegnen, nach ihrem Zimmer.

Ihr erster Blick fiel dort auf einen Brief, welcher auf dem Tische lag. Derselbe war an sie gerichtet und von ihrem Bruder überschrieben. Schnell öffnete sie ihn, und las:

Dein unverzeihlicher Schritt und Dein rücksichtsloses Verfahren gegen mich macht jede fernere Beziehung zwischen uns Beiden unmöglich. Ich weise Dich nicht, wie ich es thun sollte, aus meinem Hause, verlange aber, so lange Du Dich darin noch aufhältst, ein Begegnen mit mir zu vermeiden, weil ich aufgehört habe, Dein Bruder zu sein und vergessen könnte, daß Du meinen Namen führst.

*Richard Gatlard.*

Jane ließ die Hand mit dem Briefe auf den Tisch sinken und stand gesenkten Hauptes, lange Zeit vor sich hinschauend, da, während ihre Thränen über ihre Wangen auf den Brief hinabfielen.

Hatte sie das um ihren Bruder verdient, für dessen Wohl sie ihre besten Jugendjahre freudenlos geopfert hatte, war sie darum, weil sie die Frau eines edlen, braven Mannes werden wollte, unwerth geworden, seine Schwester zu sein?

Solche Fragen schnitten durch Jane's Seele, und, ihr Haupt schüttelnd, faltete sie den Brief wieder zusammen und verwahrte ihn in ihrem Secretair.

Mit dem Verschwinden des Briefes wichen auch ihre Gedanken von ihrem Bruder und zogen sehnsüchtig und heiß nach dem Geliebten ihress Herzens hinüber, denn sie schaute aus dem Fenster, von wo sie die Dächer der Häuser sehen konnte, deren eins den theuern Mann in seinen Mauern barg.

Wie gern wäre sie jetzt schon bei ihm geblieben, um über ihn zu wachen und seine Schmerzen zu lindern, der Doctor aber hatte es ja nicht gewollt und gemeint, es könne ihm Nachtheil bringen.

Konnte sie aber nach diesem Briefe von ihrem Bruder länger bei demselben wohnen, hatte er ihr nicht gesagt, daß er aufgehört habe ihr Bruder zu sein? Wohin aber konnte sie mittellos wie sie war gehen, an wen konnte sie sich um Beistand wenden? Sie war trotz der Reihe von Jahren, welche sie hier verbracht hatte, eine Fremde in der Stadt geblieben! Und würde sie nicht ihren eignen Bruder an den Pranger stellen, wenn sie irgendwo um Hülfe bäte? Sie mußte hier bleiben, bis Horton sie als seine Gattin empfangen konnte, und den Allmächtigen flehte sie an, daß dies Glück ihr bald zu Theil werden möge.

Speise und Trank ließ sie sich durch ihre Dienerin in ihr Zimmer bringen und verließ dasselbe nicht, bis am

folgenden Morgen zehn Uhr, um welche Zeit sie voraussetzte, daß der Arzt seinen Besuch bei Horton schon abgestattet habe.

Dann eilte sie zu diesem hin, klopfte leise an seine Thür, und als die schwarze Wärterin dieselbe öffnete, winkte sie derselben herauszutreten und befragte sie um das Befinden des Kranken.

Sehr gut sein, sagte die Alte mit freudigem Lächeln, Doctor sagen, Fräulein hereinkommen dürfen.

Dabei öffnete sie die Thür für Jane und diese trat leise ein.

Horton schlief, er schlief aber ruhig und sein Antlitz zeigte eine natürliche Farbe.

Eingeschlafen sein – gut sein! flüsterte die Alte Jane ins Ohr und zeigte auf den Sessel neben dem Kranken.

Jane, von Hoffnung glücklich durchbebt, ließ sich geräuschlos auf den Sessel nieder und hielt ihren liebevollen Blick auf Horton geheftet, als zähle sie seine Athemzüge.

So hatte sie wohl eine Stunde regungslos gesessen, als Horton erwachte, und sagte:

Gieb mir einen Trunk frischen Wassers.

Dann aber blickte er zur Seite und sah Jane neben sich sitzen.

Jane – meine Jane, sagte er wonnig überrascht, und ergriff ihre Hand, doch diese fiel ihm rasch in das Wort, und sagte:

Still still, Leo, Du darfst nicht reden, der Doctor hat es verboten; Du mußt Dich ganz ruhig verhalten.

Ach, Thorheit, versetzte Horton lächelnd, es war der ungeheure Blutverlust aus der Wunde am Kopf, der mich so schwach machte, und was die Aerzte von Gehirnerschütterung sagen, das mag bei Schwächlingen wohl anwendbar sein, bei mir aber steht nichts zu fürchten, in meinem Kopfe ist Alles in Ordnung und es wird so Gott will auch an dessen Außenseite bald geheilt sein. Ich sagte es Dir gestern gleich, daß Du gekommen wärest, mir das Leben zu erhalten, von dem Augenblicke an habe ich mich erholt, Du meines Herzens Seligkeit!

Dabei wollte er sich auf seinem Arm empor richten, Jane aber drückte ihn zurück, und flehte:

Bitte bitte, mir zu Liebe, Leo, bleibe ruhig liegen, dann verspreche ich Dir auch gegen Abend wiederzukommen.

Horton zog die Hand des Mädchens an seine Lippen, und sagte:

Ich werde es Dir durch die That danken, Jane, was Du für mich gethan hast und thun wirst.

Jane reichte ihm dann das Glas mit frischem Wasser, welches die Wärterin in das Zimmer trug, und nachdem er sich daran gelabt, sank er auf sein Lager zurück, hielt seinen Blick nach Jane gerichtet, bis ihm plötzlich die Lider sanken und er sanft einschlummerte.

Dann stahl sich Jane lautlos aus dem Zimmer, bat draußen die Wärterin, dafür zu sorgen, daß nicht viel mit dem Kranken geredet würde, und sagte ihr, daß sie gegen Abend wieder kommen werde.

SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*Besserung. – Verächtlicher Empfang. – Todesangst. – Die Vermählung. – Der Wohlthäter. – Beruhigung. – Die Baumwollencultur. – Unverhofftes hohes Glück. – Die Tochter. – Allgemeine Freude.*

Jane erschien jeden Tag zweimal bei Horton, und verließ ihn nach jedem Besuch freudiger und hoffnungsvoller, denn seine Kräfte stellten sich schnell wieder ein, und seine Kopfwunde heilte rasch, so daß er sie nach Verlauf von nicht ganz einer Woche Abends in seinem Wohnzimmer begrüßte und empfing.

Nun aber darf ich wohl nicht mehr zu Dir kommen, Leo? hub Jane von Glück durchströmt an, als er ihr in der Thür entgegentrat, man könnte es mir übel nehmen.

Du sollst auch nicht lange mehr zum Besuch kommen, Du sollst bei mir bleiben. In diesen Tagen, sobald ich ausgehen kann, treffen wir uns in der Kirche und nach beendigtem Gottesdienst soll der Pfarrer unsre Hände in einanderlegen und unsern Bund segnen. Mein Obrist und mein Hauptmann werden der Trauung als Zeugen beiwohnen, worauf sie sich von Herzen freuen. Nicht wahr, Jane, so soll es sein?

Janen hatten sich die Augen mit Freudenthränen gefüllt, und ihren Arm um den Geliebten legend, reichte sie ihm ihre Lippen hin, damit er ihre Antwort davon küsse.

Dann führte Horton die Braut nach dem Sopha, und sich neben ihr niedersetzend, sagte er:

Nun höre Jane, heute früh war mein Onkel Pennel hier, um selbst zu sehen, wie es mir gehe. Er war sehr erfreut, sagte mir, daß die Zeitungen vieles Lob über mich ausposaunt hätten, und daß, wenn ich Etwas nöthig haben sollte, ich mich an ihn wenden möchte. Ich nahm den Augenblick wahr und theilte ihm mit, was sich zwischen Dir und mir und Deinem Bruder zugetragen habe. Er meinte ich hätte wohl noch mit dem Heirathen warten können, war jedoch mit meiner Wahl zufrieden und glaubte, daß Du dennoch schließlich die Erbin Deines Bruders werden würdest. Du weißt, Geld ist sein Gott, und denk Dir, er will selbst zu Deinem Bruder gehen und mit ihm über unsre Verbindung reden.

Bei diesen letzten Worten Hortons hatte Jane den Brief ihres Bruders hervorgezogen und reichte ihm denselben hin, indem sie sagte:

Lies, und Du wirst sehen, daß Du ein geldloses Mädchen erhältst.

Horton hatte schnell den Brief durchblickt, schlug ihn zusammen und gab ihn Jane mit den Worten zurück:

Gottlob, daß er so gegen Dich gehandelt hat, weil uns nun kein gerechter Vorwurf mehr über unsre baldige Verbindung treffen kann. Du bist mir lieber ohne einen Dollar, als mit Deines Bruders ganzem Reichthum, an diesen Schätzen hängt kein Segen!

Jane versprach ihrem Verlobten auf dessen dringende Bitte, ihn täglich zu besuchen, bis sie als seine Gattin bei ihm bleiben würde.

Nur das hohe Glück ihrer Zukunft vor ihr im Geiste haltend, kehrte sie nach Hause zurück, und ging erst spät in der Nacht mit beseligender Sehnsucht nach dem Morgen zur Ruhe.

Gatlards Stimmung war abermals eine sehr rastlose, der Gedanke, nun wieder mit seinen bösen Träumereien allein zu stehen und Niemanden um sich zu haben, der ihm durch liebevolle Theilnahme seine Anfälle von Angst und Qual erleichtere, ließ ihm keine Ruhe, doch so oft er sich sagte, daß er hart, daß er ungerecht gegen seine Schwester gehandelt habe, ebenso oft warf sein, alles Gute in ihm überwältigender Egoismus dagegen ein, daß er sie ja aus Abhängigkeit und Armuth zu sich genommen und ihr ein sorgenfreies, unabhängiges Leben geschaffen habe. Wozu brauchte sie zu heirathen? sagte er sich zornig, stand ihr nicht Alles, was sie sich wünschen konnte, zu Gebote? Und sollten seine Schätze, für die er sein ganzes Lebensglück hingegeben hatte, nach seinem Tode in die Hände eines Mannes übergehen, der nichts für deren Erwerb gethan hatte und der vielleicht, über ihn lachend, dieselben in Saus und Braus vergeuden würde?

Bei dieser Frage ballte er zornig seine Hände, und glaubte, es allein mit dem Schicksal aufnehmen zu können, er schalt sich eine Memme, die sich vor Seifenblasen fürchte, und dachte herausfordernd an den Strand von Cap Hayti und an den drohenden Grafen Louvencourt.

Doch er hatte kaum diese Geister heraufbeschworen und die Nacht hatte das Tageslicht verdrängt, als die Schreckensgestalten wieder zu entsetzlichen Riesen vor

seiner Phantasie aufwuchsen und er ohnmächtig vor ihnen zurückbebt.

In folternder Angst verbrachte er abermals die Nacht, floh vor seinen eignen Gedanken durch die öden Räume seines Palastes, und sank erst gegen Morgen, erschöpft und von Champagner betäubt, auf seinem Lager nieder.

Das Licht des neuen Tages weckte ihn aus seinem todähnlichen Schlafe, er ermannte sich, verdamnte seine Schwester wieder über ihre Undankbarkeit, und suchte abermals in der Macht seines Reichthums eine Stütze, um jeder Abhängigkeit von den Menschen begegnen zu können. In solchen Augenblicken des Zusammenraffens seiner Kräfte wollte er, ohngeachtet seiner ewig wiederkehrenden Niederlagen, dem Schicksale Trotz bieten; hatte er die Schätze mit seiner Ruhe erkaufte, so wollte er die Vortheile, die sie ihm boten, auch genießen und sein Gewissen im Rausche dieses Genusses betäuben. Dann blickte er stolz um sich, und sah sich auf der Höhe seines Ehrgeizes, seiner Eitelkeit.

Ein solcher Augenblick war es an diesem Morgen, als der Kammerdiener ihm meldete, daß Herr Pennel unten im Corridor stehe und ihn zu sprechen wünsche.

Gatlard fuhr überrascht zusammen, denn er hatte bereits erfahren, daß Pennel der Onkel Hortons sei, und schloß, daß der Alte in der Angelegenheit seiner Schwester mit ihm zu reden wünsche.

Sage ihm, ich sei für ihn nicht zu sprechen! rief er dem Diener zu, doch als dieser sich entfernen wollte, besann er sich, und sagte:



Doch nein, führ' ihn in den großen Saal, worauf der Schwarze das Zimmer verließ.

Gatlard fiel der Augenblick ein, wo er bei Pennel in dessen armseligen Wohnung war, um ihm seinen Dienst als Commis zu kündigen, oder auf höhern Gehalt zu bestehen, und seine Eitelkeit drängte ihn, den Alten den Glanz seiner Behausung sehen zu lassen.

Er horchte an der Thür, bis er hörte, daß der Diener Pennel nach dem Saale führte, und wollte demselben nun Zeit geben, sich darin umzuschauen. Er trat vor den Spiegel, warf sich in die Brust, und schritt dann eine Zeit lang in dem Zimmer auf und nieder, ehe er sich nach dem Saale begab.

Er trat durch den Salon in denselben ein und blickte stolz nach Pennel hin, der im schwarzen Rock mit dem Hut in der Hand in der Mitte des großen prächtigen Raumes stand, und sich tief vor ihm verbeugte.

Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Pennel? sagte er, vor dem Alten mit der Hand in dem Busen stehen bleibend, und schaute ihn hochmüthig an.

Ich erlaubte mir, Sie um eine Unterredung zu bitten, die unser Beider Interesse berührt, antwortete Pennel mit einer abermaligen Verbeugung.

Ich habe kein Interesse mit Ihnen gemein, Herr Pennel, versetzte Gatlard barsch, ich bitte, fassen Sie sich kurz.

Es betrifft das Verlöbniß Ihrer Fräulein Schwester mit meinem Neffen, Lieutenant Horton, und ich wollte von Ihnen hören, ob wir eine Uebereinkunft über die Mitgift,

welche wir diesen unsern zukünftigen einzigen Erben geben wollen, treffen können, fuhr Pennel eingeschüchtert fort.

Herr Pennel, ich habe es einer Verwandtschaft mit Ihnen vorgezogen, keine Schwester mehr zu besitzen; ich habe mich für ewig als Bruder von ihr losgesagt, antwortete Gatlard, seinem wachsenden Zorne Luft machend, wenn Sie weiter nichts mit mir zu reden haben, so muß ich mich entfernen, meine Zeit ist gemessen, über diese Angelegenheit verliere ich kein Wort weiter.

Pennel trat erschrocken zurück und stierte Gatlard an, als zweifle er, richtig gehört zu haben, sich aber wieder nach und nach sammelnd, richtete der alte Mann sich hoch auf, und sagte mit verbissenem Grimm und erzwungener Kälte:

Das Haus Thomas Pennel ist älter und steht vor der Welt solider geachtet, als das von Richard Gatlard, Jedermann weiß, daß der alte Pennel sein großes Vermögen rechtlich und durch jahrelangen Fleiß und Sparsamkeit mühsam erworben hat, Niemand aber weiß, wie sein Commis, Richard Gatlard, während seiner Fahrt auf dem Neptun nach Cap Hayti, wo die Neger die reichen Franzosen bei seinem kurzen Aufenthalt dort vor seinen Augen zu Tausenden niedermetzelten, Millionen erworben hat, und ich hätte die größte Lust, in allen amerikanischen und englischen Zeitungen eine Aufforderung ergehen zu lassen, mir gegen eine namhafte Belohnung Auskunft darüber zu ertheilen.

Pennel sah, daß Gatlard bei seinen Worten bleich wurde und daß ein plötzliches Entsetzen sich auf seinen Zügen malte, trat nahe an ihn heran, und sagte, verächtlich ihm in das Antlitz schauend:

Wer weiß, wie viel Blut, wie viele Thränen an Ihrem Gelde hängen! Leben Sie wohl, Herr Gatlard!

Gatlard stand, wie vom Blitz getroffen mit einer Todtenfarbe auf seinem Gesichte wankend da, und schaute dem alten Manne nach, der wie ein neuer Rachegeist dahinschritt und dessen letzte Worte wie Todtengeläute in seinen Ohren nachklangen.

Er preßte seine Hände krampfhaft zusammen, drückte sie erst vor seine Stirn, hob sie dann bebend, über sich, und stöhnte:

Verloren – verloren, wenn der alte Höllengeist seine Drohung wahr macht!

Dann stürzte er hinaus durch den Corridor nach seinem Zimmer, rannte wie rasend in demselben auf und nieder, warf sich in das Sopha und verbarg sein Gesicht in dessen Polster, sprang wieder auf, warf seinen Rock von sich, vergrub seine Hände in seinem Haar und geberdete sich wie ein Wahnsinniger, bis er endlich erschöpft zu Boden stürzte.

Da lag er, das Gesicht in seinen Händen der Erde zu-gekehrt, regungslos stundenlang, bis der Kammerdiener in das Zimmer kam, erschrocken zu ihm trat und ihn auf die Schulter klopfte, indem er sagte:

Herr Gatlard, sind Sie krank, soll ich zu dem Arzte senden?

Gatlard fuhr erschrocken auf und stierte den Neger an.

Nein! sagte er mit tonloser Stimme, es ist vorüber – es war eine Ohnmacht – ich muß mich erkältet haben – Du sagst Niemandem etwas davon. Laß anspannen, ich will nach dem Comptoir fahren, worauf der Diener davon eilte, um dem Befehl Folge zu leisten.

Gatlard wankte im Zimmer hin und her und schaute gebeugt vor sich nieder. Die letzte Willenskraft, der letzte Funke von Energie, von Stolz, von Trotz war in ihm erstickt, wie ein ruderloses Schiff nach Sturm auf wogender See, hatte er jeden Widerstand gegen sein feindliches Geschick aufgegeben und nur Angst und Seelenzerrissenheit waren in ihm geblieben. Wohin seine Gedanken sich wandten, sah er Schreckbilder, Verzweiflung und Untergang und »O Gott – o Gott !« stieß er, die Hände ringend, wieder und wieder aus.

So, geistig niedergeschmettert, hatte er eine Woche verbracht, als Abends spät ihm sein Kammerdiener meldete, daß seine Schwester nicht aus der Kirche, wohin sie gegangen war, zurück gekehrt sei, und am folgenden Morgen las er in der Zeitung, daß deren Trauung mit Horton durch den Pfarrer am Abend vorher in dem Hause Gottes vollzogen worden wäre.

Gatlard ließ die Zeitung aus der Hand und das Kinn auf seine Brust sinken, er hatte keine Kraft mehr, sich gegen das Geschick, welches er selbst gegen sich heraufbeschworen hatte, aufzulehnen, er fiel körperlich und geistig in sich zusammen, um Alles, was nun noch Bitteres und Entsetzliches kommen sollte, über sich ergehen zu

lassen. Dabei hatte sich aber ein dumpfes, tiefes Gefühl von Haß gegen seine Schwester, der Urheberin der ihn zuletzt betroffenen Schläge, seiner bemächtigt, welches ihn zwar nicht zum thätlichen Handeln gegen sie aus seiner Abgespanntheit aufzurütteln vermochte, welches aber sein ganzes Sein durchdrang und in jedem seiner Gedanken lebte.

Poolmann, sein Buchhalter, blieb jetzt noch sein einziger Trost, sein einziger Vertrauter, denn derselbe war unermüdlich bemüht, ihm Gelegenheiten zu verschaffen, um Gutes zu thun, was allein ihm zeitweise Ruhe und Friede gewährte. Sein Haus war von Morgens früh bis spät Abends von Hilfsbedürftigen belagert, deren Dank- und Segensworte wie lindernder Balsam in seine schwer belastete Seele fielen. Namentlich waren es seine armen Landsleute, die aus dem hart bedrückten Irland zu Tausenden auswanderten, um sich in Amerika ein Asyl zu suchen, welche auf seiner Schwelle seines Erscheinens harrten, und persönlich seine Hülfe anflehten. Die Nothleidenden, die Kranken in der Stadt aber, die seinen Beistand nicht suchten, die suchte Poolmann für ihn auf, damit er ihnen ein Helfer, ein Retter in der Noth erscheinen könne.

Jane Gatlard war auf rauhem Pfad in den so heiß ersehnten Glückshafen eingezogen und war die Gattin Hortons nicht allein gegen den Willen ihres Bruders, aber auch gegen den des alten Pennel geworden.

An jenem Morgen, als dieser sich aus Gatlards Saal wuthflammend entfernte, hatte er bei Allem, was ihm

heilig und theuer war, geschworen, daß er nun und nimmer seine Zustimmung zu der Heirath seines Neffen mit Gatlards Schwester geben würde, war geraden Weges zu Horton gegangen und hatte demselben bei Androhung vor Enterbung diesem seinen Beschluß mitgetheilt.

Horton hatte Alles aufgeboten, um ihn zum Guten zu stimmen und hatte ihm vorgestellt, daß Jane ja selbst mit Gatlard zerfallen sei, so daß derselbe sie nicht mehr als seine Schwester anerkennen wolle und daß sie ja nicht die entfernteste Schuld an ihres Bruders nichtswürdigem Verfahren gegen ihn trage, der Alte aber hatte unwiderlich auf seiner Forderung beharrt, daß Horton sein Verhältniß zu Jane aufgeben solle, worauf dieser ihm erklärte, daß er sie auch auf die Gefahr hin, von ihm enterbt zu werden, zu seiner Frau nehmen werde.

Horton hatte diese seine Erklärung schon nach wenigen Tagen wahr gemacht, und hatte Jane als seine Gattin heimgeführt.

Als das junge Paar sich am folgenden Morgen bei Pennel anmelden ließ, um ihm seinen Besuch zu machen, hatte derselbe es zurückweisen lassen, und auch als Horton später allein zu ihm ging, um ihn freundlicher zu stimmen, hatte der Alte ihm für immer sein Haus verbieten lassen.

Das Glück der jungen Eheleute aber überwog so unabsehbar den Verlust von Pennels Wohlwollen und von der Aussicht auf den einstigen Besitz seines Vermögens, daß sie Beides nicht entbehrten und in ihrer Liebe allein Alles fanden, was sie ersehnten, was sie erhofften.

Schon vor Ablauf eines Jahres überhob die Beförderung Hortons zum Kapitain die beiden Glücklichen aller Sorgen, und – um ihre irdische Seligkeit vollkommen zu machen, schenkte der Himmel ihnen ein Kindlein, einen schönen Knaben, den sie Paul nannten, und welcher das Ebenbild seines glücklichen Vaters zu werden versprach.

Gatlards Lebenswogen glätteten sich nach und nach wieder, und wenn auch kein Glück, kein Segen in seine Seele kam, so beschwichtigte er doch die Stimme seines Gewissens durch das Gute, welches er an der leidenden Menschheit ausübte.

Das einzige Gespenst, welches ihn niemals verließ, war die Drohung des alten Pennel, und alle neuen Zeitungen nach dessen gefürchteter Aufforderung zur Auskunft über Gatlards Vermögenserwerb zu durchspähen, war für ihn eine tägliche Aufgabe.

Doch auch diese folternde Angst, diese ewige Bangigkeit milderten sich mit der Zeit, denn Jahre verstrichen, ohne daß Pennel seine Drohung wahr gemacht und ohne daß Gatlard von dem Grafen Louvencourt ein Lebenszeichen erhalten hätte.

Wenn aber auch die Besorgniß vor Entdeckung seiner Verbrechen mehr und mehr schwand, so konnte er doch die Erinnerung an dieselben nicht aus seiner Seele verbannen und konnte seiner Phantasie es nicht unmöglich machen, sie ihm immer wieder in entsetzlichen Schreckensbildern vorzuhalten.

---

Louvencourts schwanden die Jahre in ungestörtem Frieden und Glück, denn die Vorsehung segnete Alles, was sie begannen und schien sie in ihrer neuen schönen Heimath für die schweren Prüfungen, die sie ihnen auferlegt hatte, reichlich entschädigen zu wollen.

Schon seit mehreren Jahren hatte der Graf seine Aufmerksamkeit auf die Cultur von Baumwolle gerichtet, und zwar mit dem größten Erfolg, denn die Qualität, welche seine Felder lieferten, war die beste, welche in New-Orleans auf den Markt kam, und die Menge, die sie erzeugten, war bedeutend größer, als die Erträge der Länder in den alten Baumwollstaaten.

Seine Nachbarn waren seinem Beispiel gefolgt, und der Graf unterstützte sie in jeder Weise bei ihren Bemühungen und sorgte namentlich dafür, daß sie ihre Ernten in New-Orleans mit den besten Preisen bezahlt bekamen.

Er war ja in der That der Vater der Niederlassungen am schwarzen Flusse, und wurde sowohl dort, wie auch in New-Orleans als solcher angesehen und geehrt.

Die letzte Hälfte des Jahres 1809 war aber bestimmt, das ruhige Glück der Louvencourts in ein überwogendes, ein gänzlich unverhofftes, höchstes umzuwandeln, denn es versprach dem Grafen, daß er nach so vielen Jahren der Kinderlosigkeit noch einmal Vater werden sollte.

Seine Freude, sowie die der Gräfin kannte keine Grenzen, ein Wesen, in welchem sie selbst nach ihrem Tode auf Erden fortleben würden, ein Erbe, der die Früchte ihres Kämpfens, ihrer Arbeit, ihres Fleißes nach ihnen genießen sollte, war ja Alles, was ihrem irdischen Glücke



noch fehlte, und mit unaufhörlichem Dank gegen den Allmächtigen im Herzen sahen sie der Zeit entgegen, wo dieser ihr Wunsch, diese ihre Hoffnung in Erfüllung gehen würde.

Das Jahr 1810 erschien, die Zeit der Niederkunft der Gräfin rückte näher, und höher und freudiger steigerte sich die Sehnsucht, das Verlangen der glücklichen Eltern nach dem erhofften Lieblinge.

Alles war zu dessen Empfange aufs Sorgfältigste vorbereitet, der beste Arzt aus New-Orleans war auf Remi's Bitte bei Louvencourts erschienen, und in der heitersten, frohsten Stimmung verlebten sie die letzten Tage der beglückenden Erwartung.

Die Gräfin fühlte sich wohler, denn je zuvor, noch am Abend, als die Sonne sich neigte, wandelte sie mit ihrem liebenden Gatten, mit Remi und dem fremden Arzte durch den Hain nach dessen entfernten Saume und sah über der mit Blumen bedeckten, duftenden Prairie die Sonne sinken, sie saß nach ihrer Rückkehr in das Haus noch lange im Schaukelstuhl mit ihnen unter der Veranda in heiterer, fröhlicher Unterhaltung, und schon am Morgen hatte sie den überglücklichen Grafen mit einer gesunden, reizenden Tochter beschenkt.

Der Jubel lief von Mund zu Mund durch die ganze Ansiedlung, Alt und Jung fand sich vor dem Herrenhause ein, um seine Freude zu erkennen zu geben, und Abends kamen schon die Nachbarn herbei, um dem Grafen ihre Glückwünsche abzustatten.

Die Gräfin erholte sich bald, die Taufe fand statt, und das schöne Kind wurde Melanie genannt.

Ein neues Leben hatte sich vor den glücklichen Eltern aufgethan, sie hatten jetzt außer sich selbst noch ein theueres, ihnen durch die Bande der Natur nahestehendes Wesen, für welches sie sorgen, denken und schaffen konnten, dessen Freud und Leid, dessen Wohl und Wehe sie theilten und dessen Existenz mit ihrem eignen Dasein eng und innig verwachsen war.

Es war rührend zu sehen, wie die Blicke beider Eltern stundenlang an den kleinen Liebling festgebannt waren, wie diese durch Zeichen ihrer Liebe und Zärtlichkeit dem Kinde ein Lächeln zu entlocken suchten, und wie ein solches Lächeln dann jauchzend und entzückt von ihnen beantwortet wurde.

Morgens nach dem Frühstück, welches gewöhnlich unter der Veranda eingenommen wurde, erhob sich die Gräfin stets zuerst, legte ihren Arm um den Nacken des geliebten Gatten, drückte ihre Lippen auf seinen Mund, eilte dann mit noch einem seelenvollen lächelnden Blick von ihm fort in das Haus, und kam dann nach wenigen Minuten mit der kleinen Melanie auf dem Arm zu ihm zurück und setzte sich mit ihr neben ihn, damit er mit ihr zugleich sich der Wonne, dem Glücke hingeben könne, die ihnen der kleine Engel gebracht hatte.

Dann wollte das Spielen, Scherzen und Herzen mit dem Kindchen kein Ende nehmen, und oftmals hob es der Graf selbst auf seinen Arm und drückte es mit himmlischer Lust an sein Herz.

Und Mittags nach Tisch, wenn die jetzt achtzehn Jahr alte, reizend schöne Indianerin, Sauvée, neben dem schlafenden Kinde unter der kühlen luftigen Veranda saß und mit einem Pfauenschweif die Fliegen von ihm abwehrte, dann ergriff die Gräfin die Hand ihres Gatten, führte ihn zu der Kleinen, damit er mit ihr sich an dem ruhigen wonnigen Schläfe des süßen Lieblings erfreuen möge, und wenn sie mit dem geliebten Manne noch spät am Abend unter der prächtigen Magnolie vor dem Hause gesessen, den gefiederten nächtlichen Sängern des Waldes gelauscht, sich an dem feurigen Schwirren und glühend wolligen Rollen der Milliarden fliegender Leuchtkäfer ergötzt, das Blitzen und Funkeln der Sterne am dunklen Himmel bewundert hatte, und sich zur Ruhe begeben wollte, dann geleitete sie ihn noch einmal zu ihrem schlafenden Kinde, hob das schützende Mosquitonetz über ihm empor, zeigte auf das kleine vor ihnen so sanft ruhende Wesen, und drückte dann den über Alles geliebten Mann an ihr treues Herz.

Ununterbrochene Freude und Wonne hatte das Kind den Eltern gebracht, und von Tag zu Tag mehrte sich das Glück, welches mit ihm in Louvencourts Familienkreis eingezogen war.

Sauvée verließ die kleine Melanie weder bei Tag noch bei Nacht, und es schien, daß sie durch ihre Liebe, ihre Sorge für das Kind ihre Dankbarkeit gegen dessen Eltern bethätigen wollte.

Auch Ugahi's Herz hing mit tiefster Innigkeit an der Kleinen, und oft wenn Sauvée allein mit ihr unter der

Veranda saß, schlich er sich zu ihr hin, kauerte sich neben ihr nieder und ergötzte sich an deren Anblick.

Lazare aber theilte mit seiner Herrschaft die Freude, welche das Kind derselben gebracht, er fühlte, daß er zu ihm gehöre, und seine ganze, große, starke Seele hatte er ihm in Liebe und Treue zugewandt. Er ging oftmals, wenn der Graf und die Gräfin Nachmittags ihre Siesta hielten, zu der Kleinen unter die Veranda, nahm sie trotz der Gegenvorstellungen Sauvée's auf seinen Arm und trug sie, mit ihr scherzend, schwatzend und lachend auf und ab spazieren, und Melanie hatte eine solche Vorliebe zu dem schwarzen Manne gefaßt, daß sie niemals so lustig und vergnügt war, als bei ihm.

Wenn dann die Gräfin unerwartet herzutrat, und ihren kleinen Liebling auf dem Arme des theuern Dieners sah, und Sauvée ihr klagte, daß er sie gegen ihren Willen aufgenommen habe, lachte die Frau heiter auf, und sagte:

Du hast Recht, Lazare, ohne Dich wären wir und wäre Melanie nicht hier, hab Du sie nur so lieb, wie Du uns immer gehabt hast und sie wird Dir in Deinen alten Tagen Deine Liebe danken.

So war die Kleine eine Freude für Jeden in der Niederlassung und das Interesse für sie mehrte sich mit ihrer Entwicklung.

Die ersten Worte, welche sie hervorstammelte, entzückten Alle, und der Tag, an welchem sie zum ersten Male unter der Veranda aus den Händen ihrer Mutter in die ihres Vaters hinüberlief, war ein Fest-, ein Jubeltag!

ACHTUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*Krieg. – Die Engländer. – Die baumwollene Schanze. – Freundschaftsbund. – Die Schlacht bei New-Orleans. – Der Heldentod. – Freudige Nachricht. – Die Siegesbotschaft. – Die Wittwe. – Tiefste Verzweiflung. – Theilnahme. – Der Patriotismus.*

Zwei Jahre waren in ungestörtem Frieden und Glück über Louvencourts hingezogen, als plötzlich die ganzen Vereinigten Staaten durch eine Kriegserklärung derselben gegen England erschüttert wurden.

Englands Hochmuth und Anmaßung zur See war für Amerika schon lange lästig gewesen, und da dessen Uebergriffe in seine nationalen Rechte dort immer größer und rücksichtsloser wurden, so wollte Amerika ihm die Grenzen zeigen, wie weit es zu gehen hatte. Englische Schiffe hielten sehr oft amerikanische Fahrzeuge auf See an, untersuchten sie in ungebührender Weise, und nahmen, wenn sie einen englischen Matrosen darauf fanden, denselben mit sich fort, wobei es wiederholt vorkam, daß sie auch amerikanische Unterthanen entführten, und sie zwangen, in ihrer Marine zu dienen. Amerika hatte die Kriegserklärung abgehen lassen, und machte nun schnell Vorbereitungen, um dem Feinde zu begegnen, im Fall er auf amerikanischem Boden landen sollte.

Louvencourts freilich waren sicher genug, daß ihre Niederlassung, so wie die am ganzen schwarzen Flusse nicht von dem Kriege belästigt werden würden, dennoch wurden sie mehr oder weniger dabei betheiligt, weil New-Orleans ihr Handelsplatz war, wohin sie ihre Erzeugnisse absetzten und von wo sie alle Waaren bezogen. Und daß die Engländer ihre Hauptaufmerksamkeit auf diese Stadt richten würden darüber war kein Zweifel vorhanden.

Die ersten Feindseligkeiten brachen auf See aus, die Amerikaner bemannten eine große Zahl von Piraten, welche die Küsten Englands umschwärmten und dessen Handelsschiffe gefährdeten, und Gefecht auf Gefecht folgten bald zwischen den Kriegsschiffen beider Nationen, wobei die Engländer wiederholt Niederlagen erlitten, und wonach mehrere von ihren größten Fahrzeugen erobert und im Triumph nach den Vereinigten Staaten geführt wurden.

Im folgenden Jahre aber sandte England bedeutende Flotten nach der amerikanischen Küste und setzte im Norden viele Truppen an das Land.

Am 23. August 1814 stürmten dieselben die Stadt Washington, verbrannten das Capitolium und das Haus des Präsidenten und zogen dann mit ihrer sechzig Schiffe starken Flotte gegen Baltimore, unterhalb welcher Stadt sie sechstausend Soldaten bei North-Point landeten. Die Amerikaner aber warfen sich ihnen dort entgegen, richteten ein großes Blutbad unter ihnen an und nachdem General Roß, der englische Heerführer, getödtet worden

war zogen sich dessen Truppen aus ihre Schiffe zurück und diese verließen eiligst die Chesapeake-Bay.

Allen diesen Ereignissen schenkten die Ansiedler am schwarzen Flusse ihre regste Aufmerksamkeit, doch dieselben konnten sie nicht in ihrer Ruhe stören, als aber gegen Ende des Jahres die Nachricht zu ihnen, gelangte, daß die Engländer mit einer sehr bedeutenden Streitmacht auf dem Mississippistrome erschienen seien, um New-Orleans anzugreifen, da wurden sie aus ihrer Ruhe aufgejagt, und viele der Pflanzler eilten nach der Stadt hinab, um selbst sich bei deren Vertheidigung zu betheiligen, oder nur, um ihre Geldangelegenheiten dort zu ordnen.

Auch Graf Louvencourt fand sich im Dezember in New-Orleans ein, um mit seinem Freunde, dem Kaufmann Graville, wegen seiner bedeutenden Baumwollenernte, die er ihm kürzlich zugesandt hatte, zu reden, und fand die Stadt von kriegerischen Vorbereitungen in große Aufregung gesetzt.

Der amerikanische General Jackson war mit dreitausend Soldaten in New-Orleans eingetroffen, um dasselbe gegen die Engländer zu vertheidigen, und Major Horton war vom Norden hierhergesandt und mit der Befestigung der Stadt beauftragt werden.

Die Zeit aber, um Befestigungswerke zu erbauen, war zu kurz, denn der Feind war zwölftausend Mann stark im Anmarsche, und so mußte Horton sich darauf beschränken, unterhalb der Stadt in der Biegung des Flusses eine Nothschanze herzustellen, zu deren Errichtung er die in

den nahen Lagerhäusern vorrätigen Baumwollenballen verwandte.

Er stapelte diese großen, fünfhundert Pfund schweren Ballen, neben- und aufeinander auf, so daß dieselben eine dichte, sehr ausgedehnte Brustwehr bildeten und ließ Oeffnungen zwischen derselben, in welche er zwölf Geschütze postirte.

Graf Louvencourt war der Erste, welcher seine Baumwolle dazu zur Verfügung stellte, wodurch er persönlich mit Horton bekannt wurde und von ihm hörte, daß derselbe seine Frau und seinen eilfjährigen Sohn Paul in Philadelphia zurückgelassen habe.

Die Wärme, die Innigkeit mit welcher Horton von seiner Frau und seinem Kinde sprach, erzeugte große Sympathie für ihn in Louvencourts Gefühl, er suchte ihn öfter bei seinen Arbeiten auf, schloß sich enger an ihn an, und eine gegenseitige wachsende Zuneigung machte sie in kurzer Zeit zu herzlichen Freunden.

Eines Abends, als Horton dem Grafen viel von seiner Frau und den sonderbaren Verhältnissen, unter denen er sie geheirathet, erzählt hatte, und dann seine Besorgniß darüber aussprach, daß ihre Lage eine sehr bedenkliche werden würde, wenn ihm bei dem bevorstehenden Kampfe ein Unglück begegnen sollte, erfaßte Louvencourt mit Wärme seine Hand, und sagte:

Beruhigen Sie sich hierüber, Freund, denn wenn dieser Fall eintreten sollte, so werde ich selbst für das Wohl der Ihrigen Sorge tragen.



Horton dankte ihm tief ergriffen, und fuhr nach kurzer Pause fort:

Das Schicksal ist wirklich ungewöhnlich hart gegen uns gewesen, der Bruder meiner Frau, Richard Gatlard, ist Besitzer von Millionen, und mein rechter Onkel, Thomas Pennel, nach Jenem der reichste Mann in Philadelphia, und ich muß für die Zukunft der Meinigen bangen!

Louvencourt wiederholte ihm sein Versprechen und saß noch spät bei ihm in der Schanze, ehe er seinen Rückweg nach der Stadt antrat.

Am folgenden Morgen am 8. Januar 1815 brachten die ausgestellten Posten die Nachricht in die Baumwollenfestung, daß die Engländer zwölftausend Mann stark unter General Pakenham im Anmarsch wären, worauf General Jackson seine wenigen Soldaten hinter der Baumwollenmauer zum Kampfe aufstellte und so den Feind entschlossen erwartete.

Die Kunde von dem nahen Erscheinen der Engländer eilte sehr bald auch nach der Stadt, und deren Bewohner alle, welche Waffen tragen konnten, sammelten sich auf den Plätzen, um selbst für ihren Herd bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen.

Auch Louvencourt hatte sich bewaffnet, und fand sich mit seinen Nachbarn vom schwarzen Flusse bei den Streitern von New-Orleans ein, um sich in deren Reihen zu stellen.

In mehreren Abtheilungen begaben sie sich auf die Levée, wo unmittelbar am Flusse gleichfalls Wälle von

Baumwollenballen errichtet waren, welche ihnen als Brustwehr gegen die feindlichen Kugeln dienen sollten.

Gegen Mittag gewahrten nun die Truppen in der Schanze die englische Armee, wie sie am Flusse herauf auf sie zu marschirte und General Jackson gab den Befehl, keinen Schuß nach ihnen zu thun, bis sie in einer Entfernung von fünfzig Schritt vor ihnen angelangt wären.

Alles war zum Feuern bereit, als die Rothröcke im Sturm marsch herangeschritten kamen und auf die sonderbare Mauer zueilten.

Kein Amerikaner war zu sehen und kein Schuß fiel. –

Schon lagen nur noch fünfzig Schritte zwischen ihnen und der Schanze, sie setzten sich, General Packenham an ihrer Spitze, in Lauftritt, da blitzte es zwischen den Ballen hervor, ein Hagel von Kartätschen flog in ihre Reihen und Hunderte von ihnen stürzten getroffen zu Boden, doch über diese hinweg stürmten sie vorwärts, als ein so mörderisches Kleingewehrfeuer ihnen über die Ballen hinweg entgegen kam, daß sie wankten, in Unordnung geriethen und zurückwichen.

General Packenham jedoch sammelte und ordnete die Truppen schnell wieder, führte sie abermals der Schanze zu, und abermals wurden sie mit gleichem Gruß empfangen.

Diesmal aber erreichten sie die Ballen und wollten dieselben erklimmen, doch die Amerikaner kamen ihnen zuvor, sprangen selbst hinauf und feuerten in ihre verworrenen Reihen, während die Geschütze mit ihrem Eisenregen Tod und Verderben unter sie schleuderten.

General Packenham und die größere Zahl seiner Officiere fielen tödtlich getroffen, die Soldaten wichen in Unordnung zurück und ergriffen die Flucht vor den ihnen folgenden Kugeln.

Nach Verlauf von einer Stunde war der Kampf vorüber, siebenhundert Engländer lagen todt auf dem Kampfplatze, vierzehnhundert waren verwundet und fünfhundert von ihnen wurden durch General Jackson gefangen genommen. Der Rest der englischen Armee aber eilte ihren Schiffen zu, und verließ den Mississippistrom, ohne einen weiteren Angriff gegen New-Orleans zu versuchen.

Auch die Amerikaner hatten Todte und Verwundete, wenn auch im Verhältniß zu den Engländern nur eine geringe Zahl, unter den Todten aber befand sich leider auch Major Horton, welchem eine Kugel das Herz durchbohrt hatte. Sein Tod wurde von General Jackson, sowie von den Truppen sehr betrauert, aber auch in New-Orleans erregte die Nachricht davon großes Leid, denn Horton hatte sich während seines kurzen Aufenthaltes in der Stadt sehr viele Freunde erworben.

Am schwersten aber traf die Kunde den Grafen Louvencourt, der ihm wahrhaft von Herzen zugethan gewesen war und dem jetzt die Besorgnisse, welche Horton am

vergangenen Abend gegen ihn ausgesprochen hatte, wie eine Todesahnung erschienen.

Armer Mann und noch ärmere Frau! sagte er vor sich hin, und gedachte seines Versprechens, welches er dem Gefallenen noch so kurz vor seinem Tode gegeben hatte; er wollte es treulich halten!

Hortons Leiche wurde nach New-Orleans geführt und mit militairischer Ehre auf dem städtischen Kirchhof zur Ruhe gebracht. Tausende von Bürgern der Stadt folgten seinem Sarge, und Louvencourt, als er am Grabesrande stand und den edlen Mann in dasselbe hinabsinken sah, wiederholte schweigend nochmals sein Versprechen, für die Wittve und deren Kind zu sorgen.

Die Gefahr, welche Louisiana gedroht hatte, war vorüber, die Engländer waren wieder in See gegangen, und die Siegesfeste, bei welchen General Jackson der gefeierte Held war, wollten kein Ende nehmen.

Louvencourt hatte seine Angelegenheiten mit Graville geordnet, bevor er jedoch seine Rückreise nach Hause antrat, schrieb er an die Wittve Jane Horton in Philadelphia einen sehr herzlichen, theilnehmenden Brief, zeigte ihr den Tod ihres Gatten an und theilte ihr sein ihm gegebenes Versprechen, für sie sorgen zu wollen, mit, wofür er sich in der schonendsten, zartesten Weise ihre Genehmigung erbat.

Den Brief sandte er ihr durch Graville zu, und ließ ihr zugleich durch denselben eine nicht unbedeutende Summe auszahlen.

Dann aber trat er ohne Verzug die Rückfahrt nach seiner Heimath an, wo so namenloses Glück seiner harrete.

---

Jane Horton hatte schon während mehrerer Tage ihre Wohnung nicht verlassen, als früh Morgens, während sie mit ihrem Sohn Paul, welcher zeitig in die Schule gehen mußte, noch beim Frühstück saß, ihre schwarze Dienerin von der Post zurückkehrte und ihr einen so heiß ersehnten Brief von New-Orleans, von ihrem Gatten, brachte.

Mit einem inbrünstigen Gottlob! nahm sie dem Mädchen den Brief ab, öffnete ihn schnell und las ihn, sich wiederholt die Freudenthränen trocknend, glücklich ergriffen durch. Jedes Wort in dem Briefe athmete Liebe und Treue und wurde mit tiefinnigster Liebe in Jane's Herzen aufgenommen. Sie hatte lange keine Nachricht von Horton erhalten, und da sie durch die Zeitungen wußte, daß die Engländer mit einer großen Macht gegen New-Orleans im Anzug waren und jede Stunde mit den amerikanischen Truppen zusammen treffen konnten, so steigerte sich ihre Unruhe und Besorgniß um den geliebten Gatten täglich mehr.

Gott sei gelobt! sagte sie, den Brief an ihr Herz pressend, zu Paul, welcher, den Blick auf seine Mutter geheftet, regungslos da gesessen hatte, der Vater ist gesund und läßt Dich herzlich grüßen, mein Paul.

Bei diesen letzten Worten zog Jane den schönen Knaben zu sich in ihre Arme, herzte und küßte ihn, und strich

ihm die schwarze glänzende Lockenfülle von der Stirn zurück. Dann aber fuhr sie heiter fort:

Nun tummle Dich, mein Junge, iß fertig und eile nach der Schule, denn sieh', dort auf der Uhr ist es gleich acht.

Die Uhr geht eine Viertelstunde vor, Mutter, antwortete Paul mit Bestimmtheit, und nahm noch einen Buchweizenkuchen und etwas Syrup auf seinen Teller, während Jane ihm seine Tasse mit Kaffee füllte.

Nach wenigen Minuten hatte Paul sein Frühstück beendet, ergriff seine Bücher und seinen Strohhut, und sagte zu seiner Mutter:

Geschwind, Mutter, gib mir ein reines Taschentuch, dieses ist voll Blut, zog dabei sein Tuch aus der Tasche und reichte es Jane hin.

Hast Du Nasenbluten gehabt, Paul? fragte diese überrascht.

Nein, das nicht, antwortete Paul, wir spielten gestern nach der Schule Ball, und einer von meinen Kameraden fiel sich ein Loch in den Kopf, und da habe ich ihn mit meinem Tuch verbunden und ihn nach Hause gebracht; er blutete sehr stark.

Das war Recht von Dir, Paul, hier ist ein anderes Tuch, nun spute Dich, damit Du nicht zu spät kommst.

O nein, das hat Nichts zu sagen, in drei Minuten laufe ich bis in die Schule, und dann bin ich immer noch fünf Minuten zu früh dort, entgegnete Paul, schlang seine Arme um den Nacken seiner Mutter, küßte sie, und sprang dann zum Zimmer hinaus und die Treppe hinab, daß es polternd durch das ganze Haus dröhnte.

Jane trat an das Fenster, öffnete es und schaute dem schönen starken Knaben nach, wie er in der Straße hinauf sauste und um die nächste Ecke vor ihrem Blick verschwand.

Gott erhalte ihn mir gesund und gebe seinen Segen zu seinem Gedeihen! sagte die Frau mit einem dankbaren Blick nach Oben und schloß das Fenster wieder.

Dann las sie noch einmal den Brief ihres Gatten, verschloß ihn in ihren Secretair, und ging nun ihren häuslichen Geschäften nach.

Es war Sonnabend und da Paul am Nachmittag keine Schule hatte, so wollte Jane ihm eine Freude bereiten und mit ihm in das Land zu einer befreundeten Pflanzfamilie fahren, welcher sie schon lange einen Besuch versprochen hatte.

Als sie nun mit Paul zu Mittag gespeist hatte und sich erhob, sagte sie zu ihm:

Nun ziehe Deinen neuen Leinenanzug an, und setze Deinen guten Hut auf, Paul, wir wollen zu Carrolls hinausfahren, das macht Dir doch Vergnügen, und da kannst Du Dich einmal recht ausspringen.

Ach ja, liebe Mutter, antwortete der Knabe freudestrahlend, da reite ich auch Carrolls Pony!

Und lässest Dich wieder von ihm herunterwerfen! versetzte Jane lachend.

Nun, die besten Reiter sind schon vom Pferde gefallen, rief Paul aus dem Zimmer springend, und kehrte schon nach wenigen Minuten sauber in einen grau leinenen Anzug gekleidet zu seiner Mutter zurück.

Jane war auch schon zum Gehen bereit, verließ mit Paul das Haus, und begab sich unweit nach einer Straßenecke, wo sie Beide einen offenen Fiacre bestiegen und in der Straße hinauffuhren.

Sie hatten den entfernteren Theil der Stadt erreicht, wo Jane's Bruder die Bauplätze verkaufte und wo sich die Straßen schon mit stattlichen Gebäuden zierten, als sie um ein Eckhaus bogen, und Richard Gatlard, in seinem offenen Wagen zurückgelehnt, ihnen entgegenkam.

Jane fuhr zusammen, als sie dem Blick ihres Bruders, den sie seit ihrer Verheirathung nicht auf so kurze Entfernung gesehen hatte, begegnete. Es war ihr in dem Augenblick, als müsse sie ihm die Hand reichen, als müsse sie freundlich zu ihm reden; er sah so niedergedrückt aus, sein Gesicht war so bleich!

Auch Gatlard schreckte aus seinem Versunkensein auf, und stierte nach Jane hin, sein Blick war aber kein guter, kein milder, er war mit einem plötzlich aufschießenden bösen Gefühl gefüllt. Doch er wandte den Kopf schnell zur Seite und fuhr an Jane vorüber.

Diese faltete unwillkührlich die Hände in ihrem Schooß, und blickte vor sich nieder, als Paul sagte:

Das war Onkel Gatlard, Mutter, hast Du ihn nicht gesehen?

Er sah nicht nach uns her, antwortete Jane verlegen, denn sie redete niemals über ihr Zerwürfniß mit ihrem Bruder, und namentlich ihrem Kinde schämte sie sich, Etwas über ihn zu sagen.



O, ja, er sah nach uns her, aber nicht gut – ich mag ihn nicht leiden, versetzte Paul rasch.

Das ist nicht Recht, Paul, er ist Dein Onkel und hat Dir Nichts zu Leide gethan, entgegnete Jane verweisend, wenn ihr auch das Gefühl ihres Kindes natürlich und gerecht schien.

Warum grüßte er Dich denn nicht und kommt niemals zu Dir, um zu sehen, wie es Dir geht, zumal da der Vater jetzt in den Krieg gezogen ist? fuhr Paul entschlossenen Tones fort.

Er wird wohl seine Ursache dazu haben, antwortete Jane sanft, wir müssen nicht über Anderer Thun und Lassen richten, Paul, denn wir selbst handeln auch nicht immer recht.

Dann schwieg sie und sah zur Seite aus dem Wagen, um diese Unterredung abzubrechen, doch Paul fuhr unwillig fort:

Wenn ich erst Offizier bin und begegne ihm, so werde ich ihn auch nicht grüßen!

Paul! sagte jetzt seine Mutter ernst, und drohte ihm mit dem Finger, sah dann aber gleich wieder zum Wagen hinaus, der die Stadt verlassen und den Schatten des Waldes, durch welchen die Straße führte, erreicht hatte.

Sieh' nur, welch' prächtige Bäume, es ist doch nirgends schöner, als im Wald, hub sie nach einer Pause an, und zeigte unter den dichten Baumgruppen hin, durch welche hier und dort das helle Sonnenlicht blitzte und Alles, was es traf, mit goldigem Scheine übergöß.

Wenn ich größer bin, muß der Vater mir auch eine Büchse kaufen, damit ich in den Wald auf die Jagd gehen und Hirsche schießen kann; der alte Franzose, der uns immer das Wild bringt, schießt es alle hier in der Gegend, sagte Paul mit hellglänzendem Blick, und sandte ihn hin und her durch den Wald.

Das wird der Vater mit Freuden thun, wenn Du fortfährst, hübsch fleißig in der Schule zu sein, antwortete Jane, mit Wonne auf den lebenskräftigen Knaben schauend.

Die Farm lag nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, sie war bald erreicht, und die Freunde dort empfangen Jane mit großer Herzlichkeit und Freude.

Die erste Frage nach geschehener Begrüßung war nach Major Horton, welche Jane damit froh beantwortete, daß sie heute früh einen Brief von ihm erhalten habe, daß er wohl und vergnügt sei und daß sie aus diesem Grunde hierher gekommen wäre, um hier mit ihren lieben Freunden den ihr dadurch geschaffenen Festtag zu feiern.

Die ganze Familie Carroll nahm den größten Antheil an dem Glück der Frau und bot Alles auf, um ihr den kurzen Aufenthalt bei sich recht angenehm zu machen. Es wurde gegessen und getrunken, es wurde in dem Walde spazieren gegangen, Abends in der fröhlichsten Unterhaltung unter der Veranda gesessen und dort zu Nacht gespeist, und nach acht Uhr, als die Dunkelheit hereinbrach, schieden sie unter gegenseitigen herzlichen Dank-sagungen auf baldiges Wiedersehen und Jane fuhr mit ihrem Sohne nach der Stadt zurück.

Als sie dieselbe erreicht hatten, rief sie dem Kutscher zu, bei der Post vorüber zu fahren und dort einen Augenblick anzuhalten, damit Paul fragen könne, ob Briefe für sie angekommen wären. Sehr bald darauf hielt der Wagen still, Paul sprang hinaus und in die Post, und kam nach wenigen Augenblicken mit einem Brief in der Hand zurück, den er seiner Mutter reichte.

Dieselbe betrachtete bei dem Scheine der Laterne schnell die Aufschrift, und sagte:

Der Brief ist von New-Orleans, doch nicht von Horton, worauf sie denselben in ihrem Kleide verbarg, zugleich aber verwundert auf die vielen Menschen schaute, welche, je weiter sie fuhren, in größern Massen lärmend, jubelnd und Hurrah rufend durch die Straßen zogen. Das Gedränge wurde bald so groß, daß der Kutscher nur Schritt fahren konnte, und als er fragte, was die Ursache zu dem Auflauf sei, antwortete man ihm, daß die Engländer vor New-Orleans auf's Haupt geschlagen worden wären.

Mit Freude, und doch mit einer tödtlichen Angst im Herzen, hörte Jane die Nachricht – die Schlacht war geschlagen – sein Brief von New-Orleans, von fremder Hand überschrieben – großer Gott, was würde er ihr bringen?

Wie auf einer Folterbank saß Jane in dem Wagen, und hielt ihre Hand um den Brief gedrückt, bis endlich – endlich der Kutscher ihre Wohnung erreichte. Mit *einem* Sprunge war sie aus dem Wagen, rief dem Kutscher zu, morgen zu kommen, um sein Geld für die Fahrt zu holen,

und eilte dann beflügelten Fußes die Treppe hinauf in ihr Zimmer, wo ihre Dienerin sie mit der Botschaft empfing, daß mehrere von ihren Freundinnen hier gewesen wären, um sie zu sprechen.

Jane zog mit zitternder Hand den Brief hervor, öffnete ihn und trat damit an die Lampe. Es lag noch ein zweiter Brief darin, sie wollte denselben gleichfalls erbrechen, drehte ihn um, und ein schwarzes Siegel blickte ihr entgegen.

O Gott, o Gott – sei mir gnädig – nur dies Eine nicht! rief sie mit bebender Stimme, erbrach den Brief und ließ ihren angsterfüllten Blick über die Zeilen von Louvencourts Schreiben fliegen.

Das Papier aber schlug in ihrer Hand krampfhaft auf und nieder, und mit einem Todesschrei stürzte sie auf dem Teppich ohnmächtig zusammen.

Mutter, Mutter – liebe Mutter! schrie Paul, sich bei ihr auf die Kniee werfend, rüttelte sie bei dem Arm, küßte ihren Mund und ihre Stirn, doch die Frau rührte sich nicht.

Da sprang die Dienerin mit Wasser herbei, wusch ihr Gesicht, ihren Nacken und ihre Hände, und rieb und rüttelte sie, bis sie wieder zu athmen begann, die Augen öffnete und ihr Blick dem ihres Sohnes begegnete.

Sie wollte reden, doch ein Thränenstrom und Schluchzen erstickten ihre Stimme, sie erhob sich, preßte Paul in ihre Arme an sich und wankte mit ihm nach dem Sopha, wo sie wimmernd und, in Thränen vergehend, niedersank.

Die beiden Briefe lagen vor ihr auf dem Tische, doch sie blickte nicht wieder hinein, das Ungeheuerste, was sie treffen konnte, hatte sie darin gelesen, Horton war todt – ihr Lebensglück war dahin!

So saß Jane, den Knaben am Herzen, die ganze Nacht, das Kind schlief ein, die Lampe erlosch, der neue Tag zitterte durch das Fenster, und immer noch flossen ihre Thränen, immer noch entstiegen leise Jammertöne ihrer Brust!

Paul erwachte, weinte mit der Mutter, und fragte sie schluchzend, warum sie denn weine.

Dein Vater ist todt, Paul, er ist in der Schlacht gefallen, waren die ersten Worte, welche die unglückliche Frau hervorbrachte, wir sind in Gottes Hand – er mag uns beistehen.

Dann trocknete sie ihre Thränen, ergriff Louvencourts Brief, und las ihn nun bis an das Ende, wo er ihr sagte, daß er für sie und für ihr Kind an Vaterstatt sorgen und ihr hartes Geschick zu mildern suchen werde. Er sei ihrem edlen, braven Manne Freund gewesen, und werde für Lebenszeit als solcher ihr zur Seite stehen.

Weinend und schluchzend preßte sie ihre Hände gefaltet gegen ihr Herz und blickte nach Oben, dann aber nahm sie den andern Brief von dem Tische auf und las ihn gleichfalls. Derselbe war von Graville, welcher ihr darin anzeigte, daß der Graf Horace Louvencourt ihr durch ihn tausend Dollars übermachen ließe, wofür er

ihr einliegend eine Anweisung auf die Bank in Philadelphia sende. Auch bat er sie schließlich, sobald sie mehr bedürfe, es ihm mitzutheilen.

Jane war in trostlosester Verzweiflung, und doch fielen diese Zeichen von Edelmuth, von Hochherzigkeit wie Balsam in ihr zerrissenes, blutendes Herz.

Bald erschienen auch ihre Freunde und Freundinnen, welche schon aus der Zeitung den Tod Hortons erfahren hatten, und suchten sie zu trösten und durch ihre innige Theilnahme und Freundschaft ihren Schmerz zu mildern.

Aber auch Leute, mit denen sie gar nicht persönlich bekannt gewesen war, fanden sich bei ihr ein, um ihr Mitgefühl gegen sie auszusprechen und zugleich ihren Beistand anzubieten, für den Fall, daß sie dessen bedürftig wäre, denn Jedermann war es bekannt, wie unbrüderlich, wie hartherzig Gatlard gegen sie verfuhr.

In allen Zeitungen erschienen nun auch die näheren Berichte über die Schlacht, und Hortons Name wurde darin hoch gefeiert.

Alles dies that Jane in ihrem Leid, in ihrem entsetzlichen Wehe wohl, doch es konnte sie in ihrem erdrückenden Schmerze nicht aufrichten, nur der Anblick ihres Kindes, ihres Pauls, das Ebenbild ihres geliebten Gatten, gab ihr Kraft, das Ungeheure zu tragen und sich an ein Leben anzuklammern, welches ihr ohne ihren Sohn nur noch eine Bürde gewesen wäre.

In Gatlard rief die Nachricht von Hortons Tod ein Gefühl hervor, welches, wenn auch nicht Freude war, doch

nahe daran grenzte. Er sah eine Strafe für seiner Schwester Verfahren gegen sich darin, fühlte eine Genugthuung für seinen Haß gegen sie in dieser Strafe, und wenn mit ihm darüber geredet wurde, so zuckte er die Achseln, und sagte:

Ich habe es ihr ja vorher gesagt, daß sie sich durch die Heirath unglücklich machen werde; wer nicht hören will, muß fühlen!

Sein Handeln gegen seine Schwester verschwand aber in der öffentlichen Meinung als eine kleine Eigenheit, von der man den wahren Grund nicht kenne, vor dem großen Patriotismus, welchen Gatlard während des Krieges an den Tag gelegt hatte. Der Regierung war er dabei mit ungeheuern Summen zu Hülfe gekommen, welche vor der Oeffentlichkeit augenblicklich als Opfer erschienen, wenn Gatlard auch recht gut wußte, daß er keinen Dollar dabei wagte, im Gegentheil, daß er sein Kapital bald mit hohen Zinsen würde zurückbezahlt erhalten. Sein Namen aber war dadurch in den ganzen Vereinigten Staaten hoch gestiegen, und er war der gefeierte Mann des Tages.

Der Krieg ging nach der für England verlorenen Schlacht bei New-Orleans bald zu Ende, der Friede wurde geschlossen und sein Segen zog von Jahr zu Jahr reicher durch die amerikanischen Staaten.

NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL.

*Der Deutsche. – Die Radicalcur. – Die Bekanntschaft. – Der Onkel. – Der Krösus. – Freundlichkeit.*

Es war im Frühling des Jahres 1828 als die schlanke amerikanische Brigg, Lady Adams, sich auf der, im Sonnenlichte blitzenden und glänzenden Chesapeake-Bay hinauf schaukelte, und einen einzelnen Passagier, einen noch sehr jungen Deutschen, Namens Armand, der neuen Welt zutrug.

Sein weitstrebender, unternehmender Geist hatte ihn schon seit seiner Kindheit mit unwiderstehlichem Verlangen nach fremden Welttheilen gezogen, und sein Vater in Deutschland hatte seinem sehnlichen Verlangen nachgegeben und ihn die Reise nach Amerika antreten lassen, damit er dort seine Sehnsucht nach dem Neuen, dem Fremden stillen, und mit Erfahrungen bereichert und beruhigten Geistes in seine alte Heimath zurückkehren möge.

Mit höchster Begeisterung schweifte Armands stauender Blick über die smaragdgrüne Fluth mit ihren hunderterten von schneeigweißen, großen und kleinen Segeln, die sich auf ihrem wogenden Rücken wiegten, und winkend und nickend hin- und herzogen; über die saftig grünen hochbewaldeten, Ufer, die zu beiden Seiten bald in langen Spitzen in die Bay heraustraten, bald in duftig blauen Buchten zurückwichen und hier und dort ein reizendes Farmerhaus unter dunkelm Laubdach auf sich



erkennen ließen, und dann wieder weit in die purpurne Ferne, wo jetzt an bergiger Höhe die Stadt Baltimore mit ihren Thürmen, Kuppeln und Monumenten im goldnen Sonnenscheine sichtbar wurde.

Da lag die fremde Wunderwelt vor ihm, und seine glühende Phantasie malte ihm die tausend neuen Bilder, die sich nun bald vor ihm entfalten würden, in den buntesten Farben aus.

Näher und näher kam das Schiff seinem Ziele, und prächtiger trat die Stadt aus ihrem Dufte hervor.

Die Sonne brannte heiß auf das Verdeck der Lady Adams nieder, doch die frisch wehende Seeluft zog so kühlend über dasselbe hin, daß Armand sich wunderte, wie man es hier zu heiß finden könne.

Die Point, der Landungsplatz für größere Fahrzeuge, mit einem Wald von Masten umgeben, ward bald erreicht, und wohin Armand schaute, wurde sein Blick durch das Neue, das Fremde gefesselt. Namentlich waren es die vielen schwarzen und braunen Gestalten in ihren feuerrothen wollenen Hemden, die in dem Menschengewühl am Ufer dem Bilde etwas Ausländisches gaben, dann die große Zahl von weißen Anzügen, die vielen schweren, zweirädrigen, mit edlen Pferden bespannten Güterkarren, welche von in Lumpen gehüllten, halbnackten Negern gefahren wurden, Alles war Armand interessant und reizte seine Neugierde nach Mehr.

Der Kapitain der Lady Adams mußte sich sogleich nach der Stadt, welche eine kleine halbe Stunde von dem

Landungsplatz zurück am Berge lag, begeben, um seine Papiere nach dem Zollhause zu bringen, und Armand schloß sich ihm freudig an.

Sie traten zusammen von dem Werft in die Straße hinter dessen Packhaus, und der Kapitain winkte einen Fiacre zu sich in den Schatten heran, als Armand zu ihm sagte: Lassen Sie uns doch den kleinen Weg zu Fuß machen, man sieht mehr, was umher vor sich geht.

Jetzt, in der Mittagshitze? erwiederte der Kapitain, nicht für fünfzig Dollars. Sehen Sie denn nicht, wie schmal der Schatten dieses hohen Hauses hier ist? Die Sonne steht ja beinahe gerade über uns. Sie mögen sich nur in diesem ersten Sommer Ihres Hierseins sehr vor der Mittagssonne hüten, wenn Sie nicht krank werden wollen. Kommen Sie, lassen Sie uns einsteigen.

Dabei drängte er Armand in den Wagen, setzte sich neben ihn, und in Galopp stoben die beiden Pferde mit ihnen davon der Stadt zu.

Das Verdeck des Wagens bestand aus einem Gestell von dünnen Eisenstäben, oben mit Leder überdacht, rund um aber mit rothen wollenen Gardinen behangen, welche die Sonne von dem Innern abwehrten, und im Winde flatternd, der Luft freien Durchzug gewährten.

Sie nehmen mir es nicht übel, wenn ich, anstatt Sie geraden Wegs nach dem City-Hotel zu bringen, erst auf einem kleinen Umweg nach meinem eignen Hause fahre, um dort zu hören, ob meine Frau todt ist, oder nicht, hub der Kapitain im Wetterfahren an.

Ihre Frau – ist sie so krank? Ei, das bedaure ich ja recht sehr, versetzte Armand überrascht.

Ach nein, das ist eine eigne Geschichte, fuhr der Kapitain fort, sehen Sie, ich heirathete meine Frau vor vier Jahren, wo sie eines der schönsten, liebenswürdigsten und anständigsten Mädchen der Stadt war, die Tochter des Colonel Thompson. Bald nach unsrer Hochzeit machte ich mit meinem Schiffe eine Reise nach Südamerika, und denken Sie sich meinen Aerger, als ich zurückkam, fand ich sie im Hofe an der Dielenwand so betrunken liegen, daß sie von der Welt und sich selbst nichts mehr wußte. Aus langer Weile hatte sie sich während meiner Abwesenheit das Trinken angewöhnt, wobei sie ihre Sclavin wohl noch aufgemuntert hatte, um selbst mitzuwirken; kurz, sie hatte sich diesem Laster ergeben, und alle Bitten, alle Drohungen konnten sie nicht davon abhalten.

Als ich wieder in See gehen mußte, engagirte ich eine ältliche Dame für vieles Geld, um bei ihr zu bleiben und ihr den Fehler abzugewöhnen. Ich blieb über ein Jahr entfernt, und als ich zurückkehrte, fand ich zu meinem Schrecken Beide total betrunken in dem Sopha liegen; meine Frau hatte die gute alte Dame nach und nach gleichfalls zum Trunk verleitet.

Ich schaffte diese natürlich sofort aus dem Hause, kaufte mir eine stämmige alte Negerin, und gab sie meiner Frau als Wache bei mit dem Bemerkten, daß wenn sie derselben Spirituosen verabfolgen ließe, ich sie tödten würde.

Dann ging ich wieder in See. Es war meine vorletzte Reise, doch als ich zurückkehrte, fand ich immer noch das alte Lied, denn so brav die alte Negerin meine Frau auch gehütet hatte, so war diese ihr doch immer wieder entwischt, war in tiefer Nacht, wenn Jene schlief, davon gelaufen und hatte sich Brandy geholt, oder sie war bei hellem Tage zu gleicher Erde aus dem Fenster gesprungen, hatte sich Spirituosen verschafft, und war dann irgendwo in der Straße betrunken liegen geblieben.

Solche nicht ausreichende Mittel konnten mir also nichts helfen, meine Lage forderte eine Radicalcur, und die habe ich mit ihr begonnen, als ich diesmal nach Europa segelte. Ich kaufte nämlich einen großen Vorrath von den allerstärksten Spirituosen bis zum rectificirten Alcohol, stellte diese ganzen Batterien in ihrem Zimmer auf, und befahl der alten Negerin, sie nun so viel trinken zu lassen, wie sie wollte, doch darüber zu wachen, daß sie niemals aus dem Hause komme.

Ich denke jetzt wird sie curirt sein!

Während dieser Erzählung hatte der Wagen das Haus des Kapitäns erreicht, derselbe rief dem schwarzen Kutscher zu, still zu halten, zog dann den Vorhang an einer Seite zurück, und rief zum Wagen hinaus.

Suse, Hallo, Suse! auf welchen wiederholten Ruf sich ein Fenster in dem Hause öffnete und die alte Negerin herausschaute.

Ist sie todt? fragte sie der Kapitain hastig.

Vor acht Tagen begraben, Herr!

Vorwärts Kutscher! rief der Kapitain diesem nun zu, legte sich in den Wagen zurück, und sagte:

Das hat geholfen! Hätte ich dies vor drei Jahren gethan, so würde ich viel Geld gespart haben!

Armand war es bei dieser Radicalcur trotz der großen Hitze ganz kalt geworden, er blickte den Kapitain entsetzt an, doch dieser fuhr in seiner Heiterkeit fort:

Wir kommen hier an einem vortrefflichen Trinkhaus vorüber, wie ist es, wollen wir auf unsre glückliche Ankunft ein Glas Brandy und Wasser zu uns nehmen?

Ich danke sehr, ich trinke keinen Brandy, antwortete Armand schauernd.

Nach dem City-Hotel! rief darauf der Kapitain zum Kutscher hinaus, und nach wenigen Minuten hielt der Wagen dem Schlachtmonument von North-Point gegenüber vor der hohen steinernen Treppe des Gasthauses, dessen Eigenthümer der alte Herr Barnum, der Vater des später durch seine interessanten Speculationen so berühmt gewordenen Mannes gleichen Namens, war.

Kommen Sie doch heute Abend in das Theater, Herr Armand, da werden wir uns recht gut amüsiren, sagte der Kapitain zu diesem, als derselbe ausstieg, winkte ihm mit der Hand noch einen Gruß zu, und fuhr davon.

Es war noch nicht Zeit zum Mittagsessen, darum ließ sich Armand nur sein Zimmer anweisen, bestellte, daß man seine Effekten, die er von dem Schiffe hierher zu schaffen befohlen hatte, in dasselbe stellen möge, und verließ dann das Haus, um die Stadt und das Leben und Treiben darin in Augenschein zu nehmen.

Die Sonnenhitze war aber vollständig unerträglich, die Backsteintrottoirs, so wie die Häuser waren durchglüht, und der Kapitain hatte die begeisterte Phantasie Armands durch seine Erzählung und sein Benehmen so sehr herabgestimmt, daß dieser bald wieder nach dem Hotel zurückkehrte und sich in den kühl gehaltenen großen Räumen desselben ruhig niederließ.

Nach Tisch jedoch, als die Sonne sich schon neigte, durchwandelte er die Stadt mit dem größten Interesse, besuchte den noch nicht vollendeten Bau des zweihundert Fuß hohen Washington-Monuments, befahl die prächtige katholische Kirche, damals noch die einzige der Art in den Vereinigten Staaten, fuhr hinaus nach den begonnenen Arbeiten für die erste Eisenbahn in Amerika, und ging Abends sehr früh zur Ruhe, weil er sich darauf freute, einmal wieder, ohne geschaukelt zu werden, zu schlafen und weil er am folgenden Morgen seine Weiterreise nach Philadelphia antreten wollte; denn dorthin lauteten seine Credit- und seine Empfehlungsbriefe.

Der neue Tag erschien, Armand begab sich nach dem Werft auf das Dampfschiff, mit welchem er seine Reise nach Philadelphia beginnen wollte, und bald wehte ihm wieder die kühlende Seeluft auf der Bay erfrischend entgegen.

Theils zu Schiff, theils mit der Post langte er in der folgenden Nacht an dem Delawareflusse an, wo ihn abermals ein Dampfschiff aufnahm. Nur wenige Stunden hatte er geschlafen, als der anbrechende Tag ihn weckte und

er auf das obere Verdeck eilte, um sich an dem Anblicke des neuen fremden Landes zu weiden.

Alle Passagiere lagen noch in tiefem Schläfe, während Armand in der stärkenden Morgenluft mit übersprudelnder Lebenskraft auf- und niederschritt, und die majestätischen Bilder, an denen er vorüberzog, in seiner begeisterten Seele aufnahm.

Nach und nach kamen die Passagiere mit verschlafenen Augen auf das obere Verdeck und eilten nach dem gemeinschaftlichen Waschzimmer, um sich zu erfrischen, und begaben sich dann in die große Cajüte, um dort an der Schenke sich durch einen Trunk Branntwein und Wasser vollends zu erwecken.

Auch Armand ging hinunter, nicht aber, um sich durch Branntwein, ›den ächten Stoff‹, wie ihn der Amerikaner nennt, zu beleben, sondern sich an der Schenke eine Cigarre zu kaufen, weil er seinen Koffer, in welchem er seinen Vorrath davon verschlossen hatte, nicht öffnen wollte.

Als er an das kleine Fenster, welches aus der Schenkstube in die Cajüte zeigte, trat, war dasselbe von alten und jungen, anständig gekleideten und wüst aussehenden Männern belagert, welche alle dort ihren Morgen-trunk einnehmen wollten.

Armand machte sich Platz, ließ sich eine Cigarre geben, und zog seine, an der einen Seite mit Gold, an der andern mit Silbergeld gefüllte Börse hervor, um seine Schuld zu bezahlen.

Er öffnete in der Eile die unrechte Seite des Geldbeutels, so daß die blanken Goldstücke sichtbar wurden, ließ sie aber schnell zurückgleiten, und zahlte nun aus dem vorrätigen Silbergeld ein Zehncentstück für die Cigarre.

Als er von dem Fenster zurücktrat und die Börse in seine Tasche sinken ließ, sah ihn ein hochgewachsener, bildschöner junger Mann mit glänzend schwarzem Lockenhaupt und himmelblauen Augen lächelnd an, ließ ihn aber, zur Seite schreitend, an sich vorübergehen.

Derselbe trug die höchst einfache Uniform eines amerikanischen Officiers, und Armand erwiderte dessen Blick halb unwillig, indem er keinen Grund sah, weshalb der Herr ihn anlächelte.

Doch schnell wandte er sich der Thür zu und ging wieder auf das Verdeck, um noch vor dem Frühstück seine Cigarre dort zu rauchen.

Er war nicht lange auf- und abgeschritten, als der junge Officier sich gleichfalls Oben einfand und sofort wieder lächelnd dem Blick Armands begegnete. Diesmal aber trat er mit einer Verbeugung äußerst höflich auf ihn zu, und sagte mit freundlichem Tone:

Sie wollen es mir verzeihen, wenn ich mir erlaube, Ihnen einen guten Rath zu geben, welcher Sie vor Schaden bewahren soll. Sie sind Fremder in diesem Lande, und kennen unsre socialen Zustände noch nicht, welches ich soeben unten an der Schenke bemerkte. Sie ließen dort vor den vielen Männern den reichen Inhalt Ihrer Börse



sehen, eine Unvorsichtigkeit, welche man leider in unserm Lande nicht begehen darf, will man nicht sicher seiner Baarschaft beraubt werden. Seien Sie jetzt sehr auf Ihrer Hut, auch noch wenn Sie in Philadelphia ein Hotel bezogen haben, denn ich bin überzeugt, daß einer oder mehrere aus der Gesellschaft vor der Schenke Ihnen folgen und versuchen werden, Sie von Ihrem Golde zu befreien.

Alles dieses sagte der Officier mit so feiner Liebenswürdigkeit und Artigkeit, daß Armand ihm seine Unerfahrenheit und Unvorsichtigkeit sogleich eingestand und ihm für den gütigen Rath seinen aufrichtigsten Dank aussprach.

Sie blieben nun im Gespräch und waren einige Zeit auf dem Verdeck hin und her gewandelt, als Armand das Wort nahm, und sagte:

Nun möchte ich aber auch gern den Namen meines liebenswürdigen Rathgebers kennen, der meinige ist Armand.

Und der meinige ist Paul Horton, seit kurzer Zeit Lieutenant in der Artillerie, antwortete der Officier, worauf sie sich die Hände reichten und gegenseitig erklärten, daß die Bekanntschaft ihnen recht sehr angenehm wäre.

Wir fahren doch zusammen bis nach Philadelphia? fragte Horton.

Das ist mein Ziel, und es freut mich ungemein, daß mir Ihre werthe, liebe Gesellschaft bis dorthin zu Theil werden soll. Sind Sie in Philadelphia bekannt? entgegnete Armand.

Sehr wohl, denn es ist meine Vaterstadt und jetzt auch meine Garnison, antwortete Horton.

Das ist mir doppelt lieb, denn ich werde wohl einige Zeit in Philadelphia verweilen, und da hoffe ich mitunter, wenn es Ihre Zeit erlaubt, Sie zu treffen und eine Stunde mit Ihnen hinzubringen.

Zu meiner eignen Freude, Herr Armand.

Haben Sie schon ein Gasthaus gewählt? fiel Horton wieder ein, wenn nicht, so gehen Sie in Jones-Hotel, dort wird es Ihnen behagen und es liegt nahe bei meiner Wohnung, so daß wir nicht weit zu einander zu gehen haben; Philadelphia ist sehr ausgedehnt gebaut.

Ich danke Ihnen für die Auskunft, jedenfalls werde ich dort absteigen, versetzte Armand, und fügte nach augenblicklicher Pause noch hinzu:

Kennen Sie einen Herrn Richard Gatlard? Ich habe Creditbriefe und Empfehlungsschreiben an ihn.

Horton blieb einen Augenblick die Antwort schuldig, seine Züge waren sehr ernst, ja, finster geworden, dann sagte er:

Wohl kenne ich den Herrn, obgleich ich nie im Leben ein Wort mit ihm wechselte. Er ist mein leiblicher Onkel, meiner Mutter Bruder, unseliger Verhältnisse wegen aber verkehren wir nicht mit ihm.

Das bedaure ich, denn es würde mich gefreut haben, auch bei ihm vielleicht mit Ihnen zusammen zu treffen, versetzte Armand, worauf Horton nur mit einem Achselzucken antwortete, und Armand nun dem Gespräch eine

andere Richtung gab, weil er fühlte, daß Horton nicht gern über seinen Onkel redete.

Die Frühstücksglocke ertönte auch nach wenigen Minuten, und so begaben sich die beiden neuen Bekannten in die Cajüte hinab und nahmen zusammen an dem Tische Platz.

Hortons Stirn heiterte sich bald wieder auf, in der vergnügtesten Unterhaltung nahmen sie ihr Mahl ein und begaben sich dann wieder auf das Verdeck, wo sie dieselbe fortsetzten. Armand mußte ihm von der alten Welt erzählen, und Horton dagegen beantwortete Jenem hundert Fragen, die derselbe über Amerika an ihn richtete.

Es kam auch auf die Jagd die Rede, für welche sich Armand leidenschaftlich interessirte und sehr erfreut war, daß Horton dieser seiner Liebhaberei gleichfalls huldigte.

Im Herbst gedenke ich nach dem Süden zu gehen, weil dort die Jagd noch in ihrer Urherrlichkeit besteht und man bei langen Streifzügen in die Wildniß keine großen Vorkehrungen zu treffen braucht, namentlich in Bezug auf das Wetter, denn dort herrscht ewiger Sommer, und man bedarf keines Obdaches.

Es wäre leicht möglich, daß ich zu derselben Zeit hinginge, dann könnten wir wohl einige Ausflüge zusammen machen, entgegnete Horton, ich habe dort eine große Schuld abzutragen!

Wer seine Schulden zahlt, verbessert seine Finanzen, sagen wir in Deutschland, fiel Armand scherzend ein.

Das ist ein wahres Sprüchwort, bemerkte Horton, doch meine Schuld kann ich nicht mit Geld bezahlen. Uebrigens werden wir von Philadelphia aus in diesem Sommer prächtige Schnepfenjagden zusammen machen, sobald die Jungen flugbar sind, denn in der Umgegend der Stadt brüten sie in den Moorgründen zu Tausenden. -

Das ist ja vortrefflich, sagte Armand, ob es wohl dieselbe Waldschnepfe ist, welche bei uns in Deutschland im Frühjahr und im Herbst auf ihrer Durchreise erscheint?

Wie ich von Deutschen hörte, ist es dieselbe, nur etwas anders gefiedert; sie schmeckt köstlich, antwortete Horton, und so wandte sich ihre Unterhaltung hin und her, so daß ihnen die Zeit schnell verging und sie, ehe sie daran dachten, die Stadt Philadelphia vor Augen hatten.

Nun sind wir sehr bald an unserm Ziele, hob Horton wieder an, morgen machen Sie Ihre Besuche, und Abends werde ich bei Ihnen vorsprechen, um zu hören, ob Sie keine Einladung abhält, sonst gehen wir wohl zusammen aus.

Dafür werde ich Ihnen sehr dankbar sein, denn auf morgen Abend werde ich sicher noch nicht ausgebeten werden, und ohne Sie würde ich mich einsam fühlen, entgegnete Armand, und begab sich nun nach seiner Caiüte, um sein Gepäck zum Fortschaffen bereit zu machen.

Als das Dampfschiff an dem Werfte anlegte, nahm Horton recht freundlich Abschied von Armand, versprach nochmals, ihn morgen Abend aufzusuchen, und eilte in die Stadt hinaus, während dieser seine Effekten nach

einem Fiacre tragen und sich dann in demselben nach Jones-Hotel fahren ließ.

Das Gasthaus war vortrefflich, und Armand fand sich in jeder Weise über Erwartung zufrieden gestellt.

Abends nach dem Essen machte er die Bekanntschaft des Herrn Jones selbst und fragte ihn, wo er wohl Herrn Richard Gatlard am sichersten antreffen würde, in dessen Wohnung, oder in seinem Geschäftslocale?

Bis eilf Uhr bleibt der alte Herr stets in seinem Wohnhause, antwortete der Wirth, dann geht er nach dem Comptoir, von da nach der Börse und dann wieder nach seinem Hause. Am Besten wird es sein, wenn Sie kein Geschäft mit ihm machen wollen, daß Sie vor eilf Uhr sich in seiner Wohnung bei ihm anmelden lassen. Er nimmt Jedermann an, und Sie werden sich freuen, ihn kennen zu lernen, denn er ist ein überaus freundlicher, guter alter Mann.

Ist er denn wirklich so reich, wie die Rede von ihm geht? fragte Armand, der Kapitain, mit welchem ich von Europa kam, erzählte mir wahre Wundermärchen darüber.

Es ist so, er ist ungeheuer reich, antwortete Jones; halb Philadelphia gehört ja ihm, er weiß gar nicht, wie er seine Zinsen anlegen soll. Und wie viele Millionen hat der gute Mann schon für wohlthätige Zwecke ausgegeben.

Wie ich hörte, ist er als armer Junge in dies Land gekommen? fragte Armand weiter.

Blutarm, sagte Jones, der alte Geizhals, der reiche Pen- nel, hat ihn damals zu sich auf sein Comptoir genommen und hat ihn zum Kaufmann herangebildet.

Womit hat er denn aber ein solches Riesenvermögen erworben? fuhr Armand fort.

Den Grund dazu soll er in St. Domingo gelegt haben, man weiß nicht so recht, wie, sagte Jones zögernd und ausweichend, fügte aber schnell noch hinzu, er ist ein ganz vorzüglicher Herr!

Armands Neugierde, den alten Millionair kennen zu lernen, steigerte sich immer mehr, und am folgenden Morgen wurde ihm die Zeit bis zehn Uhr außerordentlich lang.

Er hatte gleich nach dem Frühstück recht saubere Toilette gemacht, hatte die Briefe für Gatlard aus seinem Koffer hervorgenommen und zu sich gesteckt, und war dann in der Nähe des Hotels auf den schattigen Trottoirs auf- und abspaziert, bis es zehn Uhr schlug. Dann machte er sich auf den Weg nach dem Palaste Gatlards.

Es war eine Viertelstunde später, als er die Marmortreppe des prächtigen Hauses erstieg und an dem Eingange die Schelle zog. Die Thür öffnete sich, ein schwarzer Diener ließ Armand eintreten, und dieser fragte, ob er die Ehre haben könne, Herrn Gatlard zu sprechen. Dabei überreichte er dem Diener seine Karte, und sagte, er habe Briefe aus Liverpool für Herrn Gatlard bei sich.

Der Schwarze geleitete ihn die Treppe hinan, öffnete die Thür des Salons, bat ihn einzutreten, und sagte, er

werde ihm sogleich Nachricht bringen, ob er Herrn Gatlard jetzt sprechen könne, oder nicht.

Armand war allerdings mit großen Erwartungen von Pracht und Reichthum eingetreten, dennoch überraschte ihn der Prunk, der ihn hier umgab. Die eine Hälfte der Flügelthür, welche nach dem großen Saale führte, stand offen, und Armand trat schnell hindurch, um auch dort einen Blick auf die Kostbarkeiten zu werfen, welche ihm entgegenblitzten.

Verwundert schaute er um sich, Alles war Gold, Silber, Seide und Sammet, doch so schwer überladen, daß man erkannte, man habe nur den Reichthum hier zur Schau bringen wollen.

Da fiel Armands Blick auf den Blumenaufsatz und auf die beiden Candelaber, und schnell trat er hinzu, um sie näher zu besichtigen, denn daß dies wirkliche Kunstwerke waren, hatte er sofort erkannt.

In bewundernder Anschauung stand er noch davor, als er ein leises Geräusch hinter sich vernahm, und sich rasch umwendend, einen kleinen, alten Mann mit weißem Haar auf sich zukommen sah, und voraussetzte, daß dies Herr Gatlard, der Krösus, wäre.

Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Armand? fragte Gatlard, denn dieser war der alte Mann.

Ich nahm mir die Freiheit, darum zu bitten, Herr Gatlard, weil ich wünschte, die Briefe, welche ich an Sie mit mir brachte, Ihnen selbst zu überreichen, antwortete Armand mit einer tiefen Verbeugung, zog die Schreiben aus

der Tasche hervor und überreichte sie dem Alten, indem er hinzufügte:

Es ist ein Brief von Liverpool darunter, welchem ich noch mündliche Grüße von dem Schreiber desselben an Sie beifügen muß.

Ach, gewiß von meinen alten Freunde Harringcot! sagte Gatlard erfreut, zeigte nach dem Sopha, und bat:

Setzen wir uns.

Dabei erbrach er schnell die Briefe, legte sie vor sich auf den Tisch, öffnete den ersten, und sagte hineinschauend:

Ueber den Credit können sie jeder Zeit verfügen, Herr Armand.

Dann nahm er den zweiten, las ihn schnell durch, und reichte Armand mit den Worten die Hand:

Seien Sie mir freundlichst willkommen, Herr Armand, eine bessere Empfehlung konnten Sie mir nicht bringen.

Dann las er die andern Schreiben durch, und Armand benutzte den Augenblick, um den ihm so interessanten Millionair genau zu betrachten.

Gatlard war das Bild eines alten Mannes, von welchem das Leben Abschied nehmen wollte, welcher sich jedoch noch mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft an dasselbe festklammerte.

Sein Haupt war oben kahl, und der Kranz von Haar, welcher es noch umgab, war weiß. Sein Gesicht trug die bleiche, gelbliche Farbe des Alters, seine Züge waren eingefallen und die Winkel seiner dicken Lippen, wie



durch das ewige Bestreben, zu lächeln, nach Oben gezogen. In seinem Auge aber lag das Resultat seines Lebens: Ermattung durch langjährige Sorgen, Seelenangst, der Drang, Unrecht zu sühnen, und das Bemühen, dies Unrecht durch Lächeln zu verbergen.

Wenn Armand nun auch die Schrift, welche das Leben Gatlards auf seine Züge geschrieben hatte, nicht deutlich entziffern konnte, so fiel ihm doch die geistige Unruhe des alten Mannes auf, er sah, wie sein mattes, abgelebtes Auge scheu bald hier-, bald dorthin aufblickte, als werde es von beunruhigten Gedanken bewegt und gerichtet, als fürchte es dann, diese Gedanken verrathen zu haben und suche sich selbst durch einen heitern Ausdruck Lügen zu strafen.

Gatlards ganz schwarzer Anzug war sehr fein, und der Frack, sowie das weiße Halstuch gaben seiner Erscheinung etwas Feierliches, und doch sah es aus, als ob er nicht hinein gehöre, wie wenn man ein altes, zerfallenes Haus mit einem neuen Anstrich versehen habe.

Sie wollen unser schönes Land kennen lernen, Herr Armand? hob Gatlard an, nachdem er die Briefe durchgelesen und dann auf den letzten, während er ihn wieder zusammenlegte, einige Zeit in Gedanken versunken mit leblosem Auge geschaut hatte.

Des ist meine Absicht, Herr Gatlard, mir ist seit meiner Kindheit einer meiner sehnlichsten Wünsche gewesen, antwortete Armand lebhaft.

Und Ihre kühnsten Erwartungen werden übertroffen werden, entgegnete Gatlard, augenscheinlich wieder an

etwas Anderes denkend, denn er schwieg und sah seitwärts auf den reichen Teppich des Fußbodens.

Ich nahm mir die Freiheit, ehe Sie eintraten, jene prächtigen Kunstwerke in Augenschein zu nehmen, wo sind dieselben gefertigt? nahm Armand das Wort, und zeigte auf den Blumenaufsatz und auf die beiden Candelaber, um Gatlard aus seinem Versunkensein zu wecken, denn er schien seine Gegenwart vergessen zu haben.

In Frankreich! antwortete der Alte rasch mit einem scheuen Blick nach den bezeichneten Silbergeräthen.

Es sind wahre Meisterwerke, und sie scheinen aus alter Zeit herzustammen, fuhr Armand fort.

Ja, ja, es ist schon lange her, daß ich sie machen ließ, antwortete Gatlard mit erzwungenem Lächeln und fuhr dann schnell fort:

Ich hoffe, Sie bleiben vor der Hand einige Zeit hier und ich habe manchmal das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen. Wenn ich Ihnen in irgend einer Weise von Nutzen sein kann, so thue ich es gern, und bitte Sie, jederzeit über meine Dienste zu verfügen.

Armand erhob sich, dankte Gatlard für die freundliche Aufnahme, und empfahl sich ihm mit aller Höflichkeit, worauf derselbe ihn bis an die Treppe begleitete und ihn dort auf baldiges Wiedersehen entließ.

VIERZIGSTES KAPITEL.

*Die beabsichtigte Reise. – Die theilnehmende Schwester. – Der Auftrag. – Der Schreck. – Der Rachegeist. – Selbstbeschwichtigung. – Der Beschluß. – Freudige Ueberraschung.*

Als die Abenddämmerung die Zimmer in Jones-Hotel schon verdüsterte, doch die Lichter noch nicht angezündet waren, saß Armand, Alles, was er von der Stadt an diesem Tage gesehen hatte, noch einmal vor seinem Geiste vorübergleiten lassend, an dem offenen Fenster, und schaute in die Straße hinaus, wo die Abendspaziergänger die Trottoirs zu beleben begannen, als er Horton auf das Haus zuschreiten sah und ihm aus dem Fenster zuwinkte.

Sind Sie heute Abend frei, Herr Armand? fragte der Officier, diesen grüßend, und reichte ihm die Hand durch das Fenster.

Vollständig, und zu Ihrer Verfügung, antwortete Armand freudig.

So werde ich mir das Vergnügen machen, Sie meiner guten Mutter vorzustellen und Sie bei uns zum Abendbrod zu behalten. Es giebt dort keine Leckerbissen, einfache amerikanische Kost, doch frohe Gesichter und herzliche Gefühle. Kommen Sie heraus, sagte Horton.

Ich will nur schnell ein wenig Toilette machen, versetzte Armand.

Ei, ja nicht, kommen Sie nur, so wie Sie sind, wir bleiben ja ganz unter uns, fiel Horton dringend ein, worauf Armand erwiderte:

Nun, wenn Sie die Verantwortung bei Ihrer werthen Frau Mutter übernehmen wollen, so will ich es wagen.

Nur schnell, ohne Complimente, sagte Horton, worauf Armand im nächsten Augenblick bei ihm erschien und sie zusammen vergnügt in der Straße hinwanderten.

Sie machten eine Promenade durch die Stadt, und wandten sich erst, als die Lichter zu blitzen begannen, nach der Wohnung der Wittwe Horton.

Beim Eintreten in deren Zimmer nahm Paul Horton seinen Begleiter bei der Hand und stellte ihn seiner Mutter, welche ihnen entgegen kam, auf das Herzlichste vor, worauf Jane ihren Gast freundlich und liebevoll bewillkommnete.

Mein Sohn hat mir so viel Liebes von Ihnen erzählt, Herr Armand, daß ich mich aufrichtig freue, Sie kennen zu lernen, sagte die Frau mit liebenswürdiger Zutraulichkeit. Denken Sie, Sie wären hier bei uns zu Hause, denn in der Fremde wird das Herz krank, wenn es keinen Vertreter für seine liebe Heimath findet.

Jane stand nahe an den Fünfzigen, war jedoch noch immer eine sehr angenehme Erscheinung. Ihr Haar freilich hatte sich schon etwas gebleicht und ihre Augen hatten durch vieles Weinen ihren früheren Glanz verloren, sie hielt sich auch nicht mehr so gerade, wie sonst, und in ihrem ganzen Wesen lag mehr Dulden als Handeln.

Sie hatte die Reihe von Jahren, seit ihres geliebten Gatten Tod, gedrückt und in Sorgen gelebt, und wenn der Himmel ihr nicht den hochherzigen Louvencourt zugeführt hätte, so würde sie sehr verlassen dagestanden haben; denn eben so wenig, wie ihr Bruder sich um sie gekümmert hatte, eben so wenig hatte ihres todten Mannes Onkel, der alte Pennel, ihr Weh und Leid berücksichtigt, welcher jetzt ein hoher Achtziger war, sein Geschäft schon vor Jahren aufgegeben hatte, und nun nur noch die ungeheuren Zinsen seines Vermögens zum Capital schlug.

Gott hatte aber doch Barmherzigkeit an Jane geübt und ihr Glück und Freude in ihrem Sohne Paul aufwachsen lassen.

Die Regierung hatte denselben ohne einen Dollar Kosten in der Militairschule in West-Point am Hudsonflusse aufgenommen, und ihn dort zum Officier heranbilden lassen. Paul aber war das Muster aller dortigen Schüler gewesen, hatte ganz kürzlich ein glänzendes Examen bestanden und war mit höchsten Ehren zum Officier befördert worden.

Ja, endlose, namenlose Freude war für Jane in ihrem Paul erblüht, ein Glück, welches die Wunden ihres Herzens geheilt und welches sie mit ihrem Schicksal ausgesöhnt hatte.

Und nun hatte sie ja den Herzenssohn wieder bei sich, sie konnte ihre verweinten, matten Augen wieder an seinem Anblick weiden und stärken, sie konnte ihm rathen,

konnte mit ihm überlegen, und hatte eine feste Stütze in dem edlen, braven Jünglinge.

Ihre Wohnung war klein, aber schön gelegen, und Alles darin war einfach, nett und sauber. Nachdem Jane sich mit den beiden jungen Männern an dem Theetisch niedergesetzt hatte, sagte sie zu Armand:

Mit Freuden hörte ich von Paul, daß auch Sie im kommenden Herbst den Süden dieses Landes besuchen wollen, und daß Sie die Reise vielleicht zusammen machen werden. Es wird mir während seiner Abwesenheit eine Beruhigung sein, einen lieben Freund an seiner Seite zu wissen. Er soll dort den hochherzigsten Mann, einen treuen, edlen Freund seines Vaters besuchen und ihm persönlich für die endlose Güte und Liebe danken, die er uns Beiden seit meines Gatten Tod fortwährend bethätigt hat. Dann lernen auch Sie ihn kennen, und was ist wohl lohnender und erhebender im Leben, als einem wahrhaft guten Menschen zu begegnen!

Ich freue mich unendlich auf die Reise, denn sie wird mir in der lieben Gesellschaft Ihres Herrn Sohnes doppelten Genuß gewähren. Nach dem Süden steht schon lange meine Sehnsucht, die Palme, die Blumenwelt, den ewigen Frühling möchte lich sehen, antwortete Armand begeistert.

Doch darf man dabei die Schlange nicht vergessen, die unter den Palmen liegt, bemerkte Jane, in dem Schönsten der Welt ruht oftmals die größte Gefahr.

Um den Werth des Schönen zu erhöhen, fiel Armand ein, kein Licht ist schön ohne Schatten!

Freilich, Beides ist allein unerträglich, sagte Jane.

Nur das Gute nicht, liebe Mutter, nahm Paul das Wort, es bedarf keines Schattens!

Wenn die ganze Menschheit nur gut wäre, dann allerdings möchte das einzelne Gute an Werth verlieren, wie sie aber leider ist, so umgiebt sie das Gute immer mit so vielem Bösen, daß es ihm an Schatten nicht fehlt, um es als Licht leuchten zu lassen! versetzte Jane mit einem tiefen Athemzug.

Paul wandte die Unterhaltung auf die Stadt Philadelphia und ihre Umgebung, und bemerkte, daß sie, was Naturschönheiten anbelangte, hinter andern Städten Amerika's doch zurück stehe, wie zum Beispiel das reizende Baltimore mit seiner unvergleichlichen Bay und New-York mit dem majestätischen, malerischen Hudsonfluß, worauf Armand sagte, daß er den Sommer benutzen werde, um den Norden dieses Landes zu sehen und namentlich den Niagarafall zu besuchen.

Nach dem Abendessen hatten sie bei dem offenen Fenster in Schaukelstühlen Platz genommen, als Jane sich zu Armand wandte, und mit bewegter, gepreßter Stimme anhub:

Wie Paul mir sagte, so haben Sie Empfehlungen an meinen Bruder Richard Gatlard. Sind Sie bei ihm gewesen, und wie haben Sie ihn gefunden?

Armand fühlte, daß der Frau die Frage schwer wurde, und sah, daß sie Paul leidvoll berührte, er zögerte einen Augenblick mit der Antwort, um dieselbe den Gefühlen der Beiden anzupassen, als Jane schnell fortfuhr:

Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit, welchen Eindruck seine Erscheinung auf Sie gemacht hat, Ihr Urtheil ist ein unpartheiisches.

Nun, er schien mir ein vor der Zeit alt gewordener Mann zu sein, den irgend Etwas in fortwährender, geistiger Unruhe erhält, antwortete Armand, denn er war während unsrer Unterhaltung oft mit seinen Gedanken abwesend, und kehrte dann, wie aus einem Traum erwachend, plötzlich zu derselben zurück. Während seinem Gedankenfluge hatten seine Züge etwas Banges, Sorgenvolles, sobald er aber wieder in die Gegenwart trat, nahmen sie ein, wie es mir schien, erzwungenes Lächeln an.

Armer Bruder! sagte Jane kummervoll, ist er körperlich noch rüstig?

Ich glaube, seine geistige Aufregung hält seinen Körper in Bewegung und läßt ihn seine Schwäche nicht fühlen, versetzte Armand, er ist aber nicht stark.

Es ist so lange her, daß ich ihn nicht sah, und oft wächst mein Verlangen nach ihm so sehr, daß ich mich kaum davon zurückhalten kann, zu ihm zu gehen, fuhr Jane traurig fort, er steht so allein, so verlassen in der Welt und ist mit all seinen Schätzen doch nicht glücklich!

Das ist seine eigene Schuld, fiel Paul ein, er tritt ja alles Freundschafts-, alles Verwandtschaftsgefühl mit Füßen. Was haben wir ihm denn zu Leide gethan, daß er uns in dieser Weise verleugnet?

Ach, Paul, richte nicht über ihn, wer kann in seine arme Seele blicken, welches Leid, welcher Schmerz sie uns entfremdet hat! antwortete Jane mitleidsvoll.



Armand gab dem Gespräch hier eine andere Wendung, indem er nach der Reiseroute zum Niagarafalle fragte, worauf Paul auch sogleich einging, und dann Legenden aus dem Indianerleben erzählte, welche in der Gegend des großen Wasserfalles spielten.

Armand verstrich der Abend schnell und angenehm, Madame Horton hatte einen äußerst wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht, und er schied zu später Stunde mit dem Versprechen, seinen Besuch bald zu wiederholen.

Es war um eilf Uhr am folgenden Morgen, als Gatlard in seinem Comptoir erschien und der Buchhalter ihm in sein Privatzimmer folgte, um mehrere Geschäftsangelegenheiten mit ihm zu bereden.

Unter Andern legte er einen schon geöffneten Brief vor ihn auf den Tisch, und sagte:

Da kommt unser alter Geschäftsfreund Graville in New-Orleans mit einer Bitte, von der ich nicht weiß, ob sie Ihnen angenehm sein wird, Herr Gatlard, ich muß sie Ihnen aber doch mittheilen, damit Sie darüber entscheiden, was man thun soll.

Nun, und was wird Graville wünschen? sagte Gatlard, und nahm den Brief zum Lesen auf.

Graville gab zuerst in dem Schreiben seinen gewohnten Bericht über den Markte zeigte darauf mehrere Tratten an, welche er auf Gatlard gezogen hatte, und fuhr dann fort:

Nun komme ich mit einer Bitte, welche außer der geschäftlichen Grenze liegt, die Sie aber einem so langjährigen Geschäftsfreunde, wie ich es die Ehre habe, Ihnen zu sein, verzeihen werden. Es betrifft einen Auftrag, welchen mir ein sehr theurer Freund zur Ausführung in Philadelphia übertragen hat, und welchen ich Ihnen mit der Versicherung übergebe, daß Sie mich durch Realisirung desselben zu besonderem Danke verpflichten würden.

Ein vor vielen Jahren von St. Domingo in dieses Land eingewanderter Franzose, ein Graf Horace Louvencourt, einer der edelsten Menschen, die ich das Glück hatte, kennen zu lernen, war mit jenem Major Horton, der unter General Jackson in der hiesigen Schlacht gegen die Engländer den Heldentod starb, sehr befreundet, und hat seit jener Zeit durch mich dessen dort wohnende Wittwe im Stillen sehr freigebig unterstützen lassen. Jetzt ist, wie er erfahren hat, der Sohn seines gefallenen Freundes, Paul Horton, aus der Kriegsschule in West-Point mit Ehren zum Lieutenant befördert worden, und nun will Graf Louvencourt demselben eine Freude und zugleich eine Anerkennung für sein musterhaftes Verhalten zukommen lassen und trägt mir auf, für seine Rechnung in Philadelphia oder in der Umgegend das edelste, schönste Reitpferd kaufen zu lassen und dasselbe dem Lieutenant Paul Horton nebst einer Summe von tausend Dollars für Equipirung mit seinem Gruße zu übermachen. Ich weiß wirklich nicht, an wen ich mich passender zur Ausführung dieses Auftrags wenden könnte, als an Sie, den großen Wohlthäter der Menschheit, und ich thue es mit Freuden,

weil ich überzeugt bin, daß es auch Ihnen Freude gewähren wird. Ich bemerke noch, daß es bei dem Ankauf des Pferdes durchaus nicht auf den Preis ankommen soll.

Gern bin ich jeder Zeit zu Gegendiensten bereit und sehe der Nachricht über die geneigte Erfüllung meiner Bitte nebst der Aufgabe Ihrer Kosten bald entgegen, damit ich Graf Louvencourt von der Ausführung seines hochherzigen Auftrags in Kenntniß setzen kann.

Mit unbegrenzter Hochachtung

Ihr ganz ergebener

F. Graville.

Gatlard las den Brief, mit jeder Zeile, die er las, wurde er bleicher, mit jeder Zeile wurde sein Athem kürzer und schwerer, und als er an das Ende kam, sank das Papier mit seinen Händen auf den Tisch und sein Kinn auf seine Brust. Wie gelähmt saß er da und stierte auf den Brief, und der Buchhalter sah, daß seine Hände zitterten.

Ich fürchtete es, Herr Gatlard, daß das Schreiben Ihnen nicht angenehm sein würde, und doch durfte ich Ihnen dasselbe nicht vorenthalten, sagte Poolmann beunruhigt, wir können ja die Ausführung des Auftrags einfach ablehnen, weil wir ein Pferd nicht zu schätzen und zu beurtheilen wüßten. Das wird Graville nicht übel deuten.

Dabei wollte er den fatalen Brief unter der Hand Gatlards wegziehen, doch dieser schreckte zusammen, und sagte mit geängstigter, hohler Stimme:

Ueberlegen – wir wollen es überlegen!

Ach, thun Sie es nicht, Herr Gatlard, wirklich, es ist besser, wenn wir den Auftrag zurückweisen, Graville

kann sich ja leicht an ein anderes Haus hier wenden, fuhr Poolmann fort, und griff abermals nach dem Briefe.

Nein, nein –, mein Poolmann, – überlegen! stotterte Gatlard wieder, und hielt den Brief fest, ohne seine Stellung zu verändern.

Der Buchhalter trat nun zurück, und sah kopfschüttelnd seinen Herrn an, ohne ihn weiter zu stören, denn er wußte, daß es am Besten für ihn war, wenn man ihn bei solchen Anfällen von Aufregung in Ruhe ließ.

So soll es doch noch so kommen! murmelte Gatlard halblaut vor sich hin, und ließ das Kinn wieder auf seine Brust sinken. Doch im Augenblick nachher fuhr er entsetzt herum, als habe er sich vor seinen eignen Worten erschrocken und blickte scheu nach dem alten Buchhalter hin.

Lassen Sie meinen Wagen kommen, sagte er kaum verständlich zu demselben und winkte nach der Thür.

Poolmann verließ das Zimmer schnell, und Gatlard sank, beide Hände vor sein Antlitz legend, mit dem Haupt auf den Brief.

So saß er regungslos vor dem Tische, bis der Buchhalter zu ihm trat und vorsichtig mit leiser Stimme zu ihm sagte:

Der Wagen ist vor der Thür, Herr Gatlard.

Dieser sah mit unstätem Blick zu Poolmann auf, erhob sich langsam, steckte den Brief in die Tasche und ging hinaus nach dem Wagen.

Der Buchhalter hatte ihn begleitet, ihn beim Einsteigen, unterstützt, und sagte, als er den Schlag zuschob:

Soll ich vielleicht zu Ihnen in Ihre Wohnung kommen, Herr Gatlard?

Nein, Poolmann, ich muß die Sache überlegen. Bis morgen!

Der Kutscher fuhr davon, und als er um die nächste Straßenecke bog, sah Gatlard von Weitem Paul Horton und Armand Arm in Arm auf dem Trottoir daher kommen, worauf er sich mit dem Kopf in die Ecke des Wagens legte, um nicht von ihnen gesehen zu werden.

Als er vor seinem Hause anlangte und ein Bedienter den Schlag öffnete, ließ Gatlard sich von ihm beim Aussteigen unterstützen, nahm dann dessen Arm und führte sich an ihm bis in sein Zimmer.

Dort schlich er nach seinem Schreibtisch, setzte sich in einem Sessel vor demselben nieder, zog den Brief aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. Dann ließ er beide Arme an dem Lehnstuhl herabfallen und sank machtlos in denselben zurück.

Wie ein vernichtender Schlag hatte der Inhalt des Briefes ihn getroffen, was er in Angst und Verzweiflung so viele Jahre lang gefürchtet hatte, sollte nun doch noch eintreten, dieser Rachegeist, dieser Louvencourt, dessen Bild ihn durch sein Leben drohend verfolgt und jede Freude von ihm verscheucht hatte, sollte schließlich doch in Wirklichkeit vor ihm erscheinen und ihn vor der Welt über seine Verbrechen zur Rechenschaft ziehen, er sollte nach so langen Qualen und Foltern doch noch als Ungeheuer, als Räuber dastehen und der Rache des Gesetzes und der Menschen verfallen. Gatlard hatte nicht mehr die

Kraft, wie früher, in solchen Augenblicken der Angst zu toben und zu rasen, er sank unter der Last zusammen, um über sich ergehen zu lassen, was da kommen möge.

Er hatte lange Zeit so erschlaft in stumpfer Verzweiflung in dem Stuhl gelegen, als er sich langsam darin aufrichtete, den Brief öffnete, und ihn abermals las.

Also Louvencourt war es gewesen, welcher seiner Schwester Jane während so vieler Jahre die Mittel für ihren Unterhalt gegeben hatte, so daß sie von Gatlard unabhängig blieb und ihn um keine Unterstützung hatte anzuflehen brauchen? Und jetzt wurde die Beziehung des Grafen auch noch ins Besondere zu Paul Horton belebt; – wie lange würde es nun dauern, ehe Paul dem Grafen einen Besuch abstatten würde, um ihm für alle erwiesene Wohlthaten zu danken, und wer konnte sagen, ob Louvencourt nicht auch selbst einmal hier erscheinen möchte, um die Frau seines todten Freundes kennen zu lernen und deren Dank zu empfangen? Und war er erst hier, so bedurfte es nur der leisesten Andeutung über Gatlard's räthselhaftes Reichwerden, um ihn auf seine Spur zu bringen – und dann? – dann war Gatlard rettungslos verloren!

Weigerte sich Gatlard aber jetzt, den Auftrag des Grafen auszuführen, und derselbe traf später mit Paul zusammen, so konnte schon dies Verdacht erwecken, und warum wollte er den Auftrag nicht ausführen, und dadurch zeigen, daß er dem Grafen gegenüber durchaus keine betheiligte Person sei, konnte er nicht gegen Paul, sowie gegen seine Schwester dieselbe schroffe Stellung

fortdauern lassen? Und kam der Graf wirklich einmal hierher, so kam er doch nicht zu ihm, Paul selbst würde denselben davon abhalten, denn dieser war böse auf Gatlard zu sprechen, wenn auch seine Schwester, wie er wußte, keinen Groll gegen ihn im Herzen trug.

Außerdem sagte sich Gatlard, als er nach und nach ruhiger wurde, daß das Gerede über sein plötzliches Reichwerden unter den Leuten schon längst aufgehört habe, daß die wenigsten Menschen aus jener Zeit noch lebten, und der Schleier der Vergangenheit die damals interessante Begebenheit bereits lange in dunkle Vergessenheit gehüllt habe.

So wollte Gatlard die ihm drohende Gefahr aus seinen Gedanken hinwegreden, doch das nahende Gewitter, welches sich über seinem Haupte entladen und dessen Blitz ihn vernichten sollte, stand schwarz und furchtbar vor seinem Geiste, und aus dessen verhängnißvollen Wolken blickte ihm das entsetzliche Bild des Grafen Louvencourt entgegen.

Mit seiner ganzen Verstandeskraft überlegte und erwog er hin und her, was er thun, ob er den Auftrag ausführen solle, oder nicht, und kam schließlich zu dem Entschluß, es zu thun, aber ohne sich dadurch im Entferntesten Hortons zu nähern.

In fortwährender Angst überlegend und sinnend, verbrachte er den Tag, und Abends ließ er Poolmann zu sich rufen, um ihm seinen Beschluß mitzutheilen.

Er empfing denselben mit erzwungener Ruhe, und sagte, ihn nach dem Sopha führend:

Ich habe mir die Sache überlegt, Poolmann, und glaube, es wird doch am Besten sein, wenn wir den Auftrag ausführen. Erstens sind wir es unserm alten Freunde Graville schuldig, und dann würde auch das Zurückweisen eine Gehässigkeit gegen und somit auch ein Interesse für die Hortons bekunden, während sie mir gleichgültig, während sie für mich gar nicht in der Welt sind. Wir nehmen die Sache rein von der geschäftlichen Seite, und machen sie ab, als wisse ich gar Nichts davon. Sie schreiben an den Lieutenant Horton, daß dem Hause von seinem langjährigen Freunde, Herrn Graville in New-Orleans, im Auftrage eines gewissen Grafen Horace Louvencourt die Bitte zugekommen sei, dem Herrn Lieutenant tausend Dollars für seine Equipirung zu übermachen, welche Summe anbei folge, und für denselben zugleich das edelste beste Reitpferd aus dieser Gegend zu kaufen. Da wir aber keine Pferdekenner wären, so müßten wir die Wahl eines solchen Thieres dem Herrn Lieutenant selbst überlassen, und ersuchten ihn, ein solches Roß ohne Berücksichtigung des höchsten Preises zu kaufen, und den Verkäufer mit seiner Forderung an uns zu verweisen. Sie setzen Ihren eignen Namen unter den Brief mit der Bezeichnung »bevollmächtigter Geschäftsführer des Hauses Richard Gatlard«. Damit ist die Sache zu aller Zufriedenheit erledigt. Meinen Sie nicht auch, daß es so am Besten ist, Poolmann?

Unbedingt, lieber Herr Gatlard, ich selbst habe dies im Sinne gehabt, wagte es aber nicht, Ihnen den Vorschlag dazu zu machen. So ist es richtig, und noch heute Abend



soll der Herr Lieutenant meinen Brief erhalten, antwortete der Buchhalter mit freudigem Blick, und wurde bald darauf von Gatlard mit den Worten entlassen:

Besorgen Sie es, mein einziger, bester Poolmann, Sie sind und bleiben immer mein einziger Freund, mein einziger Trost!

Armand hatte mit Horton an diesem Nachmittag einen Spaziergang in das Land zu Carrolls gemacht, und es war zehn Uhr, als sie zurückkehrten und vor Hortons Wohnung anlangten.

Treten Sie noch einen Augenblick mit ein, sagte der Lieutenant, als Armand von ihm gehen wollte, meine Mutter wird sich freuen, Sie zu sehen.

Es ist schon zu spät, es möchte sie geniren, antwortete Armand.

Nicht im Geringsten, im Gegentheil, es wird ihr sehr angenehm sein, kommen Sie, versetzte Horton, nahm Armand bei der Hand und führte ihn in das Haus.

Jane hörte sie kommen und trat ihnen mit einem freudigen Willkommen an der Zimmerthür entgegen.

Das ist ja lieb von Ihnen, Herr Armand, daß Sie mir auch noch ein Wenig von Ihrer Gesellschaft schenken wollen, sagte sie, diesem die Hand reichend, bat ihn Platz zu nehmen, und wandte sich dann an ihren Sohn, indem sie nach dem Tisch zeigte, und sagte:

Da ist ein Brief für Dich gekommen, ich weiß aber nicht, wer ihn schickte.

Paul nahm den Brief nachlässig auf, und öffnete denselben, sagte aber gleich darauf:

Was ist das – eine Anweisung auf die Bank von tausend Dollars – und – ist es möglich – von Richard Gatlard?

Was sagst Du – von meinem Bruder? rief Jane erschrocken, und trat zu Paul hin, sag, – schreibt er Dir selbst?

Nein, sein Geschäftsführer Poolmann, entgegnete Paul, das Blatt umschlagend, und auf die Unterschrift blickend. Dann wandte er dasselbe wieder, und begann hastig den Brief zu lesen.

Seine Züge wurden immer freudiger, sein Auge immer glänzender, und als er das Schreiben bis zu Ende durchblickt hatte, rief er mit überströmendem Gefühl aus:

Nein, Nein, das ist zu viel, zu großmüthig, zu edel!

Darauf reichte er Jane den Brief mit den Worten hin:

Da, lies selbst, liebe Mutter, und bewundre den Mann noch mehr, dem wir schon so viel zu danken haben!

Von Louvencourt? fragte Jane, den Brief mit bebender Hand erfassend und durchflog dessen Inhalt, dann aber ließ sie denselben von Staunen und Dankbarkeit überwältigt auf den Tisch niedersinken und sagte tief aufathmend:

Ja wohl, es ist zu viel, zu gut für einen Erdenmenschen!

Was ist es denn, was Sie beide so sehr beglückt – darf auch ich mich darüber freuen? nahm Armand bescheiden das Wort.

Ja ja – lesen Sie – ich möchte es in die Welt hinausjauchzen, daß es einen solchen hochherzigen, edlen

Mann auf Erden giebt, antwortete Jane und reichte Armand den Brief hin, welchen derselbe nun gleichfalls durchschaute.

Das ist der Mann, an den ich im Süden eine so große Schuld durch persönlichen Dank abzutragen habe, zu dem ich im Herbst mit Ihnen reisen will, sagte Paul zu Armand, als dieser ihm das Schreiben zurückgab.

Wohl muß er ein seltener, hochherziger Mann sein, auch ich verlange sehr danach, ihn kennen zu lernen und ihn zu verehren, versetzte Armand und fuhr nach einer Pause fort:

Da kann ich Ihnen vielleicht mit meinem Rath beistehen, wenn Sie das Pferd kaufen wollen, ich verstehe etwas davon.

Dadurch werden Sie mich recht sehr verpflichten und schon morgen will ich diese Ihre Güte in Anspruch nehmen.

Aber kein zu theueres, fiel Jane ein.

Dadurch würde dem Wunsch des gütigen Gebers nicht allein nicht entsprochen, sondern auch die Freude, die ihm die Gabe verursacht, sehr verringert werden, entgegnete Armand rasch, nein, nein, es muß ein sehr edles, werthvolles Pferd gekauft werden, denn darin liegt ein Theil Ihres Dankes.

Ich glaube es auch, nahm Paul das Wort, der Ankauf eines Rosses zu einem geringen Preis würde ganz gewiß dem Grafen die Freude verderben. Man braucht ja nicht das allertheuerste zu wählen.

Die freudige Aufregung Jane's und ihres Sohnes war groß, lange noch hörte Armand ihren Herzensergüssen über Louvencourt zu, und schied mit dem Versprechen, morgen sich Vormittags wieder einzufinden, um mit Paul auf die Pferdeschau zu gehen.

EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

*Böse Nacht. – Die Sühne. – Die Einladung. – Die Täuschung. – Erschreckende Mittheilung. – Der Rath. – Die Jahre. – Die junge Palme. – Die Gräber. – Die große Welt. – Die beiden Freunde. – Die Fremden.*

So beglückt und froh bewegt Jane und Paul Horton sich in dieser Nacht zur Ruhe begaben, so angstvoll, so martervoll aufgereggt, suchte Gatlard spät in der Nacht sein Lager. Der Sturm, der vernichtend in seinen Gedanken gegen ihn heraufzog, wurde ihm immer mehr zur Gewißheit, und er sann und sann auf Mittel, um ihm zu begegnen.

Er fühlte, daß das Enthüllen seiner Verbrechen seinen Tod unfehlbar herbeiführen würde und gab zum Erstenmale den langjährigen Mahnungen seines Gewissens nach, das dem Grafen Louvencourt geraubte Vermögen ihm zurück zu erstatten; doch erst nach seinem Tode durch ein Testament, denn bei seinen Lebzeiten vor ihm als Dieb zu erscheinen, das war ihm unmöglich.

Er wollte ein Testament machen, wollte eine Summe darin für den Grafen aussetzen, welche das von ihm genommene Kapital mit den langjährigen Zinsen davon bei Weitem überstieg und wollte sein ganzes übriges ungeheures Vermögen für milde Zwecke bestimmen. Dies Testament wollte er bei Gericht hinterlegen, und sollte Louvencourt dann wirklich einmal bei seinen Lebzeiten ihn

zur Rechenschaft ziehen wollen, so konnte er auf das Testament hinweisen und ihm zeigen, daß er ihm durch dasselbe mehr als seine Schuld zurückerstattet habe.

Hierüber sinnend und denkend hatte er die Nacht verbracht, kein Schlaf war in seine Augen gekommen und erst Morgens, als er den Beschluß vollständig und fest gefaßt hatte, erbarmte sich ein wohlthätiger Schlummer über ihn, der ihn noch umfangen hielt als die Sonne schon lange durch seine Fenster blickte.

Sein Kammerdiener war schon mehrere Male in sein Gemach eingetreten, hatte sich aber immer wieder leise zurückgezogen, um seinen Herrn nicht im Schlaf zu stören, da öffnete er abermals vorsichtig die Thür und sah nach Gatlards Lager hin, als dieser die Augen aufschlug, ihn verwundert anschaute und sagte:

Ich glaube, ich habe sehr lange geschlafen, laß gleich das Frühstück auftragen und dann bald auch den Wagen anspannen, ich will nach dem Comptoir fahren.

Gatlard fühlte sich um Vieles beruhigt, der Schlaf hatte ihm wohl gethan, und es war ihm bei dem Gedanken an das Testament, als würde er mit Aufstellen desselben eine große Last von seiner Seele nehmen.

Gleich nach dem späten Frühstück fuhr er nach seinem Geschäftslokal, und begann sofort einen ungefähren Umriß für seinen letzten Willen zu entwerfen. Poolmann war ausgegangen, als er aber in das Comptoir zurückkehrte und zu Gatlard in das Zimmer trat, war dessen erste Frage:

Haben Sie gestern den Brief an Lieutenant Horton abgesandt und ihm zugleich die tausend Dollars übermacht?

Schon vor acht Uhr ist das Schreiben an Madame Horton abgegeben worden, weil der Herr Lieutenant selbst nicht zu Hause war; ich sah ihn, als ich von Tisch kam, mit Herrn Armand, welcher den Credit von Liverpool auf uns hat, die Maulbeerstraße hinaufgehen, wahrscheinlich haben sie eine Promenade in das Land gemacht, antwortete der Buchhalter.

Und bis jetzt haben Sie nichts von Horton gehört?

Nein, Herr Gatlard, ich erwarte auch erst Nachricht von ihm, wenn er das Pferd gekauft hat und den Verkäufer zum Empfange seines Geldes an uns verweist, erwiderte Poolmann, stattete Gatlard nun verschiedene Berichte ab, und begab sich dann in das Comptoir zurück.

Gatlard aber ging die Bekanntschaft Armands mit Paul Horton durch die Gedanken, er schrieb schnell eine Einladung zum Mittagsessen auf den folgenden Tag an Ernest, und gab das Schreiben zur baldigen Beförderung in das Comptoir hinaus.

Armand hatte den ganzen Vormittag seinen Freund Horton auf dessen Wanderungen zur Pferdeschau, wenn auch noch ohne erwünschtes Resultat, begleitet, und fand, als er zum Essen in das Hotel zurückkehrte, Gatlard's Brief vor.

Er freute sich über dessen Einladung, indem er glaubte, eine große Gesellschaft bei Gatlard versammelt zu finden, wobei er Gelegenheit haben würde, viele bedeutende Persönlichkeiten kennen zu lernen. Außerdem hoffte er, bei dem Diner des Millionairs Glanz und Reichthum entfaltet zu sehen wie ihn die orientalischen Märchen seiner Phantasie oftmals vorgeführt hatten.

Als am folgenden Tage die befohlene, ersehnte Stunde erschien, ließ er einen Wagen holen, und fuhr nach Gatlard's Palast.

Zu seiner Verwunderung war die Thür desselben nicht weit geöffnet, und kein der Gäste harrender Diener war zu sehen. Er erstieg die Treppe, zog die Schelle und derselbe Schwarze, welcher ihn bei seinem ersten Besuche eingelassen hatte, öffnete auch diesmal den Eingang und geleitete ihn die Treppe hinauf, und in den Salon, indem er sagte:

Ich werde sogleich Herrn Gatlard von Ihrer Ankunft unterrichten.

Dann verschwand er aus dem Zimmer, und Armand stand wieder allein auf demselben Fleck, wie damals.

Die Thür nach dem großen Saale aber stand nicht offen, und als Armand sie öffnen wollte, fand er sie verschlossen. Es war ihm leid, denn er hätte gern noch einmal jene prächtigen Kunstwerke, den Blumenaufsatz und die Candelaber, bewundert.

Er war erstaunt, daß außer ihm noch keiner der geladenen Gäste erschienen sei, und er sah auf seine Uhr, ob



er vielleicht irrthümlich zu früh gekommen wäre, doch die befohlene Stunde war bereits da.

Nach wenigen Minuten des Alleinseins und des Erwartens öffnete sich die Thür und Gatlard in demselben Anzug wie das vorige Mal, trat mit demselben Lächeln zu ihm herein.

Seien Sie mir freundlichst willkommen, Herr Armand, sagte er und reichte diesem die Hand, ich verlangte danach, Sie einmal bei mir zu haben, um mit Ihnen so recht ungestört über Deutschland und über meinen alten Freund, dessen Empfehlung ich Ihre Bekanntschaft zu danken habe, reden zu können. Darum lud ich Sie auch ohne andere Gesellschaft zu mir ein.

Armand dankte mit artigen Worten für die Güte und Auszeichnung, welche er ihm angedeihen lasse, wenn er sich auch in seinen Hoffnungen, einem glänzenden Feste beizuwohnen, getäuscht sah.

Ein Diener meldete nach wenigen Minuten, daß das Mittagessen aufgetragen wäre, und Gatlard geleitete seinen Gast aus dem Salon in den Corridor und von dort in den Speisesaal.

Die Tafel war allerdings mit einem großen Reichthum von Silber beladen, doch lag darin nichts, was Armand nicht schon früher gesehen hätte.

Er nahm Gatlard gegenüber Platz und dieser machte den Wirth in höchst liebenswürdigen artiger Weise. Armand mußte ihm von seinem alten Freunde und auch von Deutschland erzählen, dann wandte Gatlard die Unterhaltung auf Amerika, und fragte Armand, wohin er

denn zuerst seine Reisen richten werde. Als dieser ihm nun den Norden nannte, machte er ihn auf die interessantesten Touren aufmerksam, und gab ihm alle möglichen Winke, um die Reise zu seiner größten Genugthuung einzurichten.

Das Essen war vortrefflich, der Wein unvergleichlich, und Armand entschädigte sich dabei für den geistigen Genuß, den er zu erhalten gehofft hatte.

Nach Tisch führte Gatlard ihn nach einem Armsessel am Fenster, nahm selbst in einem solchen bei ihm Platz, und ließ nun den Kaffee und für Armand seine Cigarren bringen, denn er selbst rauchte nicht.

Die Diener hatten sich sämmtlich entfernt, als Gatlard, wie zufällig, fragte:

Sie sind auch mit Lieutenant Horton bekannt geworden, ich sah Sie mit ihm gehen.

Armand war überrascht, daß Gatlard selbst das Gespräch auf den Sohn seiner Schwester lenkte, an welcher er so unbrüderlich, so unnatürlich gehandelt hatte.

Ja wohl, ich bin schon recht sehr mit ihm befreundet und wünsche mir Glück zu seiner Bekanntschaft, denn er ist wirklich ein vortrefflicher junger Mann.

So höre ich allgemein, versetzte Gatlard leichthin, ich kenne ihn nicht persönlich, Verhältnisse, über welche ich nicht gern rede, entfernten mich von meiner Schwester, doch freue ich mich, daß deren Sohn sich Liebe und Achtung zu verdienen weiß. Er hat viele sehr gute Freunde, wovon ich noch gestern einen schlagenden Beweis erhielt.

Hier schwieg Gatlard, als warte er darauf, daß Armand auf seine Anspielung eingehen sollte, was dieser auch that, indem er sagte:

Sie meinen damit die schöne, edle Handlung des Grafen Louvencourt? Allerdings, der Mann muß ein sehr guter Freund von Horton und von dessen Mutter sein, und doch sind sie nicht einmal persönlich miteinander bekannt. Nur der Vater des Lieutenants war mit Louvencourt sehr befreundet.

Nun, der Graf wird ja wohl gelegentlich einmal hierher kommen, um sie kennen zu lernen, bemerkte Gatlard mit gleichgültigem Tone.

Davon ist meines Wissens noch keine Rede gewesen, wohl aber, daß Horton in kommendem Herbst dem Grafen seinen Besuch machen will und daß ich ihn wahrscheinlich dabei begleiten werde, sagte Armand, und fügte nach kurzer Pause, da Gatlard nichts darauf antwortete, hinzu:

Ich habe mich immer so sehr nach dem Süden gesehnt, daß ich sicher diese Gelegenheit, denselben mit einem Freunde zu besuchen, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen werde. Außerdem gestehe ich es, daß ich gern die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Menschen, wie der Graf es ist, machen möchte.

Hier schwieg Armand wieder, und es war ihm während seiner Rede aufgefallen, daß Gatlards Züge sich verfinstert hatten und daß er in Gedanken versank.

Als Armand aber schwieg, sammelte sich Jener schnell, und sagte:

In das ungesunde, durch Sümpfe verpestete Land wollten Sie reisen, wo Sie Nichts finden, als dichte Wälder, Alligatoren, Schlangen und Mosquito's? Dafür mag Sie der Himmel bewahren, dort wird man das Fieber ja gar nicht los und die stärksten Männer gehen dort zu Grabe. Um Gottes Willen nicht, Herr Armand; wenn Sie den *schönen* Süden sehen wollen, so gehen Sie nach Mexico, ich gebe Ihnen Empfehlungen und Credite mit, die Ihnen den Weg dort bis zum stillen Weltmeer bahnen sollen. Dort sehen Sie ein wirkliches Tropenland, wie man sagt, das Paradies der Welt. Doch von dem schwarzen Flusse bleiben Sie fort, wenn Sie Ihre Gesundheit, Ihr Leben behalten wollen!

Es leben ja aber dort so viele reiche Familien, denen es frei steht, sich eine Heimath zu wählen, warum bleiben dieselben denn dort, wenn es so gefährlich ist, da zu wohnen? entgegnete Armand.

Das sind Franzosen, welche von St. Domingo kamen, wo sie geboren und aufgewachsen waren und wo es eben so ungesund ist, aber ein Nordländer, namentlich ein Deutscher, würde unfehlbar am schwarzen Flusse begraben werden, wenn er sich dort auch nur kurze Zeit der verpesteten Luft aussetzte. Hören Sie meinen Rath, Herr Armand, damit Sie nicht zu Schaden kommen, sagte Gatlard augenscheinlich mit großem Interesse, und alle Einwendungen, die Armand noch gegen seine Ansicht machte, bekämpfte er mit dem regsten Eifer.

Nun, es ist ja noch nicht fest bestimmt, versetzte Armand endlich, nur um Gatlard nicht mehr widersprechen zu müssen.

Gatlard bemühte sich dann, ihm zu zeigen, welchen warmen Antheil er an seinem Wohlergehen nehme, erbot sich, ihm Empfehlungen nach dem Norden zu geben, und bat ihn, sich immer Rath bei ihm zu holen, wenn er dessen bedürfen sollte.

Armand verweilte noch mehrere Wochen in Philadelphia, während welcher Zeit er seinem Freunde Horton ein prächtiges Pferd kaufen half und auch noch einige Male bei Gatlard zu Mittag speiste.

Dann sagte er Beiden Lebewohl und trat seine Reise über New-York nach dem Niagarafalle an.

Erst im October kehrte er nach Philadelphia zurück, und machte nun schnell Vorbereitungen, um mit Horton nach dem Süden zu gehen, sagte aber Gatlard nichts von diesem seinem Beschluß, um ihm nicht durch Handeln gegen seinen wohlgemeinten Rath wehe zu thun.



Bei Louvencourts hatten die Jahre auch Veränderungen hervorgebracht. Der Graf war in die Sechzig eingetreten und sein schönes schwarzes Haar hatte einen stark weißen Schimmer bekommen.

Auch seine Züge verriethen Alter, die vielen Sorgen, der viele Schmerz in seinen jungen Jahren hatten nicht verfehlt, ihre Spuren auf denselben zurückzulassen.

Aber er war noch geistig und körperlich stark und rüstig, und mit großem Rechte nannte man ihn einen interessanten, schönen alten Mann.

Ueber die Gräfin schien die Zeit weniger Macht gehabt zu haben, denn sie war noch eine gebietende, angenehm fesselnde Erscheinung.

Ihr langes Haar war noch wie in ihrer Blüthenzeit vom tiefsten glänzendsten Schwarz, ihre Gestalt noch immer vornehm und gefällig, nur hatte ihre Haut das Frische, Durchsichtige verloren und ließ mehr, wie früher, das afrikanische Blut erkennen, welches sie, wenn auch in geringem Maße, von ihrer Mutter Seite ererbt hatte.

Wie aber neben der alternden Palme der junge Sprößling mit üppiger Lebenskraft emportreibt, so stand die achtzehnjährige Melanie bei ihrer Mutter, ein Bild tropischer Schönheit, ihrer edlen Abkunft würdig. Ihr reizendes zartgeschnittenes Antlitz schien mit Mondenlicht und Abendsonnenschein gefärbt, ihre hohe freie Stirn war mit einer Fülle, von der Natur gekräuselten, tiefschwarzen glänzenden Haares üppig überwogt, während lange, rollende Locken zu beiden Seiten hinter ihrem wunderbar zierlichen Ohr bis auf ihren vollen Busen herabhingen und ihre schweren Haarflechten wie eine Bürde am Hinterkopf aufgerollt waren.

Ihr Auge aber blickte unter den breiten, rein gezeichneten, schwarzen Brauen und langen, doppelt gereihten Wimpern wie Tropennacht sinnend und schwermüthig hervor, und blitzte nur bei rascher Bewegung ihrer Seele wie Wetterleuchten auf.

Sie war eine hohe, schwanke Palmengestalt, biegsam und schlank, wie die Königin der Pflanzenwelt, und vornehm und natürlich graziös in jeder ihrer Bewegungen.

Ein kindlich frommes, wenn auch leicht erregbares, leidenschaftliches Gemüth hatte sie von ihrem Vater und von ihrer Mutter zugleich geerbt, und nur Liebe und aufopfernde Hingebung für Beide füllten ihre schöne Seele.

Geliebt und geehrt von ihren Eltern und von Alt und Jung in der Ansiedelung und in der weiten Umgegend, war sie die gefeierte Schönheit des Südens, deren Name in ganz Louisiana und auch in der Weltstadt New-Orleans mit Bewunderung und Verehrung genannt wurde.

Dennoch hatte sie noch niemals ihren Geburtsort auf größere Entfernung, oder auf längere Zeit verlassen, weil ihr ganzes Glück, ihr ganzes Dichten und Trachten bei ihren Eltern ihr Ziel fand.

Auch die Gräfin hatte sich noch keinmal von ihrer neuen Heimath, in welcher ihr so hohes Glück erblüht war, entfernt, und auch der Graf war nur, wenn es dringende Geschäfte forderten, nach New-Orleans gereist, um dort dieselben schnell zu beenden und eiligst wieder in sein Paradies zu den Seinigen zurückzukehren.

Wohl war die rauhe Hand der Zeit auch oftmals leidbringend durch die Ansiedelung gezogen, Remi Louven-court war vor einigen Jahren gestorben, Ugahi, der edle wilde Freund, lag in dem dunkeln Hain begraben, Vail-lant, der treue Wächter war schon lange durch den Tod

abgerufen worden, und über Aller irdischer Hülle erhoben sich schöne, aus weißem Marmor gehauene Denksteine. Lazare jedoch trotzte der Zeit, er war noch ganz derselbe Mann, nur wohl schwerer von Körper und nicht so rasch in seinen Bewegungen, wie damals, als er mit seiner Herrschaft in dies Land kam.

Der Graf sowohl, wie die Gräfin konnten sich nicht länger die Nothwendigkeit verschweigen, ihre Tochter in die Welt einzuführen, damit dieselbe außer dem sehr beschränkten Kreise, in welchem sie sich bis jetzt bewegt hatte, das Leben kennen lerne.

Um ihre Erziehung zu vollenden, war es freilich nicht nöthig, denn die besten Lehrer und Lehrerinnen in allen Fächern des für sie nöthigen Wissens hatte der Graf für ihre Ausbildung während einer Reihe von Jahren in seinem Hause gehalten, dennoch glaubten beide Eltern, daß es ihre Pflicht sei, ihre Tochter in die Gesellschaft der großen Welt zu bringen, um ihr für die Wahl eines Gatten ein weiteres Feld zu eröffnen, denn ihr Kind an der Seite eines treuen Beschützers durch das Leben gehen zu sehen, war jetzt noch ihr einziger, ihr sehnlichster Wunsch.

Hier am schwarzen Flusse lebten ja viele junge Männer, fast ausschließlich französischer Abkunft, sie waren aber sämmtlich ohne verfeinerte Erziehung in dem Pflanzleben aufgewachsen, und konnten darum der fein erzogenen Melanie keine Wahl bieten.

Der October war da, mit Ende desselben strömten die reichen, vornehmen französischen Creolenfamilien aus allen Gegenden von Louisiana nach New-Orleans und das



großartige Winterleben in dieser Stadt nahm seinen Anfang.

Louvencourt und seine Gattin beschlossen mit ihrer Tochter diesen Winter in New-Orleans zuzubringen und dort ein Haus zu machen, und es wurden eiligst alle Vorkehrungen zu dieser längern Abwesenheit von Haus getroffen.

Lazare sollte auf der Plantage zurückbleiben, um dieselbe zu verwalten. Sauvée die Indianerin aber sollte, außer der nöthigen Dienerschaft, mit nach der Stadt reisen.

Louvencourt hatte bestimmt, zuerst eine Reihe von Zimmern in dem St. Charles-Hotel zu beziehen, weil dies das erste Gasthaus vielleicht in den ganzen Vereinigten Staaten war, sobald sich aber die Gelegenheit bieten würde, ein eigenes Palais zu kaufen, wollte er dies thun; denn er war ein sehr reicher Mann geworden, da ihm seine Baumwollenernten jährlich über dreißigtausend Dollars abwarfen.

Bei allen seinen Besuchen in New-Orleans war er im St. Louis-Hotel in dem französischen Theil der Stadt abgestiegen, in welchem man kaum ein englisches Wort hörte und wo alle Sitten und Gebräuche sich noch immer rein französisch erhalten hatten, während in dem amerikanischen Theile derselben fast Niemand französisch sprach und nur amerikanische Sitten herrschten.

In diesem Theile der Stadt lag das St. Charles-Hotel, und Louvencourt wählte es vorzugsweise, um seiner Tochter Gelegenheit zu geben, englisch zu reden, und sie auch mit dem amerikanischen Leben bekannt zu machen.

Es lag aber auch die unbewußte Eitelkeit in Louvencourt, mit seiner wunderbar reizenden, eleganten Tochter bei den Amerikanern zu glänzen, weil er wußte, wie weit Melanie die amerikanischen Damen durch ihre schlagende Schönheit, aber namentlich durch ihre geistige Ueberlegenheit und ihre natürliche Liebenswürdigkeit in Schatten stellen würde.

Ueber diese kleine, sehr zu entschuldigende Schwäche dachte er nicht an die gränzenlosen Vorurtheile der Amerikaner gegen die Abkunft von afrikanischem Blute, und vergaß, daß die Gräfin Quadrone war und somit noch unter die farbigen Menschen gezählt wurde, während allerdings Melanie für ganz weiß galt.

So lange Louisiana unter spanischer und später unter französischer Herrschaft stand, verwischte die Bildung und der Stand den Unterschied zwischen einem freien farbigen und einem weißen Menschen, seit aber die Amerikaner Besitz von diesem Lande, ergriffen hatten, waren auch deren Vorurtheile gegen alles farbige Blut in dasselbe eingezogen.

Freilich am schwarzen Flusse, wo fast nur Franzosen lebten und wo die Gräfin als die Mutter und der Graf als der Vater aller dortigen Niederlassungen betrachtet wurden, waren diese Vorurtheile niemals zur Geltung gekommen, und Jedermann hatte sich glücklich geschätzt, mit der hohen, verehrten Frau bekannt zu werden.

Bei Louvencourts kurzen Besuchen in New-Orleans war er auch nie an diese Vorurtheile der Amerikaner erinnert worden, zumal da er stets in dem französischen

Theile der Stadt abgestiegen war, kurz es fiel ihm gar nicht ein, daß man gegen eine Frau, wie die Gräfin, überhaupt ein solches in sich aufkommen lassen könne, sie stand ja in jeder Beziehung zu hoch darüber erhaben.

Die Vorbereitungen zur Reise wurden sehr beeilt, und in der zweiten Hälfte des Octobers bestiegen die Louvencourts, von Sauvée, einer jungen Negerin und drei schwarzen Dienern begleitet, die Yacht des Grafen, und fuhren den schwarzen Fluß hinab nach der Mündung desselben in den rothen Fluß.

Dort hatten die Dampfschiffe, welche diesen regelmäßig befahren, einen Stationsort, und hier verließen Louvencourts ihr eigenes Schiff, und sandten dasselbe zurück, um mit dem nächsten Dampfer, welcher eintreffen würde, nach New-Orleans weiter zu fahren.



Um dieselbe Zeit befanden sich Paul Horton und sein Freund Armand auf einem Dampfer, welcher den Mississippistrom hinab nach New-Orleans eilte, wo sie eine kurze Zeit die dort schon begonnenen Lustbarkeiten genießen und dann nach dem schwarzen Flusse zu Louvencourt fahren wollten.

Der Dampfer setzte sie nach einigen Tagen an der meilenweit mit Schiffen belagerten Levée der Weltstadt New-Orleans ab, und sie quartierten sich in dem Riesenhotel St. Charles ein.

Das üppige, reiche Leben der Südländer war ihnen etwas Neues, Interessantes und Angenehmes, sie erfreuten sich an der, mit den köstlichsten Gerichten besetzten Tafel, besuchten die Theater, die Concerte, die Eiscrêmesalons, die Quadronenbälle und die während der ganzen Nacht mit Menschen gefüllten Promenaden.

In fortwährender Spannung und Aufregung hatten sie einige Tage verbracht, als sie eines Mittags vor der Zeit zum Speisen auf der hohen Treppe vor dem Hotel hinter der colossalen Säulenreihe im Schatten saßen und sich dadurch die Weile verkürzten, daß sie die fortwährend ankommenden und abziehenden Fremden beobachteten.

Da sahen sie zwei Wagen in der Straße von der Levée her auf das Haus zufahren, und bald darauf vor demselben anhalten.

Aus dem zweiten Wagen, der schwer mit Koffern und Gepäck beladen war, sprang schnell die schwarze Dienerschaft hervor, um ihrer Herrschaft beim Aussteigen aus dem ersten Wagen behülflich zu sein.

Zuerst stieg ein hoher, stattlicher Mann von echt französischem Ansehen aus, welcher nun mit der größten Artigkeit eine, wie es schien, schon ältliche, schwarz verschleierte Dame aus dem Wagen hervorhob.

Nun, und was kommt da – ein rothbraunes Gesicht? sagte Armand zu seinem Freunde, wahrhaftig das muß eine Indianerin sein, doch in Damenkleidern, ich hätte sie lieber in ihrem Nationalcostüm gesehen. Sie ist sehr schön!

Mein Gott, Armand! sehen sie den schwarzen Lockenkopf dahinter? flüsterte Horton seinem Gefährten hastig zu, als die Indianerin leichten Fußes auf das Trottoir sprang, und nun eine junge Dame ihren Kopf aus dem Wagen hervorsteckte und dem alten Herrn ihre Hand reichte.

Hab ich denn aber je im Leben eine solche Schönheit gesehen! fuhr Horton, heftig bewegt, fort.

Brillant – sehen Sie das Auge und den Fuß, sagte Armand ebenso leise, als Louvencourt (denn dieser war es mit der Gattin und der Tochter) der verschleierten Dame den Arm reichte, von Melanie und Sauvée gefolgt, die hohe Treppe erstieg, und nun an den beiden Freunden vorüber in die Rotunde des Hauses ging.

Horton und Armand waren aufgesprungen und ihnen gefolgt, als Louvencourt an das Bureaufenster ging und zu dem, an dasselbe tretenden Beamten sagte:

Wenn ich bitten darf, geben Sie mir die sechs besten aneinanderstoßenden Zimmer in ihrem Hause.

Der Beamte ließ seinen erfahrenen scharfen Blick über Louvencourt und dann über seine Dienerschaft, welche bereits das Gepäck herbeigetragen hatte, gleiten, und rief einem der schwarzen Kellner zu:

Nummer sechs bis zwölf, erste Etage! worauf der Kellner sich gegen Louvencourt verbeugte und ihm voran aus der Rotunde nach der Treppe schritt, während die Diener mit dem Gepäck ihrer Herrschaft folgten.

Kaum hatten sie die hochgewölbte Halle verlassen als Horton zu dem Beamten an das Bureau fenster trat, und denselben fragte:

Kennen Sie die Familie?

Nein, Herr Lieutenant, ich sehe sie so eben zum Erstenmale. Es sind aber vornehme, reiche Leute; sie haben sechs Zimmer im ersten Stock genommen. Die werden wahrscheinlich während des ganzen Winters bei uns bleiben wollen.

ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

*Ueberraschende Schönheit. – Die Quadrone. – Entrüstung. – Erkundigung. – Große Freude. – Beglückende Fügung. – Begeisternde Aussicht. – Die Liebenden. – Die Entdeckung. – Der Entschluß. – Die Mittheilung. – Der Segen.*

Die erste Glocke zum Mittagsessen ertönte jetzt und Horton und Armand eilten nach ihrem Zimmer, um frische Toilette zu machen. Nach Beenden derselben kehrten sie in die Rotunde zurück, wo sie auf und ab wandelten, und sobald das Zeichen zur Tafel erschallte, sich in den Corridor verfügten und zwischen der Treppe und dem Speisesaale hin und her schritten.

Aus allen Gängen, aus allen Thüren strömten Gäste dem Saale zu, bis endlich auch Louvencourt mit seinen beiden Damen die Treppe herab kam und mit denselben nahe an Horton und Armand vorüberging.

Sie ist ein Engel! flüsterte Horton seinem Freunde zu, indem sie Louvencourts auf dem Fuße in den Saal folgten.

Um die unabsehbar lange Tafel standen die Männer hinter den Stühlen, und warteten darauf, daß die Damen, welche sich oben am Tische gesammelt hatten, sich

niedersetzen sollten. Dieser Augenblick war es, als Louvencourt mit der Gräfin und Melanie an der Tafel hinaufschritt. Alles hatte sich gesetzt und einer der Kellner geleitete Louvencourt nach dem oberen Ende des Tisches, wo drei Plätze für ihn leer standen.

Er ließ sich mit der Gräfin zur Rechten und Melanie zur Linken an dem Tische nieder, und nur sechs Plätze weiter fanden Horton und Armand offene Sitze.

Von Nahe und Fern an der Tafel staunte Alles nach den soeben angekommenen Fremden, namentlich aber nach der zauberisch schönen Melanie hin.

Sie war in schwarze Seide gekleidet, ein, hinter den Locken über ihrer Stirn befestigter schwarzer Spitzenschleier fiel leicht und luftig über ihren blendend weißen Nacken herab, und um diesen hing eine lange kostbare Perlenschnur über ihren vollen Busen, dessen Schnee dieselbe verbleichen ließ. Prächtige Perlen in langen Ohrgehängen, eine mit Perlen besetzte, aus Silber geformte Passionsblume in ihrem tief schwarzen Lockenhaar und eine große Perle im Ring auf ihrem Alabasterfinger war der prächtige Schmuck, den ihre eigne Schönheit verdunkelte.

Kaum aber hatten sie Platz genommen, als sich die Blicke der amerikanischen Damen auf die Gräfin hefteten, und die, welche unmittelbar neben ihr saß, sie verächtlich fixirte und ihren Stuhl von ihr ab zur Seite rückte.

Das feine Gefühl der Gräfin gewährte es augenblicklich, und der Grund dazu stand sofort, wie ein Gespenst,



vor ihr. Sie wurde bleich, erbebte, suchte sich aber zu ermannen und sah ängstlich zur Seite nach ihrem Gatten, als besorge sie, daß auch dieser die Bewegung unter den Amerikanerinnen bemerken möchte.

Da rückte die Dame neben ihr mit heftigem Geräusch ihren Stuhl zurück, entfaltete im Aufstehen ihren Fächer, wehte die Luft mit einem entrüsteten Blick auf die Gräfin von sich ab nach dieser hin, und verließ mit hochgehobenem Antlitz, augenscheinlich empört, den Tisch und auch den Saal.

Kaum hatte diese Dame ihrem Zorne Luft gemacht, als alle übrigen ihrem Beispiele folgten, mit großem Geräusch die Tafel verließen, und eine derselben im Weggehen mit einem wüthenden Blick auf die Gräfin laut sagte:

Niggers! (Neger!)

Mit wuthflammendem Blicke sah der Graf sich nach ihr um, wandte sich dann aber rasch zu seiner unglücklichen Gattin, welche todtenbleich auf ihrem Stuhle wankte, während Melanie, den Grund des Auftrittes nicht ahnend, aufsprang, und erschrocken ihren Arm um ihre Mutter legte.

Der Graf aber half dieser rasch von ihrem Stuhle auf, nahm ihren Arm in den seinigen, und sie mit demselben aufrechthaltend, führte er sie, von Melanie dabei unterstützt, aus dem Saale.

Mein Gott, was war das? sagte Horton entsetzt zu Armand, ich glaube, die Frau, die Mutter des reizenden

Mädchens, ist eine Farbige! Unerhört – ein solches Benehmen gegen eine augenscheinlich so gebildete, vornehme Dame!

Gräulich – unverzeihlich, sagte Armand entrüstet, diese Weiber sind vielleicht nicht werth, dieser Dame die Schuhbänder zu lösen!

Ich möchte nach Tisch zu ihnen gehen und mein Bedauern über die ihnen widerfahrene Gemeinheit aussprechen, sagte Horton in zorniger Bewegung mit lauter Stimme.

Ich werde Sie dabei begleiten, versetzte Armand ebenso laut, und Beide beeilten sich, ihr Mittagsessen zu beenden, weil sie in diesem Augenblick der Aufregung doch wohl nicht von den beleidigten Fremden angenommen werden würden.

Louvencourt hatte seine Gattin nach ihrem Zimmer geleitet, wo sie aus seinem Arm in einen Armsessel niedersank und, unter einem Thränenstrom zu ihm aufblickend, sagte:

Armer Horace, daß ich Dir solches Leid schaffen mußte!

Meine Madelaine, Du hast mir in meinem Leben nichts als Seligkeit gegeben, es sind die Menschen wieder, die unser Glück trüben wollen. Sie sollen, sie können es aber nicht! So laß uns sie im Augenblick wieder verlassen, laß uns zurück in unsern irdischen Himmel gehen, der uns immer nur Glück bescheerte, sagte die Gräfin, sich erhebend, und warf sich dem Gatten an die Brust.

Gern, gern, theures Weib, nur im Augenblick geht es nicht, wir müssen uns erst nach einem Dampfschiff umsehen, welches nach dem rothen Flusse fährt, antwortete Louvencourt.

Aber hinweg aus diesem Hause, Horace, fuhr die Gräfin bittend fort.

Ja ja, sogleich, wir ziehen in das St. Louis-Hotel, dort bin ich ja bekannt, hier sollen sie gar nicht wissen, wer wir sind.

Mein guter Horace, sagte die Gräfin, ihre Lippen auf die des Gatten drückend, laß uns gleich gehen.

Louvencourt befahl sofort seinen Dienern, das Gepäck zu ordnen, sandte einen derselben nach Wagen aus und bezahlte seine Rechnung, ohne ein Wort über den Grund seines Fortziehens zu verlieren.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als die Louvencourts von dem St. Jones-Hotel abfuhren, und sich nach dem weit entfernt liegenden St. Louis-Hotel begaben.

Das Mittagessen war vorüber und Horton und Armand beschlossen, noch eine Stunde zu warten, und sich dann bei den Fremden anmelden zu lassen.

Wie groß aber war ihr Erstaunen und ihr Leid, als sie in dem Bureau die Nachricht erhielten, daß dieselben bereits abgereist wären und daß man ihren Namen nicht wisse.

Horton war außer sich, und erklärte, daß er nicht ruhen werde, bis er ihre Spur gefunden, der er, wohin dieselbe auch führen möge, dann folgen wolle. Armand war bereit, ihn dabei zu begleiten, und so machten sie sich

auf den Weg nach der Levée, um auf allen Dampfschiffen sich nach den Unbekannten zu befragen.

Von Schiff zu Schiff meilenweit wanderten sie an dem Strome hinauf, Niemand auf denselben wollte die Fremden gesehen haben, und zu Wagen konnte man New-Orleans nicht auf weitere Entfernung der Sümpfe wegen verlassen.

Trostlos kehrten sie nach eingebrochener Nacht in ihr Hotel zurück, und kamen nun nach ruhiger Ueberlegung zu der Ueberzeugung, daß die Unbekannten noch in der Stadt sein müßten und wahrscheinlich nur in ein anderes Gasthaus gezogen wären.

Am folgenden Morgen gleich nach dem Frühstück machten sie sich wieder auf die Wanderung und besuchten die besten Hotels in dem amerikanischen Theile der Stadt, als sie dort aber die gewünschte Auskunft nicht erhielten, eilten sie in das französische Quartier und zwar direkt in das St. Louis-Hotel.

Ist gestern ein Herr mit Frau und Tochter nebst Dienerschaft hier eingekehrt, welcher auch eine Indianerin bei sich hatte? fragte Horton den Mann im Bureau.

Ja wohl, der Graf Louvencourt vom schwarzen Flusse, antwortete der Mann.

Louvencourt? rief Horton in höchstem Entzücken aus, ist's möglich, ist der Graf hier?

Nein, er ist schon wieder abgereist, und zwar zurück nach seiner Besitzung. Er fährt mit dem Dampfer Opelousas, welcher schon früh Morgens geheizt hatte, und wie ich hörte, nun um zwölf Uhr abgehen sollte.

Himmel – so haben wir keine Minute zu verlieren! rief Horton in wilder Begeisterung, sprang mit Armand davon und vor dem Hause in einen Miethwagen, der sie im Fluge nach ihrem Hotel zurückbrachte.

Wenige Minuten reichten hin, ihre Rechnung zu zahlen und ihr Gepäck in den Fiacre zu schaffen, und fort ging es in Galopp nach dem bezeichneten Dampfer.

Als sie die Levée erreichten, bewegte sich das Dampfschiff bereits, die Treppe ward von dem Werft zurückgezogen, und von dem obern Verdeck blickte der Graf mit der Gräfin und Melanie auf die beiden heranstürmenden Passagiere, welche, wie es schien, noch gern mitfahren wollten.

Halt, halt! schrie Horton mit aller Gewalt seiner Stimme, die Maschine stand still, die Treppe wurde abermals auf das Werft geschoben, und Horton und Armand sprangen mit ihrem Gepäck an Bord.

Gottlob! sagte Horton mit freudig bebender Stimme zu Armand, nun kommen Sie schnell hinauf zu meinem Wohlthäter.

Mit diesen Worten stürmte er, von Armand gefolgt, die Stiegen hinan auf das obere Verdeck, wo ihm die Blicke der Louvencourts entgegen kamen.

Herr Graf – ist es möglich – Sie hier? Ich war auf dem Wege zu Ihnen, mein Name ist Horton, der Sohn Ihres todtten Freundes, der von Ihnen mit so großen Wohlthaten überhäufte, dankbare Lieutenant Horton! sagte dieser in stürmisch glücklicher Bewegung, ergriff die ihm

entgegenkommende Hand des Grafen, und preßte, ehe derselbe es verhindern konnte, seine Lippen darauf.

Horton? – Wirklich sind Sie es? O, so kommen Sie an mein Herz, Sie guter Sohn meines alten, ewig unvergeßlichen Freundes! rief Louvencourt, und schloß Paul in seine Arme.

In ihrer Freude, in ihrer Ueberraschung hatten Beide ihre Umgebung vergessen, sie hielten ihre frohen Blicke aufeinander geheftet, und drückten sich gegenseitig wieder und wieder herzinnig die Hände.

Dann aber nahm der Graf seinen jungen Schützling bei der Hand, führte ihn zu den Seinigen, und sagte:

Unser lieber junger Horton, von dem wir so oft gesprochen haben.

Meine Frau, meine Tochter Melanie, sagte er dann wieder zu Paul, und Alle begrüßten sich nun aufs Herzlichste wie alte Freunde.

Erlauben Sie nun, daß ich Sie auch mit meinem Freunde Armand, einem Deutschen, bekannt mache, welcher mich zu Ihnen begleiten wollte, nahm nach dem ersten freudigen Gefühlsaustausch Horton das Wort, und stellte Armand nun der Familie Louvencourt vor.

Auch er wurde aufs Herzlichste willkommen geheißen, und nun gab es tausend Fragen und tausend Antworten, während der Dampfer stöhnend und ächzend gegen die gewaltige Strömung des Riesenflusses ankämpfte.

Beim ersten Blick, womit Melanie dem Hortons begegnete, erröthete sie hoch, denn sie hatten sich gestern schon in der unseligen Stunde bei Tafel angesehen,

und sie erkannte den schönen, schwarzgelockten jungen Mann sofort wieder, doch die Art und Weise, wie ihr Vater denselben mit ihr und ihrer Mutter bekannt machte, verscheuchte schnell alle Befangenheit, alles Fremde von ihr, und jede Frage, die er an sie stellte, beantwortete sie so recht freudig und von Herzen gern. Er sprach so sinnig, so bescheiden und doch so warm, und er blickte sie immer so fragend an, als wolle er in ihrer Seele lesen, ihre Gefühle errathen. Sie hatte alle die Freuden, die Lustbarkeiten, um welche sie durch ihre unerwartete rasche Abreise von New-Orleans gekommen war, vollständig vergessen, ja, es war ihr so viel lieber, als hätte sie sich in den großen Gesellschaften, wer wußte, was für Zwang anthun müssen. Es war ja zu Haus tausend Mal schöner, als in der Stadt; unter lauter fremden Menschen, zumal jetzt, wo sie zwei nette, interessante junge Freunde mit sich nahmen, denn Armand hatte auch so hübsch zu ihr geredet und ihr so artige Worte gesagt, er schien eine recht heitere Laune zu besitzen, denn selbst ihre Mutter, die bis jetzt so tief traurig war, und mit welcher Armand sich augenblicklich lebhaft unterhielt, schien aufgeheitert, ja, sie lachte mit ihm, und drohte ihm mit dem Finger.

Der Graf war augenscheinlich tief ergriffen, er blickte bald nach dem schönen braven jungen Horton, der sich in einiger Entfernung von ihm so eifrig mit seiner Tochter unterhielt, bald wieder nach Armand, der seine

geliebte, tief betrübte Gattin so wunderbar schnell aufgeheitert hatte, und er sah mit wahrhaft dankbarem Herzen eine Fügung des Himmels in dem gestern erlebten Schicksalsschlag, der ihn so rasch wieder von den Menschen fort getrieben hatte. Das, was sie in der Stadt, in dem Leben und Treiben der verdorbenen großen Welt suchen wollten, hatte ihnen die Vorsehung rein und ohne Makel zugesandt, denn der Gedanke stieg unwillkürlich in Louvencourts Seele immer lebendiger auf, daß Horton der erwünschte Gatte seiner geliebten Melanie werden möchte. Er entsprach so ganz dem Bilde, welches er sich von seinem zukünftigen Schwiegersohn gemacht hatte, und bei ihm fielen alle Bedenken weg, denn er war ihm ja schon lange als ein musterhafter junger Mann bekannt. Er schien auf Melanie einen sehr günstigen Eindruck gemacht zu haben und Louvencourt fiel die Zeit ein, wo er seine angebetete Gattin kennen lernte; gerade so stand er damals vor ihr, wie jetzt Horton vor seiner Tochter, und ebenso, wie diese jetzt zu Horton sprach, hatte Madelaine damals zu ihm geredet, wenn auch wohl nicht mit denselben Worten. Gott gebe seinen Segen, dachte Louvencourt, und trat zu Armand, welcher sich in der muntersten Unterhaltung mit der Gräfin befand.

Der Himmel hat uns diese beiden jungen Freunde zugesandt, sagte diese zu ihrem Gatten mit einem bedeutungsvollen Blick nach Horton hinüber, Herr Armand bringt uns so viel Humor mit, daß keine trübe Wolke auf unsrer Stirn bleiben kann!



Ich danke Ihnen herzlich dafür, Herr Armand, daß Sie unsern lieben Horton zu uns begleiten wollten, wenn wir nur im Stande sein werden, Ihnen den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen, sagte der Graf, und schüttelte Armand mit Innigkeit die Hand.

Die Annehmlichkeit liegt schon in der Erlaubniß, bei einem so edlen, hochherzigen Manne, wie ich in Ihnen verehren lernte, Herr Graf, weilen zu dürfen, mir sind Ihre Handlungen gegen die Mutter meines Freundes und gegen ihn selbst vollständig bekannt, antwortete Armand ernst mit einer tiefen Verbeugung.

Es war nur Erfüllung meiner Pflicht gegen einen theuern, edlen Freund, in welchem der Tod der Gattin die Stütze raubte, antwortete Louvencourt, und fuhr rasch fort:

Was wird auf dem Lande Sie besonders interessiren, Herr Armand, sind Sie Jäger?

Mit Leib und Seele und ich gestehe es Ihnen, daß ich sehr darauf gehofft habe, in Ihrer Gegend herrliche Jagden zu machen.

Nun, da können Sie Ihre Liebhaberei nach Herzenslust befriedigen, denn mehr Wild, als bei uns, kann es nicht leicht irgendwo geben. Ich besitze auch vortreffliche Jagdpferde, die zu Ihrer Verfügung stehen, und habe mehrere sehr gute Jäger unter meiner Dienerschaft, welche Sie führen sollen, und ich verspreche Ihnen viel Vergnügen, versetzte Louvencourt, und fügte noch hinzu:

Ist Horton denn auch Jagdliebhaber?

Leidenschaftlich, doch ich fürchte sehr, er wird mir bei meinen Ausflügen untreu werden, antwortete Armand mit einem lächelnden Blick nach seinem Freunde, welcher jetzt mit Melanie in tiefem Gespräch auf dem Verdeck hin und her wandelte.

Armands Bemerkung that unverkennbar dem Elternpaar wohl, denn auf beider Zügen malte sich die freudige Hoffnung, welche ihr Inneres belebte.

In der heitersten Unterhaltung verbrachten Louvencourts mit ihren beiden jungen Freunden die Zeit, sie nahmen ihre Mahlzeiten zusammen an einem Privattische ein, nachdem die übrigen Passagiere die ihrigen beendet hatten; früh Morgens und spät Abends, wenn die Sonne ihnen nicht lästig wurde, hielten sie sich auf dem obern Verdeck auf, und während der Hitze des Tages saßen sie zusammen im Schatten auf dem ersten Verdeck, wo der kühle Luftzug sie umfächelte.

Ihre schönste Zeit aber waren die erquickenden, reizenden Nächte, deren Labung sie mit vollen Zügen genossen.

Dieselben waren dunkel, doch von dem Funkeln der Sternensaat am sammetschwarzen Himmel durchblitzt, und eine feierliche Stille lag dann über der weiten, dahinschießenden gewaltigen Fluth, die sich, monoton rauschend, unter dem Kiele des Dampfers brach und sich weißschäumend zu beiden Seiten vor ihm aufthürmte.

Während dieser Nächte befanden sich Louvencourts mit ihren Freunden auf dem langen obern Verdeck, und

beredeten in froher Erwartung die schönen Tage, welche sie in ihrer Heimath nun bald verleben sollten.

Horton war in diesen traulichen Stunden der stete Gefährte Melanie's, sie wandelten zusammen auf und nieder, oder sie saßen an der vordern Spitze des Verdecks beisammen und ließen einander mehr und mehr die Gefühle erkennen, die ihr Inneres bewegten.

Es war in der Nacht vor dem Tage, an welchem sie den Stationsort an der Mündung des schwarzen Flusses erreichen mußten, als sie wieder auf ihrem alten Platz ungestört zusammen saßen, und Horton zum ersten Male Melanies Hand ergriff, seine Lippen heiß und innig darauf drückte, und seiner Liebe zu ihr die ersten Worte gab. Melanie ließ auch den durchsichtigen Schleier von ihren Gefühlen für ihn fallen, und gestand ihm mit leisen herzinnigen Worten, daß auch sie ihn über Alles liebe, und so saßen die Glücklichen Hand in Hand zusammen und träumten von der Seligkeit ihrer Zukunft.

Während dieser Zeit wandelte der Graf mit Armand auf dem hintern Verdeck, wo die Gräfin sich auf einem, mit Rohr geflochtenen Sopha niedergelassen hatte, in gemüthlicher Unterhaltung hin und her.

Was mag denn wohl die eigentliche Ursache davon gewesen sein, daß Gatlard seine Schwester so abscheulich behandelt hat, fragte der Graf seinen Gefährten.

Soweit ich von Horton hörte, antwortete Armand, so lag die einzige Veranlassung darin, daß dessen Mutter sich mit seinem Vater verlobt hatte und Gatlard sie aus reinem Egoismus nicht von sich lassen wollte, weil sie

ihm jahrelang den Haushalt geführt und ihm während dieser Zeit jede Freude ihres Lebens geopfert hatte. Kurz vor ihrer Verlobung, ehe Gatlard etwas von ihrem Interesse für Horton ahnete, hatte sie ihm das Versprechen geben sollen, daß sie auch nach seinem Tode nicht heirathen wolle, widrigenfalls er ihr die bestimmte Erklärung gab, daß er sie enterben würde. Es mag dies mit ein Grund gewesen sein, weshalb seine Schwester sich um so schneller an Horton band, und da hat denn der Egoist auch vollständig sein Wort gehalten. Er ist überhaupt ein sonderbarer Mann, mit einem Gemisch von den allercontrastirendsten Gefühlen, auf der einen Seite die unbeugsamste Hartherzigkeit, die an eingefleischten Haß grenzt, und auf der andern Seite wieder die große Theilnahme an menschlichem Leid und Elend, für welche er Millionen ausgegeben hat.

Er muß doch ungeheuer reich sein, und was hat der Mann nun von allen seinen Schätzen! sagte Louvencourt, er steht allein in der Welt, und hat, wie ich hörte, keine Liebhaberei, die ihm Vergnügen macht. Ist er denn in seinem Hause prächtig eingerichtet? Sie sind ja oft bei ihm gewesen.

Nun, ehrlich gesagt, nein, denn zu schöner Pracht gehört Geschmack, und den habe ich in seiner Einrichtung vollständig vermißt. Er hat Alles mit Gold, Silber und Seide überladen, erdrückend schwer, ohne alle Ueberlegung, ohne alle Harmonie, und man sieht darin, daß in seiner Jugend sein Schönheitssinn nicht ausgebildet worden ist. Er kam als armer Junge in dieses Land, wurde bei

Hortons Großonkel, dem reichen Pennel in Philadelphia, zum Commis gemacht, und wurde später ganz plötzlich ein so ungeheuer reicher Mann. In welcher Weise dies geschah, darüber herrscht ein gewisses Dunkel.

Sonderbar, wie doch bei dem Menschen die erste Erziehung durch sein ganzes Leben die durchschimmernde Folie bleibt, versetzte der Graf.

Er hat ja einzelne recht hübsche Sachen, zum Beispiel recht gute alte Bilder aus der spanischen, der italienischen und der niederländischen Schule, fuhr Armand fort, doch Gott weiß, es ist Alles so schlecht, so geschmacklos geordnet! Doch einige Silbersachen besitzt er, die aus seinen ganzen zusammengewürfelten Schätzen wie ächte Diamanten unter falschen Steinen hervorstrahlen, es sind zwei mächtige silberne Candelaber und ein silberner Blumenaufsatz von sehr großem Kunstwerth.

Ein Blumenaufsatz und zwei Candelaber? – fragte der Graf halb erschrocken, wie sehen dieselben denn aus, was stellen sie vor?

Es sind Zusammenfügungen von vierköpfigen Drachen, welche äußerst sinnig und geschmackvoll verschlungen zu Leuchtern und zu dem Blumenaufsatz das Gestell bilden.

Was sagen Sie – vierköpfige Drachen? rief Louvencourt mit heftiger Bewegung aus, Gatlard besitzt sie?

Warum – kennen Sie dieselben? fragte Armand erstaunt, freilich braucht man sie nur einmal gesehen zu

haben, um sie wieder zu erkennen; sie sind einzig in ihrer Art.

Ich habe früher selbst solche Kunstwerke besessen, welche mir abhanden kamen, versetzte der Graf sinnend, und schritt eine Zeit lang schweigend neben ihm hin, dann hub er immer noch halb in Gedanken versunken an:

Sie sagten vorher, Gatlard sei ganz plötzlich so reich geworden und wie dies geschehen sei, darüber herrschte ein gewisses Dunkel?

Ja wohl, es wurde mir gesagt, er habe seinen Reichtum auf einer Reise nach St. Domingo erworben, antwortete Armand.

Großer Gott, wäre es möglich? sagte der Graf mit stürmischer Aufregung, doch mit unterdrückter Stimme, und schritt heftig neben Armand hin, als setzte ihn eine entsetzliche Entdeckung so sehr in Bewegung.

Erst nach langer Pause hub er gefaßten Tones, wie zu einem Beschluß gekommen, wieder an:

Herr Armand, ich will Ihnen eine gräßliche Begebenheit aus meinem Leben mittheilen, mit welcher diese Silbersachen und auch der reiche Gatlard in Verbindung zu stehen scheinen, nehme Ihnen aber das Versprechen ab, daß Sie unserm lieben Horton kein Wort darüber sagen.

Dies Versprechen gebe ich Ihnen gern, Herr Graf, und bin sehr gespannt zu erfahren, wie jene Gegenstände mit Ihrem Leben zusammenhängen können, antwortete Armand.

So hören Sie, fuhr Louvencourt fort, und erzählte Armand nun, wie jener Cargadeur auf dem Schiffe Neptun ihn damals seines großen Vermögens beraubt hatte.

Sonderbar, höchst sonderbar! sagte Armand, als Louvencourt seine Erzählung beendet hatte, man sollte glauben, jener Cargadeur wäre Gatlard selbst gewesen.

Die zusammentreffenden Umstände werfen wenigstens den Verdacht auf ihn, versetzte der Graf, jedenfalls bin ich es mir, bin es den Meinigen schuldig, mir Licht in der Sache zu verschaffen, und dazu bedarf es einer Reise nach Philadelphia. Ich muß die Silbersachen selbst sehen, und muß Gatlard in die Augen schauen; wenn auch die Zeit ihn und mich in unserm Aeußern umgestaltet hat, unser Blick wird sich gegenseitig erkennen. Gebe Gott, daß er nicht der Mann ist, der solch ungeheure Schuld auf seiner Seele trägt! Ich muß nach Philadelphia, und Sie, Herr Armand, bitte ich, mich dorthin zu begleiten, Sie haben die Kunstwerke mit eignen Augen gesehen, und auf Ihre Aussage hin werde ich verlangen, dieselben gezeigt zu erhalten, im Weigerungsfalle mit Hülfe des Gerichtes.

Mit Freuden stehe ich Ihnen zu Diensten, Herr Graf, antwortete Armand, ich glaube aber, daß Sie dieses Ziel ohne die Hülfe des Gerichtes erreichen können, wenn Sie vor eilf Uhr sich bei Gatlard unter irgend einem fremden Namen anmelden lassen; denn der Diener wird Sie in den Salon führen, und in dem daranstoßenden Saale stehen die Silbersachen. In dieser Weise sind mir dieselben ja auch zu Gesicht gekommen.

Das wollen wir weiter reiflich überlegen, jetzt fahren wir zusammen nach meiner Besetzung, und vielleicht können wir es so einrichten, daß unser Horton dort bleibt und wir Beide eine Reise nach New-Orleans machen. Von dort sind wir in zehn Tagen in Philadelphia. Verrathen Sie sich gegen Horton nicht, sagte Louvencourt und schritt nun mit Armand nach dem vordern Theile des Verdecks, wohin die Gräfin schon seit einiger Zeit sich zu Melanie und Horton begeben hatte.

Wollt Ihr noch nicht zur Ruhe gehen? – Es ist Mitternacht vorüber, sagte er liebevoll zu den Seinigen.

Die Nacht war gar zu schön, lieber Vater, antwortete Melanie in freudiger Bewegung.

Und auf dem Flusse selbst ist die Nachtluft nicht schädlich, fiel die Gräfin mit ihrer milden Stimme ein.

Es ist auch kein Vorwurf und keine Mahnung für Euch, ich dachte mir, daß Euch die Zeit sehr schnell vergangen wäre und Ihr die Uhr nicht wüßtet. Meinem Gefühl nach würde ich gar nicht hinunter in die Cajüte gehen, der Körper aber verlangt nun einmal eine gewisse Zeit zur Ruhe, versetzte der Graf, worauf sie Alle das obere Verdeck verließen und sich in die große Cajüte begaben. Dort wünschten sie sich gegenseitig angenehme Ruhe. Horton drückte Melanie beim Abschied warm die Hand, diese winkte ihm nickend noch einen Blick zu, und sämmtlich zogen sie sich nach ihren Ruhestätten zurück.

Sobald der Graf mit seiner Gattin allein war, theilte er ihr mit, was er von Armand über Gatlard und über die Silbergeschirre erfahren hatte, und sagte ihr, daß er nach



Philadelphia reisen werde, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob es wirklich sein Blumenaufsatz und seine Leuchter wären und ob Gatlard der Cargadeur des Schiffes Neptun sei.

Merkwürdig, wunderbar, sagte die Gräfin, wenn nach so langen Jahren die ewige Gerechtigkeit doch noch walten und die schweren Verbrechen jenes Mannes an den Tag bringen sollte! Und doch würde sie Barmherzigkeit an ihm üben, denn, Horace, würdest Du den Onkel unsres Hortons, den uns Gott zur Erfüllung unseres heißesten Wunsches zugesandt hat, dem Gesetze übergeben können?

Nein, Madelaine, das würde ich nicht, ich würdet nur von ihm zurückverlangen, was er mir und den Meinen geraubt hat, seine übrige Schuld möchte er mit dem Himmel, mit seinem Gewissen berechnen, antwortete der Graf, tief von dem Gefühl seiner engelsguten Gattin ergriffen. Dann fuhr er nach kurzer Pause fort:

Du nennst Horton schon unsern Horton, ich glaube es auch, daß er der Unsrige werden wird, weil ich es hoffe, doch Du weißt, wie oft wir schon in unsern glänzendsten Hoffnungen getäuscht worden sind.

Doch nicht, Horace, sie wurden nur von der gütigen Vorsehung hingehalten, doch in Erfüllung sind sie gegangen, wenn auch in anderer, mehr beglückender Form, entgegnete die Gräfin mit frommem, dankbarem Ausdruck, diese unsre sehnlichste Hoffnung wird wahr werden, nein, sie ist schon wahr geworden, Horton gehört uns an, Horton gehört Melanie mit ganzer Seele an, und

sie ihm – und glaubst Du denn, daß ein Mann, dem sie sich einmal als Eigenthum gegeben, sie jemals wieder lassen könnte? Nein, nein, das ist unmöglich, sie ist zwar mein Kind, aber sie ist ein Engel in Mädchengestalt.

Dann erfaßte die glückliche Frau die Hand ihres Gatten, zog ihn zu sich heran, und sagte:

Weißt Du noch, Horace, wie Du mir zum Erstenmale die Hand küßttest, und wie ich sie Dir, von Seligkeit durchbebt, so gern ließ? Gerade so küßte an diesem Abend Horton unsrer Melanie die Hand wieder und wieder, und sie zog sie nicht von ihm zurück. Bist Du damals nicht mein gewesen und bist Du es nicht auch geblieben, und glaubst Du nicht auch, daß Horton nun das Eigenthum unsres Engelskindes für die Ewigkeit bleiben wird?

Ja, ja, Du Himmelswesen, ich glaube es, mag uns der Himmel dies Glück noch gewähren! sagte der Graf mit überwogendem Gefühl und preßte die geliebte Gattin heiß und innig an sein Herz.

Der Graf schlief in dieser Nacht nur wenig, das Glück hielt ihn lange noch wach und weckte ihn schon am frühen Morgen wieder.

Er trat aus seiner Cajüte hinaus unter die Veranda, welche das obere Verdeck über ihm bildete, und begrüßte den Morgen so recht freudig aus tiefstem Herzensgrunde. Er fühlte sich so froh, so heiter, als sei niemals in seinem Leben eine trübe Wolke über seine Stirn gezogen. Die Morgenluft war so labend, er ging einige Male auf der Galerie hin und her und wandte sich dann nach der

Treppe, welche hinaus auf das obere Verdeck führte, um dort die Frische des Morgens so recht frei zu athmen.

Leichten Fußes schritt er in seinen weichen Saffianschuhen die Stufen hinauf, und wandte zufällig, als sein Kopf durch die Oeffnung über dem obern Verdeck emporstieg, seinen Blick rückwärts nach dem Steuermannshaus.

Ein freudiger Schreck durchbebte ihn, denn seitwärts hinter dem Häuschen sah er Melanie, von dem Arme Hortons umschlungen, stehen, und sah, wie sie in innigem Kusse dessen Lippen auf den ihrigen empfing.

Louvencourt stutzte in seiner freudigen Ueberraschung, und war in dem Augenblick unschlüssig, ob er sich ihnen zeigen solle, oder nicht, da sah Melanie nach ihm her, sie schreckte zusammen, doch mit bittendem Blick nach ihm schmiegte sie ihr schönes Haupt an Hortons breite Brust.

Mit einem Sprunge war Louvencourt auf dem Verdeck, eilte mit Freude und Glück auf seinen Zügen zu den Liebenden hin, und sagte, ihre Hände erfassend:

Gott segne Eure Liebe, mein heißester Wunsch, meine heißeste Bitte ist erfüllt!

Es war ein wonniger beseligender Augenblick, in welchem der Vater sein Kind und dessen Geliebten wieder und wieder an sein Herz drückte, und lange Zeit konnten sie Alle keine Worte für das Uebermaß ihres Glückes finden, dann aber sagte der Graf freudestrahlend zu dem jungen Paare:

Nun laßt mich hinunter zur Mutter gehen, ich will nur sehen, ob sie schon auf ist und dann rufe ich Euch hinunter zu ihr!

Damit eilte er mit jugendlicher Beweglichkeit hinab nach der Gräfin, welche bereits ihre Morgentoilette gemacht hatte, und ihn mit gewohnter Zärtlichkeit empfing.

Was ist Dir begegnet, fragte diese liebevoll, Dein Auge glänzt ja so schön, wie ich es lange nicht sah!

Der Graf jedoch küßte sie, und glitt eilig wieder aus der Cajüte, ohne ihr Antwort gegeben zu haben. Nach wenigen Augenblicken aber kehrte er mit Melanie und Horton zurück, und sagte:

Gott hat unsre Hoffnung, unsre Wünsche erfüllt, Madelaine, Du hast Recht gehabt, Horton ist unser Horton!

Melanie sank unter Freudenthränen in die Arme ihrer Mutter, und diese zog dann auch Horton an ihr Herz, und empfing ihn als ihren geliebten Sohn, den theuren Lebensgefährten ihres Kindes.

DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL.

*Die Nacht auf dem Flusse. – Die künftige Heimath. – Der Jubel. – Veränderter Beschluß. – Die Sorge. – Das Erkennen. – Ueberwältigendes Dankgefühl. – Herzensgüte. – Der Cargadeur. – Die Flucht. – Ueberfahren. – Die Beruhigung. – Das Testament. – Die treue Schwester. – Die Versöhnung. – Der Tod.*

Das Glück des jungen Paares, so wie das der Eltern kannte keine Grenzen, und auch Armand, welcher bald darauf bei ihnen erschien, nahm den innigsten Antheil daran.

Alle sehnten sich jetzt nach dem Augenblick, wo sie das Dampfschiff verlassen könnten, um unbeachtet von fremden Menschen sich ihrer Freude hingeben zu können. Schon nach wenigen Stunden wurde dieser ihr Wunsch erfüllt, das Fahrzeug landete an dem Stationsort, und Louvencourts mit ihren Freunden begaben sich an das Land.

Der Graf sah sich nun sofort nach einem Segelboot um, mit welchem er die Reise bis nach Hause fortsetzen könne, und da er kein solches miethweise erhalten konnte, so kaufte er das des hier wohnenden Spediteurs für einen sehr hohen Preis und schiffte sich schon nach Verlauf von einer Stunde, nachdem er die nöthigen Lebensmittel hatte an Bord schaffen lassen, mit allen seinen Begleitern darin ein. Der Wind war günstig und in der heitersten

Stimmung ließen sich die Schiffer unter geblähetem Segel auf der klaren dunklen Fluth des schwarzen Flusses hinaufschaukeln.

Am Abend, als die Sterne zu funkeln begannen, näherten sie sich einer französischen Niederlassung, mit deren Eigenthümer Louvencourts befreundet waren, und der Graf schlug vor, die Nacht dort zuzubringen, doch Melanie stimmte dagegen, und auch die Gräfin meinte, man solle den Wind benutzen, und die Nacht hindurch weiterfahren, wobei Horton und Armand ihnen zustimmten, und so willigte Louvencourt ein, machte aber die Bedingung, daß man bei dem Farmer vorher das Abendbrod einnehmen solle.

Als das Schiff vor der Niederlassung anlegte, empfing die Pflanzerfamilie ihre verehrten Nachbarn, wie sie Louvencourts trotz der weiten Entfernung nannten, mit großer Freude und Herzlichkeit, und in aller Eile wurde für sie nach besten Kräften ein reiches Abendessen bereitet.

Es schmeckte den Reisenden vortrefflich, die frohste Laune würzte ihnen das Mahl, und gegen zehn Uhr schieden sie unter herzlichen Danksagungen von ihren freundlichen Wirthen, und bestiegen wieder ihr Schiff.

Es war eine reizende Nacht, die ganze Natur war zur Ruhe gegangen und der Wind säuselte das Schlaflied in dem Laube der Riesenbäume, deren Arme weit über den Strom hinaus hingen.

Murmelnd und gurgelnd rauschte die Fluth unter den Seiten des dahinziehenden Schiffes, die Sterne spiegelten

sich tanzend auf deren dunkler Fläche, und hier und dort sprangen die Fische hoch aus ihr empor.

Melanie saß, in ihren Shawl gehüllt, von Hortens Arm umschlungen, neben ihrer Mutter auf einer der Bänke, während Armand und der Graf in der Spitze des Schiffes Platz genommen hatten.

Horton und Melanie trugen sehr wenig zur allgemeinen Unterhaltung bei, doch die Gräfin suchte unermüdlich deren Schweigsamkeit durch eigene Beredsamkeit zu ersetzen, indem sie die Lücken in des Grafen Erzählung aus der Zeit, wo er zuerst in dies Land kam, ausfüllte, deren Armand mit so großem, gespanntem Interesse lauschte. Namentlich die erste Reise Louvencourts auf diesem Fluß hinauf fesselte ihn sehr, und seine lebhafteste Phantasie malte ihm die einzelnen Begebenheiten mit leuchtenden Farben aus, wenn der Graf an den Ufern die Stellen bezeichnete, wo sie stattgefunden hatten.

Die Schlacht der Spanier mit den Wilden, wo der Fluß in ein enges Bett eingeeengt war und die Wipfel der Bäume von beiden Ufern her ein fest geschlossenes Laubdach über ihm bildeten, begeisterte ihn hoch, und wiederholt rief er aus: Schade doch, daß es hier keine Indianer mehr giebt.

Es war dies das Erstemal, daß er in seiner Sehnsucht nach dem Leben in der Urnatur von dessen Wirklichkeit einen Vorgeschmack bekam, und bald träumte er in der dunkeln Gestalt eines abgebrochenen Baumstammes, eines Busches auf den Ufern einen Indianer, einen Bären, einen Jaguar zu sehen. Die jubelnd durch die stille Nacht

tönenden Stimmen jagender Wölfe waren süße Melodien für sein Ohr, und alle Klänge des nächtlichen Lebens der Thierwelt berührten ihn zauberhaft. Doch sein Entzücken erreichte seinen Höhepunkt, als er wirklich bei dem ersten Tagesschimmer eine Bärenfamilie am Ufer sah, welche ihren Durst in dem Flusse gestillt hatte, bei Annäherung des Bootes in den possirlichsten Stellungen verwundert nach demselben hinschaute und dann mit schwerfälligen Sprüngen in das Dunkel des Waldes floh.

Die Sonne stand noch nicht im Zenith, als die Ansiedlung des Grafen sichtbar wurde und die Schiffer dieselbe mit lauter Freude begrüßten.

Horton namentlich war bei deren Anblick tief ergriffen, denn er sah in ihr seine zukünftige Heimath mit allem dem hohen Glück, welches ihn an der Seite seiner Melanie darin erwartete, und mit inniger Freude beobachteten der Graf und die Gräfin seine innere Bewegung, mit welcher er bald nach ihrer Wohnung und deren reizenden Umgebung, bald auf ihr Kind schaute, als könne er keine Worte, keinen Ausdruck für seine beseligten Gefühle finden.

Alt und Jung in der Ansiedlung hatten sich an dem Landungsplatze zusammengedrängt, um die geliebte Herrschaft, von welcher man ja für den ganzen Winter Abschied genommen hatte, zu bewillkommen, und vor der jubelnden Menge stand die kolossale Gestalt des treuen Lazare, der, im höchsten Grade überrascht und staunend, den Ankommenden entgegen blickte, denn er



wußte nicht, war es eine freudige Veranlassung, oder eine betrübende, welche seinen Herrn jetzt schon zurückführe.

Bringt Sie etwas Freudiges uns so schnell wieder, Herr Graf? rief er nach diesem hin, als derselbe ihm seine Grüße zuwinkte.

Etwas sehr Freudiges, guter Lazare, ich bringe Euch Euren zukünftigen Herrn, den Verlobten Eurer jungen Herrin! antwortete Louvencourt im ersten Ausbruch seiner Freude, den alten treuen Freund wiederzusehen, und mit einem stürmischen Jubel wurde die Nachricht von der Menge begrüßt.

Lazare war der Erste, der dem Grafen die Hand reichte, dann kam die Gräfin, und als er Melanie half, das Land zu besteigen, wünschte er ihr und Horton des Himmels Segen zu ihrem Bunde.

In Glück und Freude verstrich den Angekommenen eine Woche, Horton wurde Armand auf seinen Streifzügen, wie dieser es vorhergesagt hatte, untreu, dieser aber genoß mit vollen Zügen die langersehnte Lust der Jagd im Urwalde und auf der wogenden, unabsehbaren Prairie, während der Graf im Stillen alle Vorbereitungen zu seiner Reise nach Philadelphia machte.

Eines Abends nach dem Souper sagte Louvencourt nun in Gegenwart Hortons, daß er sich nothgedrungen nach New-Orleans begeben müsse, und bat Armand ihn dabei zu begleiten, damit er sich nicht gar zu verlassen fühle.

Dieser erklärte sich auch gern dazu bereit, worauf der Graf sich zu Horton wandte, und scherzend sagte:

Ich übergebe Ihnen, lieber Horton, während dieser Zeit die Regierung meines Reichs, und gebe Ihnen meine Gattin und meine Tochter als Regierungsräthe bei, nehmen Sie sich in Acht, daß die Beiden Ihnen den Scepter nicht aus der Hand nehmen.

Horton sowohl, wie Melanie waren sehr betrübt über die Mittheilung, und Ersterer fragte den Grafen, ob er denn seine Reise nicht anschieben und es so einrichten könne, daß sie Alle über New-Orleans nach Philadelphia gingen, um seiner Mutter die Freude ihrer Bekanntschaft zu machen, worauf der Graf allerdings einige Augenblicke sinnend mit der Antwort zögerte, dann aber doch bei seinem Beschlusse, mit Armand jetzt zu reisen, blieb.

Nachdem sie sich aber getrennt hatten, um zur Ruhe zu gehen, und Louvencourt mit der Gräfin allein war, sagte diese zu ihm:

Höre, bester Horace, ich meine, der Vorschlag Hortons wäre so ganz unannehmbar nicht gewesen, welchen Nachtheil kann unsre Gegenwart in Philadelphia Deinem Vorhaben bringen? Es kennt uns dort Niemand, und unsre Ankunft kann ein strenges Geheimniß bleiben, wenn Du Horton und dessen Mutter sagst, daß Du einige Zeit in der Stadt unbekannt zu verweilen wünschest. Und wer weiß, ob nicht gerade Hortons Gegenwart dort in Deiner Angelegenheit von allergrößter Wichtigkeit werden könnte. Ich trenne mich jetzt, wo wir den Gipfel unsres Glückes erreicht haben, so ungern von Dir, andererseits möchte ich wohl die Mutter des lieben Horton kennen

lernen. Vielleicht zöge sie mit uns hierher, und unser Familienkreis würde noch mit einer, sicher lieben Persönlichkeit bereichert. Horton kann sogleich seinen Abschied nehmen und Melanie's Gatte werden, warum wollen wir sie es nicht so machen lassen, wie wir es thaten? Wir waren nur wenige Wochen verlobt.

Hier schwieg die Gräfin, und Louvencourt ging einige Male nachdenkend im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich stehen, ergriff die Hand der Gattin, und sagte:

Ihr Frauen seht doch immer schärfer und richtiger, als wir, wenn es zum Ueberlegen kommt, wir machen leichter die großen Pläne. Du hast Recht, Madelaine, wir müssen zusammen die Reise machen, und wer weiß, wenn Gatlard nicht jener schreckliche Cargadeur ist, so wäre es ja möglich, daß wir eine Aussöhnung mit seiner Schwester zu Stande brächten. Ich sage dies nicht seines Vermögens wegen, denn der gütige Gott hat uns ja so reichlich mit weltlichen Gütern gesegnet, aber ein gutes Werk wäre es doch, und werth, daß man einen Versuch dafür machte. Wir wollen zusammen reisen, und das kann bald geschehen, denn Ihr habt ja Euren Staat bereit, und alle Einrichtungen für unsre längere Abwesenheit von hier sind getroffen.

Dieser neue Beschluß wurde am folgenden Morgen beim Frühstück zu allgemeiner Freude verkündet, wobei Armand sich jedoch die Erlaubniß erbat, die Familie wieder hieher begleiten zu dürfen, um seine Bekanntschaft mit der Wildniß noch zu erweitern.

Wenige Tage reichten hin, Alles wieder zur Reise in Ordnung zu bringen, dann bestiegen die Louvencourts mit ihren Freunden abermals die Yacht, eilten nach dem Stationsort am rothen Flusse, und wurden bald darauf von einem Dampfer aufgenommen, welcher sie glücklich in New-Orleans an das Land setzte.

Alle begaben sich in das St. Louis-Hotel, der Graf machte noch am Abend seinem alten Freunde Graville einen Besuch, und schon am folgenden Morgen befanden sie sich sämmtlich an Bord eines Dampfschiffes, welches nach Cincinnati am Ohioflusse abging.



Jane Horton harrete sehnlichst auf weitere Nachrichten von ihrem Sohne, denn er hatte ihr nur seine glückliche Ankunft in New-Orleans gemeldet, seitdem aber Nichts wieder von sich hören lassen.

Sie rechnete ganz sicher auf einen Brief von ihm, wenn er von dort seine Weiterreise zu dem Grafen Louvencourt antreten würde, und sie konnte es sich nicht erklären, daß er so lange in New-Orleans verweilen und ihr nicht schreiben sollte!

An jedem Morgen und an jedem Abend ging sie selbst nach der Post um zu hören, ob kein Brief für sie angekommen sei, und mit jedem Tage mehrte sich ihre Besorgniß, daß ihrem einzigen Paul ein Unglück zugestoßen sein möchte.

Sorgenvoll und betrübt war sie auch in ihrer Hoffnung getäuscht eines Abends von der Post zurückgekehrt, und hatte sich mit ihrer Handarbeit vor das hellflackernde Kaminfeuer gesetzt, als sie die Hausthür öffnen hörte, und dann viele Stimmen unten im Corridor vernahm.

Sie erhob sich, nahm das Licht von dem Tische, und schritt aus der Thür, um zu sehen, wer noch so spät sie besuchen wolle, als sie auf der Treppe Jemanden husten hörte.

Mein Gott, rief sie, freudig erschrocken, aus, bist Du es, Paul?

Dabei eilte sie nach den Stufen, als ihr Pauls Stimme zurief:

Ja, beste Mutter, – gesund und glücklich, und im nächsten Augenblick die Treppe heraufsprang und sie mit vielen herzinnigen Küssen in seine Arme schloß. Ich wollte Dich nicht zu plötzlich überraschen, darum hustete ich, denn ich wußte, Du würdest mich halb und halb daran erkennen, sagte er in glücklicher Aufregung, doch Jane fiel ihm in das Wort, und sagte:

Ei, Paul, bist Du denn nicht zu unserm Wohlthäter, zu dem Grafen Louvencourt gereist?

Ja doch, liebe Mutter, antwortete Paul mit freudebebender Stimme, und ich bringe ihn Dir selbst mit, wir wollten Dich nur nicht erschrecken! Hier kommt der edle Mann!

Bei diesen letzten Worten wandte sich Paul nach der Treppe, auf welcher jetzt der Graf mit seiner Gattin, mit

Melanie und mit Armand heraufeilte und, beide Hände nach Jane ausstreckend, zu ihr hintrat:

Herr Graf! stammelte Jane, drückte ihre Lippen auf dessen Hand, und benetzte sie mit ihren Thränen, mehr Worte hatte sie nicht, sie wußte nicht, wie ihr geschah, das Glück wollte sie erdrücken, Louvencourt aber führte sie in ihr Zimmer, und sagte mit beruhigender Stimme:

Ich bringe Ihnen auch meine Frau und meine Tochter, und erbitte für uns alle dreie Ihre Liebe und Freundschaft.

Jane begann sich jetzt zu fassen und sich der Freude hinzugeben, welche ihr so überraschend und so überwältigend zu Theil wurde, sie bewillkommnete die Gräfin und die schöne Melanie, wandte sich dann wieder zu dem Grafen, um ihrem Danke Worte zu geben, doch dieser fiel ihr in die Rede, sagte ihr, daß er jetzt viel tiefer in ihrer Schuld wäre, und bat sie nun um ihren Segen für den Bund, den ihre Kinder geschlossen hätten.

Namenloses Glück durchwogte Aller Herzen, Alle suchten demselben in jeder ihnen zu Gebote stehenden Weise Ausdruck zu geben, und erst nach Mitternacht vermochten sie es über sich, Abschied von einander zu nehmen.

Paul Horton begleitete seine Freunde nach ihrem Hotel, und als er dort von ihnen schied, sagte der Graf zu ihm:

Nun, Paul, es bleibt bei unsrer Abrede, mein Name wird vor der Hand durchaus nicht genannt.

Die freudige Aufregung, welche sich des Grafen so beglückend bemächtigt hatte, nahm, sobald er mit seiner Gattin allein war, einen ernsteren Charakter an. Die Ungewißheit, ja die Angst, daß Gatlard der Onkel, der nächste Verwandte von seines Kindes Verlobten, jener Schurke, jenes Ungeheuer sein könnte, ergriff ihn folternd und quälend.

Beruhige Dich, Horace, er ist es ganz gewiß nicht, wie könnte der Bruder einer so engelsreinen, lieben Frau, wie Pauls Mutter, ein so böser Mensch sein – das ist ja nicht denklich, sagte die Gräfin überredend zu ihm, und nach Allem, was uns von ihm bekannt ist, muß er ein guter Mann sein, wenn auch ein Sonderling, der aus irgend einer uns fremden Ursache hart gegen seine Schwester verfuhr. Die Silbersachen wird er gekauft haben, und ich finde es ganz natürlich, daß der Räuber derselben sie gerade ihm angeboten hat; denn nur ein Mann von großem Vermögen konnte sie bezahlen.

Gebe es Gott, daß er es nicht ist, denn für Paul würde es mir schrecklich sein, er würde es sich schwer zu Herzen nehmen, sagte Louvencourt.

Und wenn er es wirklich wäre, Horace, so würdest Du unserm Paul den Schmerz gewiß ersparen und es ihn niemals wissen lassen, daß sein Onkel sich so gräßlicher Verbrechen schuldig gemacht hat, entgegnete die Gräfin mit mildem, bittendem Tone.

Nein, nein, Madelaine, antwortete der Graf, er sollte es niemals ahnen, und wenn ich keinen Dollar von meinem Vermögen zurückerhielte! Dann möchte der herzlose Räuber auch die Schuld, die er an mir begangen, mit seinem Herrgott abrechnen!

Louvencourt verbrachte eine halb schlaflose Nacht, und seine beunruhigenden Gedanken trieben ihn schon früh am folgenden Morgen von seinem Lager.

Seine Aufregung steigerte sich mit jeder Minute, wo er dem Augenblick der Gewißheit über Gatlards Persönlichkeit näher kam.

Der entsetzliche, tödtliche Haß, den er in früheren Jahren gegen jenen gewissenlosen, höllischen Menschen, jenen Cargadeur, im Herzen getragen hatte, flammte in ihm wieder auf, und mit aller Kraft seiner guten Seele suchte er ihn mit den Gedanken an den edlen, braven Horton niederzukämpfen.

So rückte die zehnte Stunde heran, der Graf hatte absichtlich mit seiner Gattin bei Melanie und Horton in dem Salon verweilt, um durch sein häusliches, hohes Glück seine Gefühle weicher zu stimmen, und mit dem festen Entschluß, was auch kommen möge, das Glück Hortons nicht zu stören, verließ er das Zimmer, um Gatlard gegenüber zu treten.

Die Gräfin geleitete ihn in den Corridor: Gehe mit Gott, der in Horton unsern heißesten Wunsch erfüllt hat! sagte sie an der Treppe zu ihm, reichte ihm ihre Lippen zum Kusse, und las in dem milden Blick des Grafen, was er beschlossen hatte, zu thun. Louvencourt eilte fort nach



Gatlards Palast, zog die Schelle an dessen Thüre, und nahm die Karte des Kaufmanns Graville in New-Orleans, welche er sich zu diesem Zwecke hatte von demselben geben lassen, aus der Tasche hervor.

Ein schwarzer Diener öffnete den Eingang, Louvencourt fragte, ob er das Vergnügen haben könne, Herrn Gatlard seine Aufwartung zu machen und händigte ihm die Karte Graville's ein.

Herr Gatlard hat bereits sein Frühstück verzehrt, und ich will Sie gleich bei ihm anmelden, antwortete der Diener, schritt dem Grafen voran die Treppe hinauf, und ließ ihn in den Salon eintreten.

Louvencourt ging, vor Aufregung bebend, in das Zimmer, die Thür schloß sich hinter ihm, und seine Augen richteten sich auf den halbgeöffneten Eingang in den großen Saal.

Er stieß die Thüre auf, schritt hinein, und sein Blick fiel auf die Candelaber und auf den Blumenaufsatz.

Ja, ja, sie waren es, die theuren Gedenksteine des ersten, hohen Glückes seines Lebens, sie waren die Zeugen gegen den Verbrecher, der mit ruchloser Hand in sein Geschick eingegriffen hatte.

Er trat zu ihnen hin, erfaßte einen der Leuchter, hob ihn in das Licht, welches zwischen den rothseidenen Vorhängen hindurch in den Saal fiel, da hörte er Tritte, blickte nach der Thür, und Gatlard, der abgelebte Greis, mit weißumhaartem, kahlem Haupte, der Cargadeur, den Hut in der Hand, trat herein.

Beide standen wie versteinert da und stierten einander an, Louvencourt mit wild flammendem, weit geöffnetem Auge und in seiner Rechten den, wie zum Wurf hochgehobenen Candelaber, Gatlard mit zu Tode entsetztem Blick, und noch ein Moment verstrich, ohne daß der Eine, oder der Andre sich bewegt hätte.

Cargadeur – so sind Sie es doch! schrie jetzt der Graf und trat einen Schritt nach Gatlard hin, als dieser mit einem durch Mark und Bein dringenden Schrei rief:

Graf Louvencourt! und wie vom Tode gejagt aus dem Saal und aus dem Salon davonstürzte.

Louvencourt sprang ihm nach, und wollte ihm in den Corridor folgen, doch die Thür war von Außen verschlossen, und die donnernden Schläge des Grafen an dieselbe dröhnten dem, auf der Treppe hinunter fliehenden Gatlard, wie Rufe des ihn verfolgenden Rachegeistes in die Ohren, doch um so fliegender stürzte derselbe mit Aufwand aller seiner Kräfte vorwärts in den Hof und aus demselben durch das Thor in die Straße hinaus in dem Augenblick, als ein Miethwagen mit galoppirenden Pferden heransauste und Gatlard im nächsten Moment von den Hufen der flüchtigen Rosse erfaßt und niedergeworfen wurde.

Ueber ihn hin rollte der schwere Wagen, und er blieb regungslos in der Straße liegen.

Die Leute in der Nähe sprangen zu dem Ueberfahrenen hin, in wenigen Minuten sammelte sich eine dichte Menge um ihn, und mit großem Leid erkannte man Gatlard, den Wohlthäter Philadelphia's in ihm.

Man hob ihn auf, trug ihn nach dem Eingang in seinen Palast und in denselben hinein in dem Augenblick, als Louvencourt, welchem ein Diener die Thür des Salons geöffnet hatte, die Treppe herabschritt.

Erschrocken und entsetzt fiel sein Blick auf den anscheinend todtten Gatlard – er hatte ihm Nichts zu Leide thun wollen – Gott hatte ihn gerichtet!

Einen Arzt! schrie er einem der Diener zu, und folgte dann dem Verwundeten in dessen Gemach, wo derselbe auf seinem Lager niedergelegt wurde.

Louvencourt ließ Wasser und Essig bringen, er wusch die blutenden Wunden an Gatlards Kopf, er wusch ihm Stirn und Schläfe und sah mitleidig auf seine bleichen, entstellten Züge, als Gatlard die Augen aufschlug, und bei dem Anblick des Grafen zusammenfuhr und heftig zu zittern begann.

Dieser aber ergriff mit mildem, theilnehmendem Ausdruck auf seinem Antlitz seine Hand, und sagte, sich dicht zu ihm niederneigend:

Ich kam in der guten Absicht zu Ihnen, Sie mit sich selbst auszusöhnen, Herr Gatlard, sehen Sie keinen Feind in mir!

Dann drückte er ihm nochmals freundlich die Hand, kühlte seine Wunden wieder mit frischem Wasser und frug die umherstehende Dienerschaft wiederholt, ob der Arzt noch nicht komme.

Gatlard hielt seinen matten Blick auf den Grafen geheftet, seine Züge verloren nach und nach das Starre, das

Entsetzte, sie nahmen einen beruhigten, einen versöhnten Ausdruck an, und sein sich belebender Blick zeigte, daß er seiner Gedanken wieder Herr wurde.

Fassen Sie sich, Herr Gatlard, Ihr Fall wird ohne nachtheilige Folgen sein, und ich werde Ihre Ruhe, Ihren Frieden nimmer stören, sagte Louvencourt wieder zu dem schwer Verwundeten, und nahm mitleidsvoll dessen Hand in die seinige.

Da verklärte sich Gatlards Blick, er sah zu dem Grafen auf, als wolle er sich flehend ihm zu Füßen werfen, er faltete seine Hände, er wollte reden, seine Stimme versagte ihm, doch die Thräne, die in sein Auge trat, sprach statt der Worte und bat und flehte um Vergebung, um Barmherzigkeit!

Ja, ja, es ist gesühnt – es ist vergeben, flüsterte Louvencourt ihm in das Ohr, schloß seine gefalteten Hände in die seinigen, und erhob sich dann mit den Worten:

Nun beruhigen Sie sich, Herr Gatlard – hier ist der Arzt, er wird Ihnen sicher helfen – ich komme bald wieder zu Ihnen!

Dann warf er ihm noch einen freundlichen, tröstlichen Blick zu, machte dem herantretenden Arzt eine Verbeugung, und verließ das Zimmer.

Mit beflügelten Schritten eilte er nach dem Hotel, und fand die Gräfin mit Armand in dem Salon seiner harrend. Jene hatte Melanie mit Horton fortgesandt, um dessen Mutter zu besuchen, damit sie nicht anwesend wäre, wenn der Graf zurückkehre.

Louvencourt trat in das Zimmer, warf einen Blick um sich, und sagte zu den Beiden heftig bewegt:

Er ist der Cargadeur, und Gott hat ihn gerichtet!

Was sagst Du, Horace – ist er todt? – rief die Gräfin erschrocken aus – o, Du hast ihm nichts zu Leid gethan?

Nein – nein – antwortete Louvencourt, nicht mit einem Wort!

Gottlob! versetzte die Gräfin mit einem tiefen Athemzug, es war mir so bange!

Louvencourt erzählte nun schnell, was sich zugetragen und frug dann: Wo ist Melanie und wo ist Paul?

Ich habe sie zu Pauls Mutter gesandt, damit sie nicht hier sein sollten, wenn Du zurückkäme, antwortete die Gräfin.

Das ist gut, sagte Louvencourt, und wandte sich dann an Armand:

Das Geheimniß bleibt nun zwischen Ihnen, Herr Armand, meiner Frau und mir; es würde Horton, dessen Mutter und unsrer Melanie den Frieden nehmen!

Armand, sowie die Gräfin versprachen strengste Verschwiegenheit, darauf wurde berathen, in welcher Weise man das Zusammentreffen des Grafen mit Gatlard darstellen wollte, und man kam dahin überein, daß es zufällig durch den Unfall, welcher diesem begegnet war, herbeigeführt sein sollte, so daß Louvencourt dem Ueberfahrenen in dessen Haus gefolgt wäre, um ihm dort die erste Hülfe angedeihen zu lassen.

Nachdem man Alles reiflich besprochen hatte, eilte der Graf nach Hortons Mutter, um derselben die Nachricht

über den, ihren Bruder betroffenen Unglücksfall schonend mitzutheilen.

Trotz aller Vorsicht aber erschrak Jane heftig darüber, brach in Thränen aus und wollte sofort zu Gatlard eilen, doch Louvencourt hielt sie zurück, indem er ihr erklärte, daß ihr Erscheinen vielleicht sehr gefährlich auf den Zustand ihres Bruders wirken könne. Er versprach ihr aber, nach Tisch, wieder zu ihm hinzugehen, ihn an ihr Kommen vorzubereiten, und ihr dann Nachricht zu bringen.

Auch Horton ging das Schicksal seines Onkels nahe, und Melanie nahm warmen Antheil daran.

Beide blieben bei Jane zum einfachen Mittagsessen, um sie nicht in ihrer Traurigkeit allein zu lassen, während Louvencourt in das Hotel zurückging, und mit der Gräfin und Armand in seinem Salon zu Mittag speiste.

Nach eingenommenem Mahle aber begab er sich wieder nach Gatlards Palais, um zu sehen, wie es diesem erginge.

Als er in dessen Gemach trat, fand er Niemanden, außer einem sehr alten Manne mit schneeweißem Lockenhaar bei ihm, welcher neben seinem Bette saß, ein versiegeltes Papier auf seinem Schooße liegen hatte, und sich mit Gatlard eifrig unterhielt.

In dem Augenblick, als der Graf die Thür hinter sich zudrückte, heftete Gatlard seinen Blick verlangend nach ihm hin und er zeigte auf den Stuhl, von dem sich der alte Mann, welcher der Buchhalter Poolmann war, erhob.

Louvencourt zog für diesen noch einen Stuhl herbei, und folgte dann der Aufforderung des Kranken, sich neben ihn zu setzen.

Der Graf fragte mit theilnehmender Stimme, wie er sich befinde, doch Gatlard schüttelte mit dem Kopf und winkte ihm zu, daß er schweigen möchte.

Er machte dann wiederholte Anstrengungen, um zu sprechen, doch vergebens. Dann winkte er Poolmann, daß derselbe ihm Etwas in den Rücken lege, damit er mehr in sitzende Lage käme, welchen Wunsch Louvencourt selbst sofort erfüllte.

Gatlard sah diesen eine Zeit lang wie fragend an, und begann dann mit todtmatter Stimme:

Mein Buchhalter und Generalbevollmächtigter, Herr Graf, hat meinen von mir bei dem hiesigen Gerichte hinterlegten letzten Willen von da zurücknehmen müssen, weil Sie ihn lesen sollen und weil Sie mit zwei Millionen Dollars darin von mir bedacht sind. Hier ist das noch versiegelte Testament, öffnen Sie es und sehen Sie es durch.

Dabei winkte er Poolmann zu, dieser reichte Louvencourt das Papier hin, und Gatlard sank erschöpft gegen die Kissen zurück, hielt aber sein Auge unverwandt auf Louvencourt geheftet.

Dieser erbrach das Document und durchlas dessen langen Inhalt. Als er nun damit zu Ende gekommen war, faltete er es zusammen und gab es dem Buchhalter zurück, wandte sich dann aber zu Gatlard, und sagte:

Der gütige Himmel, Herr Gatlard, hat es so gefügt, daß die mir vermachte Summe an Ihren nächsten Verwandten

übergeht, Paul Horton ist der Verlobte meiner einzigen Tochter Melanie, und wird deren Gemahl werden.

Ein freudiger Schreck zog wie ein Sonnenlicht über Gatlards Züge, er faltete seine Hände wie zum Gebet, und richtete seinen bittenden Blick nach Oben.

Dann reichte er Louvencourt seine Hand, sah ihn flehend durch die Thränen, welche in seine Augen getreten waren, an, und sagte mit kaum hörbarer Stimme:

Meine Schwester möchte ich noch einmal sehen!

Und mit welcher Seligkeit wird dieselbe Ihren Wunsch erfüllen, antwortete der Graf im Aufstehen, ich bringe sie sogleich zu Ihnen, auch meine Tochter mit ihrem Verlobten, dem braven Paul Horton.

Gatlard nickte leise mit dem Haupte, und Louvencourt eilte davon.

Sehr kurze Zeit nachher rollte ein Wagen vor Gatlards Palast, aus welchem der Graf mit Jane Horton, mit deren Sohn und mit Melanie herausstieg.

Sie eilten in das Haus und hinauf nach dem Krankenzimmer, in welches Jane zuerst eintrat.

Gatlard hielt ihr beide Hände entgegen, sie warf sich an seinem Lager nieder und bedeckte seinen Mund mit ihren Küssen und ihren Thränen.

Gott hat große Gnade an mir geübt, und ich scheide beruhigt und voll Vertrauen in seine ferne Barmherzigkeit aus dieser Welt, sagte Gatlard, und schlang seine Arme um die Schwester.



Er schien viel kräftiger zu sein, doch es war nur das ihm so fremd gewordene Glück, welches seine Lebensgeister anfachte, er schaute nach Paul hin, winkte ihn zu sich heran, schloß ihn in seine Arme, und nannte ihn seinen lieben Paul. Dann hielt er Melanie seine Hand entgegen, legte deren Rechte in die seines Neffen, und gab ihnen seinen Segen zu ihrem Bunde.

Es war für Alle ein tief ergreifender Augenblick stiller Versöhnung und Verzeihung, und Allen hatten sich die Augen mit Thränen gefüllt.

Gatlard war der Erste, der sich ermannte, und er wandte sich zu Poolmann, indem er sagte:

Die Summe, welche ich für den Grafen in meinem Testament bestimmt habe, weisen Sie demselben noch heute in der Bank an, so daß er jeden Augenblick darüber verfügen kann. Für meine Schwester Jane Horton zahlen Sie zweimalhunderttausend Dollars in die Bank, damit sie dieselben jederzeit dort erheben kann, und nun holen Sie eiligst meinen Rechtsanwalt und den Notar, damit ich über mein übriges Vermögen zum Wohle der Menschheit testire.

Darauf bat er die Anwesenden, ihn mit Ausnahme seiner Schwester zu verlassen, welche bei ihm bleiben und ihn pflegen solle.

In tiefster Seele ergriffen, schieden sie Alle von Gatlard und Jane mit dem innigen Wunsche und der schwachen Hoffnung, daß der Kranke wieder genesen möchte.

Der nächste frühe Morgen aber hatte sein Schicksal schon entschieden, im Beisein seiner Schwester und seines alten treuen Buchhalters, dem er im letzten Augenblick noch auftrug, die beiden Candelaber und den Blumen Aufsatz dem Grafen zu übermachen, hatte er sein Leben ausgehaucht.

Die Nachricht von seinem Tode erschütterte den Grafen und dessen Gattin sehr, doch wohlthuend wirkte der Gedanke auf sie, daß sie keinen Antheil an seiner Bestrafung genommen hatten.

Ganz Philadelphia war in tiefster Trauer über das Hinscheiden des Mannes, der dessen Einwohnerschaft mit so unübersehbaren Wohlthaten überhäuft hatte, und unter welcher sein Name bewundert und verehrt ewig fortleben wird.

Bald, nachdem Gatlards irdische Hülle zur Ruhe bestattet war, traten die Louvencourts mit Jane Horton, deren Sohn und mit Armand ihre Rückreise nach ihrer schönen, stillen Heimath an, und wenige Wochen nach ihrer Ankunft dort traf die Nachricht bei ihnen ein, daß Pauls Großonkel, der alte Pennel, gestorben sei, und ihm sein ganzes Vermögen vermacht habe.

Als das Frühjahr sein frisches Grün und seine neue Blumensaat über die Ufer des schwarzen Flusses ausbreitete, erhielten Paul Horton und Melanie Louvencourt den Segen der Kirche zu ihrer ehelichen Verbindung, und Glück und Friede herrschten fortan ungestört in dem Hause des Grafen Louvencourt.